This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LIBRARY

Carl Freiherr v. Richthofen,

früher Domherr in Breslau.

Ein Lebensbild

aus den

kirchlichen Kämpfen der Gegenwart.

Nach handschriftlichem Nachlaß und mütterlicher Erinnerung.

Leipzig

Verlag von Justus Naumann.

1877.

BR 1725
R53A3

Ich will reden von Deinen Wundern, daß man erzähle Deine Herrlichkeit; daß man preise Deine große Güte und Deine Gerechtigkeit rühme. Pſ. 145, 5—7.

Wie wenn man ein Bächlein von ſeiner Quelle an, wo es ans Licht tritt, in ſeinem Laufe verfolgt und begleitet, wie es klar und hell und immer kräftiger ſprudelnd durch Flur und Wald und blumige Wieſen dahineilt, immer weiter vorwärts ſtrebend, bald ungehindert und leicht, bald gehemmt und aufgehalten durch Geſtein und Geſtrüpp; aber je länger je ſtärker ſich Bahn brechend durch Bergesſchluchten, Lebenskraft empfangend und gebend, über Abhänge zu leiſerem oder lauterem Rauſchen dahingetrieben; vom Sturm und Ungewitter gepeitſcht, um deſto mehr lebendigen Waſſers um ſich her zu verbreiten; bald rechts, bald links im Gedränge des Weges ſich wendend, endlich ſiegreich in gerader Richtung hindurchdringend, bis die unruhigen Wellen im ſtillen Becken ſich ſammeln — aber nicht, um nun ſeinen Lauf ruhig fortzuſetzen bis zur Mündung ins ſonnenbeglänzte Meer, ſondern um unverſehens

in gewaltige Brandung zu gerathen, welche den armen Bach ins Dunkel verschlingt und dem Auge entzieht — wie wenn man am Ufer stehend und ausgeschlossen von der weiteren Begleitung nach rückwärts schauend den Lauf solches Baches überblickt, nach vorwärts aber nur im Geiste, in Sehnsucht und Hoffnung ihm nachfolgen kann: — also das Mutterherz, welches dem geliebten Kinde seinen Eintritt in diese Welt vermitteln und es geleiten durfte bis zur reiferen Entwicklung, um nun den theuern Sohn auf seinen weitern Berufswegen zurückzulassen und ihm voranzugehen in die Ewigkeit, aber plötzlich ihn selbst an der dunkeln Pforte erblickt und berufen wird, wie einstmals seinen Eingang, so nunmehr auch seinen Ausgang aus dieser Welt vermitteln zu helfen.

Ein Lebensbild dieser Art zu entwerfen, bin ich aufgefordert worden. In großer Schwachheit des Leibes und Geistes, in tiefster Wehmuth des Herzens, aber in der Kraft der Liebe und in dem Verlangen, durch Erzählung der Wunderwege des HErrn zu Seiner Verherrlichung etwas beizutragen, habe ich den Versuch gewagt, in den nachfolgenden Blättern das Leben meines heißgeliebten Sohnes darzustellen, theils aus mütterlicher Erinnerung schöpfend, theils an Briefe und andern schriftlichen Nachlaß mich haltend. Eines bewährten Freundes hülfreiche Hand hat mich beim Schreiben unterstützt, und auf meine Bitte hat dieser die wichtigste Periode des hier beschriebenen

kirchlichen Lebensganges selbstständig bearbeitet. Wenn bei seinem Antheile an unserm Buche der Freund dem Theologen und Kirchenmanne nicht schlechthin die Hand binden zu dürfen geglaubt hat, wo ja „ein Lebensbild aus den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart" dargestellt werden soll, so ist doch hieraus der Darstellung ein nur formeller Mangel an Einheitlichkeit erwachsen; das Charakterbild selbst wird auf den Beschauer keinen getheilten Eindruck machen, weil die Mutter und der Freund dasselbe aus Einem Geiste und Sinne hingezeichnet haben.

Der HErr, welcher thatsächlich zu ihm gesagt hat: „Laß dir an Meiner Gnade genügen, denn Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig," welcher mit diesem Seinem Worte die Trübsalsnacht vor seinem Ende gezeichnet und mit demselben ihn zur letzten Ruhestätte begleitet hat, der wolle durch selbiges Wort auch meine schwache Hand stützen und segnen, auf daß sie Sein Werkzeug werden und dieses Buch dienen möge zur Ehre Seines Namens!

Hohenfriedeberg, 12. Decbr. 1876.

F. Fr. v. R. geb. **v. K.**

„HErr Gott, einig im Weſen, dreifaltig in Perſonen, alles, was in dieſem Buche von dem Deinen genommen iſt, das laß auch Deinen Kindern gefallen; was aber von dem Meinen dabei iſt, das verzeihe mir Du und laß mir's auch Deine Kinder verzeihen."

Auguſtinus.

Inhalt.

Seite.

1. Kindheit und Jugend 1
2. Vorbereitung auf das Prieſteramt. 1858—1861 . . 51
3. Im katholiſchen Prieſteramt zu Lauban und Breslau . 115
4. In Hohenfriedeberg bis Juli 1870 174
5. In Hohenfriedeberg bis Ende 1872 202
6. Conflictszeit. 1873 235
7. Altkatholiſche Epiſode. 1873—1875 319
8. Suchen und Finden 496
9. Die letzten Tage 562

Anhang. 1. Aus dem Alumnatstagebuche 591
2. Antrittspredigt, gehalten in Hohenfriedeberg am 17. December 1866 629
3. Leichenpredigt, gehalten in Hohenfriedeberg am 11. März 1876 von D. Beſſer 640

1.

Kindheit und Jugend.

Du bist mein Gott von meiner Mutter Leibe an. Ps. 22, 11.

Beim Anbruch des 31. Januar im Jahre 1832 wurde dem Freiherrn Carl Ludwig von Richthofen, welcher damals ein Fidei-Commiß-Gut seines Vaters, Roin bei Neumarkt, in Pacht hatte, von seiner Ehefrau Ferdinande, gebornen von Kulisch, auf dem großelterlichen Gute Hertwigswalde bei Jauer ein Söhnlein geboren, unter den Geschwistern das dritte, welches durch seine überaus kräftige Gestalt besonders die zwiefach großmütterliche Freude war. Schon am folgenden Abend aber brachte eine bedeutende Feuersbrunst anscheinende Gefahr und große Aufregung; denn obwohl der Brand nur im angrenzenden Bauernhofe stattfand, glaubte man nach dem glutrothen Reflexe, daß das Schloß selbst in Flammen stände, so daß eine benachbarte, der Familie aber fremde Gutsherrschaft in theilnehmender Liebe ihre vierspännige Equipage schickte, um die Wöchnerin abholen zu lassen. Die Folgen

des Schreckens machten sich zwar erst später geltend, verzögerten aber die Genesung der Mutter, so daß die Taufe des kleinen Carl Ferdinand Wilhelm, durch den evangelischen Ortsgeistlichen, bis in den Monat März verschoben werden mußte.

Von seiner frühesten Entwicklung an trat der ihm immer eigen gebliebene Ernst in seinen Zügen hervor, mit welchem das öftere fröhliche Aufjauchzen nicht in Einklang zu stehen schien. Bald wurde er von der trefflichen Großmama ihr kleiner Brummbär, bald das Spaßvögelchen genannt.

Mit drei Vierteljahren hatte die Amme den Kleinen aus der Wiege fallen lassen, und das kräftige, bisher immer auf das doppelte Alter taxirte Kind verfiel in einen abzehrenden Zustand, der es sehr herunter brachte, endlich jedoch durch Thierbäder völlig geheilt wurde, so daß der Kleine zu einem blühenden, gesunden Knaben heranwuchs.

Nach ärztlicher Verordnung hatte er in jenem kränklichen Zustande so viel als möglich in von der Sonne durchglühtem Sande sitzen und spielen müssen. Sein Vater sprach später oft die Besorgniß aus, daß dieß auf die Kopfnerven könne nachtheilig gewirkt und sein Gedächtniß dadurch gelitten haben.

Der kleine Carl war ein überaus gutmüthiges, in seiner Treuherzigkeit drolliges Kind, welches zu Bestrafungen kaum jemals Veranlassung gab. Er pflegte immer lauter und wahr den geraden Weg zum Ziel zu gehen, auch wo dieser nichts taugte. Mit vier Jahren, am sechsten Geburtstage seiner Schwester, wo ihm die Näschereien auf dem Geburtstagstisch anziehend waren, hatte er sich eine Fußbank

geholt, um dieselben erreichen zu können, stand und verzehrte eins nach dem andern, ohne durch unser Eintreten sich in seiner Ruhe im geringsten stören zu lassen. Er war von überwiegend phlegmatischem Temperamente, und es gereichte seiner Mutter zuweilen zu wahrer Pein, wenn ein Hausfreund beim Schachspiel ihn auf den Knieen hielt, und das Kind wohl eine Stunde ruhig sitzen blieb.

Unterdeß wuchs auch sein um $^5/_4$ Jahre jüngerer Bruder heran, und es entwickelte sich unter den beiden Knaben eine besonders innige Freundschaft und Gemeinschaft. Die Mutter schreibt darüber: „Carl erzieht seinen Bruder, der ihm auf Schritt und Tritt nachgeht und ihn zärtlich liebt.“ Er war sonst ziemlich still, aber bei den kleinen Spaziergängen des Brüderpaars im Garten, meist Hand in Hand, konnte man eine ununterbrochene Unterhaltung belauschen. Auch ihre kleinen Bubenstückchen pflegten gemeinsam zu geschehen, wie sie z. B. eines Tages sich Scheren verschafft hatten und in aller Stille hinter dem Ofen eine Imitation des Schafscherens an ihren Pelzmützen, welche die Mutter ihnen gemacht hatte, vollzogen.

Am Charfreitag des Jahres 1838, als Carl sechs Jahr alt war, starb sein Großvater. Roin mit Schützendorf fiel an dessen älteren Sohn; Hertwigswalde an den jüngeren, Carl's Vater, so daß im Juni die Uebersiedelung dahin erfolgte.

Ein Hauslehrer, Candidat der Theologie, von seltenem Geist und Gaben (der jetzt in Gott ruhende Superintendent Kornmann), wurde für den älteren Bruder engagirt, und Carl, der schon bei der Mutter und einer Französin einen kleinen

Anfang im Lernen gemacht hatte, wurde auch sein Schüler. Ueber diese ersten Studien schrieb ich an eine Freundin: „Carl holt sich zur pünktlichen Zeit ungeheißen seine Schiefertafel und fängt sehr eifrig an zu rechnen; wenn es ihm aber zu lange dauert, so geht er eben so ernsthaft davon und läßt es gut sein. Einmal fand ich seine Exempel unvollendet, über denen ich ihn eben hatte eifrig arbeiten sehen; Herr K. war auch unzufrieden, daß sie nicht fertig waren. Ich rief ihn und fragte, was ihm denn eingefallen wäre, warum er nicht weiter gerechnet hätte? Er sah mich treuherzig an und erwiederte ganz trocken: ‚Weil ich gern mit dem Ferdinand spielen wollte‘ — rechnete sie aber nun eben so ruhig fertig. So entwaffnet er sehr oft jeden Unwillen durch seine Ehrlichkeit. Man kann nicht böse auf ihn sein, wenn er einen so gutmüthig ansieht.“ In derselben Zeit schrieb ich: „Am Sonntag wollte Carl mit Frl. K. in die Kirche gehen. Als er wieder kam, fragte ich ihn, was er da gemacht habe? ‚Nichts,‘ war die Antwort. Ich fragte weiter: Hast du nicht mit gesungen? ‚Nein.‘ Hast du aber Achtung gegeben, was der Herr Pastor gesagt hat? Nach einer kleinen Pause: ‚Nein.‘ Warum geht man denn aber in die Kirche? ‚Weil man dort zum lieben Gott beten soll.‘ Hast du denn aber an den lieben Gott gedacht? — (nach einigem Besinnen, aber ganz trocken:) ‚Nein.‘ Hier folgte nun ein Kuß für seine Ehrlichkeit und eine Ermahnung, wie er sich künftig in der Kirche zu benehmen habe.“

Die weitaus wichtigste Folge des Ablebens des Großvaters war der lange vorbereitete, aber aus Rücksicht für denselben

aufgeschobene Uebertritt des Vaters zur katholischen Kirche. Er erfolgte im September in der Stille zu Dresden bei einem würdigen Geistlichen, Pater Mende. Wäre ich nicht ein Jahr vorher zum lebendigen Glauben erweckt worden, so würde ohne Zweifel auch ich für mein religiöses Bedürfniß auf diesem Wege Befriedigung gesucht haben. Zehn Jahre später schloß ich mich mit meiner älteren Tochter der lutherischen Kirche in Preußen an, wohin auch die jüngere uns folgte. Nach einem früheren Versprechen sollten die Kinder alle evangelisch erzogen werden, aber die katholische Kirche ließ natürlich ein derartiges Privatabkommen nicht gelten. Um nun in der Erziehung drohenden Zwiespalt zu vermeiden, welcher mir gefährlicher erschien, als der Unterschied der Confession, verstand ich mich — wenn auch unter schwerem Kampf und großem Schmerz — zu dem Vorschlage, daß die vier Söhne in des Vaters, die beiden Töchter in der Mutter Confession unterrichtet werden sollten.*) Nach dieser Richtschnur wurde nun gewissenhaft verfahren, und es hat den Segen gehabt, daß die Geschwister in ungestörtem Frieden und Eintracht geblieben sind, unter möglichstem Eingehen auf des Vaters aufrichtig frommen, aber kirchlich strengen Sinn. Das freie Herzensgebet mit den Kindern war mir vertrauensvoll überlassen; aber nie durften andere als katholische, bischöflich

*) In wie weit dieß vor Gott recht war, und in wie weit die menschliche Schwachheit Theil daran hatte, muß die Ewigkeit erst klar machen. Meinem geliebten Carl war ein weiter, dornenvoller Weg beschieden, um wieder zur lutherischen Kirche zu gelangen! Aber er ist ihm förderlich und segensreich geworden.

approbirte Bücher zur Erbauung benutzt werden. Die heilige Schrift durfte nur in der Allioliſchen Ueberſetzung geleſen werden. Innerhalb dieſer Grenzen that ſich ein reicher Schatz altkirchlicher Quellen auf, namentlich im Breviere und Miſſale, mit den vorgeſchriebenen Schriftlectionen, köſtlichen Gebeten und vielen Stellen der Kirchenväter (jedoch mit beſonderer Auswahl). Wo mir etwas ſchriftwidrig darin erſchien, glaubte ich nicht ſchweigen zu dürfen; aber bei gehöriger Vorbereitung auf die Hausandacht kam dieß ſelten vor. Die Hymnen wurden weggelaſſen; an unſere Kirchenlieder gewöhnt, befriedigten jene mich nicht. Lieder wurden aus Angelus Sileſius' Seelenluſt geleſen und gelernt. Auch zwei ſchöne Gebetbücher („aus der Augsburger Diöceſe"), früher durch Pater Mende empfohlen, wurden fleißig benutzt, ſo wie die Schriften vom Grafen Friedrich Leopold und Alfred Stolberg.

Unſer vortrefflicher Hauslehrer konnte nun unter den eingetretenen Umſtänden ſeinem Beruf in unſerem Hauſe nicht lange mehr vorſtehen. Im Jahre 1840 übernahm ein junger katholiſcher Prieſter ſeine Stelle, der auch in der dazu eingerichteten Hauskapelle täglich Meſſe las. Er war ſehr unterrichtet und begabt, aber zum Lehrfach wenig geeignet, ſo daß es mir zur Beruhigung gereichte, als er in Jahr und Tag eine kirchliche Anſtellung erhielt.

Der ältere Sohn Hermann war unterdeß einer Lehranſtalt in Dresden übergeben worden; den Unterricht Carl's und Ferdinand's übernahm einſtweilen freundlichſt der Paſtor des Ortes. Derſelbe bemerkte bald die Verſchiedenheit in den Anlagen der beiden Brüder — welche übrigens als die

kleinen Inséparables viele Freunde und Gönner hatten — und behauptete, daß der jüngere in seiner Pietät für den älteren Bruder nicht wagte ihn zu überholen und dadurch sich im rascheren Fortschreiten aufhalten ließe. Seine brüderliche Liebe war in der That rührend. Bei sonst strengster Wahrheitsliebe dichtete er seinem geliebten Carl wohl zuweilen Kopfschmerzen an, wenn die lateinischen Vokabeln in dem schwächeren Gedächtniß nicht hatten haften wollen.

Carl hatte schon damals etwas männlich Edles, was diese hervorragende Stellung begründen mochte. Auch beim Soldatenspiel mußte er selbstverständlich immer den Commandirenden abgeben, dem alle, auch ältere Knaben, sich gerne fügten, und der in seiner selbstfabricirten Uniform, auf seinem Esel reitend, sich ganz stattlich ausnahm.

Es mußte nun zur Wahl eines neuen Hauslehrers geschritten werden. Ein uns ganz fremder, soeben geweihter, junger Priester übernahm die Stelle, dessen pädagogischem Takte und großer Berufstreue unsere Kinder ungemein viel zu verdanken haben. Auch war sein Einfluß auf die confessionellen Verhältnisse ein gesegneter, denn er war von milder Gesinnung und hatte für die tiefere Glaubensgemeinschaft ein richtiges und wohlthuendes Verständniß. Gleichzeitig war eine junge, in jeder Beziehung musterhafte, von frischem Glaubensleben erfüllte Gouvernante bei uns eingeführt worden, so daß unter der geistigen Nahrung jener Zeit die Kinder erfreulich gediehen. Von letzterer wurde Carl in der französischen und englischen Sprache unterrichtet; im Klavierspiel von seiner Mutter. Das Lernen wurde ihm

schwer, und er mußte zum Fleiß ernstlich angehalten werden. Das that aber der Liebe und Anhänglichkeit an seinen Lehrer keinen Eintrag, wovon auch ein Brief an seinen älteren Bruder Zeugniß giebt, an dessen Geburtstag am 29. April 1844 Herr T. unser Haus verlassen hatte, um dem Rufe in ein geistliches Amt Folge zu leisten. Er schreibt darin, wie traurig wir sein würden, „weil gerade an Deinem Geburtstage der sehr, sehr gute und liebe Herr T. von uns fortgeht. Du kannst Dir denken, was uns das für Schmerz verursacht — auch Dir wird es gewiß recht leid thun."

In demselben Briefe heißt es dann weiter: „Der Segen Gottes sei heute mit Dir und beschütze und leite Dich in diesem neuen Jahre, daß Du nicht abfallest vom Wege der Tugend und Ihn suchest und nach Ihm verlangest. Auf Ihn baue, auf Ihn vertraue, denn Er will ja den größten Sünder nicht abweisen, wenn er sich nur bekehrt. Ja, auch ich hoffe auf Ihn; Er wird uns nicht verlassen. Wir wollen beten, ja beten, Ihn lieben, an Ihn glauben, damit Er uns die Seligkeit gebe."

Mein Schwiegervater hatte wiederholt vor seinem Ableben geäußert, daß ein Verkauf von Hertwigswalde unter günstigen Bedingungen ihm wünschenswerth erschiene; auch meine liebe Schwiegermutter war dieser Meinung, und da das Gut sich wenig verwerthete, auch wegen der Erziehung der Söhne ernste Fragen zur Erwägung kamen, so wurde — zwei Jahre vor dem Tode derselben — ein über Erwarten günstiger Verkauf abgeschlossen, und zur Beruhigung der mütterlichen Besorgnisse über die drohende Nothwendigkeit,

die Söhne aus dem Hause zu geben, zog die Familie im Juni des Jahres 1844 nach Breslau.*)

Der Hauslehrer Carl's und Ferdinand's hatte möglichst gestrebt, beide für Unter-Tertia vorzubereiten. Sie nahmen in Breslau noch eine kurze Zeit Privatunterricht in Mathematik und Griechisch und traten dann auf dem kath. Matthias-Gymnasium in die genannte Klasse ein. Während Ferdinand sich bald in die neuen Schulverhältnisse zu finden wußte und rüstig fortschritt, wurde es Carl bei seiner Schüchternheit und seinem zurückhaltenden, ernsten Wesen schwerer. Gemüth und Gesundheit litten sichtlich darunter; er wurde krank und mußte ein Vierteljahr aus der Schule fort bleiben, was sich auch nicht ausgeglichen hat, da er erst anderthalb Jahr später als sein jüngerer Bruder das Zeugniß der Reife erlangen konnte.

Religionsunterricht nahmen die beiden Knaben bei dem damaligen Licentiaten (jetzigen Erzpriester) Welz, unserm würdigen Freunde, von welchem sie auch die erste heilige Communion empfingen.

---

*) Es sei hier die Bemerkung gestattet, daß die damals wohl geäußerte Meinung mancher Verwandten und Freunde, Hertwigswalde wäre gegen den elterlichen Willen verkauft worden, und deßwegen hätte kein Segen auf dem Verkaufe geruht, unbegründet war. Vielmehr hat es mir in späteren Drangsalen immer zur Beruhigung gereicht, daß mit jenem Verkaufe das vierte Gebot nicht verletzt worden ist. Derselbe ist mir immer — nicht als die Ursache der späteren Verluste und Nöthe, sondern als das erste Glied in der Kette derselben erschienen.

Es war in Breslau das ehemalige Taubstummeninstitut, auf dem Dom an der Kreuzkirche von Gärten umgeben, zum Wohnhaus angekauft, sehr bequem und wohnlich eingerichtet und im Jahre 1846 von uns bezogen worden. Auch dort wurde eine schöne Hauskapelle eingerichtet, und in dem vortrefflichen und liebenswürdigen Dr. Hasse, später Generalvicar in Pelplin, seit mehreren Jahren bereits verstorben, ein Hausgeistlicher angenommen, welcher täglich Messe las, Abendandacht in der Kapelle hielt und im Unterricht etwas nachhalf. Außerdem hatten die Knaben im Hause Musik- und Zeichnen-, auch Tanzunterricht. Carl befriedigte in letzterem und noch mehr durch sein schönes Talent zum Zeichnen und Malen, welches auch später immer seine Lieblingsbeschäftigung geblieben ist.

Wiewohl die große Räumlichkeit des Hauses ihre Bedenken hatte, so war sie doch für die Erziehung von Werth und Segen; denn die Söhne suchten ihre Erholung nicht außer dem Hause bei ihren Freunden und Schulkameraden, sondern diese pflegten gern zu ihnen zu kommen, und so war das Familienleben damals ihre Welt. Es vermehrte sich aber auch die Mitgliederzahl desselben von Jahr zu Jahr. Zwar hatte die geliebte Großmama den ihr bestimmten Antheil des Hauses nicht mehr beziehen können, sondern war einige Monate vorher in ihrer bisherigen, von der unsrigen entfernten Wohnung in Folge eines verunglückten Aderlasses eines sanften und seligen Todes entschlafen (Carl's vortreffliche Großmutter mütterlicherseits war schon im Jahr 1839 gestorben); aber statt ihrer bezog ein verwittweter Freund des Haus-

vaters, Baron v. Devivere, ein Weſtphale, ein äußerſt braver und achtungswerther Mann, mit ſeinem Sohne und ſeiner Tochter, die faſt in gleichem Alter mit den älteſten Kindern des Hauſes waren, jene Wohnung. Auch wurde die Kinderzahl durch ein liebliches Pflegetöchterchen, das ſechsjährige, einzige Kind eines Vetters von Stechow, vermehrt, welches der Hausmutter — trotz deren ernſten Bedenken — zur Erziehung anvertraut wurde und ihres Herzens große Freude war. Eine Schweizerin war zur Aushülfe und zur Uebung der franzöſiſchen Sprache engagirt worden. Dazu wurde der Familie die Freude zu Theil, daß die Schweſter der Hausfrau, die verwittwete Majorin v. Natzmer, im Frühjahr des Jahres 1847 mit ihren Kindern den oberen Stock bezog und damit auch viel Leben ins Haus brachte. Der älteſte Sohn derſelben war bereits in der Cadettenanſtalt; ihre älteſte Tochter war zehn, der jüngſte Sohn acht Jahr alt. Der Ankauf eines Landgutes im Trebnitzer Kreiſe wurde nun um ſo mehr zur Quelle gemeinſamer Freude, als die Ferienzeiten dort zugebracht werden konnten. Carl's angeborner Humor fand da reiche Nahrung, und auch die Neigung zur Forſtwiſſenſchaft mochte wohl daſelbſt ihre natürliche Grundlage bei ihm gefunden haben, denn das Umherſtreifen in den anmuthigen Wäldern und Fluren war ſeine beſondere Luſt und Ergötzung; wie denn überhaupt die in Schimmelwitz verlebten Zeiten zu den glücklichſten Erinnerungen aller Betheiligten gehörten.

Allein der heitere Himmel umwölkte ſich bald, um nie wieder ganz hell zu werden. Das Jahr 1847 war allgemein

durch Theuerung ein schweres Jahr; dazu nahmen bei uns Vermögensverluste ihren Anfang und verdunkelten den Blick in die Zukunft. Aber weit schwerer sollte Krankheitsnoth uns heimsuchen. Das Haus hatte leider eine vorher wenig beachtete feuchte und ungesunde Lage. Auch war in der Anlage der unteren Schlafzimmer manches versehen worden. Beim Uebergang des Jahres 1847 zu 1848 wurde nach und nach fast die ganze Familie vom Typhus oder nervösem Fieber ergriffen. Magdalenchen Stechow erkrankte zuerst; danach ich selbst; Frau von Natzmer mit ihren Kindern; drei unserer Söhne und die jüngste Tochter Agnes. Nur der Hausvater, die älteste Tochter und die Schweizerin blieben gesund und theilten die beschwerliche Pflege mit zwei barmherzigen Schwestern und fünf (!) Aerzten.

Meine theure Schwester wurde — nebst einem treuen Dienstmädchen des Baron Devivere — das Opfer dieser Heimsuchung. Sie erlag dem Typhus, während ich an das Krankenbett gefesselt war und auch die Todesnachricht der kleinen Nichte und der jüngsten Tochter, welche beide von fast sämmtlichen Aerzten aufgegeben waren, täglich zu erwarten hatte. Leib und Seele konnten nach solchem Trübsalssturm, der auch sonst noch ernste Folgen nach sich zog, sich nur schwer erholen. Magdalenchen's Mutter, welche sich drei Jahre lang ihres Kindes beraubt und nun dasselbe am Rande des Grabes erblickt hatte, konnte sich fortan nicht mehr von ihr trennen und nahm sie wieder zu sich. Die verwaisten Natzmer'schen Kinder aber waren nun unsere Kinder geworden.

Auf das Nervenfieber folgten unmittelbar fast bei allen

Kindern die Masern, und so wurde Carl fast ein Vierteljahr wieder von der Schule abgehalten. Die politischen Kämpfe der Jahre 1848 und 1849 ließen jedoch bald alle Privatangelegenheiten in den Hintergrund treten und erregten die bangste Besorgniß. Auch unsere Vermögensverhältnisse litten schwer darunter und erforderten bereits ernste Einschränkungen, ohne daß indeß bisher das häusliche Leben und die wiederkehrende Heiterkeit der Kinder dadurch Störung erfahren hatten. Im Jahre 1850 aber erkrankte Carl gefährlich am Scharlachfieber. Sein Vater und die Geschwister zogen nach Schimmelwitz, um Ansteckung zu vermeiden; nur meine Nichte Anna, welche die Krankheit schon gehabt hatte, blieb mit mir in Breslau.

Die Pflege des geliebten Sohnes ließ mich tiefe Blicke in seine Seele thun, zu Trost und Freude. Er stand in ernster Buße und Demuth; aber der Trost des Evangeliums fehlte ihm, denn die Besorgniß, daß er zu unheilig und unwürdig wäre in den Himmel zu kommen, erschwerten ihm die Todesgedanken, so friedlich und ruhig er auch sonst in seinem Wesen war. „Ach, wenn nur der Weg in den Himmel nicht so schwer wäre!“ seufzte er, während er in freundlicher Ergebung und Fassung mir zuhörte, wenn ich von seinem vielleicht nahen Heimgange zu ihm sprach. Ich hatte zum ersten Mal Gelegenheit und praktischen Anlaß, zu ihm von der stellvertretenden Genugthuung des Erlösers und von der Frucht Seines Todes zu reden. Alles fand einen empfänglichen Boden in der lauteren Kindesseele. Als ich ihm bei anhebender Besserung zur Erholung das Buch Tobias vorlas, fand er daran besondere Freude und Wohlgefallen.

Im Jahre 1851 — unter dem erwähnten Druck der politischen Verhältnisse — mußte Schimmelwitz leider zu sehr niedrigem Preise verkauft werden. Bald darauf aber wurde der Ankauf eines größeren, sehr preiswürdig erscheinenden Gutes in Oberschlesien auf meinen Namen vollzogen und von mir, unter banger Ahnung, nicht ohne Thränen unterzeichnet. Das schöne Wohnhaus in Breslau wurde unter theilnehmendster Vermittelung des edlen Cardinals von Diepenbrock an das Dom-Capitel verkauft, und wir zogen im Herbst desselben Jahres nach Leszczyn, dem neuen Gutsbesitze, während die drei jüngeren Söhne in Breslau, in eigner Wohnung, mit einer treuen, bewährten Wirthschafterin zurückblieben; Carl in eifriger Vorbereitung auf sein Abiturienten-Examen, unter nicht geringen Schwierigkeiten bei der Zimmergemeinschaft mit einem experimentirenden Studenten, einem Gymnasiasten und den sie besuchenden guten Freunden.

Je mehr die drei Brüder in ihrer kleinen Häuslichkeit die Trennung von dem Familienkreise empfanden, um so größeres Vergnügen machte ihnen die Wiedervereinigung mit demselben in Leszczyn zur Weihnachtszeit, und zwar um so mehr, als sie zugleich als liebe Gäste aufgenommen und gefeiert wurden, in ihrer relativen Unabhängigkeit dem mütterlichen Amtseifer entwachsen und entzogen.

Nachdem Carl zu Ostern 1852 sein Examen bestanden, forderte die Berufswahl eine Entscheidung. Seines Vaters dringender Wunsch war das Studium der Theologie für einen oder mehrere seiner Söhne gewesen; aber auch Carl hatte damals keinen Zug dazu, wogegen die Malerei einen

mächtigen Reiz für ihn hatte. Da er jedoch für einen wissenschaftlichen Beruf vorbereitet war, so wurde vorläufig der Unterricht im Oelmalen für nicht gestattet erachtet. Er entschied sich demnach, seiner natürlichen Neigung folgend, für die Forstwissenschaften und erhielt als Forst-Eleve zunächst praktische Anweisung in schlesischen und thüringischen Revieren, bis er Michaelis 1853 sich auf die Forstakademie in Neustadt-Eberswalde begab. Auf diesen verschiedenen Stationen trat ihm mehr oder weniger der herrschende Weltsinn nahe, der ihm bis dahin fremd geblieben war. Nach den angestrengten Studien kehrte bei der wohlthuenden Freiheit die Heiterkeit seiner Kindheit zurück; aber er erkannte selbst die Gefahren seiner jetzigen Laufbahn, und das Mutterherz zitterte davor, zumal er damals den brieflichen Verkehr ziemlich vernachlässigte. Seine wahrhaft demüthige und lautere Seele blieb aber für jede Ermahnung und Zurechtweisung offen und empfänglich, ja, je ernster die mütterlichen Briefe, desto lieber waren sie ihm.

Als das kräftigste Bewahrungs- und Erziehungsmittel jedoch erwies sich der Ernst der göttlichen Führungen im elterlichen Hause. Capitalskündigungen brachten große Bedrängnisse in dasselbe; der Gutsertrag war, zumal bei den damals ungünstigen Witterungsverhältnissen, ein geringer; die Studien von vier Söhnen erforderten bedeutende Mittel, und so ging es immer tiefer in die Glaubensprüfungen hinein und in die Hochschule der Selbstverleugnung und Demüthigung, welche namentlich auf Carl's tiefes Gemüth vom entscheidendsten Einfluß war. Während seiner Lehrzeit in

Schleusingen schrieb ihm unter anderm die Mutter: „Gott der HErr hat Euch der irdischen Güter beraubt, damit Ihr an himmlischen Gütern reich werdet. Laßt Ihr Euch diese rauben, oder habt Ihr kein Herz dafür, so habt Ihr nichts und seid wahrhaft arm. Nichts aber würde unserm Reichthum gleichen, wenn wir dereinst Euch alle, meine geliebten Kinder, vor Gottes Angesicht versammelt sähen und keins von Euch verloren wäre. Möge das Eure größte und heiligste Sorge sein, und darum die Frage: ‚Was soll ich thun, daß ich selig werde?‘ Eure allererste Lebensfrage werden.“ Er schreibt dann einige Monate später aus Neustadt-Eberswalde: „Gerade diese schwere Zeit läßt eine innere Gemeinschaft mehr als jemals wünschen; namentlich jenen entgegengesetzten Beispielen gegenüber, die man tagtäglich sehen und hören muß, die zur Zerstreuung, nicht aber zu dem Ernste oder zu der Stimmung führen, die diese Zeit, wenn sie für uns segensreich sein soll — und Gott gebe, daß sie es würde! — in uns hervorbringen muß. Meine gute, theure Mama, wenn ich Dir meine Gefühle so mittheilen könnte! — aber Deine treue, mütterliche Liebe in Deinen Briefen ist der beste Sporn, das beste Mittel, den Gefahren kühn zu trotzen ... Wenn Du mir wieder einige glückliche Stunden machen willst, dann bitte, schreibe mir bald wieder und je ernster, desto mehr freue ich mich, desto besser für mich.“ — Ueberhaupt ist in Neustadt-Eberswalde, mitten unter dem Leichtsinn so mancher seiner Mitstudirenden, durch Gottes Gnade sein inneres Leben immer mehr begründet worden. Er hat sich immer entschiedener von der Welt ab- und dem Reiche Gottes

zugewendet, wie dieß aus seinen Briefen stets deutlicher hervorgeht. Freilich ging es durch viel inneren Kampf und tiefe Noth, und bei seiner damals noch mangelhaften Heilserkenntniß, so wie unter den Eindrücken des ihn umgebenden Unglaubens und daraus folgender Sittenlosigkeit, durch Verzagtheit und Zweifel hindurch. Hiervon nachstehend einige Proben: „So willig der Geist auch ist, um so schwächer ist das Fleisch. Nur zu oft hört aller Kampf auf, dann unterliegt aber auch der Geist dem natürlichen Menschen, und wenn nur wenigstens der Wille um so kräftiger durchdringen könnte, so möchte es darum sein, da die Schwachheit insofern gut für die Seele sein müßte, als sie doch dann um so vorsichtiger verfahren sollte. Hat jedoch der Feind der Seelen eine schwache Seite gefunden, um so stärker sind dann seine Versuchungen; um so leichter unterliegt man, bis die Seele — ganz niedergeschlagen — Hülfe sucht, um aufs neue den unterbrochenen Kampf zu beginnen. Wie gedrückt fühlt sie sich! Wenn ich so daran denke, namentlich jetzt in den angehenden Frühlingstagen, wie alle Geschöpfe ihren Schöpfer verherrlichen, — ach! allein der Mensch, das edelste der Geschöpfe, stimmt nicht ein in diese Verherrlichung. An Ihn denken heißt noch nicht Ihn verherrlichen, Ihn loben und preisen, wie die ganze Natur Ihn preist in ihrer Unschuld (vergl. Röm. 8, 23). Dieses jetzige Jagen und Trachten der Menschen, welche in ihrer Vergnügungssucht und Kurzsichtigkeit sich so ganz an die Welt anklammern — welcher Unterschied gegen die ursprüngliche Bestimmung: die Verherrlichung Gottes! Hat mir der Heilige Geist die Gnade gegeben, Gott zu

erkennen, o daß ich Ihn auch bekennen, daß ich Ihn auch verherrlichen könnte mit Seele und Leib! — während beide noch so ganz und gar der Welt und ihren Freuden angehören, so irdisch sind, daß die Seele kaum auf Augenblicke sich zu Gott erhebt, und nur dann etwa, wenn gerade die Welt sie nicht beansprucht, während das Ding umgekehrt sein sollte."

In einem andern Briefe heißt es: „Ich fühle mich jetzt innerlich viel glücklicher, doch es gilt erst im Kampfe auszuhalten und sich als Christ zu beweisen, um das Wort, welches gestern im Katholischen Verein vorkam, zu bewähren: ‚Wer mich bekennt vor den Menschen, den werde Ich vor meinem himmlischen Vater bekennen'. Das andere ist der Kampf gegen den natürlichen Menschen. Beides ist schwer und namentlich hier; doch wird es sicher auch leicht, wenn es um Gottes willen geschieht."

Nach solchen Bekenntnissen hatte ich ihm einmal nach Neustadt-Eberswalde geschrieben (in Bezug auf alle meine Söhne) . . . „Unwillkürlich denke ich mit weniger Sorge und mit größerer Ruhe an Dich, mein geliebter Carl. Möchte mein Gefühl hierin nie getäuscht werden! Die äußeren Gefahren, die ja wahrlich an sich nicht geringer sein mögen, hast Du selbst erkannt, und weil es Dir darum zu thun ist, Dich als Christ zu erweisen, so suchst Du sie zu meiden . . . Die inneren Versuchungen zum Hochmuth menschlicher Weisheit sind bei Dir von Hause aus geringer, und darum Dein Herz mehr der Gnade offen; denn Du hast bereits erfahren, was es heißt: ‚Laß dir an meiner Gnade genügen.' So hast Du denn nach dieser Seite hin ein köstlicheres Pfund zu

verwerthen, und wenn ich jenen das Bitten und Flehen des Apostels: ‚Lasset euch versöhnen mit Gott!‘ mit Flammenschrift ins Herz schreiben möchte, auf daß das Verständniß hievon ihnen klar würde, so möchte ich Dir in das Deine eben so fest graben: ‚Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!‘“

Erst nach längerer Zeit erhielt ich hierauf eine sehr bewegte und schmerzerfüllte Antwort, worin er ernstlich klagt, daß er aus äußeren und inneren Gründen nicht habe schreiben können und dann fortfährt: „Hättest Du, liebe Mama, mein geistiges Elend in der letzten Zeit gekannt, Du würdest Dich wahrscheinlich sehr beunruhigt haben. Um so mehr Angst habe ich — verzeihe mir, wenn ich es schreibe — daß Du mit größerer Ruhe und weniger Sorge an mein Seelenheil denkst, als an das meiner Brüder, indem Du mich schon für gesichert hältst. ‚Ach, daß du kalt oder warm wärest! weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde‘ (Offenb. 3, 15. 16). Das ist für mich ein schweres Wort, da ich noch lange nicht warm bin, mein Zustand vielmehr jetzt der war, wie ihn Franz v. Sales in der Philothea beschreibt: ‚Du wirst zuweilen aller Empfindung der Andacht beraubt, so gefühllos und verlassen sein, daß deine Seele dir vorkommt wie ein dürres, unfruchtbares Land, worin kein Weg, kein Steg ist, der zu Gott führt, wo kein Born der Gnade quillt, es zu befeuchten, und die anhaltende Dürre noch endlich, wie es scheint, alles in eine Wüste verwandeln wird. Anfänger im Wege der Gottseligkeit befremdet dieß oft gewaltig, so daß sie beinahe den

Muth verlieren und an der Sache Gottes irre werden.' Dieser Zustand einer unüberwindlichen Kälte hatte mich lange Zeit befangen und hinderte mich an aller Lectüre, an aller Beschäftigung mit meiner Seele, und meine vielen Bücher, die mir die Mittel mich zu überwinden hätten geben sollen, blieben stumme, unbenutzte Zeugen meines unglücklichen Zustandes. Obwohl nun diese Krisis zum Theil überwunden ist, so bin ich noch immer nicht sicher, nicht in dieselbe zurück zu fallen, so lange ich nicht vollständig warm werde, und ich fühle es nur zu tief, wie ich ein zweites Mal einen solchen Zustand kaum überwinden dürfte, diese Kälte mich vielmehr vollständig stumpf gegen alles Göttliche machen würde. Meine Verantwortung würde dann furchtbar sein, indem ja die Sünden wider den Heiligen Geist die schwersten sind und nach dem Ausspruch Christi weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden. Du siehst also, daß ich noch in großer Gefahr bin, und ich kann Dich nur dringend bitten, auch für mich anhaltend zu beten, da ich selbst darin so schwach bin. Hier ist es jedenfalls schwer, Gott lieben zu lernen, denn die Art von Liebe ist nichts werth, die ihren Gott nicht auch bekennt der Welt gegenüber. Bis jetzt stehe ich also auf einem Standpunkt zwischen Gott und der Welt, und Gott weiß, wann ich das Eine oder das Andere aufgeben werde, um mich zu der einen oder der andern Farbe ernstlich zu schlagen."

Hierauf durfte ich das trostreiche Wort des Apostels ihm zurufen: „Ich bin dessen in guter Zuversicht, daß der in dir angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi" (Phil. 1, 6), und das Evangelium

brachte der um ihr Heil bekümmerten und ringenden Seele reichen Troſt und Stärkung entgegen. Das Lied: „Ringe recht, wenn Gottes Gnade“ hat er auch aus jener Zeit treulich aufbewahrt, wie alle derartige — „Gelegenheitslieder“ möchte ich ſie nennen, weil ſie bei beſonderen Anläſſen und Bedürfniſſen ihm zugeſchickt wurden und immer ein offenes Herz gefunden haben.

Auf die in einem Briefe aus jener Zeit ihm geäußerte Beſorgniß, ob er durch zu lange Erörterungen über geiſtliche Dinge auch könnte überſättigt werden oder etwa meinen, es würde immer ein derartiges Echo erwartet, welches dann leicht zu etwas „Gemachtem“ führen könnte, entgegnete er, die Ueberſättigung verneinend: „Der Heilige Geiſt wird mich hierbei bewahren, daß ich nichts ſchreibe, als was ich mit meinem Gewiſſen unterſchreiben kann. Allerdings bin ich ſelten in dieſer ernſten Stimmung, und ſie mag dadurch etwas Unnatürliches bekommen. Doch benutze ich gern ſolche Augenblicke, und namentlich vertraue ich niemandem meinen Zuſtand lieber als Dir.“

In der That durfte man ſich ſeine Stimmung nicht immer als eine geiſtigangeregte, noch weniger aber als eine düſtere denken. Gegen letzteres ſpricht z. B. eine ſehr humoriſtiſche Schilderung ſeiner Wohnung in Neuſtadt an einen ſeiner Brüder, ſo wie auch die Illuſtrationen und Randzeichnungen, welche ſeiner Feder oft ſelbſt während des Arbeitens entfloſſen und überall ſein Talent, ſo wie ſeinen harmloſen, aus einer reinen Seele entſprungenen Humor bekundeten. Mit großer Treue pflegte er damals längere

Zeit hindurch eine Art seelsorgerlicher Correspondenz mit seiner jüngeren Schwester, welche werthvolle Briefe von ihm aufzuweisen hat. Aber unter immer wiederkehrenden Gewissensskrupeln und schüchterner Verzagtheit konnte er zur rechten Freiheit und Freudigkeit des Evangeliums noch nicht hindurch dringen. Sein Vater hatte ihm Weihnachten 1854 die heilige Schrift nach Allioli geschenkt. Seinem Dank dafür setzte er hinzu: „Um aber Tag und Nacht das Wort Gottes zu betrachten, nach dem eingeschriebenen Spruch (Jos. 1, 8): ‚Laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht . . . alsdann wird dir's gelingen in allem, das du thust, und wirst weislich handeln können,' dazu gehört ein ganz anderes geistliches Leben, als ich bis jetzt besitze. Ueberhaupt, wenn ich an diesen Zustand denke, den man geistliches Leben zu nennen pflegt, dann kann mir sehr bange werden. Es giebt wohl keine härtere Prüfung, als wenn der Kampf der Seele mit dem Fleische aufhört. Von der einen Seite die fortwährende Aufforderung zum Kampfe, zum ununterbrochenen Kampfe, ohne welchen kein Leben, kein Frieden, keine Seligkeit ist, der allein das Zeugniß einer wahren Liebe ist; von der andern Seite das Bewußtsein dieser Wahrheit und doch nicht die Kraft, einen ernsten Kampf auch nur anzufangen. In diesem Zustande befinde ich mich oft; ein sehr jämmerliches Ding, da ohne Kampf kein Sieg. Nichts macht mir dabei so viel zu schaffen als meine natürliche Trägheit. Ehe dieselbe nicht ganz beseitigt ist, wird sich mein Seelenzustand auch nicht ändern. Stolberg (Alfred) muß auch viel gekämpft haben; fast in

jeder Betrachtung kommt er darauf zu sprechen." — Indem ich in meinem Antwortschreiben ihn auf das uns theuer erworbene und geschenkte Heil als den Grund der christlichen Freudigkeit hinwies, fuhr ich fort: „Dasselbe Thema war zum Theil Gegenstand einer Unterredung mit dem vortrefflichen Professor Reinkens, der mich in Breslau auf eine Stunde besuchte. Er sagte: Der Christ dürfe niemals traurig sein. Ich erinnerte ihn an das Wort: ‚Die göttliche Traurigkeit wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet.' Er entgegnete: es gebe eine heilsame Betrübniß, bei welcher jedoch der große Unterschied zu machen sei, daß sie eigentlich niemals über uns selbst, über die Armseligkeit unserer Heiligung an sich statt finden dürfe, sondern darüber, daß wir Gott betrübt haben. Es mische sich so leicht ein feiner Hochmuth hinein, daß wir nicht dasjenige Ziel erreichen könnten, dem wir nachstrebten, daß wir uns immer wieder so tief gefallen und erniedrigt sähen. Aber dieß dürfe unsere Freudigkeit nicht stören, weil das Blut Jesu Christi vollgültig wäre für alle, auch immer neue Sünden, und wir allezeit Vergebung, daher Friede und Freude haben könnten. Nur der Hinblick auf Gott, daß wir Ihn betrübt, also (wie Du sehr richtig sagst) unsere Undankbarkeit dürfe und solle um Gottes willen uns betrüben. Das ist eine tiefe und köstliche Auffassung des Evangeliums, wofür ich mir und Dir ein immer gründlicheres und lebendigeres Verständniß und selige Erfahrung wünsche."

Die sorgenvolle Lage der Eltern bewegte sein Herz in mannigfacher Art. Mit rührender Zartheit suchte er immer

deren Fragen nach seinen momentanen finanziellen Verhältnissen, welche ihn doch nicht selten in peinliche Verlegenheiten bringen mußten, zu umgehen, und wenn er doch der Wahrheit gemäß dem Bedürfniß Rechnung tragen mußte, so schrieb er wohl, nach möglichst beruhigender Darstellung: „Und sollte ich es von Hause nicht bekommen können, so habe ich um so mehr Grund, anhaltender darum zu beten. Je weniger man übrigens in Händen hat, desto mehr hütet man sich vor Ausgaben; also bitte ich, daß Du Dir ja keine Sorge um mich machen wollest.“ Ein andermal schrieb er in dieser Beziehung: „Es giebt kein Glück in dieser Welt als den Frieden mit Gott durch Jesum Christum; das ist es, was ich bei Eurer Lebensführung am deutlichsten sehen muß. Der Segen, den Du und hoffentlich Ihr alle aus den harten Prüfungen, die Ihr zu bestehen habt, erntet, macht mich beinahe eifersüchtig und beschämt mich ungemein, denn an Euren vielen Sorgen betheilige ich mich so wenig. Meine Beschäftigung, mein Umgang u. s. w. verscheucht so schnell wieder die Sorgen, läßt mich nur ahnen, aber nicht fühlen, was Ihr durchzumachen habt. Schon deßhalb wünschte ich sehr in Eurer Nähe zu sein, um die Frucht solcher Prüfungen selbst zu erfahren. Nur mit Angst denke ich an die Zeit, die mir ähnliche Aufgaben bringen wird, denn ich weiß nicht, ob und wie ich darunter bestehen werde. Indirekt wirkt solcher Segen, wie Ihr ihn erntet, durch die Zeugnisse davon auch auf mich einigermaßen, denn immer bewirkt der Heilige Geist durch dieselben so manche gute Entschlüsse, die, wenngleich sie nur selten zur Ausführung kommen, mich doch fortwährend

im Schach halten und hoffentlich auch noch Veranlassung werden zu einem thätigen Leben."

Bei der geringen Meinung, welche Carl von sich selbst hatte, glaubte ich ermuthigende Urtheile von andern ihm nicht vorenthalten zu sollen und schrieb ihm daher aus dem kleinen Oesterreichischen Badeorte Ustron bei Teschen, wo ich mich im Sommer desselben Jahres aufhielt, folgendes: „Durch Deinen Brief hast Du Dir übrigens einen warmen Freund an dem hiesigen Pfarrer gewonnen, der mich eben besuchte, als ich ihn erhielt, wo ich ihm dann einiges daraus vorlas. Von einem jungen Manne Deines Alters den Ausdruck christlicher Gesinnung zu vernehmen, that ihm so wohl, daß er Tags darauf versicherte, er habe von dem Briefe geträumt und bäte sich ihn aus, um sich einiges daraus abzuschreiben. Ich trage kein Bedenken, Dir dieß mitzutheilen, weil seine Freude der Verherrlichung Gottes galt, die in jedem Bekenntniß und Zeugniß eines gläubigen Christen liegt, und weil auch die Freude, die man über die Seelengemeinschaft mit andern Kindern Gottes und über die Einigkeit im Geiste mit ihnen empfindet, eine Verherrlichung des göttlichen Namens ist." Seine Antwort lautet: „Nach Deinem Briefe komme ich mir vor wie der Pharisäer im Evangelium, der vor der Welt als Heiliger galt, in seinem Innern aber dem Argen diente. Auf diese Weise streue auch ich Sand in die Augen der Leute, fühle es aber innerlich, welch himmelweiter Schritt vom Pharisäer zum Zöllner ist. So freue ich mich allerdings in dem Herrn Pfarrer zu Ustron einen unbekannten Freund erworben zu haben, doch lasse ich ihn bitten, auf

bloße Worte nichts geben zu wollen; vielmehr möge er überzeugt sein, daß der wirkliche Verfasser jenes Briefes und jener imaginäre junge Mann, der ihm solche hohe Meinung von sich beigebracht, eigentlich ganz verschiedene Personen seien. Wahrscheinlich würde ihm sein Irrthum bald benommen werden, wenn ich das Vergnügen hätte seine Bekanntschaft zu machen. Gefühle und Empfindungen, von denen ich mich oft hinreißen lasse, machen den Menschen noch lange nicht zu einem wahren Christen. Ich habe mir dieß heute wieder von einem vortrefflichen Geistlichen, den ich bei meinem Wirth kennen lernte, auseinander setzen lassen . . ." — für die dann folgende Auseinandersetzung hatte ich meinerseits gar kein Verständniß.

Es rückte nun die Zeit des Tentamens immer näher. Ferdinand schrieb aus Berlin nach einem Besuch seines Bruders: „Carl hat mich gestern wieder verlassen. Mir war es eine große Freude, daß wir wieder einige Tage zusammen sein konnten. Sein treues Gemüth und seine aufrichtige Frömmigkeit müssen jedem einen guten Eindruck machen. Er ist sehr fleißig und ich hoffe, daß er sein schweres Examen gut bestehen wird." Er selbst hatte zwar Muth dazu, aber versprach sich doch keinen völligen Erfolg. „Schon jetzt," schreibt er, „tritt einer nach dem andern zurück, weil sie sich nicht zutrauen, nach so kurzer Vorbereitung das Examen zu bestehen. Bis jetzt habe ich meinerseits die Hoffnung nicht aufgegeben, werde aber schon zufrieden sein, wenn ich mit Bedingungen durchkomme, da es nicht leicht ist, in einigen dreißig Fächern gleich gut beschlagen zu sein." Er hatte nicht

unrichtig sich beurtheilt, denn im September bestand er zwar das Tentamen, wurde jedoch in zwei Fächern auf eine Wiederholung verwiesen.

Nach seinem Weggang von Neustadt-Eberswalde trat Carl nach eigner Wahl in Breslau sein Militärdienstjahr beim 11. Infanterie-Regiment an und ließ sich gleichzeitig auf der dortigen Universität immatriculiren. Aeußerlich erfrischt durch die Unterbrechung der angestrengten Studien und öftere körperliche Bewegung, nahm sein inneres Leben nunmehr einen anderen Entwickelungsgang. Anfangs klagte er noch schmerzlich über „Stillestehen und Rückwärtsgehen". Ich legte es ihm dringend ans Herz, christliche Gemeinschaft zu suchen, namentlich auch mit Professor Reinkens — „wenn eine glimmende Kohle allein bleibt, so verlischt sie; hat sie aber mit anderen Berührung, so nähren und unterhalten sie gegenseitig das Feuer." Im Ganzen erfüllten die reichen kirchlichen Eindrücke, welche Carl in Breslau empfing, sein Herz je mehr und mehr mit inbrünstiger Liebe zu seiner Kirche, wovon nachstehender Auszug aus einem Briefe Zeugniß geben mag, der durch die Lectüre von „Fabiola oder die Katakomben vom Cardinal Wiseman" veranlaßt worden war, welche Schrift ich ihm zugeschickt hatte. Er schreibt darüber: „Die Fabiola schicke ich hierbei zurück. Sie hat mich ungemein erbaut, aber ich kann mir gar nicht denken, was Ihr dazu sagen mögt, wenn Ihr eine solche Schilderung katholischen Lebens lest. So viele unserer Lehren, die unendliche Verehrung des allerheiligsten Sacraments von Seiten der Christen, die ihren Glauben daran mit dem Tode be-

siegelten, die Anrufung und Verehrung der Heiligen, die Fürbitte derselben und noch so vieles Andere kommt darin vor und zwar mit dem Nachweise, daß es auch in den ersten Jahrhunderten wirklich derartig gewesen sei. Von Euch weiß ich, daß unsere heilige Kirche bei Euch geachtet wird; aber wenn sonst Protestanten solche Schriften lesen, so kann ich mir nicht anders denken, als daß sie uns für Heiden halten müssen, oder daß es gewissermaßen Verhärtung bei ihnen ist, welche sie zu keiner Ueberzeugung kommen läßt. Blind und befangen können sie uns nicht nennen, wenn sie sehen, daß Tausende ihr Leben für dieselben Lehren, die wir noch haben, gelassen und daß Millionen glückselig sind in diesem Glauben, und glücklicher Weise kann ich mich auch dazu rechnen. Aber, liebe Mama, unerklärlich bleibt es mir, wie Ihr uns nicht manchmal beneiden müßt in solchen Augenblicken, in denen katholische Christen am glücklichsten sind; so z. B. bei der Anbetung des heiligsten Sacraments. Kann es denn einen überzeugenderen Beweis für die Wahrheit ihres Glaubens geben als den stillen Frieden und die Seligkeit, die sich in ihnen abspiegelt? Ich sollte meinen, ein Protestant müßte sich gedrungen fühlen, auch niederzuknieen, um solche katholische Glückseligkeit kennen zu lernen. — Verzeihe, meine gute Mama, daß ich so polemisch werde. Die Fabiola hat mich darauf gebracht. Aehnliche Gedanken sind mir dabei fortwährend durch den Kopf gegangen."

Ich hielt mich durchaus nicht für berufen, Differenzpunkte zwischen uns zu erörtern oder meinen lieben Sohn in seiner Ueberzeugung zu stören. Dennoch war Stoff zu einem län=

geren Antwortschreiben gegeben, zumal auch mich das Buch ungemein angesprochen hatte, ohne daß ich — um seiner dichterischen Ausschmückung willen — es hätte überschätzen sollen. Aus meiner Erwiederung mögen folgende Stellen hier Raum finden: „Jene Zeugnisse sind mir wichtig, so weit sie geschichtlich begründet sind, was nur bei einigen von ihnen der Fall zu sein scheint; aber sie haben nicht die Macht meinen Glaubensweg zu ändern, weil derselbe auf noch mächtigeren Zeugnissen beruht. Kann ich jene nicht bestreiten, weder an und für sich, noch ihre mehr oder minder große Wichtigkeit, so bin ich doch auch bereit, wo ich dazu berufen werde, nach dem geringen Maß meiner Kräfte Rede darüber zu stehen, welche Gründe uns hindern, solche Zeugnisse maßgebend sein zu lassen. Laß uns übrigens den köstlichen Trost niemals wegwerfen — denn er ist es, den wir festhalten dürfen — daß wir im Glauben an den Sohn Gottes, also im wahren Fundamente des Christenthums, fest verbunden sind. . . . Möchten wir nur ein jeder an seinem Theile darnach trachten, in der Liebe zu unserm gekreuzigten und auferstandenen Heilande zu wachsen und zuzunehmen; diese Flamme des HErrn wird dann alles verzehren, was uns stören könnte, und der böse Feind wird keine Macht an uns haben. . . . . Möge der Heilige Geist den Sieg gewinnen über allen Irrthum und alle Sünde. Er weiß es, daß es mir ein Ernst damit ist, und daß ich lieber vernichtet sein wollte, als Ihm widerstreben."

Während seines Dienstjahres hatte Carl eines Tages das Glück, einem jungen Mädchen, welches sich von der Sandbrücke

in die Oder stürzte, das Leben zu retten. In voller Uniform mit Tornister, nur die Muskete ablegend, sprang er ihr nach und zog sie aus dem Wasser. Viele Hände waren bald bereit, sie nach Hause zu befördern; ihn selbst aber wollte mit seinen triefenden Kleidern kein Droschkenkutscher aufnehmen, bis ein solcher durch einen Polizeibeamten dazu genöthigt wurde. Sein eigner Bericht über die Sache findet sich nicht mehr vor. Auf Befehl des Königs wurde ihm unter dem 16. August 1856 von Berlin die Rettungs-Medaille mit dem Bande zugeschickt, welche aber außer den Seinigen wohl kaum jemand zu sehen bekommen hat.

Nach beendigter Dienstzeit kehrte er zunächst nach Leszczyn zurück, woselbst Ende October die Verheirathung seiner älteren zärtlich geliebten Schwester mit dem Großherzogl. Mecklenburgischen Justizrath Freiherrn v. Maltzan die ganze Familie zur fröhlichen und gesegneten Feier versammelte. Darnach begab er sich in die Königl. Oberförsterei Kuhbrück bei Trebnitz, um sich hier zur Beendigung seines Tentamens vorzubereiten und dasselbe auf Ostern des nächsten Jahres zu beantragen. „Es freut mich," schrieb ich ihm damals, „daß Du ein ruhiges Asyl gefunden, wo Du Deinen Studien für Zeit und Ewigkeit wirst obliegen können. Gott der HErr stärke Deine Kräfte, Deinen Willen und Deine Vorsätze dazu und gebe zu dem Wollen das Vollbringen." Unterdeß hatte sich in der Lage der Eltern vieles geändert. Am Anfang des Jahres 1857 hatte sein Vater sich nach Breslau begeben, um den Verkauf eines dortigen ihm noch gehörenden Grundstückes zu betreiben. Unter Sorgen und Bedrängnissen erkrankte er

gefährlich am Typhus, so daß auch ich dahin eilte, und Carl aus Kuhbrück, so wie Mathilde aus Rostock dort mit uns zusammentrafen. Das theure Leben wurde gerettet, und es wurde diese Katastrophe die Veranlassung, daß verwandtschaftliche Theilnahme in die Gutsverhältnisse in Oberschlesien kräftig eingriff und durch Credit und Rath und That — was Gott unsern Freunden in Ewigkeit lohnen wolle — den drohenden Gefahren entgegenwirkte.

Carl's Anmeldung zum Examen war leider zu spät erfolgt, so daß es bis zum Herbst hinausgeschoben werden mußte. In dieser Zeit fand er bei dem Königl. Oberförster (jetzigem Oberforstmeister a. D.) Graf Matuschka zu Schöneiche bei Wohlau die wohlthuendste und freundschaftlichste Aufnahme. Unterdessen reifte in aller Stille ein Entschluß in ihm, den er bis zum 19. September in seiner Seele verschloß, an diesem Tage aber in folgendem Briefe mir vertrauensvoll mittheilte:

„Meine herzlich geliebte Mama! Zunächst die Bitte, diesen Brief allein zu lesen. Seit langer Zeit drängt es mich, Deinem mütterlichen Herzen einen stillen Wunsch anzuvertrauen, den ich bis jetzt immer geheim gehalten habe, weil ich noch manches vorüber gehen zu lassen wünschte, ehe ich Euch um Eure Zustimmung zu einem Unternehmen bitten wollte, das mir seit langer Zeit auf der Seele liegt. Zwar wollte ich erst mein Tentamen abwarten, doch da dasselbe immer weiter in die Ferne rückt, so kann ich nun nicht mehr länger zögern, Euch in mein Geheimniß hineinzuziehen, und Dich um Deinen Rath dabei zu bitten. Der langen Rede kurzer Sinn

ist der, daß ich den grünen Rock gern mit einem schwarzen vertauschen möchte. Wie es in der Regel tadelnswerth ist, den Stand aufzugeben, in den man von Gott gesetzt ist, so mag es auch von mir vielleicht unrecht sein, wenn ich mit dem nicht zufrieden bin, was der liebe Gott mir zugewiesen; noch thörichter aber vielleicht, einen Stand wählen zu wollen, von dem ich sicher weiß, daß ich ihm nie gewachsen sein werde, ich mir auch gar nicht vorstellen kann, daß ich die damit verbundenen Pflichten auch nur im geringsten werde erfüllen können. Schon zur Erreichung des nächstvorgesteckten Zieles würde ich unendliche Hindernisse zu überwinden haben; wahrscheinlich ahne ich gar nicht einmal alle die Schwierigkeiten, die mir bis dahin noch entgegen treten werden, und dann ist es vielleicht unrecht von mir, eine neue Reihe von Jahren auf Eure Hülfe Anspruch machen zu wollen, mich unterhalten zu lassen von Euch, während ich eben jetzt nahe daran wäre, mir wenigstens etwas zu verdienen. Doch dieß nimmt mir alles nicht den Muth. Weiß ich nur, daß mein Entschluß von Gott kommt (Er weiß es, ob es der Fall ist, ich nicht), dann weiß ich auch, woher die Kraft und Hülfe kommen wird, um das anscheinend Unüberwindliche zu bezwingen. ‚Wir vermögen alles durch Den, der uns mächtig macht, Christum.‘ Gott bedient sich auch oft schwacher Werkzeuge zur Förderung Seiner Ehre, und daß es oft mein inniger Wunsch war, Ihm zu einem solchen Werkzeuge Seiner Ehre zu dienen, das weiß Er. O daß dieser Wunsch mich doch keinen Augenblick im Leben verließe! Ihm habe ich meine ganze Angelegenheit anheim gestellt und Ihn gebeten,. daß Er meine Wünsche ver-

eiteln möchte, wenn es nicht Sein heiliger Wille wäre. Kommt es aber von Ihm, so wolle Er mich in Demuth und zu Seiner Ehre das Gewand tragen lassen, das ich von Ihm empfangen möchte. Ich suche ja nicht irdische Freuden und Glück dabei; Er ist es allein, nach dem mich verlangt und dem ich gern ganz mit Leib und Seele dienen möchte. Mag immerhin dazu kommen, daß ich der weltlichen Gesellschaft und der Geselligkeit gern aus dem Wege gehe, weil ich mich mit meinen schwachen Kräften beinahe jedem unterlegen fühle, so weiß ich doch auch — ein Gefühl, das ich jedem wünschen möchte — daß Gott meiner Seele ganz besonders nachgegangen ist und mir einen oft unwiderstehlichen Zug zu Ihm ins Herz gelegt hat, und daß deßhalb der ursprüngliche Beweggrund zu der Wahl dieses neuen Lebensweges allein das Verlangen nach Seiner Verherrlichung ist und der Wunsch, Ihm allein zu dienen. — Ich lasse Dich, liebe Mama, und zunächst nur Dich in meiner Seele lesen. Warum sollte ich es nicht sagen, und zu Gottes Ehre geschieht es ja, wenn ich bekenne, daß Er mich sucht. Bekenne ich aber dieß, so muß ich auch meine Schwächen bekennen, die mir immer wieder den Schatz aus dem Herzen reißen und mich täglich so tief fallen lassen, daß ich nur mit Furcht an die Zukunft und an noch größere Versuchungen denke. So unerfaßlich die ewige Geduld und Langmuth Gottes ist, so unbegreiflich ist auch der Leichtsinn der Seele, welche die angebotene Gnade und den schönen Frieden immer wieder von sich stößt. . . . Der Wunsch Theologie zu studiren, wurde schon früher öfters in mir rege, jedoch ich unterdrückte ihn, weil ich den Dienst meines irdischen

Königs nicht aufgeben wollte. Während meines Dienstjahrs in Breslau aber wurde dieser Wunsch immer lebhafter, so daß ich beschloß, erst meine Bedingungen in Berlin zu erfüllen und mir dann die Sache ernstlicher zu überlegen und mich mit andern darüber zu berathen. Das Tentamen wollte ich erst machen, um mich nicht durch Ueberdruß oder Furcht vor dem Examen zu dem Wechsel meines Standes bestimmen zu lassen, theils auch um den Nachreden der Leute auszuweichen, als hätte ich die Carrière aufgeben müssen oder hätte das Examen nicht bestehen können u. dgl. m. Das wäre nun allerdings nichts weniger als Demuth. Euch habe ich nichts davon gesagt, weil es doch möglich gewesen wäre, daß ich mich in dem langen Zeitraum bis nach dem Examen noch anders hätte besinnen können. Von Papa weiß ich, daß er seit längerer Zeit als ich selbst den Wunsch hegt, ich möchte Theologe werden. Ich habe ihm aber eben deßhalb nichts gesagt, um mich durchaus durch keine menschlichen Rücksichten bestimmen zu lassen. So habe ich denn an niemand von dem, was mich so viel beschäftigte, etwas mitgetheilt, bis ich endlich, nachdem ich nach Ostern von dem Ministerium die Antwort wegen zu späten Meldens zum Examen bekommen hatte, zu Professor Reinkens ging und diesem die ganze Sache erzählte. Eine Weile redete er mir ab und setzte mir die vielen schwierigen Verhältnisse und Versuchungen auseinander, die der geistliche Stand mit sich bringt; doch ließ ich mir keine Furcht einjagen, und schließlich billigte er meinen Wunsch, meinte aber auch, daß es jedenfalls besser wäre, ich suchte erst noch das Examen in Berlin zu absolviren, und ich möchte noch ruhig

den Herbſt abwarten, ohne mit andern über die Sache weiter zu ſprechen. Nun iſt der Herbſt da, und — wie ich Dir zugleich ſchreiben kann — der Termin zum Examen auch, denn während des Schreibens dieſes Briefes habe ich die Vorladung zum 5. October erhalten."

„Am 21ſten. Ich ſetze meinen Brief heute fort, trotzdem daß die Vorladung nun da iſt, weil es jetzt geſchehen muß, wenn ich die Angelegenheit mit Dir, liebe Mama, noch beſprechen will. Auch kann ich dann nach dem Examen gleich meine Pläne für die nächſte Zukunft machen. Schon lange hat mich verlangt, mit Dir über dieſe großen Pläne zu ſprechen und Dich um Deinen Rath zu bitten; denn habe ich zu jemandem Vertrauen, ſo habe ich es zunächſt zu Dir, liebe Mama, und der Schritt iſt ſo groß, daß ich ihn nicht ohne die reiflichſte Ueberlegung thun möchte. In Breslau konnte es nicht geſchehen, weil keine Zeit dazu war, und ich Dich auch nicht allein bei unſerm kurzen Zuſammenſein ſprechen konnte; es muß alſo brieflich geſchehen. Was mich vor fünf Jahren meinen jetzigen Stand ergreifen ließ, war Vergnügungsſucht, Jagdluſt, Liebe zum Walde und zur freien Natur. Iſt auch die poetiſche Seite mit der Zeit mehr in den Hintergrund getreten, ſo hat doch der Wald ſeinen alten Reiz für mich noch behalten, auch die Wiſſenſchaften und die Beſchäftigungen, die wir zu treiben haben, haben mir immer Freude gemacht, und ich werde, iſt es Gottes Wille nicht, daß ich einen neuen Beruf ergreife, auch gern in dem Walde bleiben, obgleich ich geſtehe, daß mein jetziges Fach manche Schattenſeiten für mich hat, nämlich die ſo unendlich viel Zeit koſtenden Be-

schäftigungen, von denen weder Leib noch Seele Vortheil hat. Bei der Wahl dieses Berufs suchte ich aber nur das Irdische. Jetzt, hoffe ich, will der liebe Gott, daß ich etwas Besseres suche. Ob ich Seinem Willen immer folgen werde, wenn ich mich fast ausschließlich mit Religionswissenschaften werde beschäftigen müssen — ich weiß es nicht; doch wolle Er es immer meine größte Freude sein lassen, Ihn zu suchen. Habe ich nun auch anscheinend die sechstehalb Jahre, die ich bei meiner Carrière bin, unnütz verlebt, so waren sie doch für jenen andern Stand eine gewisse Art von Vorbereitung, denn ich habe nicht nur manche Erfahrung gesammelt und das Treiben der Welt kennen gelernt, sondern ich habe auch die Beruhigung gewonnen, daß ich bei meinem Abgange vom Gymnasium durchaus nicht hätte Theologie studiren können; mein Seelenzustand war ein zu unglücklicher dazu. Das soll noch nicht heißen, daß ich mich jetzt dieses Berufes würdig fühle; aber danken kann ich meinem Gott, daß Er mich einen andern Weg geführt hat, als den ich damals im Begriffe stand einzuschlagen. Ich danke es Ihm herzlich, daß Er meine Seele gesucht und nicht aufgehört hat ihr nachzugehen. Möchte nur mein Leben Zeugniß von diesem Dank ablegen, möchte es kein geheuchelter, sondern ein aufrichtiger Dank der Liebe werden! Einige Mühe wird es mir wohl machen, die mir schon ganz fremd gewordenen Wissenschaften, namentlich Sprachen zu treiben, die ich seit meinem Abgange vom Gymnasium nicht im entferntesten geübt habe; doch diese Schwierigkeit hoffe ich mit Gottes Gnade zu überwinden. Gesundheit und guten Willen hat Er mir geschenkt, und das Bewußt-

ſein, daß ich aus den vergangenen Jahren vieles nachzuholen habe, wird hoffentlich meine Ausdauer beſtärken. Schwer, ſehr ſchwer würde es für mich ſein, wenn ſich Verwandte um dieſes Entſchluſſes willen von mir abwenden wollten; Gott wolle mich vor dieſer Verſuchung bewahren, ſo wie vor dem Entgegengeſetzten, nämlich vor der Meinung, als müſſe ich eine ſolche Zurückſetzung meiner Perſon von Andersgläubigen — allein um des Standes willen — vorausſetzen. Es iſt dieß vielleicht thöricht von mir, doch weiß ich, daß es mir wohl zur Verſuchung werden könnte. So ſchön der Troſt iſt, um des Namens Chriſti willen Verfolgung leiden, ſo traurig iſt dieſe Erfahrung andrerſeits und mag ſchwer zu tragen ſein. — Nun, liebe Mama, möchte ich wohl endlich ſchließen. Der Mund geht davon über, wovon das Herz voll iſt. Iſt das Ganze von mir nur eine Illuſion, dann, bitte, behalte ſie bei Dir. Es iſt nun nicht mehr ſo lange hin, daß es ſich wohl entſcheiden wird, ob ich das Bekenntniß vor der Welt ablegen ſoll oder nicht. Sei Du meine Fürſprecherin mit, daß Gottes Ehre allein der Beweggrund zu dieſem Berufswechſel und Seine Verherrlichung meines Lebens Zweck und Ziel werde. Schreibe mir ja, bitte, Deine Anſichten und Wünſche ganz offen, damit alles überlegt werden könne. Wir werden uns einander nicht fremder werden; im Gegentheil hoffe ich, daß, wenn wir in der Liebe zu Gott wachſen, wir auch einander immer näher treten werden. Den Brief, bitte, zeige nicht weiter; zu meiner eignen Beruhigung bitte ich darum. Die Sünde des Hochmuths liegt ſo nahe, und wird ſo leicht durch den geringſten Anlaß genährt. Willſt Du ihn jedoch Papa

mittheilen, so bitte ich, thue es. Er steht mir eben so nahe wie Du, und nur weil ich seine Wünsche schon weiß, habe ich gegen ihn ganz geschwiegen, um ihn nicht zu enttäuschen, wenn alle Pläne scheiterten. Dein treuer Sohn Carl."

Die Antwort auf diesen Brief möge hier ebenfalls vollständig wiedergegeben werden:

„Mein lieber theurer Carl! Als ich von der tiefergreifenden Begräbnißfeier des theuern Herzogs Eugen (von Würtemberg = Carlsruhe) zurückkehrte, war Dein wichtiger, meine ganze Seele bewegender Brief der erste Eindruck, den ich empfing; und wie es mir in Carlsruhe in erschütternder Weise anschaulich wurde, wie nahe in den äußern Lebensbeziehungen oft Freude und Schmerz sich berühren, wenn ich das glückliche Brautpaar dort, nahe vor dem beabsichtigten Hochzeitstage, in tiefem Schmerz am Sarge des geliebten Vaters sah, so sind in meinem Herzen seit dem Empfang Deines Briefes Freude und Schmerz so eng verbunden, daß ich kaum eins vom andern zu unterscheiden weiß, und den Gesammteindruck als eine wehmüthige Freude bezeichnen möchte.

Wenn ich einerseits bedenke, wie wenige nur um des HErrn willen Seinem Dienste ihr Leben widmen, so preist meine Seele den HErrn, daß Er darin Dich so hoch begnadigt und es Dir ins Herz gegeben hat, Seine Ehre und Verherrlichung allein den Zweck und das Streben Deines Lebens sein zu lassen. Allerdings hätte ein jeder Beruf dieß bethätigen können, allein auch ich habe es mir immer sehr herrlich und als einen hohen Vorzug gedacht, für das Reich Gottes allein alle Kräfte und Fähigkeiten Leibes und der Seele darzugeben.

Wenn ich aber andrerseits mir Dich im Priesterkleide denke (auf welches ich sonst immer mit stiller Verehrung geblickt habe), so erfaßt mich ein tiefer Schmerz, theils wegen der damit besiegelten, mich und die Schwestern und unser Bekenntniß ausschließenden, ja bekämpfenden Trennung, theils wegen der damit verbundenen Versuchungen; theils auch, weil es etwas ganz andres ist, Dich als Laien der katholischen Kirche angehörig zu wissen, als in dem Lehr- und Priesterstande. Eben deßhalb bitte ich Dich herzlich, prüfe zum Beispiel sorgfältig, ob Du mit dem Worte Gottes und Deinem christlichen Gewissen die in unserer Zeit erreichte Stufe des Marien-Cultus vereinbaren kannst. Für die übrigen Unterscheidungslehren sind mir die Gründe bekannt, und ich vermag einigermaßen einem katholischen Herzen sie nachzuempfinden und nachzuverstehen; habe auch die Ueberzeugung, daß viele in der sichtbaren Kirche getrennte Glieder dem unsichtbaren geistlichen Verbande in Christo mit vollster Uebereinstimmung angehören. Namentlich habe ich das in der Gemeinschaft mit Dir, mein theurer Sohn, zu meiner höchsten Freude und Wonne hoffen zu dürfen geglaubt. Das ändert sich dann alles. Die katholische Kirche fordert von Dir, daß Du mir und meinem Bekenntniß entgegentrittst. Das Amt, welches Du dann bekleidest, steht dem letzteren feindlich gegenüber, und dieß letztere jenem nicht minder, ja! viele meiner nächsten Glaubensgenossen stehen nicht mit mir auf der gleichen Brücke über die Kluft, welche von der römisch-katholischen Kirche uns trennt.

Doch dieser Klageton verhallt billig und soll und darf

keine Geltung finden vor der innern Stimme, die Dich ruft und die ich als die Stimme des Heiligen Geistes anbetend und jubelnd lobpreise, insofern sie Dich zum Dienste Deines HErrn und Seines Reiches ruft. Möge sie Dich zu einer Säule der Wahrheit machen! — Unsre Gedanken sind nicht Seine Gedanken und Seine Wege nicht unsre Wege. Ich will Ihm darum den Weg nicht vorschreiben, wie Er Dich zu einem Gefäß Seiner Ehre und zu einem Werkzeug Seiner Verherrlichung machen will; Er sieht das Herz an und prüft, ob allein die Liebe zu Ihm Dich treibt, Ihm dein Leben zu weihen. Ich glaube es Dir, darum bin ich gewiß, Er wird Deinen Entschluß segnen und alles, was bei mir noch Traurigkeit bewirkt, in Freude verkehren. Für uns alle wirst Du, mein geliebter Carl, eine Weckstimme zur Buße und zu ernster Nachfolge Jesu Christi werden; in mir aber die Sehnsucht vermehren abzuscheiden und bei Christo zu sein, da wo alle Trennung aufhören wird und wo wir das, was wir hier in einem dunkeln Wort wie durch einen Spiegel gesehen haben, in voller Klarheit von Angesicht zu Angesicht erkennen werden.

Du siehst, daß ich mit ziemlicher Gewißheit von der Ausführung Deines Vorhabens spreche, denn ich denke, daß es besser ist mich bei Zeiten damit vertraut zu machen. Ist es Gottes Wille nicht, so ist doch die Aufopferung, womit ich Ihm dabei zu dienen wünsche, nicht vergeblich gewesen, so wenig wie hoffentlich meine geringe Fürbitte, mit der ich Dich unter heißen Segenswünschen Ihm ans Herz lege. — Der Gedanke, daß der Lebensabend des theuern Papa durch Deinen

Entschluß erhellt und erfreut würde, ist an und für sich sehr wohlthuend, dürfte aber freilich in einer alle menschlichen Interessen weit übersteigenden Angelegenheit so wenig zur Entscheidung mitwirken, als alle bevorstehenden Kämpfe, Anfeindungen und mancherlei Betrübnisse Dich wankend machen dürften.

Von unschätzbarem Werthe ist es mir, daß Du erst nach einiger Kenntniß und Erfahrung von der Welt und ihren Versuchungen und nicht in den ersten Jünglingsjahren dem geistlichen Stande Dich zu widmen gedenkst. Früher würde ich mit der größten Entschiedenheit davon abgerathen haben. Was mir in Bezug auf die Welt und ihre Gefahren jetzt noch große Bangigkeit verursacht, wird Dir Professor Reinkens besser vorzustellen gewußt haben. Es hat Dich nicht zurückgeschreckt. Deine Verwandten und manche meiner Freunde werden sich theils sehr betrüben, theils an Dir irre werden, theils sich von Dir abwenden. Ich wünschte sehr, daß Du den erreichbaren Verwandten vorher persönlich bekannt würdest; nachher wirst Du wahrscheinlich leider selbst ihnen aus dem Wege gehen. Das muß alles in die Wagschale gelegt werden, aber wiegt gar leicht gegen einen Augenblick der Hingabe des Herzens an Gott. ‚Wer Vater oder Mutter u. s. w. mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth.‘

Nun, mein theurer Sohn, habe ich durch offenes Aussprechen über Deine wichtige Mittheilung Dein schönes, mich sehr beglückendes Vertrauen erwiedert. Gott wolle mir's vergeben, wenn ich von meinem kirchlichen Standpunkte aus den in Rede stehenden Schritt hätte eher hindern als fördern

ſollen. Ich ſehe darin im tiefſten Grunde eine Erfüllung meines heißeſten Gebetes für Euch alle, meine theuern Söhne, nach dem Wort: ‚Habt nicht lieb die Welt und was in der Welt iſt.‘ Gott wolle in Dir Sein ſo gnadenreich angefangenes Werk zu Seiner Ehre vollenden und Dich und uns alle, ja alle, die Er als die Seinen kennt, durch Seinen Heiligen Geiſt in alle Wahrheit leiten! Zur Erfüllung aller Pflichten des geiſtlichen Standes wird es Dir allerdings an mancher Begabung fehlen; allein Du ſagſt recht, daß Gott ſich oft ſchwacher Werkzeuge bedient, um Großes auszurichten; denn ‚Seine Kraft iſt in den Schwachen mächtig,‘ und der Dich mächtig macht, iſt Chriſtus, durch den wir alles vermögen. — So ganz unvorbereitet war ich übrigens nicht auf Deine Mittheilung. Bei unſerm letzten Erſehen habe ich manches Wort von Dir dahin deuten zu müſſen geglaubt, das hat meinen Seelenkampf darüber gemildert; aber er wird ſich noch oft und zwar, wie ich fürchte, je länger je mehr erneuern; denn gerade das Glaubensleben, welches Dich, mein geliebter Carl, unter allen Deinen Brüdern meinem Herzen am nächſten ſtellte und mich die innigſte Gemeinſchaft mit Dir empfinden ließ, welche mit das höchſte Glück meines Lebens ausmachte — das führt Dich nun den Weg, der uns in vielfacher Beziehung mehr oder weniger trennen wird; aber Gottlob! ich hoffe nur für die kurze Dauer dieſer Zeit. Die zur Ewigkeit hinwachſende Gemeinſchaft kann ſelbſt durch eben dieſe Trennung gefördert werden, wenn auch unter Kampf und Schmerzen. Deinen Brief hat Papa geleſen; ſonſt werde ich ihn an niemand zeigen; es ſei denn, was ich mir vorbe-

halte, wenn es irgend künftig zu Deiner Vertheidigung oder zu meinem Troste nöthig sein sollte. Du magst darüber noch selbst weiter bestimmen, wenn dieß nicht nach Deinem Sinne sein sollte. Indem ich Dich aus tiefstem Herzen der Gnade Gottes befehle, verbleibe ich Deine treue Mutter."

Carl's Vater fügte (auf einer Besuchs-Station) mit Bleistift diesem Briefe hinzu:

„Mein guter, lieber Sohn! Mit Ausnahme dessen, was Mama von dem Marien-Cult und von der befürchteten Trennung in vorliegendem Briefe sagt, unterschreibe ich von ganzer Seele alles. Gott wolle Dich segnen und Dich den besten Weg in Sein Heiligthum, den Himmel, führen, und wäre es auch nicht durch das Priesterthum. Der Entschluß dazu ist mir schon Bürge, daß Du den rechten Weg geführt werden wirst. Kommt es aber zur Ausführung, was jetzt der gerechte Wunsch Deines Herzens ist, dann sehe ich im Geiste, daß des HErrn Hand sichtbar auf Dir segnend ruhen wird. Doch möchte ich, ehe Du den geringsten Schritt dazu thust, vorher mit Dir sprechen.... Gern hätte ich von Leszczyn aus Dir ordentlich darüber geschrieben, doch kam mir unmittelbar vor meiner Abreise hierher die Nachricht zu überraschend, daß Dir Mama schon geschrieben habe, und nun komme ich, zerstreut von dem ersten Empfange, hierselbst erst dazu, Dir meinen herzinnigen Segen zu Deiner Seelenführung auszusprechen, nachdem ich schon heute früh meinen Dank dem Führer selbst in Vereinigung mit dem hochheiligen Opfer dargebracht habe.

Dein treuer Vater v. Richthofen."

Hierauf erfolgte aus Schöneiche vom 30. Sept. folgende Erwiederung:

„Meine herzlich geliebte Mama! Deinen lieben, lieben Brief habe ich gestern erhalten, konnte ihn leider nicht gleich beantworten, doch der Eindruck davon ist noch derselbe. Das kann ich sagen, er hat mich auf's tiefste bewegt, und Gott weiß, wie alles werden wird. Ich kann über die Wehmuth in Deinem Briefe nicht hinweg; wie soll ich Dir Deine Liebe vergelten, wie soll ich Deinen Schmerz Dir nehmen, wie soll ich Dich trösten? Das ist aber doch wohl nicht Dein Ernst, daß das Kleid, um welches es sich handelt, eine Scheidewand zwischen uns setzen sollte? Bewahre mich Gott davor, daß ich Dich oder auch Deine Kirche jemals angreifen sollte; ich hoffe, es geschieht nie. Gott allein überlasse ich in solchen Dingen die Entscheidung. Daß Er sich von allen finden lässet, die Ihn suchen, das weiß ich gewiß; nur sind die Wege zu diesem Ziel so verschieden; sie vereinigen sich aber alle, und das ist ja unser schöner Trost. Die äußerliche Scheidewand bestand jetzt schon durch die verschiedenen Kirchen, in denen wir stehen. Die innerliche Gemeinschaft aber muß wachsen, wenn wir (ohne Umsehen nach andern) allein Gottes Wegen folgen. Wie zwei Wege, die zu einem Ziele führen, sich immer mehr nähern, so müssen auch unsere Wege, die wir mit aufrichtigem Herzen gehen, sich durchaus immer näher kommen. Es kann ja auch nicht anders sein. Zum Himmel soll für die Seelen, die Gott in ihrem Leben wirklich gesucht haben, von diesem zu jenem Leben kein plötzlicher, kein schroffer Uebergang statt finden; genießen sie

aber dort eine und dieſelbe Seligkeit, theilen ſie dieſelbe Liebe, dieſelben Empfindungen, wie ſollten ſie ſich nicht hier auf Erden ſchon einander immer mehr nähern in ihrem Verlangen, ihren Wünſchen, ihren Geſinnungen? Die Parteilichkeiten, Anfeindungen und Angriffe gegen Andersgläubige laſſen ſich (glaube ich) mit dem wahren Chriſtenthum gar nicht vereinigen. Allerdings ſollen wir darum bitten, daß Gott ihnen die Erkenntniß dieſer oder jener Glaubenswahrheit ſchenken möchte, und dann ihnen die aufrichtige Bruderhand wahrer chriſtlicher Nächſtenliebe reichen und uns herzlich freuen, wenn wir das Verlangen dem HErrn allein zu dienen mit ihnen theilen. Läßt Gott den Drang nach Erkenntniß in uns zum Theil unbefriedigt, ſo wird Er es uns nicht zum Unrecht anrechnen, aber eben ſo dürfen wir den andern dabei keine Schuld beimeſſen wollen, wenn ſie bei wirklich innerem Drange nach wahrer Erkenntniß mit unſern Anſichten nicht übereinſtimmen. — Ich kann nicht viel ſchreiben heute. Es iſt der letzte Tag, daß ich hier bin, und iſt noch manches zu thun. Auch will ich mir das Thema unſrer Correſpondenz jetzt möglichſt aus dem Sinn ſchlagen, denn ich habe ſchon beinah ganz vergeſſen, daß ich morgen zum Examen nach Berlin gehen ſoll. In den vergangenen Tagen habe ich faſt gar nicht an das Examen gedacht und ich wünſche, daß meine Nachläſſigkeit und Zerſtreutheit bei der Vorbereitung nicht etwa üble Folgen habe. Ihr werdet mich nicht vergeſſen in der Zeit, die vor mir liegt; im Gegentheil fürchte ich, Du denkſt jetzt viel zu viel an mich, liebe Mama, und ich werde Dich recht angegriffen finden. Will der liebe Gott, daß ich wirklich meinen

Stand wechseln soll, so wird Er es nicht dazu dienen lassen uns auseinander zu führen, hoffentlich vielmehr dazu, daß ich Ihn dringender und anhaltender suche, um aus der Zahl der Lauen — wo anders hin kann ich mich noch immer nicht rechnen — auszuscheiden. Deine Hoffnung und Freude an der innern Gemeinschaft — Gott wolle sie Dir und mir nicht nehmen! Das Gemeinschaftliche in der Verherrlichung Gottes ist etwas so überaus Schönes. Darum ist es auch so schön, wenn die ganze Kirche das Gloria in excelsis Deo singt und dann die Präfation mit dem ‚Heilig, heilig, heilig ist der HErr Zebaoth.' Gott wolle denn unsre Gemeinschaft wachsen und unsre Wege einander immer näher rücken lassen, bis sie in unserm herrlichen Ziele sich vereinigen. Daß wir erst so weit wären und alles noch vor uns Liegende bald glücklich überwunden hätten! Der HErr helfe uns dazu!

Dein treuer Sohn Carl."

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Berlin und daselbst glücklich absolvirtem Tentamen reiste Carl zu leiblicher und geistiger Erfrischung nach Rostock zu seinen Geschwistern v. Maltzan; kam dann zu uns, noch immer ohne definitive Entscheidung über seine Zukunft, und ging darauf, seinen früheren Lehrer, den jetzigen Pfarrer T. auf einem Umweg besuchend, nach Breslau, von wo aus er in sichtlich befriedigter Stimmung Folgendes schrieb:

„Meine geliebte Mama! Nun laß mich endlich Deinem bangen Herzen Gewißheit geben in diesen Zeilen. Was der HErr zugelassen, wolle Er auch zu Seiner Ehre hinausführen! Noch ungewiß des Ausgangs reiste ich von Euch ab. Herr T.

aber hat mir alle weiteren Zweifel benommen. Da die Anregung zu dem geistlichen Stande sich in meinem Innern erzeugt, und die äußern Verhältnisse und Umstände eher gegen als für einen solchen Wunsch sprächen, sagte er mir, so könnte ich auch dieses Verlangen bestimmt als eine Stimme Gottes erkennen. Er sprach mir nur Muth ein und bestärkte mich in meinem Entschluß. Nun, so geschehe es denn in Gottes Namen, daß ich das alte Kleid ausziehe. Er wolle das neue mir anziehen, das seinen Schöpfer zieren möge. Mit Bangigkeit, aber auch mit Freuden bringe ich dem lieben Gott dieses Opfer. Jetzt gilt es im Vertrauen zu Gott nicht wankend zu werden, denn nur dieses schafft Kräfte und überwindet die Schwachheit, vertreibt alle Bangigkeit und führt den geradesten Weg durch's Leben hindurch. Du bringst dem lieben Gott mit mir dieses Opfer. Er vergelte Dir Deine Liebe, Deine Gebete und wolle sie nicht unerhört lassen. Ich hoffe, Er sieht gnädig auf das geringe Opfer herab; diese Hoffnung ist meine Freude. Er wolle sie auch Dir, liebe Mama, zur Freude gereichen lassen und wolle Deine Furcht, die Du vielleicht noch immer hast, Dir nehmen, und uns nicht auseinander, sondern immer enger zusammenführen und zu Seinem Lobe uns alle den Weg zur ewigen Glückseligkeit in Ihm finden lassen."

Gleichzeitig hatte Carl dem Ministerium von seinem Ausscheiden aus dem Forstdienst Anzeige gemacht und bald darauf sich in Breslau wieder immatriculiren lassen, wiewohl es seines Vaters dringender Wunsch gewesen war, daß er bald nach Bonn gehen möchte. Dieß ließ sich aber zunächst nicht

thun und ſchien auch weiterhin nicht in Gottes Rathſchluß zu liegen. Auf einige Tage ging er noch zu dem vortrefflichen Grafen Matuſchka nach Schöneiche zurück, wohin auch ſein älterer Bruder Hermann kam. Der Graf ſo wie deſſen würdige Mutter, die wahrhaft mütterliche Freundin und Gönnerin meines Sohnes, ſprachen bei ſonſt tiefſtem Verſtändniß für ſeinen Schritt ihre Betrübniß über die Enttäuſchung aus, den Winter nicht mehr mit ihm gemeinſam verleben zu können, ſo daß es auch ihm ungemein ſchwer wurde, von dem ihm ſo werth und lieb gewordenen Hauſe ſich zu trennen. „Doch ſolche Verbindungen und Rückſichten haben aufhören müſſen, damit ich meinem ferneren Laufe ungehindert folgen könne“ — ſchreibt er in weiteren Briefen. „Innerlich, kann ich ſagen, bin ich herzlich froh. Der liebe Gott wolle mir nur den guten Willen erhalten und in trüben Stunden mir beiſtehen.“ — „Hier habe ich unſre Bekannten in große Aufregung verſetzt, und es iſt mir oft komiſch geweſen, die verſchiedenen Anſichten und Meinungen über meinen Plan zu vernehmen. Andrerſeits freue ich mich über die große Theilnahme und Liebe, mit der man mir bis jetzt von allen Seiten entgegengekommen iſt . . . Tante St. iſt ſehr unglücklich über meinen Entſchluß und redet mir zu, doch lieber Offizier zu werden. M. begreift nicht, warum ich nicht lieber erſt die Freuden des Lebens recht durchmachen will. Tante A. erzählt mir von, ich weiß nicht wie vielen jungen Damen, die ganz unglücklich durch mich geworden wären. Onkel J. fand ſich mit meinen Plänen ſehr einverſtanden und verhieß mir eine einträgliche Pfarrei in ſeiner Gegend u. ſ. w.“

Das mütterliche Schlußwort, welches ihn in seine neue Laufbahn begleitete, lautet folgendermaßen (vom 6. December): „Obgleich ich auf Deine lieben Briefe seit Deiner Abreise von hier noch kein Wort erwiedert habe, so hast Du doch in meiner Seele gelesen, was ich Dir würde haben sagen wollen, und weil es bis zu Dir nicht gelangen konnte, vor dem Throne unsres HErrn und Heilandes niedergelegt habe. Er wolle mit Seinem Ja und Amen Deinen Entschluß besiegeln und heiligen und uns immer mehr inne werden lassen, daß Er selbst ihn Dir ins Herz gegeben. Je mehr wir dessen gewiß werden, desto leichter werden alle daraus erwachsenden Kämpfe und Schwierigkeiten uns werden, denn was Er angefangen, das wird Er auch vollenden zur Ehre Seines Namens. ‚Die Ehre Ihm, so ist der Segen Dein.‘ Möge Sein Heiliger Geist Dich in alle Wahrheit leiten, Deine Erkenntniß vermehren und die Tiefen Seiner Weisheit in Seinem Worte Dir immer mehr aufschließen. Möge Er, der HErr, Dich ferner mit Seinen Augen leiten und Deinen Gang gewiß machen in Seinem Wort. Welt und Teufel werden nicht unterlassen, ihre Macht an Dir zu versuchen und es Dir fühlbar machen, daß Du zur Fahne Jesu Christi geschworen hast, die ihre Streiter in stetem Kampfe übt, und wo die Losung heißt, wie Augustinus sagt: ‚Durch Arbeit zur Ruhe, durch Schmerz zur Freude, durch Niedrigkeit zur Herrlichkeit, durch Kampf zum Sieg, durch Armuth zur Herrschaft, durch den Tod zum Leben.‘ Vor dem, was mir Deinen Weg verdunkeln möchte, schließe ich die Augen und halte mich an das, was mir dabei das Herz erfreut, und das ist: Dich dem Dienste Deines und

meines Gottes und HErrn und seinem Reiche gewidmet zu sehen. Wenn mich die Bürde irdischer Sorgen und Geschäfte hinab zieht und mich in dem Hauptgeschäft, der Sorge für das ewige Leben, aufhält und hindert, den Blick vom Himmel ab und zur Erde wendet — dann werde ich Dich glücklich preisen, daß Du dem allen entflohen bist und alle Deine Sorgen, Gedanken und Schritte Deiner ewigen Bestimmung zuwenden kannst."

Hiermit war denn die Station erreicht, welche eine so verhängnißvolle Zukunft anbahnen sollte! Es ging aufwärts und vorwärts — dem verordneten Kampfe entgegen.

2.

Vorbereitung auf das Prieſteramt.

1858—1861.

Soli Deo Gloria.

Daß die neue Laufbahn, nach welcher mein lieber Sohn ſich lange ſchon geſehnt und welche er nun betreten hatte, eine Gott wohlgefällige war, dafür ſprach zunächſt ſeine innere Freudigkeit und die immer gewiſſere Zuverſicht, daß der HErr ihn dieſen Weg geführt habe, ſo wie auch der nicht in ſeiner Natur liegende Eifer, womit er ſeine Studien betrieb. Nach etlichen Monaten ſchrieb er darüber an Pfarrer T.: „Mit welcher Luſt ich meine Bahn angetreten habe, wiſſen Sie, und ich hoffe, dieſe Luſt daran wird der liebe Gott mir mein ganzes Leben hindurch erhalten. Daß der Wunſch und der Drang zum Prieſterſtande jahrelang in mir vorwiegend war, darin kann ich nur Gottes Gnade und Seinen heiligen Willen erkennen. Dieſes Bewußtſein wird mir, hoffe ich, den Muth nicht ſinken laſſen, auch wenn Demüthigungen erfolgen ſollten. Dieß allein ſoll mich halten, da mir ſonſt alles fehlt, was zu einem guten Prieſter nothwendig iſt. Darin kenne ich mich allein. Möchte dieß für mich ein Mittel werden, vom Hochmuth loszukommen, um ſo mehr aber die Demuth zu lernen."

Nachdem er über sein Interesse an den Vorlesungen, besonders denen der Professoren Bittner und Baltzer, welche übrigens damals entschiedne Gegner unter einander waren, eingehend geschrieben, über den ihn aufhaltenden Mangel an Fähigkeiten und Gedächtniß dagegen sich beklagt hatte, fährt er fort: „Sie werden nun, lieber Herr Pfarrer, aus dem, was ich Ihnen über meine Verhältnisse hier mitgetheilt habe, abnehmen können, daß ich mich in Breslau sehr wohl fühle und mit gutem Muthe meiner Zukunft entgegen gehe. Findet sich eine momentane Lust an Vergnügen, wie sie mein früherer Stand mit sich brachte, so freue ich mich jedes Mal, damit wenigstens ein kleines Opfer Gott dargebracht zu haben. Vielfach ist mir von Bekannten und Verwandten zugesetzt worden, von meinem Plan wieder abzugehen. Solcher gutgemeinte Rath hat mich aber mehr bestärkt, als daß er mich schwankend gemacht hätte."

An seinem Geburtstage desselben Jahres (31. Januar 1858) befand ich mich in Rostock bei seinen Geschwistern Maltzan, wo ich die Zeit der Muße zu eingehender Beschäftigung mit Familienpapieren, die vor damals zwanzig Jahren in dem Nachlaß seines Großvaters sich vorgefunden, benutzt hatte. Hertwigswalde, Carl's Geburtsort, war von einem andern Zweige des Richthofen'schen Stammes, dem auch Peterwitz bei Jauer gehört hatte, käuflich auf den Großvater übergegangen und damit vermuthlich auch die schönen Zeugnisse tiefchristlicher Gesinnung entfernter Familienglieder, die ich in jenen Fragmenten vorfand und zum Geburtstagsgruße an meinen Sohn, welchen ich ja als Gesinnungsgenossen in

doppelter Verwandtschaft mit ihnen wußte, benutzen zu dürfen glaubte.

„Zunächst sage ich mit ihnen" (heißt es in meinem Briefe):

Wo das Reich Gottes wohnt in einer Seelen,
Da wird es auch an anderm Gut nicht fehlen.
Wer nur das Beste hat, der sieht sich nicht erst um
Nach einem andern ungewissen Eigenthum.
Der Heiland leite dich nur Schritt für Schritt
Und gehe selbst auf deinen Wegen mit.
In Leid und Freud, im Kämpfen, Wachen, Beten,
In Angst und Traurigkeit, in allen Nöthen
Sei Er dein ein'ger Trost und deine Zuversicht
Dein Schloß und deine Burg, dein Leben und dein Licht.

Recht tief bewegt hat mich besonders eine seltsame Dichtung mit Illustration zum 51. Geburtstage (1764) des Freiherrn Samuel von Richthofen auf Peterwitz, Hertwigswalde ꝛc., Deines Urgroßonkels. Einer betenden Seele in Gestalt eines Kindes erscheint ein Seraph und verkündet ihr die trostreichsten Segnungen für das Peterwitzer Haus, ‚weil noch darinnen manche Seiner Reichsgenossen.'

Die selge Sulamith,*) die aus dem Hause kam,
Die vor des Lammes Thron in weißer Seide steht,
Die hat den Sünderfreund für dieses Haus gebeten:
Daß Er drin wohnen möcht,
Sich Seelen zieh'n, die immer vor Sein Antlitz treten.

Nun legt der Seraph der betenden Seele die folgenden Worte in den Mund:

*) Die verstorbene zweite Gattin des Besungenen: Rahel Sophie geb. von Burgsdorf.

Lamm Gottes, denk an ihn, thu auf die Gnadenfülle
Und kröne ihn aufs neu
Mit Deiner süßen Huld in rechter Friedensstille.
Denk an die Seufzer, die ich an dem heut'gen Tag
Oft vor Dir ausgeschüttet,
Mit Thränen untermengt.
Ich weiß, Du hörst auch jetzt, was mein Herz von Dir bittet:
Laß ihm dieß Lebensjahr ein rechtes Freijahr sein!
Stärk ihn, so lang er noch nach Deinem Rath soll leben,
Bis er den Lauf vollbracht
Und Dich, erwürgtes Lamm, in Zion wird erheben.

Auf dieß noch weiter ausgeführte Gebet, wovon der Seraph erzählt, verkündet derselbe die Erhörung in köstlichen Gottesworten, von denen ich die folgenden Verheißungen, zu denen der HErr auch ferner Sein Ja und Amen sagen möge, hier beifüge, damit sie in Dein neues Lebensjahr Dich begleiten und ihr Segen bei Dir bleibe:

Ich richte heut den ew'gen Friedensbund
Mit ihm aufs neue auf. Es bleibet meine Freude
Ihm ewig wohlzuthun — Jer. 32, 40. 41.

Ihn so zu führen, bis er frei von allem Leide.
Ich mache ihn zur Pracht und Wonne für und für,
Und seine Sonne soll ihm nicht mehr untergehen.
Jes. 60, 15.
Man soll ihn ewiglich
Als eine Krone in der Hand des HErren sehen. Jes. 62, 5.

Ich will stets mit ihm sein zur Kampf- und Leidenszeit,
Bis ich ihn endlich kann in seine Heimath bringen.
1 Mos. 28, 15.
Dort soll er ewiglich
Vor meinem Thron das neue Lied des Lammes singen.

Das Peterwitz-Hertwigswalder Haus muß überhaupt zu jener Zeit ungemein gesegnet gewesen sein. Freilich klingt in einem schönen Gedicht auf den ersten Jahrestag des Todes einer verklärten Mutter die leise Klage, als ob die Nachkommen nicht in demselben Geiste fortgelebt hätten. Daraus wäre erklärlich, warum jene reichen Zeugnisse christlichen Sinnes und Lebens so verborgen geblieben sind. Gott sei gepriesen, daß Er von der Stätte des Richthofen'schen Hauses den Leuchter noch nicht hinweggenommen, sondern sich ‚Reichsgenossen' bewahrt und in der That sich Seelen gezogen hat, ‚die immer vor Sein Antlitz treten.' Dazu hat Er ja auch Dich, mein guter Carl, besonders erwählt und berufen. Möge es zu Seiner Ehre und zu Deinem und des ganzen Hauses Segen dienen."

In dem Antwortschreiben sagte er: „Wollte Gott, daß ich wirklich einen Theil des Segens unsrer frommen Ahnen geerbt hätte, und daß er in mir wirksam und mächtig werden möchte! Daß wir in der Vorzeit so gottselige Verwandte hatten, habe ich gar nicht gewußt. Um so mehr haben mich die schönen Stellen aus den hinterlassenen Papieren erbaut und erfreut, die voll freudiger Hoffnung und herrlicher Verheißungen sind. Und Du, liebe Mama, willst diese Verheißungen auch mir gern zu Theil werden lassen. Finde ich eine dauernde Freude in dem Dienste Gottes, dann schenkt der HErr mit dieser Gnade wohl auch die selige Hoffnung, daß Seine Verheißungen sich an Seinen Jüngern erfüllen werden; aber die menschliche Schwäche läßt jene Freude noch immer nicht recht aufkommen. Habe ich immer über diese Schwäche zu klagen

gehabt, so bin ich in den vergangnen Wochen erst recht durch sie gedemüthigt worden, und die Wüste, die auf die Taufe folgte, wie Du es mir wohl vorher gesagt hast, hat sich nur allzu rasch eingefunden. Doch hoffe ich, die erste solche Periode geht jetzt ihrem Ende entgegen. Fast willenlos unterliegt der Geist dem Fleische, und eine Gnade Gottes ist es dann, wenn nicht auch die Hoffnung auf ein Wiederwachwerden der Kräfte des Geistes die Seele verläßt ... Und wenn nun der liebe Gott den Schlafenden nicht immer wieder aufrüttelte, wie so bald würde man in den Schwächen, Gewohnheiten und Sünden ganz einschlafen. Kommen dann so besondre Gelegenheiten wie jetzt ein Jahreswechsel bei mir, da fühlt die Seele wohl das Rütteln und wacht, wie oft schon, wieder auf und wirft den Anker der Hoffnung immer wieder auf's neue aus. Das ist Gottes Gnade, die der Seele den guten Muth nicht will ausgehen lassen. So treibt mein Schiff auf der unsichern Flut und schwankt gar oft gewaltiglich. Der HErr hat es aber bis jetzt immer bewahrt; Er wolle es auch bis in den sichern Hafen geleiten." Es folgt hierauf das Bedauern, daß seine Hoffnung, Professor Reinkens zum Seelsorger zu haben, getäuscht worden sei, weil derselbe seine Stelle am Dom aufgegeben, seinen Beichtkindern als solchen den Abschied gegeben habe und in einem entlegenen Stadttheil schwer zu erreichen sei. „Ich bin also vorläufig verwaist, und Gott weiß, wo ich einen Führer finden werde, wie ich ihn brauche. Es muß wohl aber so gut sein. Ich hoffe zu Gott, daß Er auch in dieser Beziehung sich meiner armen Seele annehmen wird." Dem nun folgenden Danke für ver-

schiedne Bücher von seinem Vater und von mir fügt er hinzu: „Doch diese vielen Bücher, die ich zusammen bekomme, werden sie nicht auch einst gegen mich zeugen, daß ich die mir gebotenen Mittel schlecht angewandt habe? Louvigny sagt: ‚Wozu so viele Bücher? Wenn uns Gott die Gnade schenkt uns selbst abzusterben, was fehlt uns dann noch? Dieses einzige Buch schafft uns wahres Licht und lehrt uns alles, was wir zu wissen nöthig haben.‘ So, wünsche ich, wäre es auch bei mir der Fall, daß dieses eine Buch alle übrigen ersetzen könnte.“

Der Geburtstag seines Vaters traf bald nach dem seinigen. Dank und Gratulation vereinigen sich in einem Antwortschreiben an denselben unter anderm wie folgt: „Hat Gott der HErr Dir manchen Kummer und viele Sorgen in Deinem Leben geschickt, so ist andrerseits das Bewußtsein um so tröstlicher, daß sich durch Prüfungen die besondere Liebe Gottes offenbart. Dieß Bewußtsein einer besonderen Liebe Gottes hält den Christen auch unter dem Kreuz aufrecht, und diese Stütze, hoffe ich, wird Er Dir auch fernerhin erhalten. Je fühlbarer die Beschwerden des Leibes mit dem Alter werden, um so größern innern Frieden und Ausdauer wolle Er Dir schenken. Was Du durch Deinen Segen uns geschaffen, dafür wolle Gott Dir ein reicher Vergelter werden. Sind auch die Häuser, die der Segen der Eltern den Kindern baut, bei uns erst im Entstehen, so haben wir doch einen Schatz von Euch schon jetzt geerbt, der das Fundament zu dem künftigen Gebäude bilden soll. Die Furcht Gottes bildet dieses Fundament, das um so fester ist, weil es sich mit

äußern Gütern so wenig verträgt. Hätten wir diese geerbt, wer weiß, ob wir unser Glück in Gott suchen würden, und wie das Gebäude, das ein jeder sich baut, ausfallen würde. Es klingt dieß wie Eigenlob von mir, doch so ist es nicht gemeint. Allein Gottes Gnade und Euer Segen soll uns zu Kindern Gottes heranbilden. Leider legen wir selbst dem Bau so viele Hindernisse in den Weg. Wie schön müßte derselbe ausfallen, wollten wir nur die Gnade frei wirken lassen." — Daß Carl seinem Vater allezeit mit besondrer Liebe und Ehrfurcht begegnet ist, war mir immer von um so höherem Werthe, als dieser sich allem Ruhm und aller Anerkennung zu entziehen pflegte, so daß ich in jener Zeit in Bezug auf ein mich beglückendes Urtheil über ihn einmal an unsern Sohn geschrieben hatte: „Der gute Papa legt vielleicht zu wenig Werth auf das Urtheil der Menschen; darum sehen sie mehr seine Schatten- als Lichtseiten, während es durchgehends sonst der umgekehrte Fall ist, weil man immer besser scheinen will, als man ist."

Das Glaubensleben Carl's blieb auch nach außen hin nicht unthätig. Zum Beispiel habe ich es immer als eine Frucht des Geistes angesehen, daß er bei seiner zum Phlegma geneigten Natur äußere Aufträge und Besorgungen, mit denen Eltern und Geschwister von dem sterilen Oberschlesien aus ihn in Breslau zu überhäufen pflegten, mit stets gleicher Bereitwilligkeit, Pünktlichkeit und Treue ausgeführt hat, sie mochten klein oder groß sein. Wir wandten uns damit am liebsten an ihn, nach der Erfahrung, daß ‚die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist.' Zu jedem Opfer

für andere war er bereit, so bald er Gottes Willen darin erkannte, wogegen er an sich selbst die größte Sparsamkeit übte. Dennoch sagte er einmal in Bezug auf eine Sorge, die uns bewegte, dabei aber immer wieder auf die geistigen Güter und Gaben eingehend: „Wir wissen zu wenig, was es heißt: sich einschränken. Eure vielen Opfer haben uns vor allem, was uns hätte Mangel bereiten können, bewahrt, aber glühende Kohlen sammelt Ihr auf unsre Häupter, wenn Eure Opfer nicht Früchte tragen an uns. Gewiß werden wir um der geringsten Gabe willen einst zur Rechenschaft gezogen werden, um wie viel mehr für solche Gaben, wie wir sie Euch zu verdanken haben. Das gilt mir am meisten, denn alle frühere Saat ist vertrocknet; eine einzige fängt durch Gottes Gnade wieder an etwas zu grünen, möchte sie grünen und wachsen in's ewige Leben hinein! Ach wie viele vergrabenen Talente habe ich aufzuweisen, die keine Zinsen mehr tragen wollen, weil ihr Werth zu spät erkannt ist. Möchte der HErr einst gnädig verfahren und helfen, daß Seine Saat, die Er in Seiner Gnade immer wieder begießt, nicht umkomme, sondern Ihm zur Ehre heranwachse. Wer hätte mehr Ursache recht demüthig zu sein als ich, wenn ich an die abgelaufenen Jahre zurückdenke, an meinen jämmerlichen Zustand und an die Gnade Gottes, die mich nicht ließ und nicht läßt; dafür will ich Gott preisen mein Lebenlang."

Und nun seien aus diesem ersten Jahre seiner theologischen Studien noch einige Gedanken aus einem Briefe aufgezeichnet, in welchem er über den zunehmenden Fortgang seiner Arbeiten sich ermuthigt ausgesprochen hatte: „An

mich und meine Vergangenheit denke ich nicht gern zurück, aber wie wächst das Vertrauen, wenn ich die himmlische Vatergüte betrachte, die den Sündern nachgeht! Daß ich trotzdem stumm bin und auch vor Gott nur seufzen kann, dessen muß ich mich schämen, doch hat ja auch David gebetet: ‚Herr, öffne meine Lippen, und mein Mund wird Dein Lob verkündigen.‘ Ihm hat sie der HErr geöffnet, möchte Er sie auch mir öffnen! Er hat den Taubstummen redend gemacht, vielleicht geht mein Mund auch noch einmal über, wenn das Herz erst recht voll sein wird, wenn das himmlische Licht die Finsterniß darin wird ganz vertrieben haben.*) Wie doch die Kälte und Wärme im menschlichen Herzen so unaufhörlich wechselt! Daß doch die Liebe zu Gott von der Laune so abhängig ist, und so lange dieß der Fall ist, dürfte man von Liebe eigentlich gar nicht reden. Das mag gewiß wahr sein, daß ‚eine solche Liebe mehr eine Liebe zu sich selbst, als eine Liebe zu Gott ist.‘ Wenn das Herz überströmen will in Hingebung, das sind wohl schöne Momente, hinterher erscheinen sie aber nach Art der weltlichen Artigkeit; sie sieht sich schöner an, als sie ihrem Wesen nach ist. Ich meine aber, solche Anwandlungen sind nicht stichhaltig. So wechseln diese Extreme auch in meiner Seele unaufhörlich. Möchte die Kälte bald schwinden und es warm werden; es ist im Sommer doch schöner als im Winter. Der heilige Ambrosius und der heilige Bernhard geben den Rath, daß wir uns mit Sorgfalt hüten sollen

*) Es war dieß wie ein prophetischer Blick auf die Leidenstage vor seinem Tode.

etwas zu reden, was unmittelbar oder mittelbar zu unserm Lobe gereichen könnte, selbst wenn derjenige, zu welchem wir sprechen, unser Freund, unser vertrautester Freund wäre. So komme ich mir nun vor, wenn ich sehe, daß ich den halben Brief nur über mich geschrieben habe, als wollte ich diesem Ausspruch der beiden heiligen Männer Hohn sprechen und indirekt mein eigen Lob singen. Das wolle Gott verhüten, und Dank sei Ihm, daß Er nicht aufhört an der Herzensthür zu klopfen und Einlaß zu begehren. Was ich schrieb, sei zu Seiner Ehre geschrieben."

Im Juli dieses Jahres schrieb er an seine Schwester Mathilde nach Mecklenburg: „Der HErr schenkt denen, die Ihn von Herzen lieben und Hunger und Durst nach Ihm haben, eine so unbeschreibliche Wonne und eine Liebe zu Ihm, die gar nicht zu ersättigen ist. Einen kleinen Vorschmack haben wir wohl manchmal davon, aber Du weißt auch, wie wir in unserer Unwürdigkeit sie so rasch immer wieder verlieren. Daß aber eine solche Freude an Ihm anhaltend werde, das wünsche ich auch Dir; dann wird das Kreuz so süß und der Kampf so leicht. Wie wachsen wir dann so rasch in der Kindschaft Gottes, wie eilen wir dann so sichern Schrittes unsrer seligen Zukunft entgegen! Einmal hast Du, liebe Mathilde, schon hineingeschaut in das Grab und hast gesehen, welch unendlicher Glanz daraus hervorleuchtet.*) Hier die Freude am HErrn und ein treues Bekenntniß: so wird

*) Hinweis auf eine Art von ekstatischem Zustand seiner Schwester, als sie sich sterbend geglaubt hatte.

jener Glanz jenseits des Grabes auch unser Glanz; eine Herrlichkeit, gegen die alle Freude und Wonne dieser Zeit — wie groß sie durch Seine Gnade auch sei, wohl nur ein Schatten ist. Solche Herrlichkeit soll denen zu Theil werden, die ihren Gott von Herzen lieb haben. Wir sollten nur darum uns alle gegenseitig zu rechter Treue, zur Ausdauer im Kampfe auffordern und uns einander unterstützen durch recht eifriges Gebet, damit der Fürst dieser Welt uns unser ewiges Erbtheil nicht raube und keines von uns im Himmelreich fehle!"

Eine besondre Gottesgabe wurde ihm in einem christlichen Freunde, Dr. W., verliehen, welcher mit ihm in demselben Hause wohnte. ‚Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens. Wer Gott fürchtet, der kriegt solchen Freund' (Sir. 6, 16). Wenn mir die Erfüllung dieses Wortes immer ein Herzenswunsch für meine Söhne gewesen war, so sah ich sie hier vor Augen, denn Gott der HErr bekannte sich dazu und machte Carl reich in dem Besitze dieses Freundes, von dem er sagt: „An seiner Glut und heiligen Begeisterung erwärme ich mich immer wieder und lasse die Funken anschüren, auf daß sie bald brennen möchten. Lautere Gottesliebe, tiefes Verständniß für die christliche Wahrheit, Friede der Seele und kindliche Einfalt — alles ist in ihm so schön vereinigt, daß ich ihn nur immer bewundern kann und mich immer auf's neue an ihm erfreue. Er ist immer guten Muthes und singt den ganzen Tag, wenn er nicht in ernste Studien vertieft ist. Einer solchen Erscheinung bin ich noch nie begegnet; sie ist außerordentlich wohlthuend für mich." — Charakteristisch für

denſelben iſt auch ein kleiner Weihnachtsgruß, welchen Carl mit den Worten begleitete: „Sein kindlich herzliches Gemüth ſpricht ſich bei jeder Gelegenheit aus, auch in den wenigen Zeilen, die ich beilege; ich thue dieß nur, weil ſie eben vor mir liegen, und Du Dich auch freuen wirſt die Sprache chriſtlicher Liebe zu hören.“ ‚Mein lieber guter Carl! Ich wollte Dir noch nachträglich meinen ſeligen Weihnachtsgruß vom ſüßen Gottesfriedenskinde ins Herz ſingen, aber Du warſt nicht zu Hauſe. Doch im eigentlichen Hauſe, in der ewigen Heimath biſt Du immer — wenigſtens im Geiſte, im Glauben. Daher nimm mich, obgleich abweſend, zu Dir, damit wir beide überſelig ſeien in dem HErrn, dem neugebornen, ſtarken Heilande. In Chriſti Freude und Liebe Dein Theodor.‘ Wiewohl in der letzten Zeit ihre Wege kirchlich auseinander gingen, ſo iſt die gegenſeitige Liebe und Treue doch ungeſchwächt geblieben.

Carl's Gemüthsanlage war überaus empfänglich für die Einflüſſe, unter denen er lebte, wiewohl er an alle den Maßſtab des göttlichen Wortes und Willens legte. So war denn auch der wohlthuende und erfriſchende Einfluß des Freundes nicht zu verkennen. Er ſpricht mit Freudigkeit von ſeinen Studien, und wenn er auch in den wiſſenſchaftlichen Fortſchritten ſich als „ſchwach“ bekennt, ſo ſetzt er hinzu: „Aber die heiligen Geheimniſſe des Umgangs mit Gott im Innern haben mir manche frohe Stunde bereitet. Möchte der liebe Gott das Band heiliger Liebe immer enger um uns alle ſchließen und uns die Quelle aller Freude und Seligkeit in Seinem heiligen Anſchauen einſt eröffnen. Darum laßt uns

Gott bitten. Es giebt nichts Schöneres als sich der Liebe Gottes bewußt zu sein."

In derselben Zeit spricht sich seine Freudigkeit über seine Berufswahl in einem Briefe an seine Schwester M. so aus: „Ein seliger Beruf ist es fürwahr, ein Diener des HErrn zu sein, wonach all mein Streben geht; ein schöner, herrlicher Beruf, wie es keinen sonst auf der Welt giebt. Aber es gehört ein apostolischer Geist dazu: eine Liebe, eine Begeisterung, wie sie nur der Heilige Geist selbst einflößen kann. Wohl dem, der diesem himmlischen Führer sich nicht widersetzt, diesem sich ganz und gar anvertraut, des eignen Ich's vergißt und nur als Diener Gottes sich erweist, wie ihn St. Paulus im sechsten Kapitel des zweiten Corintherbriefes beschreibt. Immer wieder freue ich mich, meinen früheren Stand mit einem ungleich schöneren vertauscht zu haben. Freilich bin ich noch nicht an dem Zielpunkt angelangt, wo ich wirken soll; wenn ich daran denke, möchte mir beinah der Muth sinken, doch glücklicher Weise denke ich wenig daran und werfe mein Vertrauen auf Gott. Er wird mir einen Wirkungskreis anweisen, und beschränkt sich dieser selbst nur auf die eigne Seele, so soll es zu Seiner Ehre geschehen, wenn Er den guten Willen mir erhält, und ernte ich hier auch nur Demüthigungen, so wolle Er sie für meine Seele zum Segen gereichen lassen."

Das beschauliche Leben erfuhr im Frühjahr 1859 ein gewaltiges Intermezzo durch die Waffenrüstung der Preußischen Truppen für den Lombardischen Krieg. Carl wurde mit eingezogen, und es ist fast komisch, wie mit dem Sol-

datenrock auch der Soldatengeist in ihn einkehrt. „Bücher, Collegien, Studien habe ich vergessen. An ihre Stelle ist das Preußische Exercir-Reglement getreten, und ich denke schon an nichts mehr als meine militärischen Lorbeeren, die ich mir zunächst auf dem Exercirplatz erringen soll. Manche freuen sich, daß ich Soldat werde, und hoffen, daß ich dadurch auf ‚vernünftigere Gedanken' gebracht und die bunte Uniform nicht gleich wieder ausziehen werde, wenn wir von diesem unserm Feldzuge zurückkehren. Auf andere Gedanken bringt eine solche Mobilmachung wirklich, denn ich habe, seitdem ich meine Ordre bekommen, noch nicht viel Vernünftiges gedacht, und vielleicht liegt noch ein strategisches Talent in mir, das sich mit Ende der Woche anfangen soll Bahn zu brechen. — Doch ich muß wohl einen ernsteren Ton annehmen, denn das Spotten und Spaßen wird mir vielleicht bald genug vergehen, da die politische Welt ein gar ernstes Gesicht macht, und vielleicht werden so manche ein Opfer dieser kriegerischen Lage werden . . . Was mich betrifft, so wird mein Soldatenspiel wohl bald das Schauspiel: ‚viel Lärm um nichts' darstellen, da ich dem Herrn Fürstbischof auf Anrathen anderer es habe berichten müssen, daß auch ich einen Lorbeerkranz auf dem Schlachtfelde des Friedrich-Wilhelms-Platzes zu erringen bestimmt sei, und ich habe es ihm anheim gestellt, ob er etwas für meine Entlassung thun wolle oder nicht; ich selbst könne nur folgen und thun, was andere über mich bestimmen. Er will an den Fürsten von Hohenzollern, den Minister-Präsidenten in Berlin, schreiben, um mich vom Militärdienst frei zu machen. Wie es auch komme, in beiden Fällen

werde ich mich freuen Gehorsam zu üben. Ins Feld ziehen und dem Vaterland seine Kräfte opfern ist ehrenvoll; noch ehrenvoller aber ist es, einen geistigen Kampf zu kämpfen und mit allem möglichen Fleiß zum himmlischen Streiter sich auszubilden für die Gemeinde Gottes. Ein Streiter soll ich also werden in jedem Falle, und Gott wird entscheiden, welcher Art." Daß aber die Soldatenstimmung sein Element nicht war, zeigte sich sehr bald; zunächst in seinen schriftlichen Gedanken an den in jenen Zeitpunkt fallenden Hochzeitstag seiner Eltern, der ihn an die vor mehreren Jahren gefeierte Silberhochzeit erinnerte: „Damals war uns auch die Zukunft mit recht drohenden Wetterwolken verhüllt, und wie haben sie sich zertheilt! Nur das Zeichen des Friedens ist zurück geblieben. Erst nachträglich läßt sich erkennen, wie jene drohenden Wolken nur Segen gebracht haben, und so wird es auch jetzt sein. Er, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, Er will die Spreu vom Weizen sondern; darum läßt Er Seine Gerichte ergehen, damit die Auserwählten bewährt erfunden werden, die Gottesleugner aber sich ihr eignes Gericht bereiten. Selig, wer jetzt den Anker nicht verliert, wer den Muth im Sturm nicht sinken läßt, denn der den Strömen gebietet und die Elemente in Seiner Hand hält, Er führt das schwankende Schifflein der Seinen, wenn auch über tobende Wogen hinüber, doch sicher ans Ufer ihres ewigen Heimathslandes."

Die Ungewißheit der politischen Lage, welche durch den überraschenden Friedensschluß von Villafranca aber bald eine andere Gestalt annehmen sollte, lag drückend auf den eingezogenen Truppen, und das Soldatenleben wollte Carl schon

vor Ablauf der zunächst bestimmten sechs Wochen gar nicht mehr zusagen. Sein „guter Doctor", wie er seinen Freund W. nannte, war ihm überall Stütze und Anhalt, was er wiederholt mit gerührtem Dank gegen Gott aussprach. Einmal that er dieß mit dem Bemerken: „Ich muß oft daran denken, wie die glühenden Kohlen auf meinem Haupt sich täglich mehren, und der HErr wie ein Dieb in der Nacht kommen wird um Rechenschaft zu fordern. Wenn Er will Sünde zurechnen, wer wird bestehen vor Ihm? Möchte Er, der auf das Herz sieht, den guten Willen schenken und eine recht aufrichtige Gesinnung; Er, der es denen gelingen läßt, die aufrichtigen Herzens sind." Von dieser so merklich in ihm ausgeprägten Liebe zur Aufrichtigkeit sei noch folgendes besondere Zeugniß aus einem späteren Briefe dieses Jahres mitgetheilt: „Es macht mich manchmal bange, daß Du zuweilen eine viel zu hohe Meinung über mich hindurchblicken lässest, und ich fürchte, daß Du noch in größerer Täuschung als andere über mich bist. Gott wolle mir verzeihen, wenn ich dazu Veranlassung gegeben habe. Ich weiß, daß mein häufiges Schweigen oft Ursache dazu war, daß andere sich anfänglich ein viel zu hohes Urtheil über mich gebildet hatten. Allein mein Schweigen rührt nicht daher, weil es in der heiligen Schrift so sehr empfohlen wird, sondern selbstverschuldete Geistesbeschränktheit ist bei mir gewöhnlich die Ursache davon. Oft auch wird von meinem hie und da sich äußerlich zeigenden Christenthum auf einen gesunden Kern geschlossen; namentlich schließt man bei einem, der noch den Muth hat von Gott zu sprechen (was leider so wenig in der Welt jetzt geschieht), leicht auf viel mehr

als dahinter steckt. Einer meiner oft gefaßten Vorsätze ist es, andre nicht zu täuschen über mich selbst und auch in dieser Beziehung nach Wahrheit zu ringen; und doch liegt schon in dem bloßen Streiten über ernste Gegenstände ein Widerspruch mit meiner innern Wirklichkeit, denn ich muß dadurch andern ernster, frömmer, anhaltender nachdenkend über dergleichen Sachen erscheinen, als es in der That der Fall ist. Da sehe ich mich wohl manchmal nach einem Auswege um und finde keinen andern, als daß man sich selbst durchaus vergessen soll, und daß man über die Meinungen anderer, ob sie zu gut oder zu schlimm seien, sich hinwegsetzt, nur das Eine suchend, Gott die Ehre zu geben und seinem Gewissen gemäß zu handeln. Widerspricht aber zuweilen dennoch der äußere Schein, beim Schreiben oder Reden, der eigenen innern Wirklichkeit, so soll man sich, wenn dasselbe zur Ehre Gottes und in reiner Absicht geschah, wohl darüber beruhigen."

Vor einer Reihe von Jahren war ich in den Besitz eines Buches gelangt: „Erinnerungen an Ulrich Goßner" (nicht zu verwechseln mit Johannes Goßner, seinem Onkel, der bekanntlich protestantisch geworden ist), welches die einzige protestantisch gebliebene Tochter des Grafen Friedrich Leopold Stolberg, eine wahrhaft fromme und hochbegnadigte Dame, mir für unsern Familienkreis gemischten Bekenntnisses zur gemeinsamen Lektüre empfohlen hatte. In der Meinung, daß diese bewilligt werden würde, hatte sie sich freilich geirrt, denn unser Familienhaupt nahm Anstoß an dem zu freien kirchlichen Standpunkte eines jungen Priesters, welcher zwar vielfach verklagt und angefochten, bei jeder Untersuchung der Ur-

sachen aber von der bischöflichen Behörde frei gesprochen wurde und auch als katholischer Priester gestorben ist. Mich erfüllte die Möglichkeit eines so versöhnenden Standpunktes, auf welchem wir im tiefsten Grunde der Heilswahrheiten uns verständigen konnten, mit inniger Freude. Dazu fand ich in Charakter und Eigenschaften, die höhere Begabung ausgenommen, so viel Aehnlichkeit mit meinem Sohne, daß Goßner mir im Glauben wie im Leiden wie sein Vorbild erschien. Wiederholt hatte ich seinen Vater mit einzelnen Stellen des Buches bekannt zu machen gesucht, die mir die Erlaubniß auswirken sollten, auch Carl es mittheilen zu dürfen. Dieß erfolgte zu Weihnachten dieses Jahres, wo ich es ihm nach Breslau schickte und dazu schrieb: „Es ist mir, als wenn ich in meinem Ulrich Goßner einen lieben Freund Dir sendete. Sollte man den Besitz des Buches in Deiner Hand nicht legitim, vielleicht gefährlich finden und Du derselben Meinung sein, so erbitte ich es mir zurück. Wenn es aber bei Dir Anklang findet, so überlasse ich es Dir, aber auch nur Dir mit Freuden. In einigen Stücken bin ich nicht mit ihm einverstanden, wie Du es Deinerseits in einigen andern auch nicht sein wirst. Das hindert aber nicht, daß Du sowohl wie ich uns in der engsten Gemeinschaft mit Goßner fühlen und uns darauf freuen mögen, ihn droben im Himmelreich zu begrüßen. Seine Predigten scheinen mir der schwächste Theil, sie sind fast zu einfach.“ Später verglich ich auch darin Carl mit ihm. Nach dem Empfange des Buches schreibt er: „Daß Du Dich Deines Goßner beraubt hast, thut mir innig leid. Um so mehr will ich diese ‚Erinnerungen‘ in

Ehren halten und ihren schönen Inhalt mir recht in die Seele schreiben lassen. Herrliche Wahrheiten habe ich schon darin gefunden und so manchen Gedanken, der an mir vorüber gegangen ist, freute ich mich hier wieder zu treffen. Wer sollte diese Sehnsuchtsseufzer und dieß Verlangen Goßner's, nur für Gott allein zu leben, sich selbst mehr und mehr abzusterben, nicht verstehen? Das sind bekannte Saiten, und je deutlicher sie klingen, je gleichmäßiger, je völliger das Leben denselben entspricht, desto schöner ist ihr Ton. Nach einer solchen Liebe zu Gott sehne ich mich oft; mit jener Sehnsucht ganz Gott ergeben zu sein und alles Ihm zum Opfer zu bringen, wie sie Goßner durchglühte. Ja, das ist mein Verlangen, darin ihm ähnlich zu werden; nur ist bei mir wegen des Widerspruchs der Worte und Vorsätze mit den Handlungen die Gefahr der Heuchelei noch größer als bei Goßner, und doch fürchtete schon er sich vor dieser Gefahr. Ich hoffe noch engere Freundschaft mit dem Buche zu schließen; bis jetzt kenne ich es noch zu wenig." Später schrieb er mir, wie Dr. W. Sympathie und Verständniß für Goßner habe, und wie sie gemeinsam sich daran erfreuten. Das überraschte mich nicht. „Denn ich meine," erwiederte ich darauf, „sie müßten Gesinnungsgenossen sein, und die Gemeinschaft werde im Himmel fortgesetzt werden. Das ist aber bei Biographien wahrhaft christlicher Seelen so schön, daß sie erst recht angehen, wenn sie für uns aufhören, und wir die Fortsetzung in der Ewigkeit nicht *lesen* sondern *schauen* und dafür gemeinsam den HErrn preisen werden." Wäre mir damals der Gedanke, daß Carl einst aus der römischen Kirche scheiden

[illegible]

[illegible]

[illegible]

gefangen. Er war mit seiner ganzen Seele dabei und schrieb darüber: „Es hat mich das so hingenommen, daß ich die ganze gestrige und heutige Nacht im Traum gemalt habe, und am Tage war es nicht viel besser. Dieser Eifer wird sich aber wohl legen, hoffe ich. In den zwei Tagen habe ich schon viel gelernt, und es hat der Kopf, den ich male, schon ein ganz stattliches Aussehen ꝛc.“ Man darf wohl annehmen, daß es für ihn eine beständige Selbstverleugnung war, der Kunst nicht mehr Zeit und Kräfte widmen und ein Talent nicht weiter ausbilden zu können, dem wir so viele schöne Andenken verdanken.

Seiner Grundrichtung gemäß haben die Gedanken an Tod und Ewigkeit ihn immer viel beschäftigt. Am Jahresschluß schrieb er: „Allen wünsche ich mit mir, daß das kommende Jahr uns unserm Heilande näher führen möchte, und daß das Verlangen nach Ihm so sich steigere, daß die Todesstunde uns die ersehnteste unsers Lebens werde, daß wir wie Paulus wünschen möchten abzuscheiden und bei Christo zu sein . . . Ich schließe mit dem Wunsche, daß unser Verkehr auch im nächsten Jahr ein so reger sein möchte, wie in der letzten Zeit. Im Jenseits, glaube ich, wird der Verkehr ein noch viel regerer sein, als hier selbst der engste zwischen zwei Seelen nur sein kann. Dann hört auch das Schreiben und wohl auch unsere jetzige Sprache auf. Wenn wir Gott ähnlich werden sollen und an Seiner Herrlichkeit Theil nehmen, dann werden unsere Gedanken schon reden und darum auch der Verkehr und das Verständniß der einzelnen Seelen ein ganz anderes sein als hier. Wie schön denke ich

mir die Sprache im Jenseits, die Gott allein nur dient. Alles kennt dann nur diese Eine Sprache. Alles besingt dann den Namen Gottes und dieser Freudenlieder wird dann kein Ende sein. Helfe Gott, daß wir uns alle dort einst treffen!"

Im folgenden Jahre 1860 waren es zunächst wieder die Geburtstage von Sohn und Vater, welche uns in des ersteren Seelenleben tiefere Blicke thun ließen. Nach seiner gewöhnlichen Klage über die Schwachheit des Fleisches, welche erst mit dem Tode werde abgethan werden, und nach dem Ausdruck des Verlangens, durch Gottes Erbarmen an dem ewigen Siegesfest Theil zu nehmen, schrieb er in einem Briefe vom 31. Januar weiter: „Wie eigene Kraft keine Kraft ist und zur Verzweiflung führen könnte, wenn keine andre Hülfe uns zu Gebote stände, das sehe ich immer mehr ein. Diese Erfahrung ist die Quelle der Demuth und der innigen Hingabe an Gott, die uns allein stark machen kann; darum wolle Er es mit brennenden Buchstaben in unser Herz hinein schreiben, daß wir ohne die einzige Waffe der Gnade Gottes nie zum Siege kommen. O daß diese Waffe in dem mir heute angebrochenen neuen Lebensjahre mein Eigenthum würde, und ich das angebotene Schwert zu führen lernte, um durch die Tausende von Feinden hindurchzudringen, und nachdem auch der letzte derselben besiegt sein wird, in den Triumphgesang mit einzustimmen: ‚Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!' Das helfe uns der HErr, daß dieser Sein Sieg unser Sieg werde, daß alle unsere Feinde diesem unserm Schwerte weichen und wir von dem entrissenen Erbe einst wieder Besitz ergreifen können! Zuweilen stürmt es und

drängt es in mir, als wollte die Seele heraus aus ihren Feſſeln, doch nur Augenblicke ſind dieß, denn erſt muß das Tagewerk im Schweiße des Angeſichts vollbracht und die Dornen und Diſteln überwältigt werden. Das ſind die Feinde, an denen die eigene Kraft ſcheitert, die uns ſo oft verwunden und den Muth uns nehmen wollen. Da gilt es immer treuer zu werden, mit mehr Geduld, Ausdauer, Muth und der rechten Freudigkeit zu ſtreiten in dem rechten Vertrauen auf die göttliche Hülfe. Wie ſollte dann unſer Verlangen nicht einſt auch befriedigt werden?"

An ſeinen Vater ſchreibt er wieder im Sinne kindlicher Dankbarkeit für elterliche Liebe: „Eure Treue hat uns angeleitet das allein wahre Glück zu ſuchen. Euch habe ich es zu danken, wenn ich es gefunden habe. Ich weiß jetzt, wo allein der wahre Frieden zu finden iſt; ich weiß, was allein glücklich macht und dazu habt Ihr mir den Weg gezeigt. Wolle Gott mit Seinem himmliſchen Frieden und mit der vollſten Freude und Befriedigung in Ihm Euch Eure Elterntreue lohnen, mit dem Hunger und Durſt, welchem ſchon auf Erden die ſeligſte Verheißung gegeben iſt .... Vor allem ſind meine Wünſche auf das Jenſeits gerichtet, denn da fängt das Leben erſt eigentlich an, um nicht mehr aufzuhören. Was immer daher das jetzige Leben mit ſich bringt, der Chriſt ſollte die Vergänglichkeit nicht vergeſſen, um Unvergängliches ernten zu können. Dann erträgt er auch Schmerzen und Leiden. Sie ſind der Uebergang zu einer ſchmerzloſen und freudvollen Seligkeit. Er trägt dann auch das Glück ohne Gefahr für ſeine Seele; denn auch dieß iſt ihm vorübergehend,

und es ist ihm kein Glück im Vergleich mit dem, welches nach dem Tode erst anfängt . . . Wie groß aber das Glück sein wird, das unsere ursprüngliche Bestimmung ist, weiß keiner von uns. Erst wenn unser ursprüngliches göttliches Ebenbild wieder hergestellt sein wird, erst dann wird die Fülle alles Glückes begriffen werden, das jetzt noch alles Begreifen übersteigt. Daher mögen denn alle unsere Wünsche in dem Einen sich vereinigen, daß dieses Urbild auch an uns offenbar werde, und daß die Gnade Gottes dazu unser Herz ganz erfasse, um dasselbe wie der Töpfer seinen Thon umzubilden in das herrliche Geschöpf der Ebenbildlichkeit seines Meisters."

In dem Wintersemester von 1859 zu 1860 hatten die Vorlesungen des Kanonikus und Professors Dr. Baltzer, um seiner anthropologischen Anschauungen willen, mehr und mehr Grund zu Verdächtigungen und Anklagen hinsichtlich Fälschung der Kirchenlehre gegeben. Er stand bisher in hohem Ansehen und großer Achtung, und es wurde Carl ungemein schwer, ihm mit Mißtrauen und Tadel begegnet zu sehen. Schon damals waren Lehrstreitigkeiten ganz seiner Natur entgegen. Er legte ihnen vielleicht zu wenig Bedeutung bei und machte sich keine Skrupel darüber, wenn nur das innere Glaubensleben und der Umgang der Seele mit Gott in Christo ihm nicht gestört wurde. Die Studenten hatten für Professor Baltzer Partei ergreifen wollen, worüber Carl Folgendes schreibt: „Daß wir dem Professor Baltzer einen Fackelzug bringen wollten, habt Ihr vielleicht in der Zeitung gelesen. Leider kommt derselbe aber nicht zu Stande. Unsere hyperorthodoxe Partei glaubte, wir wollten eine Demonstration

damit ausdrücken. Da dieß dem Herrn Fürstbischof auch so vorgestellt worden ist, so muß der Fackelzug natürlich unterbleiben. Doch wird sich wohl Gelegenheit finden, dem Herrn Fürstbischof von unserer bessern Absicht dabei zu überzeugen, wiewohl der Plan dann immer nicht mehr zur Ausführung kommen wird. Die Anrede dabei an Herrn Kanonikus Baltzer war mir übertragen worden; ich kann sie nun mir selber halten." Einige Monate später, von einer Reise zu den Eltern nach Breslau zurückgekehrt, schreibt er von den höchst unglücklichen Verhältnissen, die er auf der Universität um der besagten Lehrstreitigkeiten willen vorgefunden, hofft aber, daß nun der Streit zu Ende gebracht werden würde, und beklagt die persönlichen Anfeindungen gegen Professor Baltzer. „Doch will ich damit niemanden verurtheilen," fügt er hinzu, „kann es auch nicht, denn Gott allein kennt die Herzen und die Gesinnungen, aus denen die verschiednen Handlungsweisen hervorgehen. Ich habe hier schon mannigfach Gelegenheit gehabt, Baltzer in Schutz zu nehmen. Ich thue dieß nicht, weil ich Baltzerianer bin, was ich nicht sein kann, so lange ich keine genaue Einsicht in die streitigen Sachen habe, wovon ich mich absichtlich fern halte; sondern weil ich weiß, was an Professor Baltzer anzuerkennen und hochzuachten ist, und weil die Nächstenliebe so vielfach außer Acht gelassen wird." Er bedauert dann die Schädigung des Ansehens der Kirche durch solche Friedensstörungen, in welchen Andersgläubige ihren Ruin erblicken. „Viele suchen in dem Aeußern die Kirche," sagt er, „und zeigen gerade dadurch ihre Unbekanntschaft mit derselben. Wie sollte die auf dem unwandelbaren Felsen

Christus gebaute Kirche nicht aus allem Kampfe mit den Mächten der Hölle siegreich hervorgehen? Die heiligen Märtyrer konnten zwar ihrem Leibe nach gefoltert und mißhandelt werden, aber nur um so inniger schloß sich die Seele an Gott an. Da konnte kein Peiniger ihnen etwas anhaben; im Gegentheil, sie dankten oft ihren Verfolgern, weil sie ihnen behülflich waren, die um so glorreichere Erbschaft in Empfang zu nehmen. So duldet denn auch die Kirche und wartet getrost auf die Erfüllung der ihr gegebenen Verheißungen, denen auch ihre einzelnen Bekenner sich in Zuversicht getrösten. Daraus erwächst Friede und die Bangigkeit verschwindet. Wie der liebe Gott Sein Volk Israel so wunderbar geführt hat, so führt Er auch Sein Volk im neuen Bunde. Wie ist das geringste Vertrauen dort immer herrlich gelohnt, wie sind die Feinde endlich immer gedemüthigt worden; und sollte dieß bei Seinem neutestamentlichen Israel anders sein?"

Daß den Erfahrungen des nun auch in Gott ruhenden Kanonikus Baltzer seine eignen späteren in mancher Beziehung sehr ähnlich sein würden, ahnte er damals nicht; aber eine Verwandtschaft der Gesinnung gab sich wohl bereits zu erkennen.

Die Studienzeit ging nun ihrem Abschluß entgegen. „Mein nächstes Ziel sehe ich nun mit Riesenschritten sich nähern," schreibt er. „Um so ernster ich die ganze Examensache in Gottes Hand lege, desto ruhiger gehe ich ihr entgegen. Gott helfe nur, daß Sein Wille erfüllt werde." Der Vorgang seines Freundes W. mochte ihm freilich die Erreichung seines Zieles doppelt wünschenswerth erscheinen lassen. Derselbe hatte so eben die geistlichen Weihen erhalten, und Carl kann

nicht genug schildern, wie kampfesmuthig und opferwillig er seinem Lebensberufe entgegengehe. „Gestern Nacht wachte er auf und hätte am liebsten durch das ganze Haus Psalmen gesungen, wenn er seinem Zuge hätte folgen können. Seine tiefe innere Herzensfreudigkeit hat etwas so Ergreifendes, daß sie jeden unwillkürlich mit fortzieht, und in dieser Beziehung habe ich ihm schon viel zu verdanken, wünsche auch noch viel von ihm lernen zu können."

Am 6. August macht er uns die Mittheilung von seinem glücklich bestandenen Examen, mit Dank gegen Gott, dessen Willen er darin zu erkennen glaubt. „Bis hierher glaube ich nur von Ihm gedrängt worden zu sein, und das giebt mir Muth und läßt mich die Zaghaftigkeit vor jener verantwortlichen Stellung, der ich entgegengehe, überwinden. Noch jetzt würde sie mich davon zurückhalten, wenn ich nicht immer wieder von oben ermuthigt und gestärkt würde. Gott helfe weiter! Ernst werde ich an unser letztes Examen erinnert von Dem, der die Herzen kennt, vor welchem nichts verborgen ist, vor dem alles, was vor Menschen uns Ehre geben kann, in sein Nichts zusammenfällt. Bestehen wir dann, wohl uns! Was sind alle Examina gegen jenes letzte Eine, dem niemand entrinnt; wo weder Wissenschaft noch Ehre noch sonst etwas gilt, als allein die Hingabe aller Kräfte an ein Gott gefälliges Leben und die volle Zuversicht auf das Verdienst unsers Erlösers, der die Sünden derer, die guten Willens sind" (später würde er wohl gesagt haben: „derer, die an Ihn glauben") „bedecken wird. Mein Examen hatte meine Gedanken in letzter Zeit so in Anspruch genommen, daß ich über dieses

hinaus nur wenig gesehen habe; umsomehr wird es jetzt gelten, mehr und mehr mit dem künftigen Beruf mich vertraut zu machen, wovon mich abzuhalten es noch zahllose Mittel in Gottes Hand giebt, wenn dieß in Seinem Willen liegt. Vertrauensvoll gehe ich meiner Zukunft entgegen, dessen mir bewußt, was ich bin, aber auch dessen, was der HErr noch geben kann und geben will, da wo es fehlt, und ich weiß, daß Euer aller Gebet mich durch das Leben hindurch begleiten wird; darum wird es auch der HErr an Seinem Segen nicht fehlen lassen." Er verlebte nur noch einige Wochen bei Verwandten und Freunden, auch in Leszczyn, wo ich leider nicht anwesend sein konnte. In meiner Theilnahme an seinem innern und äußern Leben und dem damit verbundenen Streben, die geistliche Gemeinschaft unter uns zu pflegen, schrieb ich ihm aus R.: „Von Dir spricht B. mit großer Liebe, und Du magst es Dir wohl zur besondern Aufgabe machen, mein theurer Sohn, auch fernerhin durch Deinen Sinn und Wandel Deinem Bekenntniß Ehre zu machen dadurch, daß Du auf dem Grunde des göttlichen Wortes stehen bleibst und dasselbe die Triebfeder Deines Lebens und Wandels sein und bleiben lässest. Dieß wird zugleich unsre Gemeinschaft in Zeit und Ewigkeit dauernd begründen; so wie wir wohl auch in dem Wunsch und Streben uns vereinigen dürfen: in aller kirchlichen Entwicklung den Sinn und Geist der ersten apostolischen Kirche erneuert sich gestalten zu sehen. Der HErr mache einen jeden von uns zu einem lebendigen Baustein Seiner heiligen Kirche. Wie und wann Er sie alle zusammenfügen will, ist Seine Sache; nur daß ein jedes treu er-

funden werde und dem Heiligen Geiste Raum gebe in seinem Herzen, welcher alles entfernen und vernichten wolle in den einzelnen lebendigen Steinen wie im ganzen Bau, was nicht von Ihm, sondern vom menschlichen Geiste und Willen herstammt. Mehr als wir alle bist Du, mein lieber Sohn, auf den Leuchter gestellt. So laß denn das wahrhaftige Licht, den HErrn Jesum Christum, in Dir wohnen und weithin leuchten, dann wirst Du ein kräftiger Zeuge und lebendiges Rüstzeug Seiner Wahrheit werden. Dazu helfe Er, der HErr, in Gnaden!"

Am 16. September trat Carl in das geistliche Seminar in Breslau ein, woselbst die Tage bis zum 26sten mit geistlichen Uebungen und Vorbereitungen zum priesterlichen Stande zugebracht wurden. Ein Tagebuch aus jener Zeit zeigt reiche Früchte der Meditationen und innern Erfahrungen, und es dürfte nicht leicht sein, in den Auszügen daraus, so wie aus dem Briefwechsel jener Zeit, das rechte Maß inne zu halten. Da indessen diese Blätter der Entwicklung eines geistigen und geistlichen Lebens gewidmet sind, so wird in dieser Hinsicht eher ein Zuviel als Zuwenig gerechtfertigt erscheinen.*)

Das Tagebuch beginnt mit einem inbrünstigen Gebet und giebt dann den Inhalt der täglichen gemeinsamen Meditationen, mit Reflexionen und Herzensgebeten abwechselnd, im Sinne von Thomas a Kempis, Franz von Sales und andern geistesverwandten Mystikern. Aus jenen Gebeten mag vom Abend

*) Im Anhange sind die Auszüge aus dem Tagebuche vermehrt worden.

des ersten Tages nur folgendes hier Raum finden: „Mein Gott! heute beginnt die geistliche Laufbahn, die ich vielleicht nach Deinem Willen betreten werde. Vor dem geringsten Leichtsinn darin bewahre mich. Kann ich Dir darin nicht dienen, sind meine Kräfte zu gering, wäre mein Vertrauen auf Deine Hülfe zu schwach, als daß dieß meinen Mangel an Kräften ersetzen könnte, so nimm mich lieber aus der Welt — o HErr! darum bitte ich Dich herzlich — als daß ich Deinem Namen, Deiner Kirche, dem geistlichen Amte Schande mache. Nur schenke mir für diesen Fall noch die Eine Gnade einer Vorbereitung auf den Tod, wie sie ein Christ haben soll.“ An demselben Abend spricht er den Eindruck des wohlthuendsten Friedens aus, den die Anstalt auf ihn mache; aber die Zeit des für ihn so sympathischen „Silentium“ konnte natürlich nicht eine bleibende sein. Nach einer Betrachtung über die Verdammniß und das hölliſche Feuer straft er sich hart über seine Unempfindlichkeit und Zerstreutheit dabei und fährt dann fort: „Die Schmerzen machen keinen Eindruck auf mich, vielleicht, weil mich Gott bisher noch beinah gar nicht mit Schmerzen geprüft hat und ich sie zu wenig kenne. Aber das weiß ich, daß die Trennung von Gott ein Schmerz für mich sein würde, wie es keinen mehr giebt; denn wonach ging mein heißestes Verlangen in den Stunden, wo ich besonderer Gnaden von Gott gewürdigt wurde? Danach, daß der Schleier, der mich von meinem Gott noch trennt, fallen möchte. Ich kenne keine Sehnsucht, welche heißer sein könnte, als die eines Christen, der in den Stunden der Begnadigung an seinen Tod und über den Tod hinaus an die ewige Anschauung

Gottes, an die Enthüllung Seines herrlichen Antlitzes denkt. Wenn mich daher die Hölle nicht bestimmt, besser zu werden, so soll es mein Verlangen nach Dir, mein Gott, thun!" — An dem Tage der Generalbeichte stellt er nach einem ergreifenden Bußgebet sich die Frage: „Wenn von mir eine öffentliche Buße verlangt würde, wie die heilige Magdalena sie übte, würde die Welt oder das Verlangen nach Erlösung in mir den Sieg davon tragen?" — Nach einer Betrachtung über die Nachfolge in dem Eifer für die Ehre Gottes und die Liebe zum Nächsten läßt er sich also vernehmen: „Deine Hand habe ich darin erkannt, daß ich aus der Welt heraus in die Einsamkeit getrieben wurde. Sie hat das Verlangen in mich gelegt, für Deinen Namen zu wirken, während mein ganzes Wesen sich dagegen sträubte. Immer und immer wieder klopftest Du an, mein Meister! nun bin ich Dir in die Einsamkeit gefolgt. Was willst Du hier aus mir machen? Willst Du mich nur zur Buße führen, oder verlangst Du mehr noch, daß ich auf den Leuchter gestellt werde, um andern Deiner Kinder das Licht des Evangeliums zu bringen? HErr, ich bete Deine geheimnißvollen Absichten an und bitte Dich nur — ob Du nun das eine oder das andere von mir verlangst — sei Du der Töpfer, der da den Thon formt und ein brauchbares Gefäß aus demselben macht. In allen Fällen hilf mir, daß ich Deinen Namen, Deiner Kirche Ehre mache. Willst Du einen Priester aus mir machen, so thue es nicht, ohne daß mich der Eifer für meinen Gott verzehre, ohne daß ich in Liebe zu Dir, meinem Heilande, erglühe, ohne daß ich das hingebendste Vertrauen auf Deine Hülfe habe,

ohne daß ich alle Eigenliebe und Selbstsucht, allen Hochmuth und alle Eitelkeit der Welt ganz ablege, ohne daß ich die aufopferndste Liebe zu meinem Nächsten in meinem Herzen trage" u. s. w.

Dazwischen klagt er wohl einmal: „Mein Herz ist so trocken; ich halte es für geistige Abspannung. Sollte es nicht sein, so bitte ich, o Gott, vergieb mir, wenn ich vielfach der Betrachtung nicht folgen konnte." Auf die Frage: „Warum will ich Priester werden?" die den Alumnen aufgegeben worden war, antwortet er unter Anrufung des göttlichen Lichtes und Beistandes unter anderm Folgendes: „Was mich trieb zu dem Entschluß, Priester zu werden, war die Ehre Gottes, der ich mich widmen wollte. Seine Barmherzigkeit hatte mich aus tiefem Sündenelend herausgezogen; ich fühlte ein Glück in mir, wie ich es nie gekannt hatte, und ich fragte Gott in meiner Seele (oder fragte ich mich, ich weiß es nicht mehr), wie ich mich wohl dankbar erzeigen könnte; und seitdem war es wohl, daß ich nicht mehr im Zweifel war, was ich werden wollte. Ob der Gedanke von mir kam oder von Gott, wer kann das entscheiden? Allein sehe ich Seine wunderbare Führung an mir, merke ich auf den Frieden in meiner Seele, den ich habe, seitdem ich mich für den geistlichen Stand entschloß; denke ich daran, wie viele Personen ich in diese Angelegenheit mit hineingezogen habe und um deren Rath gebeten, deren keine einzige mir abgeredet, viele dagegen mir alle Zweifel zu nehmen sich bemühten, als wären Gottes Absichten hier nicht klar: so füge ich mich meinem innern Drange, bis Gott anders über mich bestimmen wird, und oft habe ich gebeten,

Gott möge mich doch abhalten von dem Prieſterſtande, wenn es Sein Wille nicht wäre, daß ich ihm angehörte. Noch oft will ich darum bitten und ich hoffe, der HErr wird dieſe Bitte erfüllen. Ohne Zögern will ich gehorchen, wenn Er mich wieder hier heraus nehmen will. Vielleicht auch nimmt Er bald mich zu ſich. Willſt Du dieß, o Gott! ſo laß auch dazu den Aufenthalt hier eine würdige Vorbereitung ſein und ſchenke mir einen ſeligen Tod."

Am 25ſten, nahe am Schluß der Exercitien, ſchreibt er, „Seliger Gott, heiliger Gott! in Dir bin ich ſelig. Ganz erfaſſeſt Du meine Seele und läſſeſt mich innige Freude in Dir finden. Nimm mein Herz, o nimm es hin, mein Jeſus, es kann ja nur Dir noch gehören; wo könnte es ſonſt Freude finden, nachdem Du mich Freuden koſten läſſeſt, wie nur Du ſie geben kannſt?" Und weiter: „Das aber iſt erſt der wahre Jünger, der durch nichts die Freude in Gott ſich rauben läßt. Louvigny verliert die Freude ſelbſt nicht im Hinblick auf die eigne Unvollkommenheit. ‚Kannſt du dir dadurch helfen,' ſagt er, ‚daß du an dein Elend denkſt? Gewiß nicht. Denk an deinen Gott und Heiland Jeſum Chriſtum. Dieß allein ſchafft dir Frieden. Was gewinnſt du denn damit, daß du lange in dir ſelbſt bleibſt? Verlaſſe dich ſelbſt, ſobald du kannſt, und du wirſt nach kurzer Mühe und Furcht, die dich die völlige Ueberlaſſung koſtet, ganz anders in Gottes Wegen wandeln als bisher; du wirſt gar bald das Land des Friedens finden.' Mein Gott," ruft er dann aus, „ſchon finde ich meine Seele ganz als Dein Eigenthum, ach daß es immer ſo bliebe! Das iſt die herrliche Frucht der vergangenen ſtillen

Woche, die wir der Betrachtung Deiner Liebe und Barmherzigkeit gewidmet haben, und in der Du reichen Segen ausgespendet hast; doch die eigentliche Frucht soll nun erst unser Leben zeigen, ob es von der Sünde abgeschiedener sein und nur noch Deiner Verherrlichung dienen wird." Es wurde diese stille Woche mit wiederholter gemeinsamer Communion beschlossen. „Um mich des mächtigen Eindrucks einer der seligsten Communionen meines Lebens auch später noch zu erinnern," so überschreibt er den Erguß seines Herzens, welches von Freude und Dank überströmt, und fügt hinzu: „Wie gern wäre die Seele abgeschieden! Doch erst soll noch das Kreuz kommen, worin wir sollen bewährt werden, ehe der Tag unsers Abschieds erscheint."

Am 28sten hatten die Vorlesungen des von Carl so hoch verehrten und geliebten Pater Rector, Kanonikus Sauer, begonnen, welcher seinen ersten, als vorzüglich gerühmten Vortrag mit den Worten schloß: nur eine heilige Liebe sei die Liebe, die den Priester in seinen Beruf einführe. Keine andre, welcher Art die Liebe auch sei, könne die Pflichten erfüllen, die dem Priester Gottes obliegen. „Und wenn jemand auch allem auf der Welt entsagt hat und Armuth und Entbehrungen duldet, er ist aber von sich selbst noch nicht frei, bringt nicht sich selbst auch ganz Gott zum Opfer, so ist seine Liebe keine heilige Liebe. Ist es diese Liebe, die Sie, meine Brüder, hierher geführt hat, dann seien Sie versichert, daß Christus, der HErr, auch zu Ihnen sagt: Nicht ihr habt mich erwählt, sondern Ich bin es, der euch erwählt hat. Haben Sie diese Liebe, so werden Sie das auch in diesem Hause an

den Tag legen. Sie werden in Demuth und gewissenhafter Pünktlichkeit Ihre Pflichten erfüllen, die Statuten des Hauses, auch was Ihnen zuerst befremdend erscheint, treu beobachten und jedes Opfer, das der HErr von Ihnen verlangt, mit Freuden bringen."

Seinem Versprechen gemäß hatte Carl nach dem Abschluß der einleitenden Uebungen uns das Resumé davon schriftlich mitgetheilt. Er sagt darin: „Auf mich hat das fortwährende Beschäftigtsein mit der eignen Seele, die Stille der ganzen Tage und der fortwährende Umgang mit Gott einen noch größern Einfluß geübt als ein nicht geringer Theil der Meditationen, deren Themata zum Theil so gewählt wurden und auch so behandelt werden mußten, als stände die Seele, die da betrachtet, noch ganz in der Welt und sollte erst zu Gott hingeführt werden; daher die Betrachtungen über die letzten Dinge, als: Tod, Hölle, Gericht, die auf den, der schon etwas von der christlichen Hoffnung gekostet hat, weniger Eindruck machen als z. B. die Betrachtungen über die Eigenschaften des Erlösers, die wir nachzuahmen haben, oder über Sein Leiden, Seine Liebe und dergleichen. Nichtsdestoweniger konnte jeder auch aus den ersten Betrachtungen viel Segen ernten. Schon das Hingedrängtwerden der Seele zu Gott ist ein reicher Segen. Mit außerordentlicher Liebe und Aufopferung hat unser Herr Spiritual diese Uebungen mit uns abgehalten, in einer für ihn selbst jedenfalls sehr angreifenden Weise. Er meditirte die ganze Zeit uns laut vor, d. h. er hielt laut ein Selbstgespräch mit der eignen Seele über den Gegenstand, der ihm eben zur Betrachtung vorlag. Ich bewunderte dabei oft

seine Demuth, daß er bei der Betrachtung ganz sich gehen ließ, als wäre er allein." Es folgt darauf ein Bericht über die Gegenstände der Betrachtungen so wie über die Tages- und Stundeneintheilung; aber während des Schreibens drängt sich ihm der Contrast auf zwischen der wohlthuenden Stille jener Tage und der ihn nun umgebenden Unruhe — Lärm und Unterhaltung von etwa zwanzig Personen in demselben Zimmer. Die Ideale, die er aus der Zeit des Silentiums mitgebracht, schienen mancher Enttäuschung weichen zu wollen, wie aus etlichen Andeutungen wahrzunehmen ist, und hierbei hatte sein natürlicher Mensch ohne Zweifel keine geringe Probe zu bestehen. Das Antwortschreiben auf seine Mittheilungen weist auf dergleichen unerläßliche Erfahrungen hin. Es lautet: „Mit dem lebhaftesten Interesse haben wir Deinen Brief gelesen, den wir mit Verlangen erwarteten. Wie man an der Darstellung eines reichen Gastmahls sich weiden kann und doch dabei leer ausgeht, so ist mir bei Deiner Schilderung der durchlebten, inhaltreichen Tage zu Muthe. Ich freue mich, daß Dir der HErr einen so reichen Tisch gedeckt und Dich so liebreich erquickt und gespeist hat, und wenn in mir dadurch lebhafter Hunger und Durst nach einem solchen Festmahl voll geistlicher Nahrung erweckt worden ist, so ist das ja auch ein Segen, der seine Verheißung hat. Jedes Deiner Worte und Gedanken findet tiefen Anklang bei mir; wie z. B. daß ‚in der stillen Einkehr und dem ungestörten Umgang mit Gott' Dir der meiste und köstlichste Segen und Gewinn erwachsen ist. So kann es natürlich nicht bleiben. Es war die Ausrüstung zum Kampfe, und ist auch zu der-

selben dieß ganze Jahr bestimmt, so beginnt einiger Kampf doch schon jetzt, nach dem Maß, wie die Welt auch innerhalb Eurer Seminar-Mauern von außen und innen wieder Zugang zum Herzen sucht, der ihr während des Silentiums schwieriger gelungen ist. Aber wo bliebe die Bewährung, wenn man nur genießen dürfte? sowohl die Bewährung unsrer Hingabe an Gott als die Erfahrung von Gottes Treue an uns, die eben im Kampfe am anbetungswürdigsten ist. Es hat mir sehr wohl gethan, daß Eure Meditationen nächst der Selbsterkenntniß die Liebe Gottes zu uns zum Zweck hatten. In diesem Studium sollten sich alle Christenherzen begegnen; und wohl dem, der wie Du in die Schule geordneter Sammlung und Betrachtung gehen kann, um auf diesem Wege das Fünklein der Liebe an dem Feuer der göttlichen Liebe entzünden und nähren zu können." Der Segenswunsch des Apostels Paulus Eph. 3, 14—21 folgte darauf.

Die Stimmung in den ferneren Alumnatsbriefen ist eine sehr freudige, wiewohl er zugiebt, daß man von der Welt nur äußerlich darin geschieden wäre; aber der herrliche Geist, der in der Anstalt herrsche, könne auch da, wo der priesterliche Sinn noch fehle, kaum ohne Einfluß bleiben. Wieder sagt er: „Vor allem ist es Herr Kanonikus Sauer, der uns einen ganz köstlichen Weg inniger, opferwilliger Liebe zu Gott zeigt. Ich wünschte mir beinahe jedes Wort, das er spricht, in die Seele einbrennen zu können, damit es nicht todt bliebe, sondern wirklich Leben bekäme, und ich ein Jünger meines HErrn, nicht bloß dem Worte nach, sondern mit Leib und Seele werden möchte."

Einem etwas drastischen Bedauern eines seiner Brüder: daß er dem Familienleben ewige Urfehde geschworen und nun ein freudenloses Leben allein in seiner Stube führen werde, während er doch dazu geschaffen sei, eine Familie glücklich zu machen — womit derselbe auch mir wieder das Herz weich gemacht hatte — begegnet er in frischem Muthe mit einer Apologie des Cölibats, welche besonders seinem Vater viel Freude machte, und worin er seine Gesinnung mit 1 Cor. 7, 34 zu begründen und bei uns Lutherischen Anklang zu finden wußte, unter dem etwas veränderten Wortlaute: „Wer keine Frau hat, sorgt für die Sache des HErrn, wie er dem HErrn gefalle; wer aber eine Frau hat, sorgt für das Irdische, und er ist getheilt." Er fügt hinzu: „Daß das Gesetz des Cölibats leicht angreifbar ist, finde ich natürlich. Nur selten wird es jedoch dann in dem rechten Geiste aufgefaßt." In Bezug auf eine Correspondenz, welche eine Verwandte und Freundin mit ihm gewünscht hatte, sagt er, darauf eingehend: „Eine andere Frage ist nur die, ob sie einen Vortheil aus dieser Correspondenz wird ziehen können. Wenn sich auch, wie ich es dankbar gegen Gott erkenne, mein Herz nach und nach mehr öffnet, so kann es doch nur wenig bieten. Der wahre Freund im Herzen und ein Verkehr mit diesem ist mehr werth als alle sonstige Freunde und Correspondenzen. Diesen möge A. sich sichern, denn einen größeren Segen kann sie auf der Welt nicht finden, als wenn sie diesen Verkehr recht auszubeuten weiß." In einem spätern Briefe schreibt er: „Je mehr ich diesen unsichtbaren Freund kennen lerne, um so lieber habe ich Ihn gewinnen müssen und um so mehr freue

ich mich über Seinen beseligenden Umgang und sehne mich darnach, Ihn einst von Angesicht zu Angesicht zu schauen und Ihm in einem unaufhörlichen Freudengesange das ewige Hallelujah singen zu können." In einem mütterlichen Antwortschreiben heißt es: „Deine Briefe klingen mir immer so heimathlich wie Stimmen aus dem lieben, ewigen Vaterhause. Ach! man hört deren so selten und muß es dagegen recht empfinden, daß wir Fremdlinge und Pilgrime hier auf Erden sind. Und wie verschieden ist doch die Sprache aus dem Reiche Gottes von der aus dem Reiche dieser Welt! Dieß ist eins der lebendigsten Zeugnisse für die geoffenbarte Wahrheit. Man verliert immer mehr das Verständniß für die Lebensanschauungen der Welt, während es zwischen den Reichsgenossen des Vaters im Himmel kaum noch der Worte bedarf. Diese Sympathie ist jetzt, wie mir scheint, der Lebenshauch, der die Kinder Gottes aller Confessionen durchdringt und sie, während sie nach außen durch Trennung und Gegensätze geschieden sind, im Mittelpunkt des Lebens — in Christo — vereinigt .... Erleben werde ich das Ziel unserer (Deiner und meiner) Wünsche nicht, aber mit der Zuversicht werde ich die Welt verlassen, daß der Heilige Geist sein Werk des Berufens, Sammelns, Erleuchtens und Heiligens ruhmvoll vollenden und alle zerstreuten Schafe zusammen bringen werde. Dazu wirst auch Du ein Werkzeug werden, das ist mir ein sehr beglückender Gedanke."

In einem Briefe voller Weihnachtsfreude schreibt er „Wenn sie Seine Liebe wüßten, alle Menschen würden Christen. Ein ununterbrochener Dank sollte unser Leben

sein, weil uns diese Erkenntniß geschenkt ist, und wäre die schwache Adamsnatur nicht, so würde auch das Leben jedes Christen ein solcher fortgesetzter Lobgesang sein; allein das Wollen liegt nahe, aber das Vollbringen finde ich nicht; darum soll aber der Wille nicht schwach werden. Den gebotenen Augenblick sollen wir vielmehr benutzen, in dem wir uns unsers Reichthums bewußt werden, um alle Saiten unsers Herzens zu dem schuldigen Danke und Lobe Gottes zu stimmen."

Es wird mir schwer, nicht den ganzen Brief mit seiner überströmenden Freudigkeit aufzunehmen. Nur Folgendes sei noch gestattet: „Wir sangen jetzt täglich während der Adventszeit den schönen und mächtig ergreifenden Chor: ‚Siehe, der HErr wird kommen und alle Seine Heiligen mit Ihm, und es wird sein ein großes Licht an jenem Tage. Hallelujah!' Das zieht das Herz immer gewaltig hin nach jener ewigen Heimath und nach der Stunde unsers Hinüberganges, wonach der Christ so sehnlich seufzt, auf die er sich so freut, freilich mit Furcht, aber auch mit zuversichtlicher, vertrauensvoller Hoffnung. Unter dem alten Testamente seufzte man nach dem Erlöser. Er kam, und wir sind in die Erbschaft eingetreten und doch seufzen wir noch, wunderbarer Weise; aber der Erlöser kam ja nicht, um uns ein irdisches Paradies zu bereiten, sondern ein himmlisches, jenseitiges, darum das Seufzen der Sehnsucht, daß die Pforten des Himmels sich öffnen und uns zum Schauen einlassen möchten. Also Freude und doch noch Schmerz und Sehnsucht; aber gleichwie das Verlangen der Juden seine Erfüllung fand, so soll auch unser Verlangen ein Ende finden

und in dieser Gewißheit finden wir Frieden." Das mütterliche Echo auf den Jubelton im Anfang dieses Briefes lautet: „Wenn auch meinerseits die Schwingen zum Lobe und Preise des HErrn tief unten liegen, so weiß ich doch nichts Köstlicheres als Seinen Namen geehrt und verherrlicht zu sehen, und wenn dieß zumal aus der Seele eines eignen theuren Kindes fließt, so hat ein Mutterherz wohl Ursache zu hoher Freude und Wonne und empfindet einen Vorschmack des Himmels."

Nach den meist in der Kirche und „im Geiste" gefeierten Weihnachtsfesttagen schreibt er unter anderm: „Wenn alle, die da nach Wahrheit suchen, diesen Geist, den die Kirche Gottes athmet, erkennen möchten, sie würden an diesem Geiste die Braut Christi erkennen (‚daran erkennen wir, daß wir in Ihm bleiben und Er in uns, an dem Geiste, den Er uns gegeben hat,' 1 Joh. 4, 13) und würden einsehen, wie dieser Geist so erhaben über allen menschlichen Geist ist, daß unmöglich menschliche Klugheit oder menschlicher Scharfsinn oder Gelehrsamkeit und dergleichen oder selbst nur menschliche Liebe zu Gott ein solches erhabnes Werk hätte hervorbringen können." Er giebt dann eine interessante Beschreibung der am 23. Dec. empfangenen ersten Weihen und ihrer tiefen Bedeutung: „Dem Ostiarier (Pförtner) im Allgemeinen ist also die Kirche mit ihrem äußern Schmuck anvertraut. Liebe zum Hause Gottes ist hier wesentliche Grundbedingung, und die Worte Davids gehören hierher: ‚Besser Ein Tag in Deinem heiligen Hause, als tausend in den Hütten der Gottlosen.' Die zweite Weihe ist die des Lector-Amtes. Es wird uns darin das Wort Gottes zum öffentlichen Vorlesen in der Kirche an-

vertraut. Ueber die Größe und Wichtigkeit dieses Amtes mit seiner Verantwortlichkeit will ich nichts hinzufügen .... Möchte nur unser Ruf die Himmel durchdringen und Gott denselben hören, daß Er selbst uns lehren wolle, das anvertraute Werkzeug für die Arbeit in dem Weinberge des HErrn, Sein Wort, die heilige Schrift, in der rechten Weise zu gebrauchen; möchte Er selbst uns lehren das Schwert zu führen, das Er uns anvertraut, und namentlich wolle Er uns auch bewahren vor der Blindheit und Verstocktheit der Pharisäer und Gesetzesgelehrten, damit wir nicht selbst verworfen werden, während wir andern das Wort Gottes vortragen." — Er spricht dann noch viel von der Schönheit des Akoluthen-Amtes, welches sich mit dem Altardienst beschäftigt u. s. w.

Es mußte der vor uns liegende Jahreswechsel für uns alle ein ganz besonders ernster und wichtiger sein. Im Hinblick darauf schrieb ich ihm: „Dir, mein lieber Sohn, tritt die Zukunft verklärt entgegen durch die innigste Gemeinschaft mit Dem, den Deine Seele liebt und dem sie sich zu eigen gegeben hat. Möglich wohl, daß Er vom Tabor Dich noch einmal in die Wüste führen wird, aber nur, damit Du erfahren lernest wie Assaph: Dennoch bleibe ich stets an Dir, und ob mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil." Hiemit klingt die Geburtstagsstimmung zusammen, worin ich zum 31. Januar ihn beglückwünschte. „Die Wünsche, die ich jemals für Dich gehegt, sind über Bitten und Verstehen darin erfüllt, daß Du ein Eigenthum Deines Erlösers geworden bist, der Dich um den theuern Preis Seines Blutes

erkauft hat und welcher denen, die Ihn aufnehmen, Macht giebt, Gottes Kinder zu werden, und damit Erben des ewigen Lebens. Somit ist Dir ja ein Glück zu Theil geworden, welchem kein anderes gleich kommt, und wenn ich Dir noch wünschen möchte, immer völliger zu werden an aller Erkenntniß, Wahrheit und Gerechtigkeit, so hast Du ja auch schon die Erfüllung in Christo, in welchem verborgen sind alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß Gottes. Demnächst haben wir vor allem zu danken und zu loben, daß Er, der HErr, so Großes an Dir gethan. Nun wissen wir aber, daß wir hier in dieser Welt nicht zum Genießen, sondern zum Kämpfen da sind. ‚Kanaan war auch ein Gnadengeschenk, und doch war noch Kampf da;' also wird es an Feinden von innen und von außen auch Dir nicht fehlen bei Deiner Pilgerfahrt. Je mehr jemand mit seinem Sinne von der Welt geschieden ist, desto mehr fühlt er hienieden den Druck der Fremdlingsschaft, und desto schwerer wird der Kampf, denn alles tritt in die Reihen der Feinde, was dieser Welt angehört, von der er sich abgewandt hat. So habe ich denn den innigen Wunsch und Gebet für Dich, daß Du in der Hitze des Kampfes niemals ermüdest, auf daß Du nicht überwunden werdest; wo aber doch die Natur unterliegt, daß Dir auch das Unterliegen möge zum Segen werden dadurch, daß Du den am Kreuze erworbenen Sieg Dir immer wieder als aus Gnaden und unverdient schenken lässest. ‚Gott ist getreu, der uns nicht läßt über Vermögen versuchen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß wir es können ertragen.' Und abermals: ‚Gott ist getreu,

welcher auch wird euch fest behalten bis ans Ende'.... Dein dießjähriger Geburtstag ist die Pforte zu einem überaus wichtigen Lebensabschnitt für Dich. Die Grundstimmung meines Herzens an diesem Tage kann ja nur Freude sein, sonst könnte ich obiges nicht geschrieben haben; aber doch gedenke ich Deiner nicht ohne Herzensbeklemmung, und den reinen vollen Jubelgesang hoffe ich mit Dir vereint erst im ewigen Leben anzustimmen, wenn das volle Licht der Wahrheit uns leuchten wird. Unterdeß laß uns, so viel der HErr hilft, dem immer mehr und immer allgemeiner gefühlten Bedürfniß, um Einigkeit der Kirche zu bitten, uns anschließen und fest vertrauen, daß wo zwei oder drei eins geworden sind um was sie bitten wollen, dasselbe ihnen gewährt werden soll von ihrem Vater im Himmel. . . . Falls Du meiner Freudigkeit und Danksagung auf dem ersten Blatte einige Seufzer wegen der durch den Heiligen Geist in Dir gewirkten Verzagtheit an Dir selbst entgegen setzen wolltest, so antworte ich mit einem Trostwort, das mir bei täglich neuer und nothwendiger Selbstanklage werthvoll war und das mir gerade zur Hand ist: ‚Wenn jemand diese Dinge (nämlich die Heilsthaten) glauben und nach ihrem tiefen Sinn, so wie sie es verdienen, damit umgehen könnte, der würde diese Erlösung als einen Himmel ansehen, welcher, wir mögen hingehen wohin wir wollen, uns überall über dem Haupte ist und über uns schwebt. Weil wir aber in diesem Leben allein die Erstlinge des Geistes haben, so geschieht es, daß wir so große Reichthümer nicht völlig erkennen können und gleichsam blinzeln gegen das Licht der Gnade, welches uns im Worte

angeboten wird, weil wir zum unerſchaffnen Lichte nicht kommen können. Wir ſehen die Finſterniß, die in uns iſt, nämlich die Sünde und den Tod; wir ſollten aber mehr die Heilung als das Uebel fühlen und vielmehr auf die Freiheit ſehen als auf die Gefangenſchaft, mit welcher uns unſre Sünden drohen.' Endlich noch ein koſtbares Wort von Fénélon: ‚Der allein iſt glücklich, der in dem Lichte Jeſu Chriſti ſein Nichts erkennt'."

Auf ein Geburtstagsſchreiben ſeines Vaters, welches leider nicht mehr vorhanden iſt, erwiedert er: „Welche große Freude Du mir mit Deinem Briefe gemacht haſt, brauche ich Dir nicht erſt zu ſagen. Iſt es ja doch ganz der Ausdruck Deiner treuen väterlichen Geſinnung für mich. . . . Oftmals denke ich daran, daß auch Du, mein lieber Papa, Deine Freude darüber haſt, daß der liebe Gott mich in Seinen heiligen Prieſterſtand beruft, und wie oft magſt Du Dich in meine Seele hinein verſetzen, um Zeuge der Gnaden zu ſein, die mir ſo reichlich und vielfältig zu Theil werden. Gewiß hundertfach und ganz beſonders groß ſind die Gnaden, die Gott uns, die wir Seine Diener zu werden begehren, mildiglich zutheilt; aber — ‚wem viel gegeben iſt, von dem wird auch viel gefordert werden.' Darum ſoll ſich auch niemand in dieſe Gnadenkammer Gottes hineinzudrängen wagen, den nicht Gott ſelbſt ausdrücklich hineinzieht, und die, welche Er berufen, ſollen ihr Heil mit Furcht und Zittern wirken, denn ſie wiſſen nicht, ob" — ſpäter würde er wohl geſchrieben haben: um gewiß zu werden, daß — „ſie vor dem ewigen Richterſtuhl dereinſt beſtehen werden. Möchte es Gott gefallen, uns alle

Segen daraus ziehen zu laſſen, daß Er mich als Diener in Sein Heiligthum beruft, doch noch ſind Seine Abſichten verborgen.“ Dann wünſcht er ſeinem Vater von Herzen Glück zum Geburtstage, indem er ſchreibt: „Der gnädige Gott wolle Dich alle Deine Kinder in dem ſo herrlichen Lichte der Anſchauung unſers heiligen Gottes dereinſt wieder finden laſſen. Bald, bald kommt die Zeit, da wir ausgekämpft haben und uns der Gnade unſers Gottes überlaſſen werden; ſie, die hier im Leben ſo groß war und nach dem Tode ſich noch herrlicher offenbaren will, ſie wird auch in der Stunde unſers Abſcheidens von der Welt uns nicht verlaſſen und in dieſer ernſteſten Stunde unſers Lebens uns gewiß beiſtehen, wenn wir im Vertrauen nicht müde werden.“ Er dachte wohl an die Abſchiedsſtunde ſeines Vaters, der die ſeinige ſo bald folgen ſollte! Aehnlich ſchreibt er in jenen Tagen an eine hochbejahrte, durch einen Unfall leidend gewordene Tante: „Alles aber, was Er auch ſchickt, ob Troſt, ob Prüfung, ob Freude, alles ſoll uns zur Vorbereitung für den Himmel dienen, deſſen Pforten ſchon weit geöffnet ſind, um uns vielleicht bald aufzunehmen. Dir ſchickt der HErr jetzt Seine Prüfungen und will durch anhaltenden Schmerz Dich geduldig machen, damit Du mit um ſo größerer Hoffnung und völligerem Vertrauen Dich Seinen liebenden Vaterarmen überlaſſen könneſt. Uns ſind Seine Prüfungen noch vorbehalten, und wir wiſſen nicht, welcher Art dieſelben ſein werden; doch gehen auch wir denſelben entgegen, und dann erſt wird es ſich entſcheiden, ob wir werden mit Chriſto leiden wollen, um auch mit Ihm verherrlicht zu werden.“

mand erreicht, weil es zu hoch ist; doch eben darum weiß ich desto mehr Rücksicht zu nehmen und habe niemand zu verdammen, der dieses Ideal nicht erreicht, weil eben keiner dasselbe erreichen kann. Du wirst leicht merken, daß dieses Ideal kein menschliches ist; ich bin mit dergleichen in meinen früheren Jahren genug umgegangen, sie sind zerronnen, wie sie gekommen waren. Gottes Gnade war es, die mir die Unvollkommenheit auch des schönsten menschlichen Ideals zeigte; daher habe ich denn jetzt mein Ziel viel höher gesteckt und suche dort mein Ideal, wo es allein zu finden ist. ‚Ich habe euch ein Vorbild gegeben, dem ihr nachfolgen sollt'. Dieses Bild kann man nicht schön genug sich ausmalen, es kann immer nur gewinnen, aber nie getrübt werden, wenn man seine Vollkommenheit und Schönheit zu erkennen sich bemüht. Und dieses lebendige, schöne Ideal, das habe ich hier mehr kennen gelernt als irgend wo anders, und mehr und mehr prägt es sich der Seele ein und zieht sie durch seine Lieblichkeit an sich, so daß irdische Truggebilde und Phantasiegestalten von selbst wegfallen müssen. Dazu gehört eigentlich auch alles Selbstvertrauen und Bauen auf eigene Kraft. Das wurzelt nun allerdings gar sehr tief und wird nur durch große Demüthigungen, die Gottes Liebe schickt, zerstört. Solche Demüthigungen sind sehr große Gnaden, und damit wolle Gott uns nicht verschonen, damit wir lernen auf unsern einzigen Felsen, Jesum Christum unsern HErrn, zu bauen — das einzige Ideal in allen Beziehungen. ... Halte mich nicht für einen Schwärmer. Schwärmerei und Begeisterung können sich in mancher Beziehung ziemlich

ähnlich sehen. Um die letztere bitte ich Gott, wogegen Er mich vor der erstern bewahren wolle. Für Gott und Seine heilige Sache soll jeder Christ begeistert sein, wogegen Schwärmerei der Welt angehört. Was Du unter besonderen Versuchungen bis zur Erlangung eines Amtes verstehst, weiß ich nicht recht; ich glaube, daß die Hauptversuchungen erst mit dem Eintritt ins Amt kommen werden, denn dann beginnt erst das eigentliche Opferleben, zu welchem ich bestimmt bin. Solltest Du den bösen Dorn, den Cölibat, meinen, so verweise ich Dich einfach auf die Worte des Heilandes: ‚Wer es fassen kann, der fasse es', und nehme ich es daher niemandem übel, wenn er die Verleugnung des Fleisches, um dem HErrn allein zu dienen, nicht recht fassen kann. Der größte Kampf, den ich in der bevorstehenden Zeit noch durchzukämpfen habe, ist jedenfalls der um Erkenntniß des Berufes, und es ist allerdings keine geringe Versuchung, die große Unzulänglichkeit der eignen Kräfte für den Priesterstand sie erkennen und dabei doch glauben zu sollen, daß nicht ich es sei, sondern der HErr, der mich beruft. . . . Was Du von unsern einander entgegenlaufenden Lebenswegen schreibst, unterschreibe ich nicht. Wege, die zu Einem Ziele führen, können doch wohl nie einander entgegenlaufen! Unsre Wege sind verschieden, wie wir zwei verschiedene Personen sind, aber hoffentlich haben wir beide dasselbe Ziel und dann auch nicht sich entgegenlaufende Wege. Möchten wir den richtigen Weg eingeschlagen haben, der in der nie endenden Seligkeit im Himmel sein Ende hat."

Der Aufenthalt im Alumnat sollte nicht lange mehr

währen, dennoch wurde ich durch die Nachricht überraſcht, die mich Folgendes ſchreiben ließ: „Wie ich höre, hiſt Du heute hier (in Leszczyn) aufgeboten worden. Eine Schwiegertochter bringſt Du mir nicht, aber ſolches um des HErrn willen zu entbehren, freue ich mich und wünſche Dir Glück zur Vermählung Deiner Seele mit dem himmliſchen Bräutigam Chriſtus, der ihr ein ewiges und herrliches Hochzeitmahl bereitet hat. Ich weiß wohl, daß Ihr es anders verſteht. Die Braut, der Du Dich vermählſt, iſt die Kirche; ich ſehe es aber auf meine Weiſe an und weiß, daß Du nichts dagegen haben wirſt." Er ſelbſt ſchrieb aus jenen Tagen: „Die Zeit fliegt mit Windeseile dahin und was privatim geſchieht, iſt eigentlich kaum der Rede werth. Es liegt das in den Verhältniſſen des gemeinſchaftlichen Lebens mit vielen, was allerdings etwas Geduld erfordert. Der natürliche Menſch findet dabei auch ſeine Nahrung, von dem man freilich meinen ſollte, er müßte ſich durch eine geiſtliche Parforce-Schule zwingen laſſen, ein geiſtlicher Menſch zu werden; allein das Unkraut ſoll ſtehen bleiben bis auf den Tag der Ernte, die Adamsnatur will erſt mit dem letzten Athemzug ihren Abſchied nehmen." Vor Abſchluß des Briefes, am Paſſionsſonntage (Judica), hatte er zum erſten Mal die Kanzel beſtiegen. „Hoffentlich werdet Ihr Euch meinetwegen nicht geängſtigt haben," ſchreibt er. „Das Bewußtſein, daß ich nur im Namen Gottes die Kanzel betreten ſollte, hat mich ſo ruhig gemacht, wie ich nie gedacht hätte, daß ich bei meiner erſten Predigt würde ſein können. Ich glaube, ich habe auch kaum einen Anflug von Beängſtigung gehabt und habe mich auf der Kanzel gerirt, als

wenn ich Jahre lang daran gewöhnt wäre. Das einzige natürlich Befremdende ist, daß man von so vielen angesehen und beobachtet wird. Eine Freude war es für mich, wie Du wohl denken kannst, diesen heiligen Berg Gottes besteigen zu dürfen und das Evangelium im Namen des HErrn zu verkündigen. Ein Urtheil darüber möchte ich wohl hören, um auch der dabei gemachten Fehler mir bewußt zu werden." In meiner freudigen Theilnahme an dieser Mittheilung schrieb ich: „Ja, es muß etwas Köstliches sein, des HErrn Namen öffentlich preisen und Sein Wort verkündigen zu dürfen. Daß dieß Bewußtsein und die Freudigkeit dazu alle Bangigkeit in Dir überwunden, giebt Zeugniß von Deiner Herzensstellung zu Gott und zur Welt, und wohl Dir, wenn Du mit dem Apostel Paulus sagen kannst: ‚Wenn ich noch den Menschen gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht'."

Auf unser Verlangen hatte er uns seine Predigt geschickt, deren Eindruck auf uns ein gemischter war. Theils erfreuten wir uns daran, theils hatten wir mancherlei auszusetzen. Carl war eine so einfach angelegte Natur, daß für ihn die Ermahnungen des Kanonikus Sauer, sich beim Predigen der größtmöglichen Einfachheit zu befleißigen, beinahe überflüssig erscheinen mußten. Wir fanden in dieser Beziehung, was wir erwartet hatten, und mich erfreute es, in diesem einfachen Zeugniß von Christo dem Gekreuzigten, nach Form und Inhalt, an Ulrich Goßner erinnert zu werden. Auch war die reichhaltige Würze aus Gottes Wort mir wohlthuend, so wie mancher besondere Anklang, aber störend war es mir, daß überall die ‚menschliche Schwachheit' den Begriff der Sünde

vertrat und damit sein Zeugniß überhaupt entkräftet werden mußte. Nachdem ich ihm mein Bedenken darüber ausgesprochen hatte, setzte ich hinzu: „Sollte ich hierin den eigentlichen Principienstreit berührt haben, so hätte ich allerdings nichts weiter zu sagen, aber ich habe immer in diesem Punkte (der Erbsünde) uns beide ganz übereinstimmend gefunden und bitte Dich nun um Deine Meinung über das Gesagte. Was man jedoch bei einer ersten Predigt sich wohl gestatten darf, nämlich ein Gutachten darüber abzugeben, das soll fernerhin nicht mehr geschehen. Bei allem vielmehr, was ich von Dir lesen und hören werde, will ich mich an der Wahrheit aus Gottes Wort erbauen und wo mir etwas unverständlich oder nicht mit demselben vereinbar erscheinen sollte, will ich Dich fragen. ‚Wer euch hört, der hört mich', dieß wird bald auch auf Dich anzuwenden sein. Es sollte dieß Wort den Zuhörern die Hand auf den Mund nöthigen und sie diskret machen im Lobe wie im Tadel; denn es ist das Amt, welches wir in dem Prediger zu respektiren haben. Ein jeder verwalte es nach dem Vermögen, das Gott darreicht."

Nicht ahnen konnten wir damals, in welcher Beziehung der Name eines Mannes zu dem einstigen Abschluß seiner inneren und äußeren Lebensgeschichte stehen würde, aus dessen Predigten ich in demselben Briefe eine Stelle citirte, indem ich schrieb: „Ahlfeld predigte uns gestern: ‚Der HErr beruft Seine Apostel, der Geist giebt ihnen die Kraft zu ihrem Amte. Nicht scharfer Verstand, nicht die Kenntniß alter Sprachen, nicht das Auswendiglernen von Sprüchen oder Büchern der heiligen Schrift — der Geist macht den Theologen, den

Prediger. Das Erbe, die Mitgift vom Vater und vom Sohne ist das einzige rechte Siegel für jeden geistlichen Beruf. Das ist in keinem gelehrten Examen zu erkennen, sondern in dem großen Lebensexamen, in dem uns der Herr Christus täglich fragt: ‚Simon Johanna, hast du mich lieb?‘ Wo dieses Siegel nicht ist, da dient scharfer Verstand und Gelehrsamkeit häufig dazu, Christum in der Kirche zu tödten. Darum soll jeder Prediger alle Tage bitten: ‚HErr Jesu, gieb mir Deinen Heiligen Geist!‘ Ach, und wer sollte nicht darum bitten? Wir Laien bedürfen es ja nicht weniger, um durch der Prediger Wort gesegnet zu werden.“

Nach dem Tone eines bald darauf folgenden Geburtstagsbriefes an mich scheint ihm vor dem definitiven Eintritt ins Priesteramt, wenn auch nur vorübergehend, doch etwas bange zu werden; ja, er sieht ihn nicht nur als ein Opfer an, sondern als ein Kreuz, das er, wenn auch willig und mit Freuden, auf sich nehmen will. „Daß mein Leben ein Opferleben werden soll,“ sagt er, „das sehe ich ziemlich klar voraus, denn wie könnte es anders sein, wenn ich das Amt eines Priesters mit meiner Schwachheit zusammenstelle? Von mir verlangt der liebe Gott mit dem Rufe in Sein Priesterthum ein Opfer, und Er helfe dazu, daß es ungetheilt Ihm dargebracht werde; allein auch von Dir würde Er auf diese Weise ein Opfer verlangen, daß Du den Schmerz Deines mütterlichen Herzens und alle Befürchtungen eines Risses in unserm Verhältniß, oder möchte es etwas anderes noch sein, Ihm zum Opfer brächtest. Verlangte dieß Gott der HErr, dann laß mich den Isaak sein, den Du dem HErrn opferst,

damit auch ich gleich Isaak ein Kind der Verheißung werde, auf dem Gottes Segen und der Segen der Eltern ruht und durch den der Segen und die Verheißung noch weiter fortgepflanzt werde. Daß Du auch mir ein Opfer mit der Dahingabe Deiner Wünsche bringst, das werde ich in meinem Leben nicht vergessen, und ich möchte gern durch Liebe ersetzen, was Du als Verlust empfindest, wenn ich nur überhaupt etwas ersetzen könnte. Das kann also nur ein Wunsch bleiben. Doch hätte ich das Opfer so gern Dir vom Herzen genommen, wenn ich nur irgend einen andern Willen Gottes in mir erkennen könnte. Von ganzem Herzen will ich Gott danken, wenn Er mir sagt, daß das Priesterthum nicht für mich bestimmt sei, und ich will Ihm folgen, wohin Er mich auch führen wird; allein verlangt Er mich für Sein Heiligthum, so will ich das Kreuz mit Freuden, wenn auch nur mit zitternden Händen von Ihm entgegen nehmen; ich will es dem Erlöser nachtragen, um gleich Ihm des Vaters Willen zu erfüllen, um mit Ihm zu sterben, wenn Er es wird haben wollen, und mit Ihm aufzuerstehen. Doch frohlocken darf ich dann in dem Bewußtsein, daß Gott mich erwählt hat und daß Sein Heiliger Geist mich auch nicht verlassen wird. Er wird meine Kraft und mein Trost sein, wie ich auch Dir von Grund des Herzens wünsche, daß dieser Tröster Dein lebenslänglicher Trost und Deine beständige Freude sei, und daß derselbe auch bei dem in Rede stehenden Opfer Dir alles Schwere erleichtern und Dir den Willen Gottes zu erkennen geben möge in Betreff dessen, was Er mit uns vorhat."

Mein Geburtstag traf am Osterfest. In Bezug darauf

hatte er manchen schönen Gedanken mir ausgesprochen. Unter anderem: „Auf jenen Auferstehungsmorgen beziehen sich alle meine Wünsche. Was immer Gott Dir in Deinem Leben noch zugedacht hat, das möge alles Dir ein Mittel werden, um mit immer fröhlicherer Hoffnung jenem ewigen Verklärungsmorgen entgegen zu gehen. . . . Prüfungen sind immer Himmelsboten, weil sie uns an die Vergänglichkeit erinnern und uns darum zu dem Unvergänglichen, zu Gott hindrängen, welcher Gegenwart und Zukunft in Seiner Hand hält. Wohl schlagen diese Prüfungen uns oft schwere Wunden, weil wir mit der Welt und dem Fleisch noch zu eng verwachsen sind, und die Lust und das Verlangen nach Befriedigung des natürlichen Menschen zu tief in uns wurzeln; allein solche Wunden, von der Hand Gottes geschnitten, haben auch eine so schöne Seite, daß man sich beinahe nach ihnen sehnen könnte. Sie zerreißen ja die Bande der Anhänglichkeit an die Welt; sie machen das Abscheiden von der Welt uns immer leichter, machen einer fröhlichen Hoffnung mehr und mehr Raum, erwecken den Hunger und Durst nach jener ewig strahlenden Ostersonne, in der wir verklärt werden sollen. Daß also kein Mittel, welches die Hand Gottes uns schickt, seinen Zweck an uns verfehlen möge, dazu verhelfe Er in Seiner Gnade.“ Seine Gedanken fanden in Folgendem ihre Erwiederung: „Du schlägst in Deinem Geburtstagsbriefe, mein guter Sohn, das Opfer meinerseits zu hoch an. Magst Du es immerhin ein Isaaksopfer nennen, denn trostreiche Verheißungen sehe ich ja in Dir erfüllt, in einem Sohne, durch welchen Gott uns reich gesegnet hat, und fordert Sein

heiliger Wille auch eine Aufopferung von mir, so wird doch Zuversicht und Freudigkeit hiezu dadurch gegeben, daß der HErr selbst Sich die Opfergabe bereitet, erwählt und geheiligt hat. — Wie freue ich mich auch der Osterklänge in Deinen Geburtstagswünschen und bitte Gott, daß Er sie in Erfüllung gehen lassen und einen fröhlichen Auferstehungsmorgen uns vereint bescheren wolle. Wie wenig liegt daran, ob der Weg bis dahin beschwerlich oder leicht sein möge; ja, es müßte uns bange werden, wenn er dem natürlichen Menschen gefallen sollte, denn wir wissen, daß wir durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen müssen. Diese werden aber auch durch Seine Liebe so gemildert, daß wir wohl Ursache haben uns ihrer zu rühmen, besonders wegen des unaussprechlichen Gewinns, dessen Du erwähnst, daß sie von den Dingen dieser Welt uns abziehen und den Blick nach oben richten."

Der nun folgende Brief vom 19. April greift zurück auf meine Kritik seiner Predigt und giebt zu, daß er durch die mir störend gewesenen Bezeichnungen „menschliche Schwäche", „Schwachheit" und dergleichen den Sinn verdunkelt habe, daß er aber im Princip mit mir einverstanden sei. „Was Du aus Ahlfeld citirst," fährt er fort, „daß der Geist es sei, der zum Prediger mache u. s. w. ist eine Wahrheit, die ich meinem Herzen immer tiefer einzuprägen suche, die ich mir beinahe täglich vorführe und die mit zu den Grundsätzen gehört, auf die mein ganzes Leben gebaut wird, nach deren Darstellung im Leben ich ringe und hoffentlich nicht aufhören werde zu ringen. Die Geistesfreiheit ist ja der herrliche Schatz im Christenthum, das theure Eigenthum der Kinder Gottes.

Auf weiteres kann ich jetzt nicht eingehen, weil unsere Subdiakonats-Weihe vor der Thür ist. Heute habe ich mein Examen dazu gemacht und beginne diesen Abend die der Weihe vorausgehenden Exercitien. Der Würfel wird also geworfen, und ich ergebe mich mit großer Freude dem Willen Gottes, dessen Rathschlüsse unergründlich sind. Eure treuen Gebete werden mich sicher begleiten und Gott schenke denselben Erhörung. Daß ich mit diesem Schritt der Welt den Scheidebrief gebe, weißt Du; und wie sollte ich dieß nicht mit der größten Freude thun, weil ich weiß, daß kein Gut mich glücklich machen kann als Gott allein. Diese Erkenntniß hat Er mir geschenkt, darum folge ich getrost Seinem Willen, der ein entschiedenes Bekenntniß von mir verlangt. Er schenke zu dem Schritt Seinen Segen, ohne den mir alles nur zum Gerichte dienen würde."

Zu Hause hatten wir die Subdiakonats-Weihe mit ihm aus Gottes Wort und mit gemeinsamem Gebet gefeiert. „Ich lobe und preise Gott," schrieb ich dann, „daß Er es Dich hat erkennen lehren, daß kein Gut Dich glücklich machen kann als Er allein, und daß Er in Dir zur Blüthe und mit Seiner Gnade fort und fort zur Frucht kommen läßt, was Er im Keim in frühester Jugend mir bei aller Unkenntniß des Heilsweges ins Herz gelegt hat, daß Er allein und über alles der Liebe werth und in Ihm allein Glück und Frieden zu finden sei . . . Daß Du mit großer Freude dem Willen Gottes Dich unterwirfst und der Welt den Scheidebrief giebst, gereicht auch mir zu hoher Freude, muß mich aber auch um so mehr ins Gebet für Dich treiben, als der böse Feind dieß

nicht ruhig mit anſehen und die Welt mit dem Scheidebrief gar nicht einverſtanden ſein, ſondern mit ihrer Zudringlichkeit Dir noch oftmals nahe treten wird. Der Scheidebrief an die Welt nach außen iſt mit dem Subdiakonat ein fait accompli geworden, nach innen geht es nicht ſo ſchnell. Doch Deine Hoffnung und Zuverſicht ruht in Chriſto dem ewigen Felſen, und noch keiner iſt zu ſchanden geworden, der auf Ihn gehofft hat. ‚Geſegnet iſt der Mann, der ſich auf den HErrn verläßt‘ (Jer. 17).“

Ueber den Weihetag ſchrieb er: „Ergreifend und ſehr befriedigend war dieſer Tag für mich. Das Bewußtſein: ‚Gott will es‘ hatte mir jede Bangigkeit genommen, und an deren Stelle war eine große, innere Freude getreten, die denn auch meine Feſttagsſtimmung blieb. Dieſe Stimmung kann natürlich keine bleibende ſein, ſonſt müßte ich vergeſſen, daß das Kämpfen und Ringen mit Fleiſch und Blut ſo heiß iſt, wie jeder Tag es lehrt. Doppelten Kampf vielmehr, doppeltes Ringen wird es mich koſten, dem natürlichen Menſchen den Todesſtoß zu verſetzen. Doch das kann nur die Hand des HErrn thun; das Warten darauf nennt Louvigny ‚ein wahres Fegfeuer auf Erden‘. Der HErr aber kann den Sieg verleihen; daß Seine Mittel dazu innere und äußere Demüthigungen ſind, weiß ich auch; darum will ich auf dieſe gefaßt ſein.“ In ſeiner Beſchreibung der kirchlichen Feier ſo wie der Bedeutung der empfangnen Weihe und der damit verbundenen Verpflichtungen (Cölibat, Breviergebet u. ſ. w.) zeigt er ſich begeiſtert von der Herrlichkeit der kirchlichen Einrichtungen. Dann gedenkt er beſonders ſeines Vaters: „Gern

hätte ich an Papa heute mit geschrieben, der gewiß die ganze nun hinter mir liegende, schöne Feier in seiner Seele mit durchgemacht hat. Gott segne dem guten Papa seine liebevolle, treue Theilnahme. Möchte nur der liebe Gott auch alle seine und Deine Wünsche an mir in Erfüllung bringen! Noch vermag ich auch nicht einen Blick in meine Zukunft zu thun. Bin ich jetzt schon der Unzulänglichkeit meiner eigenen Kraft für eine seelsorgerliche Wirksamkeit mir ganz bewußt, um wie viel mehr wird sich das zeigen, wenn es wird gelten zu wirken. Der Heilige Geist muß also meine einzige Zuflucht werden."

Am 11. Juli schrieb er an seine Geschwister in Mecklenburg: „Nach dem, was ich von Hause über Euch höre, scheint der liebe Gott doch auch durch manche Prüfung Seine Nähe Euch fühlbar zu machen. Nun, kommen die Prüfungen von Ihm, so wissen wir ja auch, daß sie Segen bringen, und darum wünsche ich Euch Geduld und Muth und Vertrauen unter der fühlbaren Hand Gottes. Mich nährt der HErr noch bloß mit süßer Nahrung, um mich erst vorzubereiten zu dem, wozu ich noch zu schwach bin, für die stärkere Speise der Prüfung, die Er Euch schon in mancherlei Weise zu kosten giebt. Wie verschieden sind doch die Wege des HErrn, die Er die Seinen führt, und doch sollen sie alle zu demselben Ziele führen. Nun, Gott helfe, daß wir es alle, ein jeder auf dem Wege, der ihm vorgeschrieben ist, erreichen.

Mein Alumnats-Cursus geht nächste Woche schon zu Ende und erreiche ich damit ein Ziel, dem ich seit mehreren Jahren mit Freuden entgegengegangen bin. Große Befrie-

nicht ruhig mit anſehen und die Welt mit dem Scheidebrief gar nicht einverſtanden ſein, ſondern mit ihrer Zudringlichkeit Dir noch oftmals nahe treten wird. Der Scheidebrief an die Welt nach außen iſt mit dem Subdiakonat ein fait accompli geworden, nach innen geht es nicht ſo ſchnell. Doch Deine Hoffnung und Zuverſicht ruht in Chriſto dem ewigen Felſen, und noch keiner iſt zu ſchanden geworden, der auf Ihn gehofft hat. ‚Geſegnet iſt der Mann, der ſich auf den HErrn verläßt‘ (Jer. 17).“

Ueber den Weihetag ſchrieb er: „Ergreifend und ſehr befriedigend war dieſer Tag für mich. Das Bewußtſein: ‚Gott will es‘ hatte mir jede Bangigkeit genommen, und an deren Stelle war eine große, innere Freude getreten, die denn auch meine Feſttagsſtimmung blieb. Dieſe Stimmung kann natürlich keine bleibende ſein, ſonſt müßte ich vergeſſen, daß das Kämpfen und Ringen mit Fleiſch und Blut ſo heiß iſt, wie jeder Tag es lehrt. Doppelten Kampf vielmehr, doppeltes Ringen wird es mich koſten, dem natürlichen Menſchen den Todesſtoß zu verſetzen. Doch das kann nur die Hand des HErrn thun; das Warten darauf nennt Louvigny ‚ein wahres Fegfeuer auf Erden‘. Der HErr aber kann den Sieg verleihen; daß Seine Mittel dazu innere und äußere Demüthigungen ſind, weiß ich auch; darum will ich auf dieſe gefaßt ſein.“ In ſeiner Beſchreibung der kirchlichen Feier ſo wie der Bedeutung der empfangnen Weihe und der damit verbundenen Verpflichtungen (Cölibat, Breviergebet u. ſ. w.) zeigt er ſich begeiſtert von der Herrlichkeit der kirchlichen Einrichtungen. Dann gedenkt er beſonders ſeines Vaters: „Gern

hätte ich an Papa heute mit geschrieben, der gewiß die ganze nun hinter mir liegende, schöne Feier in seiner Seele mit durchgemacht hat. Gott segne dem guten Papa seine liebevolle, treue Theilnahme. Möchte nur der liebe Gott auch alle seine und Deine Wünsche an mir in Erfüllung bringen! Noch vermag ich auch nicht einen Blick in meine Zukunft zu thun. Bin ich jetzt schon der Unzulänglichkeit meiner eigenen Kraft für eine seelsorgerliche Wirksamkeit mir ganz bewußt, um wie viel mehr wird sich das zeigen, wenn es wird gelten zu wirken. Der Heilige Geist muß also meine einzige Zuflucht werden."

Am 11. Juli schrieb er an seine Geschwister in Mecklenburg: „Nach dem, was ich von Hause über Euch höre, scheint der liebe Gott doch auch durch manche Prüfung Seine Nähe Euch fühlbar zu machen. Nun, kommen die Prüfungen von Ihm, so wissen wir ja auch, daß sie Segen bringen, und darum wünsche ich Euch Geduld und Muth und Vertrauen unter der fühlbaren Hand Gottes. Mich nährt der HErr noch bloß mit süßer Nahrung, um mich erst vorzubereiten zu dem, wozu ich noch zu schwach bin, für die stärkere Speise der Prüfung, die Er Euch schon in mancherlei Weise zu kosten giebt. Wie verschieden sind doch die Wege des HErrn, die Er die Seinen führt, und doch sollen sie alle zu demselben Ziele führen. Nun, Gott helfe, daß wir es alle, ein jeder auf dem Wege, der ihm vorgeschrieben ist, erreichen.

Mein Alumnats-Cursus geht nächste Woche schon zu Ende und erreiche ich damit ein Ziel, dem ich seit mehreren Jahren mit Freuden entgegengegangen bin. Große Befrie-

digung fand ich in dem Streben danach, weil ich glaubte diesen Weg von der Hand Gottes mir vorgezeichnet zu sehen. Dieß brachte mir immer den nöthigen Muth und gab mir großen Frieden ins Herz, so daß ich nun auch mit Ruhe dem so wichtigen Schritte meines Eintretens in das Priesterthum des HErrn entgegensehe. Gedenket meiner, meine theuern Geschwister, in Eurem Gebete. Der HErr wird Euch diesen Liebesdienst nicht unvergolten lassen. Die Gefahr, ein Miethling oder ein Wolf in Schafskleidern zu werden, ist zu groß, als daß man nicht große Furcht davor haben sollte. Die Beendigung unsers Cursus trifft auf den 6. Juli. Die kleine Primizfeierlichkeit soll den Tag darauf statt finden, wozu ich die Eltern erwarte. Der guten Mama wird das Herz gar sehr zwischen Schmerz und Freude getheilt sein. Darum habe ich auch ihre Betheiligung an der kleinen Feier ganz in ihre Hand gelegt. Gott wolle nur unserm Zusammensein die rechte Weihe verleihen und unser aller Herzen mehr und mehr himmelwärts ziehen."

Die letzte Zeit im Alumnat war durch mancherlei äußere Fragen bewegt. Es handelte sich um eine eventuelle Berufung ins fürstbischöfliche Secretariat, während wir gehofft hatten, Carl noch eine Zeit lang bei uns zu haben; ferner um die Wahl des Ortes für seine Primiz, die sein Vater auf dem elterlichen Gute in Oberschlesien zu feiern wünschte, während in Breslau eine Tante, welche ihn sehr lieb hatte und der katholischen Kirche angehörte, sich darum bewarb. Schließlich entschieden die Umstände für das letztere. Der 6. Juli war dazu bestimmt und brachte für mich, zumal er

auf einen Sonntag fiel, hinſichtlich meiner Betheiligung an der kirchlichen Feier ſchwierige Fragen mit ſich. Ich kam ſehr ſelten nach Breslau, hatte von unſerm Wohnort weit zur Kirche und ſollte nun hier den eigenen Gottesdienſt verſäumen, um einem fremden beizuwohnen, was ich ſonſt zwar ſchon oft gethan, dießmal aber ſollte ich um einer geliebten Perſon willen meine kirchlichen Pflichten und die Gnadenmittel in Wort und Sacrament hintanſetzen. Ich ſollte endlich bei der geheiligten Feier durch ſchmerzliche Empfindungen, die ſich mit den Dankgefühlen in meiner Seele vermiſchten, den einzigen elegiſchen Ton geben in der einmüthigen Freude der Verſammlung, ja, als von den Segnungen der katholiſchen Kirche ausgeſchloſſen, in die Harmonie der Feier ein fremdes Element hineinbringen, während ich unter der heimiſchen Feier des heiligen Abendmahls mit lauterm Gewiſſen und mit meinem ganzen Herzen die Gnaden für meinen Sohn erflehen konnte, die ſeiner Seele einziges Ziel und Streben waren und an dieſem Tage eine beſondere Begründung erfahren ſollten. Die Entſcheidung wurde mir ſehr ſchwer. Wie wehe mußte es meinem Sohne, wie viel weher noch ſeinem Vater thun, wenn ich an dieſem glücklichſten ihrer Tage ihnen meine perſönliche Theilnahme entzog! An des erſtern Verſtändniß zweifelte ich zwar nicht, und der letztere hatte Aehnliches ſchon ſo oft erleiden müſſen. Wenn nun außerdem nach der einen oder der andern Seite Anſtoß zu geben unvermeidlich war, ſo wollte ich dieß doch am wenigſten bei meinen kirchlichen Glaubensgenoſſen thun. Dieſes und obige Motive behielten den Sieg. Ich nahm nicht Antheil an der kirchlichen Feier, ſondern nur an

dem darauf folgenden Festmahl, bei welchem nächst der lieben Gastgeberin, meiner Schwägerin, mehrere würdige geistliche Herren und ein theurer Vetter, welcher an den Wegen meines Sohnes bis über das Grab hinaus immer den wärmsten Antheil bezeigt hat, versammelt waren. Ich fand mehr Verständniß für meine Handlungsweise, als ich erwartet hatte, am meisten bei meinem lieben Carl, und so verging der festliche Tag unter Erbauung und Segen.

Am andern Morgen begleitete ich den glücklichen Vater in die Frühmesse und ließ sammt ihm mir gern von unserm priesterlichen Sohne, dem jungen Neopresbyter, die segnenden Hände auflegen.

Ihn führte sein Weg zunächst in das elterliche Haus, während ich nach Mecklenburg reiste, nachher aber noch mehrere Monate im Familienkreise mit ihm in gesegneter Gemeinschaft verleben konnte.

3.

Im katholiſchen Prieſteramt zu Lauban und Breslau.

> Meine Seele dürſtet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angeſicht ſchaue? Pſ. 42, 3.

Da das hier gezeichnete Lebensbild nicht den Charakter des Großartigen und Glanzvollen trägt, ſondern des vor der Welt Unſcheinbaren, von ſich ſelbſt gering Haltenden, und weil es nicht Ruhm und Bewunderung zu ernten beſtimmt iſt, ſondern nur bei ſtillen, geiſtesverwandten Seelen Anklang zu finden hofft, bis es ſpäterhin auch die Scenen heißen Kampfes aufnehmen muß, ſo hätte es vielleicht mit lebhafteren Farben aufgetragen werden ſollen, um nicht durch Mattigkeit und Einförmigkeit zu ermüden. Allein abgeſehen davon, daß es an den geeigneten Mitteln dazu fehlt, iſt das Weſen deſſelben ſo rein innerlicher Natur, daß auch von daher nur alles Material genommen werden konnte, um es wahrheitsgetreu zur Anſchauung zu bringen und aus kleinen Zügen und Kundgebungen des innern Lebens Aeußeres darzu-

ſtellen. Es ſind deßhalb oft vereinzelte Gedanken und Bemerkungen aufgenommen und zuſammengefaßt worden, welche ohne ihre Beziehung zum Ganzen gar keinen Anſpruch auf Berückſichtigung hätten machen können, und daraus iſt eine gewiſſe Miniatur-Ausführung entſtanden, welche hie und da ſtörend und unpaſſend erſcheinen dürfte. Die Seelenſprache mußte erſetzen, was der Geſchichte fehlt, und den innern Entwicklungsgang bezeichnen, welcher dem Haupttheil des Lebensbildes den Weg bereiten ſollte. Es ſei dieß geſagt, um beſonders im folgenden Abſchnitt der Frage: „Wozu ſo viel aus dem innern Leben und brieflichen Verkehr?“ zu begegnen.

Reich an himmliſchen Gütern und erfüllt von dem Verlangen, mit den empfangenen Gnaden und Gaben dem HErrn in Seinem Heiligthum zu dienen, ſah nun Carl der Berufung in ein geiſtliches Amt entgegen, aber er mußte in Geduld und Harren noch eine Weile geübt werden. Während der ſieben Monate im elterlichen Hauſe hatte er wenig Gelegenheit zu geiſtlicher Thätigkeit. Die Bevölkerung in dortiger Gegend iſt polniſch. Er konnte daher nur in entfernteren Orten zuweilen eine deutſche Predigt halten. Im häuslichen Kreiſe dagegen war ſein Einfluß ungemein wohlthuend und geſegnet. Namentlich pflegte er an einer alten Tante (von Koſchitzka, einer Schweſter ſeiner Großmutter mütterlicherſeits) die theilnehmendſte Seelſorge zu üben, wofür ihm ihrerſeits beſonderes Vertrauen, Liebe und Dankbarkeit zu Theil wurde.

Sein ihm ſo theurer geiſtlicher Führer, Kanonikus Sauer, ſchrieb ihm damals in Beantwortung eines Briefes von ihm: „Daß Sie auf dem Grunde, den Sie gelegt, ſicher und treu

fortbauen würden, durfte ich mit Zuversicht erwarten, und es wird mir durch den Inhalt Ihres lieben Briefes vollkommen bestätigt. Möge der liebe Gott Sie ferner stärken und segnen, daß Sie die Freiheit Ihres Geistes und Willens in Gott standhaft bewahren und in Demuth und Liebe in Gott wandeln, um hierdurch alle Gefahren und Versuchungen glücklich zu überwinden und in Frieden und Freude in Gott auszudauern. ‚In hoc signo vinces' ist uns allen gesagt; der Sieg aber ist ohne Kampf und der Kampf ohne Versuchung und Feinde nicht möglich. Wollten wir daher auch bitten: Libera me a tentationibus, so würde der HErr uns antworten: Laß dir an meiner Gnade genügen. Und Gnade haben Sie schon viel erhalten, und sie wird Ihnen nie fehlen, da Sie gegen Gott nie undankbar und treulos werden können; dieß hoffe ich mit fester Zuversicht."

Allein seinem Wirken im Licht in jener Zeit fehlte auch der Schatten nicht. Die Gabe, Geister zu unterscheiden, welche niemals vorherrschend in ihm war, sollte auf eine empfindliche Probe gestellt werden. Eine evangelische Frau begehrte Religionsunterricht von ihm, um in die katholische Kirche einzutreten. Der Pfarrer der Parochie hatte sie schon damit abgewiesen, weil er Grund zum Mißtrauen zu haben meinte. Aber er selbst genoß auch nicht solches Vertrauen, daß sein Urtheil hätte maßgebend sein können. Carl unterzog sich des Unterrichts und zwar zuerst in aller Stille, um mir nicht damit wehe zu thun. In der That schnitt es mir ins Herz, als ich es gewahr wurde, weil er ja nun lehren und zeugen mußte wider alles, was mich im Glauben und Bekenntniß

von ihm trennte, sich also solcher Trennung immer klarer bewußt werden mußte. Das war die wunde Stelle in meinem Herzen, die ich mir selbst immer zu verdecken gesucht hatte, und die nun um so mehr schmerzte, als sie tägliche Berührung erlitt. Aber es mußte überwunden werden; er handelte ja nach Pflicht und Gewissen. Das war mein Trost, und von mir war es Thorheit, Illusionen nähren zu wollen. Meine Seelenstimmung suchte ich zu verbergen, glaubte aber vor der Gefahr der Täuschung über die Gesinnung seiner Convertitin, die mir immer verdächtiger erschien, und welcher bald auch ihr Ehemann sich zugesellt hatte, warnen zu müssen. Er entgegnete sehr richtig, daß gerade der Unterricht sie zur Erkenntniß ihrer Sünde führen solle, und es konnte wohl nicht anders sein, als daß er mit Freudigkeit die Gelegenheit hierzu ergriff, indem auch Kanonikus Sauer im vorerwähnten Briefe ihn dazu ermuthigte, indem er schrieb: „Es ist gewiß auch eine besondere Gnade, daß Ihr erstes priesterliches Wirken die Conversion eines Ehepaars ist, eine angenehme und segensreiche Thätigkeit, die Sie dafür entschädigt, daß Sie in Ihrer polnischen Umgebung anderweit weniger Beschäftigung finden.“ Die Aufnahme der beiden Leute in die katholische Kirche erfolgte, aber die Folgezeit erwies leider je länger je deutlicher, daß sie in unlauterer Gesinnung und um irdischen Vortheils willen diesen Schritt gethan hatten. Auf demüthigende Erfahrungen war aber Carl immer vorbereitet gewesen. Sie mochten wesentlich zur Förderung und Vollendung seines innern Lebens gehören, zumal es an anerkennenden Urtheilen und Zeugnissen niemals fehlte, welche so leicht dem natür-

lichen Menschen Nahrung geben. Als zu den letzteren gehörend seien folgende Worte aus einem Brief des Professor Reinkens vom Februar 1862 erwähnt: „Wie trübe Erfahrungen ich auch in Bezug auf manche meiner Schüler, die ich glaubte andern vorziehen zu dürfen, schon gemacht habe: auf Ihre Gesinnung baue ich fest, denn ich glaube, daß Sie die Idee des Priesterthums wirklich erfaßt haben, und damit ist unser bleibendes Verständniß gesichert. Wenn man Aehnlichkeit zwischen uns auf der Kanzel bemerkt, so kann mich das nur freuen; mehr aber noch, wenn wir beide durch Gottes Gnade Aehnlichkeit mit Dem erreichen, aus dessen holdseligem Munde zuerst das Wort des Lebens geströmt ist und die Wonne der frohen Botschaft in den Herzen geweckt hat; oder Aehnlichkeit mit dem Apostel, der gesagt hat: ‚Seid meine Nachahmer, wie ich Christi'. Wenn wir Gottes Wort lieben, wie die Apostel, so wird unser Mund an heiliger Stätte beredt sein in ihrer Weise, und die Herzen der Zuhörer werden erleuchtet, erwärmt und erbaut. Das gebe der HErr, in dem unsere Schwäche stark ist."

In einem Briefe von mir finde ich — zunächst in Anerkennung der bei jungen Leuten in solchem Maß gewiß seltenen Befolgung des Wortes: „Du sollst das Alter ehren" — folgende Zeilen: „Carl ist zu meiner Freude voll Aufmerksamkeit für sie (die achtzigjährige Tante). Er ist noch ganz unverändert. Sein stilles Wesen sagt vielen nicht zu; aber es ist leicht zu erkennen, wie in allen Dingen die Liebe Christi ihn dringt (2 Cor. 5, 14), und wie er in der That einen Wandel im Geiste führt, so daß mir, zumal wir uns selten in Differenzen begegnen,

der Umgang mit ihm sehr wohlthuend ist. In den Nachmittagsstunden liest er mir vor. Ich lasse dieß meist aus seinen Büchern geschehen, worin so viel wahrhaft Schönes und Gutes enthalten ist, wobei ich aber auch das Gesunde und Schriftgemäße der lutherischen Lehre um so mehr würdigen lerne. Die Uebereinstimmung mit uns in der Rechtfertigungslehre will er sich nicht nehmen lassen, und mir scheint oft, daß er beunruhigt ist, wo sie zu sehr zurücktritt. Es ist ihm ein heiliger Ernst mit der gänzlichen Hingabe seines Herzens an den HErrn, und seine Treue in jeder Pflichterfüllung, auch des vierten Gebots, ist wahrhaft rührend, seine Selbstlosigkeit mir oft beschämend. Das Systematische in den geistlichen Uebungen widerstrebt seiner Natur, wie er mir heute sagte; aber als in dem ihm vom HErrn angewiesenen Berufe, wie er dessen gewiß zu sein meint, thut er alles gern. Ich kann mir durchaus keinen wirklich belebenden Einfluß jener Uebungen vorstellen, und ich bitte den HErrn, daß Er den guten Carl nicht verlassen und ihn durch Seinen Heiligen Geist in alle Wahrheit leiten möge."

Unter den Schriften, die er auf meine Veranlassung mir vorlas, befand sich auch die bekannte von Fresenius über die Rechtfertigung. „Sie scheint ihm etwas trocken zu sein, aber doch auch zu imponiren," schrieb ich damals in einem Briefe, „und die Gründlichkeit, womit die köstliche Lehre dargestellt ist, wird hoffentlich einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Er fühlt, daß es Wahrheit ist, macht sich aber bis jetzt darüber Illusionen, daß die katholische Kirche nicht anders lehre."

Daß ihm übrigens die confessionelle Trennung immer

drückend war, geht besonders aus Briefen an seine ältere Schwester hervor, aus welchen einige Stellen davon Zeugniß geben mögen. Zum Jahreswechsel von 1861 zu 1862 schreibt er an dieselbe: „Wenn ich auch oft lange still schweige, so ist darum der Wunsch in inniger Gemeinschaft mit Euch zu bleiben, doch immer ein sehr lebendiger. Die äußere Familiengemeinschaft ist uns wohl nach Gottes Willen nicht mehr bestimmt; aber das innere Familienband, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, ist uns im elterlichen Hause zu fest geflochten worden, als daß sich nicht bei jeder Gelegenheit das Bedürfniß nach einer bleibenden Gemeinschaft geltend machte, das Bedürfniß, des andern Lasten, Sorgen und Freuden im Geiste zu theilen. Oft genug seufze ich darüber, daß sich solche Gemeinschaft nicht noch weiter erstreckt; daß das Licht der Wahrheit nicht noch strahlender unsere Finsterniße durchbricht, damit wir von unserer Blindheit geheilt würden und auch eine kirchliche Gemeinschaft uns geschenkt würde; allein da walten Gottes verborgene Rathschlüsse, der uns allein von unsern Gebrechen heilen kann." In einem andern Briefe an dieselbe schreibt er Folgendes: „Um so mehr beklage ich es, daß sich die Uebereinstimmung in dem Grunde unserer Gesinnung nicht noch weiter erstrecken sollte, d. h. auch auf die Confession. Daß ich mit meinem ganzen Herzen sein möchte, wo unsere geliebte Mama ist, und daß es mich ihr nachzieht, das wirst Du mir gern glauben, wenn nicht das Bedürfniß nach Wahrheit mich dort festhalten müßte, wo ich dieselbe erkennen zu müssen glaube, wofür ich Gott Rechenschaft schuldig bin, und wo ich mich auch glücklich fühle." Auch

noch in einem dritten Briefe, worin er erstlich für „den Ausdruck der treuen schwesterlichen Gesinnung" dankt, sagt er: „Bei allem Schweren der confessionellen Trennung ist das der große Trost, daß doch die innere Gemeinschaft uns von Gott erhalten bleibt. Der die eine Gnade giebt, der kann auch, wenn es in Seinem heiligen Willen liegt, das Licht der Wahrheit uns noch auf Erden in seiner ganzen Reinheit zeigen, und kann auch das, was bei Menschen unmöglich scheint, eine engere kirchliche Gemeinschaft, uns noch schenken. Wir können nur beten, daß Sein heiliger Wille an uns geschehe."

Bei dem großen Mangel an geeigneten Geistlichen in Oberschlesien, da die Nothwendigkeit der polnischen Sprache jede Besetzung erschwerte, kam sein Vater dem Wunsche entgegen, daß er in der damaligen Mußezeit sich die nöthigen Sprachkenntnisse erwerben möchte, um möglicherweise in unserer Nähe angestellt zu werden. Er that dieß mit großem Fleiß, wurde aber bald durch seine Abberufung zu einer Kaplanstelle in das Kloster der Magdalenerinnen zu Lauban unterbrochen. Am 17. Februar schrieb ich: „Carl erwartet heute sein Decret, um uns dann übermorgen zu verlassen und in wenigen Tagen seine Amtsthätigkeit in Lauban anzufangen. Er war mir eine Stütze und in seiner stillen Frömmigkeit ein Segen für das Haus. Sein Vater macht dieselbe Mittheilung an die Geschwister und schließt mit den Worten: „Gott gebe ihm Seinen Segen. Hier ist er von der Gemeinde, trotzdem er sich ihr nicht verständlich machen konnte, mit schwerem Herzen entlassen."

Am 17. März trat Carl seine Amtsthätigkeit in Lauban an, während wir uns immer wieder sagten, es sei, als ob mit ihm ein Segen von unserm Hause genommen wäre, und meine Tante täglich seine Abwesenheit beseufzte.

Die Nachrichten aus Lauban waren in jeder Hinsicht erfreulich und bestätigten namentlich den vorzüglichen Ruf des dortigen Propstes. Carl schrieb, er könnte kaum irgend besser aufgehoben sein als auf dieser seiner ersten geistlichen Station. „Mein Herr Propst ist ein Mann, wie ich ihn unter Hunderten nicht wieder finde," schrieb er, „ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit, so daß ich in diesem Umgange ein unverdientes Glück finde. Die Gegend ist prächtig, die Kirche ganz herrlich und wünschte ich sie Euch zeigen zu können." (Sie ist in edlem gothischen Styl durch den damaligen Propst A. erbaut. Carl hat später eine wohlgelungene Zeichnung davon gemacht, welche in Photographien verbreitet ist.) „Es wäre also alles schön, wenn ich mich selbst etwas verschönern könnte. Das Surrogat dafür soll Geduld und Vertrauen sein."

War das Gehalt auf dieser Station auch nur gering, so hatte die finanzielle Frage, wie von Anfang so jederzeit, doch nur Werth für ihn in Bezug auf die Verpflichtungen gegen andere, entweder rückständige oder gegenwärtige, besonders für seine Eltern. Von der Priorin des Klosters wurde er bis in die kleinsten Details versorgt, gepflegt und mit der größten Zuvorkommenheit ihm begegnet. Nach all diesen Schilderungen fügt er hinzu: „Im Himmel bin ich zwar noch lange nicht, wenn es gleich hier schön ist, und will ich auch an einer

augenblicklichen Befriedigung mir nicht genügen lassen, indem uns allen ungleich Herrlicheres verheißen ist, gegen das wir alles für Schaden achten wollen, um aus Kindern der Verheißung auch wirklich Besitzer und Eigenthümer unsers ewigen Heimathslandes zu werden. Hat man Gottes Willen zu dem eignen werden lassen, so müßte man sich freilich in jeder Stellung zufrieden fühlen; aber hier macht es mir der liebe Gott so besonders leicht, und natürlich erwächst daraus mehr und mehr das Verlangen in die Absichten Gottes ganz einzugehen und nur in Ihm alles Glück des Lebens zu finden."

An Tante K. schrieb er: „Euern Kreis, in den ich mich so eingelebt hatte, würde ich gar sehr vermissen, wenn nicht der Wille Gottes, der mich fortrief, alles zu ersetzen vermöchte. Daß es mir hier gefällt und mir gut geht, habe ich schon wiederholt geschrieben. Ich wünschte nur Euch alle in eine Euren Neigungen so entsprechende Lage versetzen zu können, wir die meinige eine mir entsprechende ist. Alle Vorzüge vereinigt findet man allerdings nur an einem Ort, und das ist erst im Himmel; allein wir können uns auch hier auf Erden schon einen Himmel schaffen, wenn wir unser Leben in die Hand Gottes legen und zufrieden mit dem, was Er uns schickt, uns Ihm ganz und gar übergeben, in dem Bewußtsein, daß das, was Er über uns bestimmt und uns zuschickt, jedenfalls immer das Beste sei." Im Verlauf der Anwendung dieser Betrachtung auf die Lage der Tante sagt er weiter, was hier noch eingeschaltet werden möge, um auch dadurch einen Blick in seinen damaligen Glaubens-Standpunkt zu gewähren: „Hast Du dabei rechtes Vertrauen auf Gott, so wird auch die Be-

sorgniß darüber, daß Du nicht so lebst wie Du wohl möchtest, verschwinden, denn je nach unserm Vertrauen zu Ihm" — Glauben! — „wird Er uns richten und nicht nach unsern Sünden; und ob wir nun viel oder wenig Sünden auf uns haben, das soll uns in unserm Vertrauen gar nicht beirren, denn wenn es das richtige Vertrauen ist, das sich auf unsern Heiland stützt, so wird uns keine einzige Sünde zugerechnet werden. Wem nun am meisten Sünden auf diesem Wege vergeben sind, der wird auch gerade am meisten Vertrauen haben müssen, da er ja dann mehr Liebe erfahren hat als die, welche weniger Sünden begangen haben. Gerade dieses Bewußtsein der Sündenvergebung ist ein Quell so sehr großer Freude, daß dieß das Drückende der Sünde bei weitem überwiegt, und ich wünsche Dir, liebe Tante, daß Du Dich aus diesem unerschöpflichen Freudenquell auch recht satt trinken und dann voller Hoffnung dem uns geöffneten Himmel entgegengehen möchtest."

Er hatte viel zu predigen und Kinder zu unterrichten, und wie junge Priester meist gesucht und gefeiert zu werden pflegen, so erfuhren wir aus dritter Hand, daß seine Predigten circulirten und abgeschrieben wurden. Er selbst schrieb unter anderm Folgendes: „Ein besonders erhebender Gedanke ist immer die Erinnerung daran, welche Menge von Segnungen durch die Hand des Priesters gehen. Vor der Menge und Größe derselben kann man nur zittern, und doch darf man sich dem Willen Gottes nicht entziehen; im Gegentheil sollen wir ja immer mit Freuden bereit sein, die Absichten Gottes zu erfüllen." Er schildert dann einige mit den verschiedensten

geistlichen Functionen besetzte Tage, findet solche priesterliche Thätigkeit ungemein erhebend und beklagt nur, daß dennoch so oft die reichste geistliche Wirksamkeit zum Ueberdruß und zur Gleichgültigkeit zu führen scheine, während sie doch die schönste unter allen Berufsthätigkeiten dem derselben Gewürdigten um so lieber machen sollte. Er schickt uns eine Predigt zu (über den Tod) und sagt darüber: „Sie ist nicht ohne Eindruck geblieben. Besprochen wird gewiß jede Predigt; aber natürlich nur hinter dem Rücken des Predigers, und so höre ich selten etwas über die meinigen. Das ist mir auch lieb, da der Heilige Geist predigen soll und nicht ich, und dann gebührt der Erfolg auch Ihm. Was dem Prediger gebührt, der Tadel, der wird nicht laut ausgesprochen; kurz, man wird der Welt zum Schauspiel und muß doch gleichgültig dabei bleiben, was auch ohne den Heiligen Geist nicht angeht. Die Kinder, mit denen ich mich hier zu beschäftigen habe, sind mir ein lieber Wirkungskreis, und hoffe ich, Gott wird mir etwas Liebe und etwas Weisheit, die ich brauche um Ihm die Kinder zuzuführen, nicht versagen. Der Familie so fern zu stehen, wie ich jetzt hier, bin ich lange nicht gewohnt gewesen, und nur meine Berufsthätigkeit läßt mich das überwinden. Gern bliebe ich mit allen Freunden und Verwandten in Verbindung; das ist jedoch unausführbar. Um so mehr sollte es in geistiger Weise und im Gebet geschehen. Hätte man nur das frohe Bewußtsein, daß alle, die man lieb hat, unter dem Segen Gottes ständen — viel mehr brauchte man dann von ihnen nicht zu wissen, denn dann wären sie ja geborgen."

Wie er ein treuer Sohn war, so war er auch ein treuer

Bruder, wie aus den vorigen und den folgenden Auszügen und Briefen an seine Schwester hervorgeht. Nach dem Dank für ihre schwesterliche Liebe fährt er fort: „Solche Gesinnung kann nirgends anders herkommen, als aus der Wurzel unserer gemeinschaftlichen Liebe: aus dem heiligen Weinstock, dessen Reben wir sind, und dessen Saft sich in den Reben noch immer wirksam zeigt. Welch ein unbeschreibliches Glück, einer dieser Rebzweige sein zu dürfen! Daß Du Dich schwach fühlst, meine gute Mathilde, und daß die menschliche Schwäche Dir drückend ist — ich weiß nicht, soll ich Dich deßwegen bedauern oder soll ich mich darüber freuen? Wären wir nicht schwach, dann brauchten wir ja nicht jenen heiligen Lebenssaft, der unserm Weinstock entquillt, welcher sagt: ‚Ohne mich könnet ihr nichts thun.‘ Also, meine ich, müssen wir auch die eigne Schwäche mit möglichster Geduld tragen. Hat Gott Geduld mit uns, dann müssen auch wir sie mit uns haben; dankbar aber müssen wir dafür sein und uns freuen darüber, daß Er uns würdigt, Glieder Seines allerheiligsten Leibes zu sein, in denen Er mit Seiner himmlischen Gnade wirkt. — Anbetungswürdig ist es, *wie* Gott in uns wirkt, so daß, wenn Er uns in der Gnade wachsen läßt, dieß nicht nur für uns selbst beinahe unbewußt geschieht, nein, Er läßt uns dabei auch um so tiefer in unser Nichts hineinschauen, um uns immer in dem lebendigen Bewußtsein zu erhalten, *wer es sei*, der in uns wirkt. Das ist das Beschneiden des Weinstockes von Seiten des himmlischen Weingärtners, der das thut, damit wir um so mehr Frucht bringen. Er wird aber um so mehr den Reben beschneiden können, je mehr wir uns selbst vergessen und nur

in Gott und mit Gott und für Gott leben. Ein solches Leben findet nicht Zeit, über sich selbst ungeduldig zu werden, denn seine Gedanken gehen nur auf Gott. Nur ein Blick auf sich selbst wird die Seele schon in Schmerzen versetzen; der nächste Blick aber gilt wieder Gott und versetzt die Seele in eine demüthige Freude, und darin verweilt sie gern. Das ist es, warum ich oftmals sage: Der Mensch hat mehr Ursache zur Freude als zur Klage. Ob ich selbst demgemäß immer handeln werde, das weiß ich freilich nicht. Vor einer schweren Lebensschule hat mich Gott bisher bewahrt. Doch lasse ich diesen Gegenstand jetzt fallen, da das Philosophiren nicht Zweck meines Briefes ist. Es wurde nur hervorgerufen durch die mir so köstliche Freude, auch in Dir eine Streiterin um das Himmelreich zu wissen, was uns noch näher miteinander verbindet, als geschwisterliche Verwandtschaft vermag."

In einem andern Briefe dieses Jahres an dieselbe, wo er segenwünschend ihrer Familie gedenkt, sagt er: „Freilich wird es ja an manchen Sorgen nicht fehlen; sonst gäbe es ja kein Kreuz, an dem die Liebe geprüft werden soll. Und wäre selbst kein äußeres Kreuz da, so ist das eigne Ich doch immer ein schwerer, harter Balken, den wir erst im Grabe los werden sollen. Auch für dieses Kreuz wünsche ich Euch Muth und Vertrauen. Dem Demüthigen giebt ja Gott Gnade und mit der Gnade Trost und mit dem Trost Frieden und mit dem Frieden Hoffnung, und die Hoffnung erfrischt das Gemüth, so daß es eigentlich nie traurig werden sollte. Ist ja doch die Gnade immer größer als unsere Sünde, wenn unser Vertrauen nur den rechten Grund hat. Darum dürfen wir

uns unſerer Hoffnung freuen, wie uns dieß der heilige Paulus wünſcht, und ſeinem Wunſche ſchließe ich mich für Euch alle an."

Ehe wir ihn auf dem Felde ſeiner Thätigkeit beſuchen konnten, hatte Carl in dem Geiſte des Convents doch ſo manche Mängel und Gebrechen wahrgenommen, die ihn in Bezug auf die Eindrücke, die wir empfangen und nach denen wir unſer Urtheil, namentlich ich das meinige bilden würden, beunruhigten; wie denn auch für ihn ſelbſt der Fürſtbiſchof in dieſer Beziehung nicht unbeſorgt geweſen ſein ſoll. Ohne dieß zu ahnen, war mir bei einem Beſuch in Lauban eine Wolke in ſeiner Stimmung aufgefallen, über die ich ihn ſchriftlich um Aufklärung bat. Er antwortete: „Daß meine Freude, Euch zu ſehen, außerordentlich groß ſein mußte, brauche ich Dir nicht erſt zu verſichern, und wenn Du glaubteſt mir eine Betrübniß anzumerken, auf was könnte ſich dieſe denn anders beziehen, als auf die Wand, welche zwiſchen uns ſteht, und die weder ich noch Du niederreißen kannſt. Das iſt ja auch Gott längſt aufgeopfert und beunruhigt mich nicht, weil ich weiß, daß Er uns das Reich der Wahrheit ganz erſchließen kann und wird, wann es Sein heiliger Wille iſt. Sehe ich aber etwas auf unſerer Seite, was ich anders wünſche, ſo nehme ich zwar meinerſeits kein Aergerniß daran; ich weiß meine Auslegung in der menſchlichen Schwäche, die ſich ja in alles hineinmiſcht, zu finden, aber wehe thut es mir, wenn andere ſolche Schwächen wahrnehmen müſſen und dadurch unwillkürlich ein Schatten auf die Kirche geworfen und eine größere Entfremdung herbeigeführt wird. Die Erkenntniß

gewinne ich immer mehr, wie Gleichmuth und Zufriedenheit aus Selbsterkenntniß hervorgeht. Man verlernt es, andere zu richten, ohne sich selbst zuerst zu richten, und so findet man eine Erklärung für alles, was in der Welt vorgeht, und wird dabei über nichts beunruhigt. So fehlt es mir, wie gesagt, auch hier nicht an beruhigendem Verständniß für das, was Andersgläubige aber doch anders auffassen möchten. Darin magst Du, liebe Mama, die Erklärung finden, wenn Du glaubst, ich sei durch Dein Hiersein beunruhigt worden. War ich es, so war ich es nicht um meinetwillen und nicht um Deinetwillen, sondern ich suche den Grund davon in dem Besorgtsein um die Ehre Gottes und Seiner Kirche. Wie sollte ich mich nicht sehnen nach dem Himmel — was Dir in dieser Verbindung auffällig war in meinem Briefe — wo wir in dem Reiche der Wahrheit sein werden und alle Mißverständnisse werden gelöst sein. Das Sehnen nach kirchlicher Vereinigung kennst Du ja auch und es wird manchmal unwillkürlich laut. Es kann dieß übrigens nur näher zusammenführen und nicht entfremden; und wenn dieß auch die Hauptabsicht Gottes bei unserm Getrenntsein nicht sein mag, so ist Gott doch auch in Seinen Nebenabsichten ein gütiger, liebender Vater, der uns alles will zum Segen gereichen lassen; darum sei auch Sein Name in allen Seinen Absichten gepriesen. Mögen sie uns zum Segen gereichen, ganz so, wie dieß in Seinem Willen liegt. Daß sich nur die Herzen immer mehr finden und verstehen lernten, wenn auch die äußere Wand nicht stürzen soll."

Unterdessen war unsere gute Tante K. nach längeren Leiden entschlafen, und ich wurde auch krank und leidend. Unser

troſt- und friedenbringender Kaplan fehlte uns ſehr. Er ſchrieb in einem ſeiner Briefe: „Sind unſere Gedanken im Jenſeits und vereinigt ſich dort unſer Wille mit Gottes Willen, ſo wird das Aeußere ruhig und die Verſuchungen drängen ſich vergeblich heran, um uns eine Unruhe oder Ungeduld abzuzwingen. ‚Siehe, alles was er hat, ſei in deiner Hand‘, ſprach der HErr, als Er zuließ, daß Hiob vom Teufel verſucht würde, ‚nur nach ihm ſelbſt ſtrecke deine Hand nicht aus‘. So ruht man in den Armen Gottes ſtill und ſicher; und ſo möchte ich mir Dich vorſtellen, ſtill hoffend und ausharrend unter der Hand Gottes, der uns Seinen Weg führen will.“

Es war unterdeſſen winterlich geworden. Im Oktober lag ſchon Schnee auf dem Hochgebirge um Lauban. „Für Papa,“ ſchrieb Carl, „keine angenehme Zeit“ (wegen ſeiner Pflanzenkultur), „möchte ſie Euch ſtill und friedlich vergehen, und möchte es uns allen an innerer Wärme nicht fehlen, damit das grüne Laub der Hoffnung nicht erfriere, vielmehr neue Knospen treibe, und die Früchte der Geduld und der immer wieder erneuerten Hingabe an unſern HErrn und Gott gedeihlich wachſen.“

Auf ſeinen Wunſch hatte ich ihm eine Weckeruhr geſchickt. Seinem Dank dafür fügt er hinzu: „Beſorge nicht, daß ich zu früh aufſtehe. Bei meiner trägen Natur iſt nur das Gegentheil zu beſorgen. Ein Wecker an der Uhr iſt übrigens ein ſchönes Bild des Gewiſſens. Ueberhört man ihn einige Mal, ſo hört man ihn bald gar nicht mehr; dagegen bei pünktlicher Folgſamkeit wird der Wecker beinahe ganz entbehrlich.“

Vermuthlich hatte er gegen Professor R. über sich selbst geklagt. Derselbe schrieb ihm: „Es beunruhigt mich nicht, daß Ihnen ‚Gottesliebe und Nächstenliebe Sorgen schaffen', wie dieß ja auch nach Ihrem Herzen ist. Aus diesen Sorgen, wenn sie je einmal wie Dornen wären, würden doch immer nur Rosen erblühen. Wenn Sie sagen, ‚das Vorwärts und Rückwärts im geistlichen Leben wechsele nur ab' bei Ihnen, so zweifle ich doch nicht im geringsten daran, daß auf Seiten des Vorwärts immer ein Plus sich finden wird. Es ist wahr, die Natur des ersten Adam hat ein zähes Leben, aber der zweite Adam ist der stärkere."

Es waren damals unheimliche Vorgänge auf spiritistischem Gebiete an uns heran getreten, und es lag mir daran, meines Sohnes Urtheil und Ansicht darüber nach der Lehre der katholischen Kirche zu hören, denn man hatte in verschiedenen Aeußerungen die Bestätigung für specifisch katholische Lehren über das Jenseits zu finden gemeint und deßhalb die Beförderung der Sache für wichtig und wünschenswerth gehalten. Er erwiedert, daß ähnliche Dinge von der katholischen Kirche verboten worden seien, und fährt dann fort: „Gott verlangt von uns einen kindlichen Glauben, ohne daß wir uns von allem erst durch unsere Sinne überzeugen müßten, und wer dieß fest hält, der wird froh werden, daß es so ist, denn der Grund meines Glaubens ist Gott, und eher kann ich von meinen Sinnen getäuscht werden als von Gott. Was ich nur zu glauben habe, das erfahre ich — meiner Ueberzeugung nach — vollkommen durch die Kirche, durch die der Heilige Geist redet. Suche ich nach andern Wegen, so, meine ich, heißt das Gott versuchen.

In der Kirche habe ich vollkommene Sicherheit, wenn ich von ihrer göttlichen Stiftung und göttlichen Leitung überzeugt bin; ob ich aber Sicherheit für meinen Glauben durch die psychographischen Erscheinungen erlangen kann, das bezweifle ich. Meinerseits bin ich froh, daß ich glauben darf; etwas anderes bedarf ich dann nicht. Alles Uebrige, meine ich, ist nur angethan Unruhe in uns zu erregen, wenn der Glaube nicht ein felsenfester ist. Bestätigungen für den Glauben zu finden, wird uns freilich freuen, aber es bedarf dann ihrer nicht mehr. Daß aber Gott sich des Psychographen bedienen wolle, um Andersgläubige von der Wahrheit unserer Religion zu überzeugen, das kommt mir durchaus unglaubhaft vor. Warum sollte dann die Kirche eine Säule und Grundfeste der Wahrheit genannt werden? Die wahre Kirche, denke ich, muß sich aus sich selbst als die wahre erweisen können und bedarf dazu nicht jener unheimlichen Mittel, die eben so gut bloße Nebelbilder von Wahrheit sein können. Interessant mögen alle jene Erscheinungen sein; allein ich möchte nicht leicht jemandem rathen, sich mit diesen Dingen abzugeben, denn ohne einen starken Glauben kann man an allem dabei Schiffbruch leiden."

Zu Weihnachten wurden wir mit einer Festpredigt von Carl beschenkt. Zugleich waren Nachrichten von seinem in fernen Ländern reisenden Bruder Ferdinand eingelaufen. Ich berichtete ihm: „Den ersten Feiertag Abend verherrlichten meine beiden lieben Söhne. Vor Tische der Geologe mit seiner frohen Botschaft aus der weiten Ferne; nach Tische der Theologe mit dem Evangelium vom Himmelreich. Der Vor-

tragende war der Juriſt (der ältere Bruder). Es war ein Hochgenuß, und ich pries Gott für Seine Gnade."

Es iſt mir ſtets von großem Werth und Intereſſe geweſen, an dem innern Lebensgange meines Sohnes zu beobachten, wie bei der treueſten Hingabe an ſeine Kirche ſeine Auffaſſung ihrer Lehren immer mehr eine die confeſſionellen Unterſchiede ausgleichende Richtung annahm; ja daß, ihm ſelbſt unbewußt, eine lutheriſche Färbung darin wahrzunehmen war, die er im Gegentheil für einen ausſchließlichen Vorzug der katholiſchen Kirche anſah. Er hatte verſchiedene Stadien der geiſtlichen Entwicklung durchgemacht. In früher Jugend meinte er ohne Werktheiligkeit nicht in den Himmel kommen zu können. In ſeinen Studienjahren war der Kampf mit dem natürlichen Menſchen und der Druck, den derſelbe auf die Freiheit des Geiſtes und den Frieden mit Gott ausübte, vorherrſchend. Im Alumnat war er zur chriſtlichen Freudigkeit durch die ihn mächtig ziehende, ja überſtrömende Gnade Gottes hindurch gedrungen. Zwar noch nicht bewährt in Anfechtungen innerer Dürre und Trockenheit, wurde dieſe Freudigkeit doch immer mehr begründet in dem Ergreifen der freien Gnade in Chriſto, welche den Sünder gerecht macht vor Gott. Darüber hatte er im Winter dieſes Jahres in einem Antwortſchreiben aus Lauban an ſeine Couſine ein ſchönes Zeugniß abgelegt, aber ſeiner Meinung nach im Gegenſatz zur Lehre der lutheriſchen Kirche, deren Glieder über den Standpunkt der Buße und des Sündenbekenntniſſes nicht hinweg könnten und nicht zur wahren Freudigkeit der Kinder Gottes hindurch zu dringen wagten.

Die Einleitung zu diesen durch die Adressatin provocirten Betrachtungen, hinsichtlich deren vorauszuschicken ist, daß er im nächstfolgenden Briefe den Anschein des geistlichen Hochmuthes bitter beklagt, bildet der Dank für empfangene Weihnachtsgeschenke und das Bedauern, sie nicht haben erwiedern zu können, worauf er dann fortfährt: „Du wirst mir aber zugestehen, daß ich hier nichts anderes thue, als was wir alle Gott gegenüber thun. Wir lassen uns gern von Ihm beschenken, und was wir Ihm wiederschenken können, das ist nicht viel. Wenn wir Ihm nur erst das vollkommen überlassen möchten, was Er von uns begehrt: ‚Gieb mir, mein Sohn, dein Herz‘, dann hätten wir Ihm doch wenigstens einen Wunsch erfüllt. Freilich, was hat Er auch an der Erfüllung dieses Wunsches? was kann Er denn an unserm Herzen für Freude haben? und doch hat Er diese. Seine Freude besteht dann darin, daß Er selber das Ihm sich hingebende Herz mit Freude überschüttet. Willst Du also, liebe A., noch recht große Freude erleben, so gieb Gott ganz was Gottes ist, und Du wirst ein Vorgefühl von dem Himmel in Deiner Brust tragen — wenn auch nicht immer, da wir noch in dem Lande der Prüfungen leben. Das bloße Bewußtsein schon, von Gott geliebt zu werden, ist eine Wonne, die unbeschreiblich groß ist. Daß diese aber nicht Gestalt und Leben gewinnen will, daß nicht jede Faser unsers Leibes und unserer Seele Gott ganz geweiht ist, wie kläglich ist das! Allein jubeln wir dem HErrn mit den Kräften, die wir haben; das Uebrige, sammt dem Bewußtsein unsers Verderbens und unserer Schwachheit, opfern wir Ihm auf, dann ist das

Dienen in unſerer Schwachheit Ihm eben ſo wohlgefällig, als wären wir ganz vollkommen. Jeder opfere nur Gott das auf, worüber er zu disponiren hat, und ich bin überzeugt, ein ſolches Lob müßte Gott eben ſo gefallen, wie Ihm das Lob der Engel im Himmel gefällt, ſo daß auch der allerſchwächſte Menſch Gott in ganz unbeſchreiblich herrlicher Weiſe loben und verherrlichen kann. Nicht, als ob demgemäß mein Handeln wäre, leider nicht; doch erkenne ich es eben für Pflicht, nach ſolcher Hingabe zu ringen und bei aller Sündhaftigkeit doch nicht den Frieden des Herzens zu verlieren, ſonſt könnte kein Menſch zu der chriſtlichen Freudigkeit kommen. Du wirſt ſagen: ‚Das iſt nicht lutheriſch geſchrieben und iſt mir unverſtändlich.‘ Das Letzte gebe ich zu (da ein Verkehrter ſich auch nur verkehrt ausdrückt), daß aber etwas Wahres daran ſein muß, das ergiebt ſich doch, meine ich, daraus, daß der Apoſtel Paulus ſolchen elenden Erdenwürmern, gerade wie wir's ſind, zuruft: ‚Singet und ſpielet dem HErrn in euren Herzen allezeit‘ ꝛc. Es iſt das dem natürlichen Menſchen nicht angeboren, und ich weiß recht gut, es gehört eine große Gnade Gottes dazu, wie zu allem, was wir zu thun haben; allein wir müſſen uns auch nicht dem entgegengeſetzten Gange, der Schwermuth über unſere Schwachheit, überlaſſen. Meine Schwachheit, meine Sünde, mein Verderben u. ſ. w., alles dieß mag groß ſein, und doch iſt Gott immer noch viel größer. Alſo nur immer Muth! und nur immer den Himmel im Auge behalten; die Liebe treibt die Furcht aus. Ich glaube, man kann dieſen Zuruf an alle ernſten Lutheraner ergehen laſſen; wenigſtens habe ich immer das Gefühl der Schwermuth als vorwiegend

bei ihnen gefunden. Bis jetzt hat Gott mich davor bewahrt, und wie wünſchte ich, daß Er mir dieſe Gnade erhielte, denn gewiß iſt dieß weſentlich, um einen Einfluß auf andere zu gewinnen und ſelbſt anderen zum Beweiſe dienen zu können, daß das Chriſtenthum Frieden in das Herz hineinbringen muß. Von meinem Standpunkte aus kann ich es natürlich nicht anders anſehen, als ob eben die katholiſche Religion, in der ich den vollen Frieden finde, eine ſolche Freudigkeit erzeugen müſſe (wiewohl auch viele ſeufzen, zu denen ich vielleicht auch noch einmal gehören werde; der Grund dazu liegt aber dann nicht in der Religion). Die vollſte, wonnige Ueberzeugung, durch eine beſondere Gnade Gottes im Beſitz der Wahrheit zu ſein, das kann doch nichts anders als eine ungemeine Ruhe der Seele bewirken. Daß die Stürme des eigenen Verderbens ihr oft gefährlich werden und ſie in Schwermuth verſenken möchten, weiß Gott, und ob ich nicht durch mein Schwatzen eben einem ſolchen Sturm mich ausſetze, weiß ich nicht. Was ich geſchrieben, ſchreibe ich nicht zu meiner Ehre, ſondern einzig in dem Pflichtbewußtſein, der Wahrheit die Ehre geben zu müſſen und in dem Wunſche, daß auch Ihr finden möchtet, was Gott bei all meiner Thorheit mir geſchenkt hat, den Frieden des Herzens. Ich weiß recht gut, daß ich manchen unter Euch auch nicht von weitem nahe komme in ihrer Treue und Gottesliebe, die auch wohl eine noch viel feſtere Grundlage haben mögen als ich in meiner Unbeſtändigkeit, und doch hat Gott mich einen Halt finden laſſen in meiner Kirche, ein Befriedigungsgefühl, wonach viele von Euch noch ſuchen. Warum Gott mir ſolche Gnadenvorzüge geſchenkt, kann ich

nicht begreifen. Er weiß es allein, dem ich die Wege in Betreff der Erkenntniß der Wahrheit bisher noch immer offen gelassen habe und auch offen lassen will, um Ihm nicht mit meiner thörichten Vernunft zu dienen, sondern auf dem Wege, den Er führen will. Wie der Blindgeborne, als er gefragt wurde, antwortete: ‚Ob Er ein Sünder ist, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich blind war und nun sehend bin‘, so möchte ich dieß auf meinen Glauben anwenden. Ob ich im Besitz der Wahrheit bin, überlasse ich Gott. Eins aber weiß ich, daß ich die Freude an Gott und den Frieden in Gott in dem Glauben und in der Kirche gefunden habe, der ich angehören darf. Durch die Heilung von meiner Blindheit sind mir auch die Augen für die Schönheiten einer Kirche geöffnet worden, deren unübertreffliche Herrlichkeit mehr nur gefühlt als äußerlich wahrgenommen werden kann, wiewohl es auch daran ihr nicht fehlt. Und nicht verblendet bin ich in diesem Urtheil, denn die Gnade Gottes kann nicht verblenden. Was ich sehe, sehe ich ja einzig nur in Seinem Lichte. Keiner Kirche will ich zu nahe treten, sondern eines jeden Ueberzeugung ehre und achte ich, und ich freue mich der Ueberzeugung anderer, wenn sie die Ehre Gottes bezweckt; allein so lange ich die Leitung des Heiligen Geistes in meiner Kirche fühle und das Auge mir offen erhalten bleibt für ihre himmlische Herrlichkeit, so lange muß ich sicher auch die Ueberzeugung in Betreff ihres Ursprungs in mir tragen, wie der Blindgeborne von seinem Arzte. Das erste Thema hat mich auf ein zweites gebracht, daher ich wohl wieder zu viel philosophirt habe; doch hast Du gesehen, wie ich beide Themata

als zusammengehörig betrachte. Auf das erste brachte mich die in Deinem Briefe sich aussprechende Gesinnung. Das Dir etwa nicht Zusagende halte mir zu gute .... Bete manchmal für mich, daß mir der Stoff zum Lobe Gottes nicht ausgehe. Man kann zu leicht in Redensarten verfallen und dann reißt man nieder, was Gott aufbaut."

Je tiefer mein Verständniß für die inneren Lebenserfahrungen meines Sohnes war, um so mehr lag mir daran, ihm die Meinung zu benehmen, als könnten solche nur in der Gemeinschaft der Römischen Kirche gewonnen werden. Der Friede, den er gefunden, wurzelte vielmehr in dem Worte: ‚Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott, durch unsern HErrn JEsum Christum'. Röm. 5, 1. Gerade wir Lutheraner wissen von diesem Frieden und der Freude im Heiligen Geiste zu sagen, als dem köstlichen Gemeingut aller Kinder Gottes, welcher Kirchenabtheilung sie auch angehören; ja, worauf die tiefe und unleugbare Gemeinschaft gegründet ist, welche, von aller sonstigen Trennung unabhängig, eins der kräftigsten Zeugnisse für die ewige Wahrheit des christlichen Glaubens bildet.

Mein Geburtstagsbrief desselben Jahres gab mir die nächste Gelegenheit auf jenes Schreiben näher einzugehen. „Dein himmlischer Freund und Führer erhalte Dir die Freudigkeit Deines Herzens, welches in dem, was Er für uns gethan, die Bürgschaft des zeitlichen und ewigen Friedens gefunden hat, also daß Du in das herrliche Zeugniß des Apostels Paulus (Röm. 8, 31—39) freudig einstimmst: ‚Ist Gott für

uns, wer mag wider uns sein? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht gemacht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist ꝛc. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung u. s. w.' Ja, Du verstehst, was unser Liederdichter Paul Gerhardt über diesen Text gesungen, wenn er mit den Worten schließt:

„Mein Herze geht in Sprüngen
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud und Singen,
Sieht lauter Sonnenschein:
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein HErr Jesus Christ,
Das, was mich singen machet,
Ist, was im Himmel ist."

Ich gebe Dir die Versicherung, daß wir Lutheraner diese Seelenstimmung als den höchsten Ausdruck des Glaubens betrachten und nur dem Unglauben es zuschreiben, wenn sie gestört wird. Aber eben deßhalb ist sie die Aufgabe des ganzen Lebens und der Vorschmack der ewigen Seligkeit. Es wird uns ja häufig der Vorwurf bequemer und falscher Sicherheit gemacht, worin wir uns den Weg zum ewigen Leben durch den Glauben an Christi Verdienst zu leicht machten und mit dem Kampf der Heiligung uns keine Mühe gäben. Deßhalb befremdet mich Deine Meinung, als sei jene christliche Freudigkeit, die auch durch die Sünde sich nicht stören läßt, nicht lutherisch und uns nicht verständlich. Es giebt zwar genug ängstliche Seelen, die immer bei der Klage stehen bleiben und bei denen das Evangelium seine Kraft nicht vollbringen

kann, eine Durchgangsstufe, die im Christenleben durch wahre Buße überwunden werden soll; aber von treuen Seelsorgern werden solche Zustände ernstlich gerügt und die Seelen an die Kraft des Blutes Christi ohne Aufhören gewiesen. Damit verträgt sich wohl, daß demselben Apostel Paulus, dessen Mund und Herz von solcher Freudigkeit überströmt, der bis in den dritten Himmel entzückt gewesen ist, vierzehn Jahre nach dieser Extase ein Pfahl in's Fleisch gegeben war, und daß sein höchster Trost geblieben ist, was der HErr ihm sagt: ‚Laß dir an Meiner Gnade genügen'. Es verträgt sich damit die wechselnde Seelenstimmung des Königs David in seinen Psalmen, der im tiefsten Elend seufzt und klagt und mit Lobgesängen schließt, und nur einer tief und schwer angefochtenen Seele konnte das Wort Assaphs zum Troste sich erbieten: ‚Dennoch bleibe ich stets an Dir, und ob mir gleich Leib und Seele verschmachtet, bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil'. Es verträgt sich namentlich damit, daß, wenn ich mich recht erinnere, die heilige Theresia die letzten drei Tage ihres Lebens beständig die Worte bewegt hat und mit denselben verschieden ist: ‚Ein geängstetes und zerschlagnes Herz wirst Du, Gott, nicht verachten'. Und es wird sich damit auch vertragen, wenn auch in Deinem Herzen der Sonnenschein wird verdunkelt werden, — denn erst im dürren, nackten Glauben, der sich an das Wort hält in dem Sinne: ‚Und ob das Herz sagt lauter Nein, Dein Wort soll mir gewisser sein', wird ja ein Christ recht bewährt und gereift. — Nun, mein theurer Sohn, ich sollte und will so gern mich von Dir erbauen lassen und

thue so, als wäre nicht ich die Empfangende. Aber warum sollten Christen unter einander nicht über göttliche Dinge reden, wie es ihnen ins Herz gegeben wird?"

Mein armer Sohn machte sich nun große Vorwürfe über seine Briefe und beunruhigte sich über das, was er geschrieben, da alle Polemik ihm wiederstrebte, und da er meinte, sich selbst in ein zu helles Licht gestellt zu haben. Er schreibt unter anderm: „Was nur im entferntesten Eigenlob verrathen könnte, sollte man hassen; leider aber hat der natürliche Mensch diese Grundsätze nicht, daher ihm eine Demüthigung zuweilen recht heilsam ist. Eine solche glaube ich aus meinem letzten Briefe gezogen zu haben. Möchte ihn A. verbrennen, so wäre es mir wohl lieb. Will sie ihn zu meiner Beschämung aufbewahren, so mag sie es thun. Mir giebt es einen Stich ins Herz, wenn ich an ihn denke. Ueberdieß glaube ich mich mißverstanden, da Du des Königs David und anderer tiefe Bußtrauer anführst. Gott bewahre mich, das eigne Verderben jemals zu vergessen, oder daß es mir nicht tief ins Bewußtsein geschrieben bliebe und mir nicht fortwährend die Ursache zu möglichst tiefer Demüthigung würde. In sich sieht der Christ das bodenlose Verderben, in Gott aber den Himmel, und das ist die Jakobsleiter für die Seele. Die Erkenntniß des einen ist ohne die Erkenntniß des andern nicht denkbar. Deßwegen liegt aber auch in der Selbsterkenntniß etwas Tröstliches, weil sie uns mit zur Gotteserkenntniß führt. Ferner kommt aus der Selbsterkenntniß das Bewußtsein, daß wir uns selbst nicht helfen können, daß wir also die Hülfe in Gott suchen müssen,

und das ist wieder etwas Tröstliches. Kommt nun noch der Gedanke an den Himmel hinzu, den wir in Gott haben sollten, so meine ich, haben wir doch wahrlich mehr Ursache zu einer demüthigen, stillen Freude in Gott als nur dem Schmerz und dem Druck der Seele uns zu überlassen. Deßhalb singt ja unsere Kirche: ‚O glückliche Schuld, die solch einen Erlöser uns hervorrief!‘ Das Verderben kann noch so groß sein, Gottes Liebe in Christo ist noch größer, denn auch die größeste Sünde kann in dieser Seiner Liebe ihre Sühnung finden. Darum hat also auch Gott die ersten Ansprüche an uns, und je mehr wir Ihm gehören, um so mehr bleibt auch unsere Schwachheit Ihm anheimgestellt, um so eher dürfen wir uns darüber gewissermaßen beruhigen. Z. B.: ich habe gesündigt; in demselben Augenblick, wo mir dieß ins Bewußtsein tritt, tritt mir auch die Genugthuung am Kreuze für alle Sünden, also auch für meine Sünde ins Bewußtsein. So erzeugt dieß einen Schmerz der Liebe, aber eine noch größere, demüthige Dankbarkeit und darum freudige Liebe, und dieß, meine ich, soll der Grundton der Seele werden. Die Freude der Seele soll also einzig die Liebe Gottes zu uns sein. Was uns auch begegnet, ist — so glauben wir ja — nur Liebe von Ihm; darum giebt es auch in allen Verhältnissen Ursache zum Lobe Gottes. Darum sang der König David das Lob Gottes, wenn er an Ihn gedachte, und war voll Schmerz, wenn er an sich gedachte. Einen Erlöser hatte er noch nicht; darum war auch seine Sünde noch nicht gesühnt, wenn auch verziehen. Wir haben aber auch eine Sühnung, und darum dürfen wir vergessen, was

dahinten ist, und uns strecken nach dem, was vor uns ist, und als solches will ich nichts gelten lassen als einzig Gott, in dem wir begraben sein sollen, der unser Leben und unser Tod sein soll; der Tod für unsere Vergangenheit, das Leben für unsere Zukunft. Diesen Gedanken zu einem Lebensgrundsatz zu machen, danach trachte ich; ich sage aber nicht, daß ich es errungen habe. Darum bitte ich, verstehe mich nicht falsch, denn Gedanke und Ausführung liegt oft unendlich weit auseinander, und doch weiß ich, wie leicht man andere täuscht; denn wenn man nach dem beurtheilt würde, was man schreibt, so würde es mehr vollkommene Menschen geben, als es in der That giebt."

Ueber seine Besorgnisse hatte ich im nächsten Schreiben ihn beruhigen können, da ich nicht Selbstruhm und Eigenlob, sondern den seligen, vom Lobe Gottes überströmenden Frieden einer durch die Vergebung der Sünden mit Gott versöhnten, der Rechtfertigung aus dem Glauben gewiß gewordenen Seele aus seinen Betrachtungen heraus gelesen hatte. Durch keine weiteren Erörterungen wollte ich die mich so hoch beglückende Uebereinstimmung in diesem köstlichsten Schatz des Christenthums stören. „Was auch sonst noch trennend und irrthümlich sein mag," setzte ich hinzu, „die Gemeinschaft in diesem Punkt mit allen gläubigen Christen, Katholiken und Protestanten — kann ich mir nicht nehmen lassen da, wo er so verstanden wird, wie von Dir, mein geliebter Sohn."

Auch sein würdiger Freund und Lehrer, Professor Reinkens, welchem Carl geschrieben hatte, drückte seine Freude aus über die Zeugnisse aus seinem innern Leben, indem er schrieb:

„Es thut mir unbeschreiblich wohl, Sie aus einem so kindlich frommen Herzen reden zu hören. Es klingt mir heimathlich, läßt mich allen Streit vergessen und erbaut mich wahrhaft. Ich danke Gott, daß Sie in allem nur suchen, was Jesu Christi ist; denn so werden Sie Gutes stiften und Frieden finden."

Nach Jahresfrist regt sich die Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit den Seinigen, zu welchem er Vorschläge macht, indem er hinzusetzt: „Es fehlt mir hier an Liebe und Theilnahme nicht, und doch bleibt man ein Fremdling, so lange nicht die innere Verwandtschaft die Seelen näher führt, und das besonders, so lange man ein für die Gesellschaft so untaugliches Glied ist, wie ich. Bei Euch fremder zu werden, das bringt mein Beruf mit sich, so lange ich in dieser Entfernung von Euch bleibe; aber ich denke, unsere Heimath ist im Himmel, für den Ihr uns ja erziehen wolltet darum wollen wir auch zuerst nach diesem streben. An Freuden fehlt es mir nicht. Aeußere Sorgen habe ich nicht; sie sind nur innerer Natur, über die sich der Leichtsinn des Herzens gern hinweg setzt. Die Freuden sind auch innerer Natur und die schönsten derselben sind die, wenn man das Wehen des Heiligen Geistes in einzelnen Seelen beobachten kann. Solcher Seelen giebt es wenige, doch Gott sei Dank, daß es dergleichen giebt. — Von unbekannter Damenhand erhielt ich in diesen Tagen die Lieder der Gräfin Hahn-Hahn zugeschickt mit der Zuschrift: ‚Hochgelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit', mit dem Poststempel Sagan. Wenngleich ich für die Lieder keine Vorliebe habe, so habe ich mich doch über die

Zuschrift gefreut, aus welcher die Gesinnung der unbekannten Geberin hervorleuchtet. Solche Glaubenszeugnisse, leider so selten, sind überaus wohlthuend. Gestern erzählte mir eine Frau von ihrem Kinde, das auf seinem Sterbebette schlafend dem Jesuskinde ein Lied gesungen und dann, als es aufgewacht, nichts davon gewußt habe."

Ehe er seinen gegenseitig ersehnten Besuch in der Heimath ausführen konnte, schrieb er in Erwiederung eines Briefes von mir: „Deine Frage über meine Bemerkung, ich sei der ‚Gewesene' geblieben, ist leicht beantwortet mit den verständlichen Worten: ‚Das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen finde ich nicht'. Wir sollen den alten Menschen ausziehen und den neuen anziehen. Wenn aber der alte noch lebt, so kann ich auch sagen, daß Ihr in mir den ‚Gewesenen' wieder finden werdet. Du bezogst meine unverständliche Redensart auf meine Predigten und glaubtest, ich klagte über meine Zuhörer. Ich glaube, ich würde eher entschuldigen, die mich nicht anhören wollten (nämlich in solchen Fällen, wo ich nicht das Bewußtsein in mir trüge, daß ich im Namen Gottes und unter dem Einfluß des erbetenen Heiligen Geistes redete), als daß ich sie anklagen möchte, jedoch könnte ich Dir darüber Tröstliches mittheilen. Vielfach habe ich auch protestantische Zuhörer, und Abschriften meiner Predigten circuliren in der Gemeinde. Daraus siehst Du, daß der liebe Gott mir bisher geholfen hat, und daß Er, trotz des vielen strafwürdigen Mangelhaften von meiner Seite, den geringen guten Willen gesegnet hat. Wollte ich mir darauf etwas einbilden, so hoffe ich, Gott würde mir das Predigtamt ab-

nehmen. Jede Predigt erfüllt mich aufs neue mit Furcht bei ihrer Ausarbeitung. Einmal, weil ich von mir nichts erwarten kann, und dann, weil der Mensch gern allein predigen will ohne den Einfluß Gottes, und das heißt Niederreißen und nicht Aufbauen. Diese Ueberzeugung lebt so fest in mir, daß ich hoffe, ich sei wenigstens im Augenblick von jener thörichten Eitelkeit fern. Wenn ich aber das Mangelhafte meiner Predigten heraus fühlte, so hat es mich nicht beunruhigt, weil ich dann recht gut wußte, woher es kam und warum etwas Demüthigendes mußte beigemischt werden." Er geht dann auf die Seelsorge über und sagt: „Wo es sich aber um Liebe handelt, da geht es mir wie Dir, wie Du öfters klagtest: es ist mir schwer sie zu zeigen, und erkünstelte Liebe ist mir widerwärtig. Was aber die belehrende Weisheit betrifft, die nothwendig ist, um mit Erfolg zu wirken und Eindruck zu machen, so geht mir diese gänzlich ab. Sie ist eine Gnade Gottes, die Er in den einzelnen Fällen erst geben muß, die Er aber freilich auch in wunderbarer Weise zu geben vermag, wo es Sein Wille ist, daß gewirkt werden soll." In demselben Briefe erwähnt er einer Sorge in unserm Familienkreise und knüpft an das bei der Mittheilung gebrauchte Wort: ‚Auf Regen folgt Sonnenschein' einige betrachtende Gedanken: „Welch tröstliche Gewißheit," schreibt er, „in allem die leitende Hand Gottes zu erkennen und festzuhalten. Es ist dieß eine Auffassung aller Verhältnisse, wie sie freilich im Christenthum gar nicht anders sollte sein können, und doch, wie fremd sind so viele unserer heutigen Christen einer solchen Anschauung! Ich sehe recht, wie schwer

es dem Menschen fällt in allem — im Guten wie im Schlimmen — die Hand Gottes zu erkennen, an verschiedenen Beispielen hier, wo bei dem redlichsten Streben doch immer die Seele das Kommando über den Willen Gottes übernehmen möchte und gar zu leicht das Kreuz will fallen lassen, wenn sie vergißt, daß es von Gott aufgelegt ist. Besondere Freude macht es, solch eine Seele wieder aufgerichtet zu sehen, um den schmalen Weg mit Freuden weiter zu gehen. Aber auch da muß man das Werk des Aufrichtens nicht selten bald wieder von vorn anfangen, woraus nicht nur die Wankelmüthigkeit des menschlichen Herzens hervorgeht, sondern auch, wie schwer es sein mag, starke Prüfungen Gottes zu ertragen. Ich kenne sie noch zu wenig. Ich kenne nur die selbstverursachten inneren. Für diese war mir eben jetzt der heilige Franz von Sales eine sehr wohlthuende Stärkung in seinen ‚Trostgedanken'. Wie mich einst seine Philothea gefesselt hat, als ich noch einem andern Herrn diente, so fesselt mich jetzt dieses Buch mit allem, was ich bisher darin gelesen habe."

Nicht selten mag Carl in den ersten Jahren seines Priesterstandes in Gefahr gewesen sein, daß Personen, besonders weiblichen Geschlechts, mit ihrer Frömmigkeit und Bekehrung nur ihm persönlich zu gefallen suchten. Von seinem vorsichtigen Verhalten in dieser Beziehung geben Mittheilungen über eine Betrügerin Zeugniß, welche, als barmherzige Schwester sich ausgebend, längere Zeit in der Krankenanstalt des Laubaner Klosters und dann im Gefängniß seiner Seelsorge befohlen war. Er sagt unter anderem: „Ich bin sehr vorsichtig in ihrer Behandlung, um sie einerseits in ihrem Schuldbewußt-

sein zu erhalten und andererseits ihre Hoffnung und Freude nur in der Gnade und Barmherzigkeit Gottes finden zu lehren; einmal, damit sie nicht übermüthig werde, und dann, damit in die Bekehrung zu Gott nicht ein Suchen nach menschlichem Wohlgefallen sich menge. Je wärmer und anscheinend fromm sie sich zeigt, um so kälter bin ich gegen sie; je muthloser sie ist um ihrer Vergangenheit willen, um so mehr richte ich sie auf und mache ihr Muth. Es ist das ein Princip, das ich schon vielfach angewandt habe, damit nicht aus dem heiligsten Interesse ein menschliches werde, und Frömmigkeit in Augendienerei ausarte. Kürzlich hat meine ‚Barmherzige' in einer schlaflosen Nacht ein langes Lied sich ausgedacht, in dem sie ihren ganzen Zustand schildert. Von solcher Schöngeisterei halte ich nun nicht viel. Ist aber jenes Lied volle Wahrheit gewesen, wie es die Seele empfunden hat, dann darf ich Gott danken, daß sie das Evangelium von der Erlösung erfaßt hat. Ich war innerlich gerührt von der Gesinnung, die sich darin aussprach, und durfte doch davon nichts merken lassen, damit sie nicht erst in Versuchung komme, mein Wohlgefallen zu suchen. Aus demselben Grunde habe ich mir auch das Lied nicht abschreiben lassen, was ich sonst gern gethan hätte, um es Dir zu schicken."

Im August dieses Jahres hatte Carl wieder an Exercitien, welche ein — wie er sagt — sehr liebenswürdiger Pater Rohmann aus Wien mit dem jüngeren Klerus hielt (wahrscheinlich in Breslau), Theil genommen, „um die Saaten wieder etwas zu begießen," schreibt er, „was recht noth that." Sie hatten ihm einen guten Eindruck hinterlassen, seinem

innersten Bedürfniß aber, wie ich es bei allen diesen gemeinsamen Uebungen wahrzunehmen geglaubt habe, nicht volle Befriedigung gewährt; denn er sagt z. B.: „Könnte man diese Betrachtungen in seinen eignen vier Wänden machen, so würden sie noch fruchtbringender sein. Sie waren darauf berechnet, inneres Leben zu erzeugen. Ich hätte gewünscht, sie hätten dieses vorausgesetzt und wären da recht tief hinein gedrungen."

Gegen Ende des Jahres schrieb er über sein Ergehen: „Ich bin gesund und wünschte nur meinen Beruf — als ein Felsen der Zuflucht für die Irrenden und Gefahrlaufenden — noch besser ausfüllen zu können. Kostbar ist der Beruf, den Irrenden zur Stütze dienen zu dürfen, aber dazu möchte man in der Bitte um Weisheit, welcher Erhörung zugesagt ist, recht treu sein: ‚Wem es an Weisheit fehlt, der bitte darum, so wird sie ihm gegeben werden'. Wie schön ließe es sich mit solch himmlischer Weisheit wirken, und wie thöricht ist es andererseits, ohne dieselben für den Himmel wirken zu wollen. Das ist gerade so, wie wenn ein Missionar zur Bekehrung der Heidenvölker der eignen Muttersprache sich bedienen wollte. Er würde nur ausgelacht werden und müßte sich selbst am meisten für einen Narren halten. Mein Wirken hier ist sehr eigenthümlicher Art. Ich sehe es mit Dankbarkeit, daß Gott viele Herzen mir zugewandt hat. Was ich aber suche, ist damit nicht erreicht. ‚Ich muß abnehmen, Er aber muß zunehmen'. Freilich erkenne ich recht gut, daß die Klippe nicht vermieden werden kann, daß mit der gepredigten Gottesehre auch stets die Ehre des Predigers wächst

und daß die zweite gewöhnlich der ersteren vorausgehen wird; allein es fehlt eben doch noch die Hauptsache, wenn man erst bis zu einem gewissen Respekt gekommen ist. Dieß letztere ist nothwendig, um wirken zu können, und muß ich also Gott dankbar dafür sein, und da der weitere Erfolg lediglich die Sache Gottes ist, so beunruhige ich mich nicht darüber. Nur das könnte der Beunruhigung werth sein, daß Gott mehr Erfolg schenken würde, wenn die Pflichten treuer erfüllt würden. In dieser Beziehung müßte vieles anders sein und werden."

Am Anfang des Jahres 1864 und in dessen Verlauf stand wiederholt eine Versetzung von Lauban in Aussicht. Auf den Wunsch und Antrag der Gemeinde wurde eine Verlängerung seiner dortigen Anstellung bewilligt. Carl schrieb im Februar an seinen Vater, der ihn wohl gern hätte nach Berlin gehen sehen, es würde ihm schwer geworden sein, sich dort heimisch zu fühlen, und fährt fort: „Zu Hause ist man freilich nirgends. Man ist überall nur Gast und vorübergehend. Daher, denke ich, wird es mir auch gleich sein, wohin man mich schicken wird. Den Trost kann ich Dir geben, daß ich hier von vielen auf Händen getragen werde, und daß das Gerücht, ich solle fortkommen, schon manchen Schmerz verursacht hatte. Man muß Gott dankbar sein für solche Liebe, und um Gottes willen ist sie mir auch lieb; sonst gebe ich darauf nichts, weil ich kein rechtes Verständniß gewinnen kann für eine solche Anhänglichkeit an meine Person, wofür ich nichts thue. Ich kenne mich selbst vielmehr von ganz andern Seiten, kann aber darüber nicht viel reden. Das war der

Weg in Gottes Hand um mich zu bewahren, daß — so hoffe ich wenigstens — Menschenlob mir bisher nicht geschadet hat, und ich bis jetzt leicht würde wieder darauf verzichten können."

Bald darauf schrieb er in einem theilnehmenden Antwortschreiben an mich: „Du hast Dein Herz so voll Liebe und Sorge, daß ich Dir — Gott weiß wie gern! — eine Stütze mit meinen schwachen Kräften anbieten möchte, doch fühle ich mich selbst dem innern Menschen nach so ohnmächtig, daß ich selbst nur hülfsbedürftig bin, am allerwenigsten aber etwas anzubieten habe. Der liebe Gott segnet aber auch den guten Willen, das habe ich schon vielfach erfahren, und das macht mir Muth, Dich in Deinen Sorgen mit meinem Gebet wenigstens etwas zu unterstützen." Früher hatte er wohl einmal geschrieben: „Daß wir es alle so machen müssen wie die jungen Vögel, die, wenn sie ausgeflogen sind, um die Eltern sich nicht mehr kümmern und deren Sorgen nicht weiter zu den ihrigen machen, das ist mir oft recht schwer." — Im erwähnten Brief schreibt er weiter: „Ich fühle wohl, wie ich in dieser Beziehung einen recht wichtigen Posten in der Familie einzunehmen hätte, daß ich wie ein Moses mit stets aufgehobnen Händen vor Gott stehen sollte, um für die lieben Meinigen (die ja alle im Kampfe sind) Segen zu erflehen. Gott helfe, daß ich in dieser Beziehung noch werde, was ich sein soll. Wenn ich es überhaupt in jeder Beziehung wäre, womit könnte ich mich vergleichen, gedenke ich all des Segens, den Gott durch ein solches Glied Seines Leibes spenden würde. Aber ich finde mich hierin noch sehr miserabel."

Indem er einige Wochen später, zu meinem Geburtstag,

der Erhaltung meines Lebens gedenkt, fährt er fort: „Mir steht unsere Vergänglichkeit lebhaft vor Augen, und um so mehr, je mehr ich ja auch an Jahren zunehme, so daß man recht daran erinnert wird, wie auch unsere Familie dem ewigen Ziel immer näher kommt, und man nicht ernst genug darum bitten kann, Gott wolle keinen von uns verloren gehen lassen. Ich weiß, wie Dir diese Gedanken immer nahe liegen, und wie manche Sorge Du deßhalb um uns alle hast. Meinerseits danke ich Gott, daß ich gelernt habe, nach einem jenseitigen Ziel zu streben, wobei ich freilich noch immer — nur zu leicht — dasselbe verfehlen kann. Doch weiß ich wenigstens, wozu ich in der Welt bin, und ich hoffe, die Zeit wird noch kommen, wo Gott alle unsere Seelen gewinnen und Dir dadurch wohl die wichtigste Deiner Sorgen abnehmen wird. Glückwünsche findest Du in meinem Brief sehr sparsam vertreten, so daß Du meinen könntest, ich hätte keine für Dich; doch dem ist nicht so. Im Gegentheil, je länger wir von einander getrennt sein müssen, um so dringender wird der Wunsch, daß wir mit der Gnade Gottes jenes Ziel erreichen, da es keine Trennung mehr giebt, und je näher dieses Ziel uns rückt, um so mehr wünsche ich, daß wir alle Segel aufspannen möchten, um die Gnade Gottes mit voller Kraft hinein streichen zu lassen, damit hier die Hoffnung uns aufrecht erhalte und den Frieden bringe, und wir drüben in den Hafen einlaufen, wo wir geborgen sind für alle Ewigkeit. Möge der Wunsch des auferstandenen Heilandes, den wir an Deinem Geburtstag (Ostern) hören werden: ‚Friede sei mit euch‘ auch an Dir seine tägliche Erfüllung finden. Der erste

Gruß des neugebornen Heilandes war der Gruß durch die Engel: ‚Friede den Menschen‘, der erste Gruß nach der Auferstehung ist: ‚Friede sei mit euch‘. Wie muß unser Friedefürst, der Gott des Friedens, diesen Frieden so lieb haben, und in welch unaussprechlicher Weise wird er uns erst zu Theil werden, wenn an uns wird ganz erfüllt sein Sein Wort: ‚Meinen Frieden lasse ich euch‘, das heißt, wenn keinerlei Hinderniß unsrerseits demselben mehr entgegen treten wird.“

In denselben Monat April fiel der Anfang der traurigen Katastrophe, welche im August den Tod seines älteren Bruders Hermann, der damals in Breslau Stadtrichter war, an der Lungenschwindsucht zur Folge hatte. Während der vier Monate, die ich am Kranken- und Sterbebett desselben zubrachte, war ich zwar mit Carl immer in schriftlichem Verkehr, aber er war durch sein Amt so gebunden, daß er nur zwei Mal den geliebten Bruder zu dessen Trost und Stärkung auf einige Tage besuchen konnte und vor dem Eintritt des zuletzt täglich erwarteten Todes ihn verlassen mußte. Die Brüder standen auf Einem Glaubensgrunde, aber was bei Carl zur Lebenserfahrung geworden, das war bei Hermann, nach seiner eignen Anklage — noch im Anfang der Krankheit — nur ein „Fürwahrhalten“, welches keinen Frieden giebt. Er sehnte sich aber nach dem Frieden, den er in andern begnadigten Seelen erkannte, und der HErr stillte sein Verlangen, so daß er, Angesichts des nahen Todes, wiederholt bekennen konnte: „Ich glaube — ich bin bereit — ich habe Frieden gefunden.“ Nächst dem Einfluß christlicher Freunde hatte wohl auch Gebet und Zuspruch seines Bruders segensreich auf ihn ge-

wirkt, denn was konnte ihm trostbringender sein, als dessen Beispiel im gläubigen Ergreifen der Gnade Gottes in Christo, ohne eignes Verdienst und Würdigkeit? Als der Kranke einmal klagte, er habe keine Liebe, es sei so kalt und dürr in ihm, da sagte ihm mein lieber Carl: „Und wenn Du auch noch so viel Liebe fühltest, so würde sie Dich doch nicht selig machen; und wenn ich auch noch so fromm gelebt hätte, so wollte ich doch nur aus Gnaden selig werden.“ Einen andern Grund kannte, der Erkenntniß nach, auch mein lieber Hermann nicht; aber diese Erkenntniß wurde erst lebendig und kräftig in ihm, als ihm um Trost recht bange geworden war, und er nun sein Heil allein in Christo Jesu gläubig ergriff. An seinem Grabe hielt Carl eine Ansprache, von welcher unser verehrter Pastor Nagel sagte, es sei ihm nicht anders gewesen, als ob er einen Lutheraner hörte.

Sein erstes Antwortschreiben an mich nach dem Tode seines Bruders enthielt unter anderm Folgendes: „Gott schenke dem lieben Entschlafenen eine recht selige Ruhe und lasse uns einst zu der gleichen Ruhe ihm folgen. Du nennst mich nun, meine liebe Mama, Deinen ‚ältesten Sohn‘. Möchte ich Euch den ältesten Sohn ersetzen und doppelte Liebe Euch erweisen können. Meine Aufgabe in der Beziehung will ich nicht verkennen, Gott helfe sie lösen, wie Hermann dieß jetzt durch sein Gebet im Himmel thun wird.“ (Er hat seine Aufgabe treulich gelöst, mein theurer Sohn, der HErr sei ihm ein reicher Vergelter dafür!) „Wenn Herr Pastor N. sich in innerer Gemeinschaft mit mir zu fühlen glaubt, so freue ich mich darüber. Es giebt mir Bürgschaft, auch mit

Euch um so mehr in innerer Gemeinschaft zu stehen, und wünsche ich ja doch jedem von Herzen, daß er einen solchen Grund lege, auf welchem Gott ein Haus des Friedens erbauen könne; und für diesen Frieden giebt es nur einen Grund, der aber, je tiefer er liegt, auch äußerlich gewiß zu dem gleichen Bekenntniß führen müßte; nicht durch uns, wohl aber durch Gott. Darum wäre es nur zu wünschen, daß wir alle einen noch immer tieferen Grund legten in dem Leben in Gott, in Gottesgemeinschaft; und Gott wird die Wahrheit hervorsprossen lassen gleich den Blüthen von Pflanzen, die bei gleicher Wurzel auch gleiche Blüthen hervorbringen und dadurch kundgeben, daß sie Geschwister sind. — Ich grüße Euch von Herzen und wünsche mit Euch nicht nur in Gebetsgemeinschaft, sondern auch in Liebesgemeinschaft zu Gott zu stehen, so daß Er, gleichwie die Sonne die Erde, mit Licht und Wärme unser aller Herzen erfülle. Niemand aber, weder ich noch Ihr, möge meinen, es bereits ergriffen zu haben; er gebe vielmehr noch der Führung Gottes Raum, um zu dem hingeführt zu werden, was zum Frieden dient."

Es möge hier noch eine Stelle aus einem Weihnachtsbriefe dieses Jahres Platz finden, worin er beklagt, nicht tief genug in das Geheimniß der Liebe Gottes in seiner Menschwerdung hineindringen zu können, und dann fortfährt: „Der sinnliche Mensch wird nicht müde aus der Quelle seiner Freude und seines Genusses zu schöpfen, bis er ihre Hefe ausgekostet hat. Warum ist man in geistiger Beziehung so gar genügsam und gräbt in dem heiligen Schachte der Liebe Gottes nicht tiefer? Und doch wird gerade dieses Gold um

so schöner und reiner, je tiefer man gräbt, und man hat sich nicht zu fürchten vor Schlacken und Hefen. Daß auch Ihr aus jener Quelle lebendigen Wassers an unserm Weihnachtsfeste reichlich erquickt und gestärkt werdet, und daß dasselbe in Euch hinüber sprudle in das ewige Leben, das laßt mich Euch von Herzen als Weihnachtssegen wünschen. Und wie sollte man das nicht hoffen? Wenn Gott aus Liebe zu uns Sich erniedrigt bis unter den Letzten von uns, wie sollte solche Liebe nicht auch Geduld haben und auf den geringsten Willen schon einen Segen legen? Darum wird ja Friede verheißen denen, die ‚guten Willens sind' (nach katholischer Uebersetzung). Wir dürfen also hoffen, und darum: ‚Freuet euch — und abermals sage ich, freuet euch!' ‚Seid fröhlich in Hoffnung!' Das ist meine Freude, daß ich mich auch freuen darf für Euch, und daß auch Euch im Himmel ein Erbtheil hinterlegt ist, das an Werth alles Bitten und Verstehen übertrifft. Möchte Euch diese Hoffnung dauernden Frieden und viele heitere Stunden noch bringen für die Dauer Eures Erdenlebens, und möchtet Ihr dieses einst nicht anders beschließen als mit der Freude eines Stephanus, der vor dem geöffneten Himmel aller seiner Marter vergaß." In einem Brief vom Februar des nächsten Jahres (1865) versenkt sich sein tiefes Gemüth in die Liebessorgen des mütterlichen Herzens und giebt der Wärme des seinigen Ausdruck in der folgenden Stelle, die ich zu vollem Verständniß unverkürzt zu lassen vorziehe, weil in solchem Falle persönliche Rücksichten, es sei um Lobes oder Tadels willen, billig zurücktreten müssen. „Deine Liebe ist so überaus wohlthuend,"

ſchreibt er, „wie wir dieß ja auch alle fühlen, und giebt dieſelbe immer neue Nahrung der innigſten Sehnſucht, daß das innige Verlangen Deines Herzens ſeine volle Befriedigung finden möge, hienieden ſowohl wie in ſeiner höchſten Vollkommenheit einſt drüben im Heimathland. Doch freilich, ſchlägt die Stunde, dann wird unſere Sehnſucht vergleichbar werden der des heiligen Laurentius, der dem ſterbenden Papſt Sixtus zurief: ‚Vater, wo eilſt du hin ohne deinen Sohn? Du haſt ja nie das Opfer ohne den Diener verrichtet.‘ So iſt auch unſere Zuſammengehörigkeit zu tief gewurzelt, als daß wir nicht wünſchen müßten, alles zu theilen und Gemeinſchaft zu gewinnen und zu bewahren in allem. Je ernſter mir zuweilen das Leben entgegentritt und das unausbleibliche Ende ſich mir vor die Seele ſtellt, um ſo feſter verſchlingt ſich mit meinem Denken, Wünſchen und Bitten der Gedanke an Euch, die uns auf der Welt die Nächſten ſind; ja der Ausdruck: ‚Nächſte‘ iſt mir zu wenig geſagt, denn ich fühle mich nur wie ein Theil des zuſammengehörigen Ganzen, deſſen Seligkeit ich nur in ſeiner Ungetheiltheit wünſchen kann. Du fühlſt dieß in Deiner mütterlichen Liebe noch mehr wie ich, und ſind mir darum Deine mancherlei Sorgen um dieſen und jenen nicht unverſtändlich; ich theile ſie in dem Grade, als ich das eigene Heil ſuche. Je mehr ich dieſes ſuche, um ſo mehr werde ich auch das der Meinigen ſuchen; dagegen umgekehrt, je mehr man ſich ſelbſt vernachläſſigt, um ſo mehr, fühle ich, vernachläſſigt man das Gemeinſame. Daher kommt es, daß in dieſer letzteren Beziehung zu Zeiten unverantwortlich wenig geſchieht. Dieß wird mir

um so fühlbarer, je mehr Du, und zwar mit Recht, auf das priesterliche Gebet Werth legst. Ich selbst gehe von der Voraussetzung aus, daß das priesterliche Gebet, wenn es in priesterlichem Geiste verrichtet wird, auch eine besondere Kraft haben müsse, nicht wegen der Person, wohl aber wegen des Amtes, und daß darum der Priester unter allen Umständen ein Mann des Gebets sein solle (damit schreibe ich mir mein eigenes Urtheil nieder, wenn ich mich selbst richten soll). In dieser Ueberzeugung, die ich mit Dir theile, glaube ich durch die eigene Erfahrung bestärkt zu werden in solchen Fällen, wo ich gerade in dem Charakter als Priester zu beten hatte, und wo ich fand, was ich suchte."

Der Zeit nach gehört hierher wieder ein Brief an seine Schwester, wo er über sich Nachricht giebt in den Worten: „Mir geht es gut, und lebe ich mit meiner Umgebung in Frieden und Eintracht. Daß es auch Leiden geben muß, wenn man gern wäre, was man sein soll, geht aus jenen Pauliniſchen Worten hervor, die auf jeden Seelsorger anwendbar sein sollten: ‚Wer leidet, ohne daß ich nicht leide? Wer wird geärgert, ohne daß ich nicht brenne?' . . . Sonst ist das Leben eines Seelsorgers ein segensreiches und trostreiches, und hat man manche Freude zu genießen, die schwer durch etwas anderes zu ersetzen ist. Welche Freude würde man erst ernten dürfen, wenn man wäre, was man sein sollte? Statt dessen kann man nur beten: HErr, gehe nicht ins Gericht mit uns!"

Der Verlauf dieses Jahres brachte viele Veränderungen in der Familie mit sich. In Leszczyn stellte sich die Noth-

wendigkeit des Gutsverkaufs heraus; aber unter so weitem und nebelhaftem Gesichtskreise, daß die Zukunft sehr dunkel vor uns lag, und es unter Umständen werden konnte, „als ob wir," wie ich damals schrieb, „aus dem stillen Hafen wieder in die offene See verschlagen würden." Jeder Umzug mußte besonders für den Familienvater große Schwierigkeiten und Opfer mit sich bringen, da er sich in das Studium der Obst- und Pflanzenkultur wissenschaftlich und praktisch vertieft hatte und an die auserlesenen Obstsorten und seltenen Pflanzen sich nicht wenig gebunden fühlte. Carl empfand mit uns die in jeder Beziehung ernste Bedeutung der bevorstehenden Veränderung und suchte seinem Vater seine Theilnahme auszudrücken und ihm Trost zuzusprechen, indem er in Mitgefühl mit dem schwierigen Losreißen von seiner Lieblingsbeschäftigung unter anderm schrieb: „Da aber Entsagung eine Lebensaufgabe für uns ist, so kann man es auch als ein Glück ansehen, wenn Gott selbst uns den Weg zeigt, worin wir entsagen sollen. Er selbst zerreißt so manche Fessel, damit wir freier werden und einst Seinem Rufe um so freudiger folgen können. Wenn dieß Zerreißen selbst auch schmerzlich ist, auch für uns, Eure Kinder, die Eure Schmerzen mit Euch fühlen, so sind doch die Schmerzen, die Gott schickt, auch schon wieder eine Bürgschaft für den Segen, den Er will folgen lassen. Alle Eure Prüfungen haben uns nicht zum Schaden gereicht. Daß wir alle Gewinn daraus gezogen haben, wird sich einst wohl noch deutlicher herausstellen als schon jetzt."

Auf diesen und den vorigen Brief an mich schrieb ich in

meiner Antwort: „Deine Briefe lese ich nicht wie die meisten andern Briefe, sondern bewege ihren Inhalt im Herzen, denn er ist vom Geiste Gottes durchdrungen, und wahrlich, es thut noth, Angesichts der nahen Veränderungen auf unserer Lebensreise, die geistige Waffenrüstung anzulegen, um mit Muth in den Kampf zu gehen. . . . Papa scheint mir innerlich immer mehr geläutert und gefördert, und eben deßhalb werden vielleicht immer neue und schwerere Aufgaben von ihm gefordert. Welch süßer Trost liegt aber darin, daß, während der natürliche Mensch klagen und jammern möchte, der Geist dagegen frohlocken darf ob der göttlichen Heimsuchung."

Mein bald folgender Geburtstag gab ihm Gelegenheit, noch einmal auf diese Verhältnisse einzugehen. „Sehr gut," schreibt er, „hat mir in Deinem Briefe das Bild von der Wolke gefallen, 2 Mos. 13, 21, die sich nun scheint wieder heben zu wollen und zum Aufbruche mahnt. In der Wolke ist der HErr oder Sein Engel. Darum ist sie auch eine glückliche Führerin, die auf unbekannten dunkeln Wegen ins gelobte Land führt. Die Wege sind dunkel aber sicher, darum wird Gott ja auch in Euch ergebene Herzen finden, die sich willig werden führen lassen. Dem gemeinschaftlichen Gebete für Euch wird Gott auch Seinen Segen geben, so daß Er Euch hoffentlich vieles erleichtern wird und wir alle Ursache gewinnen werden, Ihm für Eure und unsere Führung zu danken. Wie glücklich sind wir, daß wir in Ihm einen Halt gefunden haben, und daß wir unsere Sorgen auf Ihn werfen dürfen. Ihm empfehle ich Dich und den guten Papa mit Deinem neu anzutretenden Jahre auf's neue und zwar von ganzer, kindlich liebender

Seele und freue mich, daß ich im voraus schon erhört bin und im voraus gewiß, daß Seine Liebe alles zum Besten hinausführt."

Hierauf theilt er uns mit, daß auch für ihn eine Veränderung bevorstehe, indem er zu Ostern an die St. Corpus-Christi-Kirche nach Breslau versetzt werden solle. Er folgte gern der weiteren göttlichen Führung, welche er vertrauensvoll und besonderen Umständen nach auch auf diesem Wege zu erkennen glaubte. Wir freuten uns auch darüber und in dieser Stimmung schrieb ich ihm: „Auch Du bist also nun berufen, Deinen Wanderstab weiter zu setzen und zwar unter dem Hallelujah der Osterbotschaft. Möchte das ein gutes Zeichen sein und der Segen des Gekreuzigten und Auferstandenen Dich auf Deiner neuen Missionsstation begleiten!"

Am 24. April schrieb er: „Heute Mittag habe ich meinen Einzug in Breslau gehalten, und bin nun Kaplan an der Corpus-Christi-Kirche. Wäret Ihr Zeuge gewesen der letzten Woche meines Aufenthaltes in Lauban, so würdet Ihr wohl Gott mit mir gedankt haben für die Liebe, die Er mich dort hat finden lassen. So viel kann ich Euch sagen, daß ich viele Freunde dort zurückgelassen habe, an denen ich sehen darf, daß mein Wohnen unter ihnen von Gottes Segen begleitet war. Möge er mich auch hierher begleitet haben, damit ich den viel schwereren Pflichtenkreis auszufüllen im Stande sei. Sonntag gedenke ich den ersten Spatenstich von der Kanzel zu thun. Der Erfolg von allem ist Gott anheimgestellt, und so hoffe ich von Ehre und Unehre — wie Gott es fügen wird — Gewinn zu ziehen."

Unterdeß waren auch unsere Wege zu weiterer Pilgerschaft geebnet worden. Die edelsten Werkzeuge, deren sich Gottes Vaterhand seit längerer Zeit für uns bedient hatte, waren wieder hierzu gesegnet worden. Es wurde uns auch das Mißliche der eigenen Wahl eines neuen Wohnortes nach dem Verkauf von Leszczyn erspart, indem uns unter den liebevollsten Bedingungen und Vorschlägen eine freundliche und geräumige Wohnung in Großrosen angeboten wurde, wohin wir Ende Juli übersiedelten. Auf der Durchreise durch Breslau konnte mit Carl nur eine kurze Begrüßung auf dem Bahnhofe statt finden, daher er noch folgende Zeilen nachsandte: „Eure Durchreise ging mir heute zu rasch, so daß ich Euch noch einen Gruß nachschicken muß und vor allem Euch Gottes Segen zu Eurem Einzug in die neue Heimath wünschen will. Schon zu wiederholten Malen konnte man Euch wünschen: ‚Der HErr behüte Euren Ausgang und Eingang‘, und Er hat es ja gethan; Er wird es darum auch weiter thun. Wir alle hoffen, Euer Aufenthalt in R. werde ein stiller und gesegneter sein. Ja, möchte es also Euch geschehen! Damit würde Gott einen großen Wunsch unsers Herzens erfüllen, und wird dann ein letzter gesegneter Ausgang und seliger Eingang in die Herrlichkeit des Himmels folgen, so soll sich Gott auch freuen an unserm ewigen Dank dafür. Die Schätze der Welt hat Gott uns nicht bestimmt; dafür hat Er uns bessere Schätze beschieden, und wollen wir die ersteren auch ‚für Schaden achten‘, damit wir die letzteren um so gewisser gewinnen.“

Von seiner Amtsführung und seinem Leben in Breslau sind im Laufe dieses Jahres wenig Erinnerungen bewahrt

worden. Er war sehr beschäftigt, und bei der größeren Nähe fanden Mittheilungen mehr im persönlichen Verkehr statt, entweder bei uns oder in Breslau. Einmal schrieb er: „Vorhin war ich bei einer reichen polnischen Dame, die seit einem halben Jahre verheirathet eben ihren Mann verloren hat. So meldet sich der Tod täglich unter Jung und Alt — wie soll man da die Welt noch lieb behalten und sich nicht vorbereiten, recht sterben zu können? Gott schenke uns allen einen seligen Tod als Uebergang zum Himmel und helfe uns, bis dahin in heiliger Treue Ihm zu dienen und auch unter dem Kreuze den Stern der Hoffnung nicht aus dem Auge zu verlieren."

Rührend war seine Freude, als er zum ersten Male irdisches Gut mit seinen Eltern theilen konnte. Er schrieb darüber an seinen Vater: „Was ich Mama übergeben hatte, war nicht ‚Ersparniß', sondern Ueberschuß oder Ueberfluß, und gab ich es in solcher Dankbarkeit gegen Gott dahin, daß Du mir die sehr große Freude gönnen wirst, die Gott in dem Gebenkönnen mir geschenkt hat. Aus voller Seele erkenne ich an, daß Geben seliger ist als Besitzen (namentlich den Eltern gegenüber), wie aber auch Nehmenmüssen oft weit schwerer ist als Geben. Doch wenn man bedenkt, daß Gott die Herzen so bereitet, daß ihnen Mittheilen eine süße Pflicht wird, so mag auch das Nehmen seine Bitterkeit verlieren, und je mehr man auf diesem Wege die fürsorgende Liebe Gottes erkennt, um so getroster und williger wird man das Opfer seines Besitzes bringen können. Das Opfer mag schwer sein, ist aber gewiß Gott wohlgefällig. Du wirst die Gesinnung,

in der ich dieß schreibe, nicht verkennen. Sehne ich mich ja doch nach Eurem Glücke, wie ich mich nach dem eignen sehne. Für mein Theil habe ich so überaus viel desselben, daß ich Euch für jetzt wenigstens das gleiche, nur für die Ewigkeit noch mehr wünschen möchte."

Durch Nachrichten von seinem noch in fernen Ländern reisenden Bruder war Carl mit uns um diese Zeit erfreut worden. Er schrieb darüber: „In seinem unermüdlichen Eifer dient Ferdinand mir stets zur Freude, und wünsche ich ihm in dieser Beziehung in meinem Berufe ähnlich zu werden. Er ist noch in fortwährendem Sammeln für die Schätze der Wissenschaft begriffen, während ich in fortwährendem Geben begriffen sein soll und mich doch oft so leer und ausgebeutelt fühle an den Schätzen, die man von mir erwartet. Und doch bin ich reich und habe überaus große Freude daran. Nur fehlt es zu viel an der rechten Verwendung der Schätze, daher wohl auch Augenblicke drückender Armuth eintreten, wo ich reich für mich und arm für andere bin." Seine Seelenstimmung aus jener Zeit scheint wiederholt durch Unzufriedenheit mit sich selbst getrübt. Gedanken, die ihn am Geburtstage seines verstorbenen Bruders bewegen, nehmen dieselbe Richtung. „Der gestrige Tag," schreibt er, „wird in vieler Beziehung gleiche Gedanken und gleiche Wünsche in uns hervorgerufen haben, wie sie sich an des lieben Hermann Geburtstage von selbst ergeben. Haben wir doch Ursache seinetwegen Gott immer von neuem zu danken und lebendig zu hoffen. Ich wüßte keine Lebensschule für Hermann, die besser das hätte erzielen können, was an ihm erreicht worden ist, als die abgekürzte

Krankheitsschule, durch welche Gott ihn geführt hat. Und so bleibt Gott anbetungswürdig, und was Er gethan hat, bleibt wohlgethan. Was mag die Seele von Hermann jetzt denken und empfinden? Um wie viel heiliger und gottwohlgefälliger mag sie sein, als diejenige, die eben an ihn denkt (nämlich die meinige)? Wie mag sie mit Gott meine Thorheiten ꝛc. durchschauen und vieles anders und besser wünschen? Ich kann immer nur sagen: ‚Das Wollen liegt mir zwar nahe, aber das Vollbringen finde ich nicht‘, und wie oft schläft auch noch das erstere, schlimmer als bei den schlafenden Jüngern. Die Selbstverachtung möchte oft den höchsten Grad erreichen; doch ist man zu leichtsinnig, um es nur so weit zu bringen. Das läßt mich wohl fühlen, wie auch ich noch der Leidensschule bedarf, wäre es auch eine andere wie H's. Ich hoffe, Gott wird sie mir nicht vorenthalten, denn das wünsche ich doch: lieber alle Schulen durchgehen, als mein eigner Herr bleiben, lieber schwere Wege geführt werden, als auf eignen Wegen ein gefährliches Spiel spielen.“ Ehe er den Brief beendigt, war er benachrichtigt worden, daß ich an schmerzhaften Krankheitszuständen leidend sei. Betrübt darüber fährt er fort: „Da wünsche ich zunächst Erleichterung in der Geduld, die von Gott kommt, und weil an eine Badereise nicht wird gedacht werden können, so möge um so mehr der himmlische Arzt zu Rathe gezogen werden, welcher in Gnaden als Helfer sich bewähren und die Seele mit doppelten Kräften und doppelter Hingabe stärken wolle, so lange Er den Leib will leiden lassen. In Bezug auf dieses letztere aber, las ich eben vorhin, habe der Mensch seinem Lastthier nicht mehr

auf, als es tragen könne, und der Töpfer brenne seinen Thon nicht länger, als dieser es verträgt; um wie viel mehr wird Gott wissen, was Er den Seinigen auflegen kann und wie lange Er sie zur Läuterung in dem Feuer der Prüfung zu lassen hat. Und da das, was Er auflegt, zum Besten der Seele dienen soll, so wünsche ich, daß in diesem Troste dem Schmerzensstachel die schlimmste Pein genommen werde, und daß der Stachel nicht weiter dringe als bis in das Fleisch, während die Seele nicht aufhöre ergeben zu Gott aufzuseufzen. ‚Pflanze das Kreuz JEsu in dein Herz', sagt Franz von Sales, ‚und alle übrigen Kreuze werden dir zu Rosen werden, und gleichwie bei Hiob wird das Klagelied dem Liebeslied gleichlautend sein: ‚Der Name des HErrn sei gebenedeit'."

Unterdeß war der politische Horizont durch die in Preußen und Oesterreich stattfindenden Kriegsrüstungen sehr verfinstert worden. Der Deutsche Krieg brach aus, und wir befanden uns dem Schauplatz sehr nahe, so daß die Frage, ob wir Großrosen verlassen sollten, ernstlich in Erwägung gezogen wurde. Carl stimmte nicht dafür. „Man ist nirgends sicher," schrieb er, „wenn Gott es nicht will, und umgekehrt überall sicher, wenn man unter dem Schutze Gottes steht." Allein der blutige Kampf in Trautenau, über den uns unmittelbare schreckliche Nachrichten ereilten, drängten gewaltsam dazu. Von dem Schlosse wurden die kleinen Kinder voraus nach Liegnitz geschickt, und auch wir packten noch Abends in Eile das irgend Werthvolle ein, um es mit dem Frühzuge an Carl nach Breslau zu schicken; aber noch in derselben Nacht erhielten wir die Kunde, daß die Oesterreicher zurück geschlagen wären;

der Transport der Sachen wurde abbestellt, und bekanntlich entfernte das Kriegsungewitter sich immer mehr von unseren Grenzen, wogegen die Opfer desselben sich in erschreckender Weise häuften. Auch das Großrosener Schloß war bald mit Verwundeten überfüllt. Ohne von uns Nachricht zu haben, hatte Carl geschrieben: „Ich habe zwar vollauf im Augenblick zu thun, doch die schrecklichen Katastrophen der letzten Tage lassen mich so oft an Euch denken, daß ich Euch nur sagen will, daß ich Euch nicht vergessen habe. Schwere Wolken liegen auf meiner Seele, denn man leidet ja unwillkürlich mit den Leidenden und mit dem ganzen Vaterlande. Ueberall hört man schon von gefallenen Bekannten und Freunden und Angehörigen befreundeter Familien, und wie das Abschlachten und Blutfließen schrecklich gewesen sein soll. Ich habe oft ein wahres Verlangen danach, der Action nahe treten zu können, um die Gefahren zu theilen und in irgend einer Weise mit thätig zu sein, zwar nicht um zu schlagen, sondern um mit zu heilen. Andererseits fühle ich mich zu unfähig dazu und will mich auch lieber führen lassen als mich selbst führen." Ich antwortete: „Wie sehr kann ich Dir das Bedürfniß nachfühlen, die schweren Leiden der Brüder persönlich lindern zu helfen! Könntest Du hier pflegen helfen, wie schön wäre das!" und zwei Tage später: „Ach, mein lieber Carl, welch großes Arbeitsfeld gäbe es für Dich, wenn man es Dir gestattete! B. ist tief ergriffen und erschüttert von dem grenzenlosen Elend in Trautenau, wo die Kirchen und Plätze voller Verwundeter und Sterbender lagen, und während seiner Anwesenheit immer einer nach dem andern ohne

geistlichen Trost diese Welt verlassen mußte. Pastor B. war der erste, der hinkam; Graf Stolberg und ein anderer Krankenpfleger waren dort, aber was war das unter so viele! Die Masse war nicht zu bewältigen. Viele lagen seit drei Tagen noch unverbunden. Die Einwohner fürchteten sich aus ihren Häusern zu gehen und bekamen erst Muth auf B.'s freundliches Zureden. Jetzt sollen barmherzige Schwestern, Diakonissen, Johanniter und Aerzte dort sein, ob auch Geistliche? — aber alles zu spät! und täglich kommen neue Massen Verwundeter, Sterbender und Unbegrabener hinzu, und kein Waffenstillstand um den Pflichten gegen diese Geopferten zu genügen! E. ist seit mehrern Tagen mit einigen Wagen auf den verlassenen Kriegsschauplätzen und Schlachtfeldern, um die Verwundeten in Lazarethe zu schaffen, aber an Aerzten für Leib und Seele fehlt es so sehr." Dabei hatte ich so viel Köstliches zu schreiben von der aufopfernden Liebesthätigkeit seiner Verwandten, aber auch zugleich ihm die traurige Nachricht von dem auf dem Schlachtfelde bei Nachod erfolgten heldenmüthigen Tode seines geliebten Vetters v. Natzmer mitzutheilen, welcher ihn so wie uns alle tief betrübte. Carl schrieb: „Herzlich danke ich für den so viel Schmerzliches und doch auch Wohlthuendes enthaltenden Brief. Der Tod von E. Natzmer, wovon ich noch nichts wußte, hat mich tief bewegt. Solch ein Tod ist zwar höchst ehrenvoll, allein was macht der auf dem Schlachtfeld Gebliebene jetzt mit der Ehre? Wolle Gott ihn haben zu Ehren gelangen lassen, das ist doch schöner, und das wird auch der Verstorbene jenem Schatten von Ehre vorziehen."

Sehr entrüſtet war er darüber, daß jemand aus unſerm Kreiſe halb ſcherzweiſe die Frage an ihn hatte richten laſſen, ob er etwa Oeſterreicher werden wollte? „Die Liebe denkt nichts Arges,“ ſchrieb er darauf, „vorläufig hoffe ich noch ein guter Preuße zu bleiben, wiewohl ich kein Freund ihrer Allirten in Italien bin u. ſ. w. Unſern braven Truppen wünſche ich überall ſolche Erfolge wie bisher, und wäre ich nicht Geiſtlicher, würde ich wahrſcheinlich als zwanzigſter Richthofen längſt dabei ſein. Jetzt würde ich ein zu ſchlechter Soldat ſein und würde mich lieber todt ſchießen laſſen, als die Sache umzukehren. Einen Eroberungskrieg kann ich nicht wünſchen und werden auch wohl die Eroberungen wieder zurückgegeben werden. Einen Vernichtungskrieg gegen Oeſterreich wünſche ich auch nicht; im Gegentheil, nichts ſehnlicher in dieſer Beziehung als das Freundſchaftsband, wie es zwiſchen Preußen und Oeſterreich vor zwei Jahren beſtanden hat. Wenn aber viele, die damals ſich auch über dieſe Freundſchaft freuten, nun jubeln, daß es jetzt gilt Oeſterreich zu erniedrigen und zu vernichten, oder wenn es gar heißt, lieber die Freundſchaft mit Garibaldi als mit unſeren öſterreichiſchen Nachbaren, ſo kann ich mich eines ſolchen Patriotismus nicht rühmen.“ Er nimmt hierauf die in Betreff ihrer patriotiſchen Geſinnung verdächtigte katholiſche Geiſtlichkeit in Schutz, geht auf die politiſchen, Rom gefahrdrohenden Zuſtände Italiens ein und ſetzt hinzu: „Wenn nun ſolche Geiſtliche, welche die ganze Exiſtenz der Kirche in die Exiſtenz von Rom ſetzen, gegenwärtig in Furcht gerathen, ſo wundert mich das nicht. Will es Gott zulaſſen, daß uns Rom genommen werde, ſo

werden wir mit apostolischer Armuth wieder anfangen und gewiß nicht ohne Segen, und werden, hoffe ich, auch in bösen Tagen als die Diener Christi uns bewähren. Manches dürre Laub wird dann vielleicht abfallen; doch freue ich mich auf den Sieg, der nicht ausbleiben wird." Er schließt den Brief Angesichts des vom König angesetzten Bußtages mit dem Wunsche: „Gott stärke und helfe uns morgen beten und dann geschehe, was und wie Er es für gut befinden wird."

Zu der Geißel des Krieges gesellte sich nun noch in verschiedenen Gegenden, besonders aber in Breslau, die schwere Heimsuchung der Cholera, und so wurde das Interesse meines Sohnes von dem bewegten Schauplatz der Weltgeschichte wieder mehr auf den eignen Pflichtenkreis gelenkt, nachdem er zugleich auch in ein anderes kirchliches Gebiet, an die Vincenzkirche, berufen worden war. Während wir einen versprochenen Besuch von ihm erwarteten, war er in heißer Arbeit begriffen und nahm seine Anmeldung bei uns zurück. „Ich müßte gewissenlos sein," schrieb er, „wollte ich kommen. Die Cholera verlangt viele Opfer und nimmt unsere volle Thätigkeit in Anspruch. Sie ist für die Breslauer viel empfindlicher wie der Krieg. Manche Familien sind fast vollständig ausgestorben; manche Häuser sind von unten bis oben voll Cholerakranker . . . Das Gericht ist auf der einen Seite schrecklich; auf der anderen Seite ist aber auch dessen segensreiche Wirkung unverkennbar. Die Arbeit in den Beichtstühlen ist der klarste Beweis dafür. Gleichwie vom Kriegsschauplatz ein Geistlicher schrieb: ‚Die Kanonenkugeln haben sich als vortreffliche Missionare bewährt, die viele Seelen

Gott wieder zugeführt haben'. Ich bin bis jetzt vollständig gesund und werde es hoffentlich bleiben. Ob Gott auch so denkt, weiß ich nicht; doch soll Sein Wille der meinige bleiben."

Natürlich waren wir sehr besorgt um ihn, und doch war es wohlthuend ihn in treuer Pflichterfüllung, zu Trost und Stärkung der leidenden, heilsbedürftigen Seelen thätig zu wissen. Ich schrieb ihm: „Es ist merkwürdig, wie Dein Verlangen, den leidenden Brüdern im Felde zu dienen, nun auf anderem Gebiete, mir scheint in noch schwererer Weise, seine Befriedigung gefunden hat. Möge Gottes Segen mit Dir sein und mit Dir arbeiten, Dich aber auch in Gnaden vor Ansteckung bewahren. . . . Gewiß ist dieses Kampfgebiet für die Betreffenden auch ein schwereres als das im Kriege, wo die tapfern Streiter in Jubel und Thatendurst dem Feinde entgegen gehen. Gott wolle der Seuche ein Ziel setzen und Seine Gnadenwunder so mächtig erweisen, wie Er sie oft zum Erstaunen in den Greueln des Krieges durch die wunderbarsten Bewahrungen erwiesen hat."

Carl wurde auch sonst häufig an Kranken- und Sterbebetten gerufen und war noch ergriffen von den Trauerscenen in einer ihm befreundeten Familie, als er schrieb: „Gott giebt eben am Ende des Lebens, wo Er auch nur ein wenig Empfänglichkeit findet, so viel Gnade, daß man selig werden kann; denen aber, welche die Gnade in ihrem Leben gesucht haben, wird gewiß auch ein um so größeres Maß im Sterben gegeben und dem entsprechend wird auch ihre Seligkeit sein. . . . Ungemein erbaulich ist mir eine andere Kranke, die sehr

viel zu leiden hat, bei der aber das Christenthum lebendig geworden ist und bei der man Geduld, Gottesliebe und Selbsterkenntniß lernen kann. Mit den Worten: ‚Sünde und Liebe‘ schildert sie den Zustand ihrer Seele und ihr Verlangen ist: ‚nur einem Stäubchen gleich einst in der Nähe Gottes weilen zu dürfen‘.“

4.

In Hohenfriedeberg bis Juli 1870.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen! Jes. 52, 7.

Unterdeß bahnten sich neue Wege in dem Leben meines Sohnes, die für ihn und die Seinigen von höchster Wichtigkeit wurden. Während ihm einerseits eine Anstellung an einem Kloster in Schweidnitz in Aussicht gestellt war, welche anzunehmen er sich sehr geneigt fühlte, war in der äußerst vortheilhaften Pfarrstelle in Hohenfriedeberg eine Vakanz eingetreten und durch Vorschläge von Freunden und Gönnern waren die Gedanken des Patronats auf ihn gelenkt worden.

Hohenfriedeberg hatte von jeher besondere Anziehungspunkte für unsere Familie gehabt. Meine Schwiegermutter und der Vater des zeitweiligen Besitzers, Grafen Seherr-Thoß, waren Geschwisterkinder gewesen, und für erstere gab es keine liebere Erholung als einen Aufenthalt bei den geliebten Verwandten in Hohenfriedeberg. Auch wir Eltern meines lieben Carl hatten uns manches schönen Beisammenseins mit ihnen

erfreut und es späterhin schmerzlich empfunden, daß unsere Lebensverhältnisse auch von ihnen uns räumlich geschieden hatten.

So hatte denn der ohnehin so sinnreiche Ortsname einen gar friedlichen heimathlichen Klang für uns, als von der Möglichkeit einer Berufung meines Sohnes dahin die Rede war. Was auch von Bedenken und Schwierigkeiten sich dagegen geltend machen wollte, doch wurden die Herzen nach göttlichem Rathschluß zur Entscheidung für ihn geleitet. Am 9. October erhielt er eine Einladung nach Hohenfriedeberg, woselbst er über seine Gesinnung, besonders hinsichtlich zu schroffer kirchlicher Richtung befragt, sich (seinen Briefen zufolge) dahin aussprach, daß er jeder fanatischen Richtung fern stehe, sich aber auch der Pflicht bewußt sei, mit Mund und That seinen Glauben zu bekennen, und daß Fälle eintreten könnten, in denen die Pflicht und der Gehorsam gegen die Kirche und geistliche Obrigkeit eine Handlungsweise verlange, die als Strenge ausgelegt werden könne, wofür aber die Person keine Schuld treffe. Das alles wurde anerkannt und zugegeben, und Graf S. eröffnete ihm, daß er für die erledigte Pfarrstelle ihn präsentiren wolle, was denn auch wegen der Collision mit der bald zu besetzenden Stelle in Schweidnitz nicht lange hinaus geschoben werden durfte. Unter den wohlthuendsten Eindrücken war Carl aus dem liebenswürdigen Familienkreise geschieden, theilte bald das Resultat uns mit und fügte hinzu: „Persönliche Interessen habe ich bei jener Stelle bis jetzt gar nicht und sagte ich auch dem Grafen, daß ich mich bisher in meinen Stellungen so

zufrieden gefühlt habe, daß ich keine Veranlassung hätte, etwas anderes zu suchen. Allein das Familieninteresse, das mir Gott jetzt zu berücksichtigen erlaubt und das mir heilig ist, macht es mir erwünscht durch eine Lage, die ich nicht gesucht, die Gott mir aber schenkt, mit in den Stand gesetzt zu werden, das, was auch meine Brüder wünschen und erstreben — deren Gesinnung in dieser Beziehung mir immer erquickend ist aus ihren Briefen wahrzunehmen — Euch, theure Eltern, hoffentlich wenigstens theilweise bieten zu können."

Auf seine Privatmittheilung an den Fürstbischof von der in Aussicht stehenden Präsentation und das Gesuch um seine Genehmigung, antwortete ihm derselbe am 16. Oktober: „So viel ich mir von Ihrer Wirksamkeit als Präcentor im Kloster zu Schweidnitz versprochen und so ungern ich diesen Plan aufgebe, so versteht es sich ganz von selbst, daß ich der Verleihung der Parochie Hohenfriedeberg an Sie kein Hinderniß entgegensetzen kann, und werde vielmehr Sie in diese neue und selbständige Wirksamkeit mit meinen besten Segenswünschen begleiten." Nach einigen geschäftlichen Bemerkungen lautet der Schluß: „Indem ich Gott bitte, daß Er Sie in Seinem heiligen Schutze erhalte und bewahre, verbleibe ich in aller Liebe und Hochschätzung Ew. Hochehrwürden Hoch- und Wohlgeboren ergebener † Heinrich."

Die frohe Stimmung über so angenehme Zukunftsaussichten wurde zunächst wieder getrübt durch besorgliche Gesundheitsstörungen meines Sohnes. Sowohl die Cholera-Epidemie mit ihren alle Kräfte in Anspruch nehmenden Anforderungen, als auch die Thätigkeit in den Lazarethen

hatte manche ſchlimme Folgen bei ihm zurück gelaſſen; beſonders machte das Ueberhandnehmen einer Halsdrüſengeſchwulſt uns nicht wenig bange. Er mußte daher ſeine Amtsthätigkeit unterbrechen und kam, ſehr leidend, auf einige Zeit zu uns nach Großroſen, wo er im Allgemeinen ſich erholte, das Halsübel aber nicht weichen wollte. Deßungeachtet kehrte er zu unſerer und ſeiner Freunde großen Beſorgniß auf ſeinen Poſten zurück, um nicht zu viel zu verſäumen und ſich in Breslau weiterer, noch lange erfolgloſer ärztlicher Behandlung zu unterziehen. Von dort aus hatte er bald geſchrieben, um allen noch einmal zu danken, „für die liebe Pflege," wie er ſagt, „und die Nachſicht, die Ihr mit meiner Verdrießlichkeit hattet." Doch ich erwiederte: „Von Verdrießlichkeit habe ich nichts bemerkt. Dein ſtilles Weſen ſtört mich nicht, ſondern es thut mir wohl, wenn ich Dich um mich habe, es ſei ſchweigend oder redend; aber um deßwillen auf Verlängerung Deines Aufenthaltes zu dringen hielt ich für unrecht."

Der Gedanke eines Zuſammenziehens mit ihm lag uns, beſonders bei ſeiner anhebenden Kränklichkeit, ſehr nahe. Hatte ich doch ſeit Jahren im Stillen danach Verlangen getragen; aber eben deßhalb hielt ich ein Vorgreifen für bedenklich, und es waren Verhältniſſe und Rückſichten zu erwägen, welche es zunächſt nicht für rathſam erſcheinen ließen. Den Vorſchlag, ſeiner jüngeren Schweſter den Haushalt zu übergeben, glaubte er ablehnen zu ſollen, um ſie nicht anderen häuslichen Pflichten zu entziehen, und ſo mußte zur Wahl einer Wirthin geſchritten werden, welche aus ſeiner Breslauer Gemeinde nach gemeinſamem Dafürhalten getroffen wurde. Das Fürſtbiſchöfliche

Dekret erfolgte am 22. November; die Einführung in das Hohenfriedeberger Pfarramt (vorerſt als Adminiſtrator, damit noch hinterlaſſene Verpflichtungen ſeines Vorgängers geordnet werden konnten) am 10. December, nachdem kurz vorher die höchſt läſtige und ſchmerzhafte Drüſengeſchwulſt, ſtatt, wie man gefürchtet hatte, operirt zu werden, durch homöopathiſche Mittel des Dr. Patzack in einer Zeit von wenigen Tagen zu wahrem Erſtaunen gänzlich gehoben worden war.

Ueber ſeine Einführung liegen kurze Notizen vor, denen ich Folgendes entnehme:

Nachmittag halb vier Uhr hielt Carl ſeinen Einzug. Der bisherige Adminiſtrator, die Honoratioren des Städtchens ſo wie die Schulen von Hohenfriedeberg und dem mit eingepfarrten Simsdorf empfingen ihn am Pfarrhofe, denn der Sturm hatte ſie verhindert, ihm weiter entgegen zu gehen. Die Kinder ſtreuten Blumen, ſagten Verſe und überreichten ihr Gedicht auf einem Atlaskiſſen. Unter dem Geſange des Te Deum und mit Pauken- und Trompetenbegleitung wurde Carl in die Kirche geführt, bei ſo heftigem Sturm, daß es mir, unter banger Empfindung, vorkam, als ſollte er mit Gewalt vom Eintritt in die Kirche zurück gehalten werden."

Vor dem Altar hielt er folgende Anſprache, die er ſelbſt aufgeſchrieben hat. „Geliebte chriſtliche Gemeinde, die Gott mir zugeführt hat und der ich von Gott zugeführt worden bin! Laßt mich Euch begrüßen mit dem Gruß des Apoſtels: Gnade Euch und Friede von Gott unſerm Vater und dem HErrn JEſus Chriſtus, welchem ſei Ehre in Ewigkeit! Soll ich Euch kurz ſagen, was mich gegenwärtig in meinem Innern

bewegt, so ist es das Gefühl der Freude unter Euch wirken zu können zur Ehre Dessen, dem wir alle zu dienen berufen sind, und der mich zum Hirten über Euch bestimmt hat. Nicht um irdischer Interessen willen komme ich; nicht Gold und Silber suche ich, sonst wäre ich ein Miethling. Mein Auftrag ist vielmehr der: Von nun an sollst du Menschenfischer sein, weide Meine Schafe, weide Meine Lämmer. Und so komme ich denn in der Absicht und mit dem Wunsche, ein Hirte nach dem Herzen und Willen meines göttlichen Meisters unter Euch zu werden, mit dem Wunsche, Euch einst als Seine heilige Heerde Ihm wieder zuführen zu können, mit dem Bekenntniß: ‚HErr, hier sind die, die Du mir anvertraut hast, und keines von ihnen ist verloren gegangen.‘ Um den Auftrag Gottes aber erfüllen zu können, den Er mir gegeben hat, dazu gehören Kräfte und eine Weisheit, wie ich sie aus mir selbst nicht besitze. Auch nehme ich eine Verantwortung auf mich, die wahrlich nicht gering ist, weil es sich um das Heil von Seelen handelt, die alle ohne Ausnahme vor Gott unendlich kostbar sind. Im Hinblick darauf könnte mir bange werden. Allein es giebt eine Kraft, in der man alles vermag, und diese Kraft ist Gott. Dieser hat mir bereits bisher geholfen, so daß ich zu ewigem Danke Ihm dafür verpflichtet bin. Warum sollte ich nicht hoffen, Er werde mir auch weiter helfen, hier helfen Seine heilige Heerde zu weiden, die Er ja liebt, für die Er ja das Leben ließ, die Er einst um sich sammeln will in den seligen Räumen des Himmels zu ewiger Freude. Die Zuversicht auf diesen Beistand ist es, die mich veranlaßt zu dem Bekenntniß, daß ich mit Freuden meinen

neuen Wirkungskreis antrete trotz aller Schwäche und aller Verantwortung. Von Euch, geliebte Gemeinde, setze ich das Beste voraus und komme ich mit vollem Vertrauen Euch entgegen. Bald werde ich Gelegenheit haben, über unser künftiges gegenseitiges Verhältniß zu einander zu reden. Ich danke Euch von Herzen für den mir bereiteten, feierlichen Empfang, aus dem ich schließen darf, daß Ihr mir mit Vertrauen entgegen kommt. Ich hoffe zu Gott, Er werde unser Verhältniß ein freundliches und gesegnetes sein lassen. So lasset uns denn nun mit aufrichtigem Sinn Gott bitten, daß Er uns aus der Fülle Seines liebenden Herzens segnen wolle, auf daß mein Eingang zu Euch für uns alle förderlich werde zum Erreichen unserer ewigen Bestimmung." (Gebet und Segen.)

Er bezog nun sein freundliches, wohnliches Pfarrhaus, während wir noch von der Gastfreundschaft im Schlosse bis über den nächsten Sonntag Gebrauch machten, wo Carl seine Antrittspredigt hielt. Diese im Anhange dieses Buches zu lesende Predigt giebt deutliches Zeugniß von dem wahrhaft evangelischen Sinne, der im Herzen des katholischen Priesters lebendig war, so daß daraus der tiefe Anklang, den auch bei lutherischen Christen seine Predigten fanden, verständlich ist.

Mit fröhlicher Hoffnung und gutem Vertrauen für die Zukunft nahmen wir Abschied von dem neuen Hohenfriedeberger Pfarrer, zumal demselben von Seiten der Gutsherrschaft die liebevollste Zuvorkommenheit erwiesen wurde; nur waren wir besorgt um seine Gesundheit, durch deren Störung die neue Amtsthätigkeit ihm erschwert wurde, wenn auch jenes äußere Leiden gehoben war. Dazu kam, daß bei rauher

Witterung und der ungewohnten scharfen Luft des hochgelegenen Pfarrhauses so wie der noch höhern Lage der Kirche heftige Zahnschmerzen ihn wenig verließen. Mit großem Ernst und Eifer nahm er sich des neuen Wirkungskreises an, nicht nur der geistigen Interessen und Bedürfnisse, sondern auch gleich anfangs der Säuberung und Ausschmückung des ihm anvertrauten Gotteshauses, wofür dem treuen „Ostiarier" kein Opfer zu groß erschien.

Im vorigen Jahrhundert hatte Hohenfriedeberg der streng katholischen, gräflich Nymtsch'schen Familie angehört, und von dem kirchlichen Sinn der Gräfin waren reiche Zeugnisse vorhanden in werthvollen Kirchengeräthen und Paramenten. Carl ließ alsbald einen Sachverständigen aus Breslau kommen, um die heiligen Gefäße aufsieden, putzen und renoviren zu lassen. Zu gründlicher Säuberung der Kirche selbst ließ er eine dazu geeignete arme Person aus seiner Laubaner Gemeinde kommen, welche aber nach vollbrachter Arbeit sein Haus nicht wieder verlassen wollte und ihm und andern nachher vielerlei Noth dadurch gemacht hat. Das lebensgroße Oelbild der verstorbenen Gräfin Nymptsch auf dem herrschaftlichen Chor nahm er selbst in Arbeit, um es wieder kenntlich zu machen und zu renoviren. Späterhin wurde das Kirchlein mit einer neuen geschmackvollen Kanzel versehen, Knopf und Kreuz auf dem Thurm erneuert und vergoldet.

Wiewohl das innere Verständniß in der Gemeinde noch kein tiefgehendes sein konnte, so hörte man doch seine Predigten gern und seine schlichte Frömmigkeit gewann ihm Achtung und Liebe. Besonders ermuthigend und wohlthuend

war es für ihn, daß seine Frau Patronin und Cousine selbst der katholischen Kirche angehörte und ihm in jeder Beziehung Stütze und Gönnerin, so wie nach einiger Zeit auch sein getreues Beichtkind war. Für denjenigen Theil seiner Gemeinde, dem es an kirchlichem und geistlichem Leben fehlte, eine Weckstimme zu werden, dazu war Carl wenig angelegt. Dieses Mangels sich bewußt, suchte er besonders darauf hinzuwirken, in der heranwachsenden Jugend eine neue Gemeinde sich heranzubilden; nahm sich daher nach Kräften der ihm anvertrauten Schulen an und gewann Vertrauen und Anhänglichkeit bei seinen Beichtkindern; klagte aber späterhin oft, daß seine Hoffnungen dadurch vereitelt würden, daß die Kinder gleich nach ihrer Einsegnung in fremde Orte und Häuser, zumal meist Andersgläubiger, in Dienst träten und verweltlichenden Eindrücken preisgegeben würden, welche alsbald wieder einrissen, was er aufzubauen bestrebt gewesen wäre.

Das Fürstbischöfliche Decret über seine Investitur für das Pfarramt von Hohenfriedeberg und Simsdorf ist vom 5. August datirt, die Installation geschah am Tage des Patrociniums, dem Michaelisfeste, durch den Erzpriester Welz aus Striegau, auf dessen Ansprache Carl in seiner Beantwortung die Bedeutung des Namens Michael: ‚Wer ist wie Gott' zu Grunde legte und unter anderm sagte: „Wer ist wie Gott? d. h. Gott allein gebührt die Ehre. Mit diesem Wahlspruch wurde der Fürst der Finsterniß überwunden und vom Himmel ausgestoßen, als er sich über Gott erheben wollte"... (Es wird nun nachgewiesen, wie Christus selbst, Seine Apostel und Nachfolger und die himmlischen Heerschaaren Gott allein

die Ehre geben.) „So sei auch mein Wahlspruch die Verherrlichung Gottes bei meinem Wirken in diesem Hause und in dieser Gemeinde. Schwach fühle ich mich, so daß ich mit dem Propheten sagen möchte: Warum schickst du mich, o HErr? schicke einen andern. Allein das Schwache hat Gott erwählt, daß Er zu Schanden mache was stark ist. Darum wünsche ich mir solch eine Schwachheit, welcher die himmlische Stärke verheißen ist, um mit dem Apostel sagen zu können: ‚Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.' Dann soll es auch mir gelingen zur Verherrlichung Gottes unter Seiner Gemeinde etwas beizutragen, d. h. den Seelen ein Führer zu werden, daß sie und ich einst zur Rechten des guten Hirten gestellt werden, um auf der süßen Weide des ewigen Lebens gemeinsame und ewige Glückseligkeit zu finden. Die Kirche schließt heute ein festes Band um uns, geliebte Gemeinde. Lassen wir es ein heiliges Band sein, so werden wir durch dasselbe geheiligt werden. Lassen wir uns unsere Pflichten nicht schwer fallen, denn wir arbeiten für den Herrn der Herren, der überschwänglich belohnt, ganz ohne unser Verdienst durch Seine Gnade; allein guten Willen muß Er sehen und ein warmes Herz. Könnte ich mir beides erhalten und Euch dazu bewegen, dann würde ich meine Aufgabe als gelöst betrachten und hoffen, Gott werde gnädig richten. Die Aufgabe ist köstlich, aber Menschen können sie nicht lösen, sondern nur Gott. Darum will ich mich in dem heiligen Opfer jetzt an Ihn wenden, und was ich Euch gesagt habe, das soll der Inhalt meines Gebets sein. O helfet, helft mir beten, damit wir mit Ihm anfangen, wie wir mit Ihm vollenden wollen. Amen."

In dem Maße, als das Gotteshaus seine Freude und Ehre war, kehrten im eigenen Hause allerlei Nothstände ein. Regiertalent hatte mein lieber Sohn nicht. Er ließ sich lieber regieren anstatt es selbst zu thun, und das wurde alsbald wahrgenommen und gemißbraucht. Die Laubanerin, eine sonst sehr treue Person, brachte Unfrieden ins Haus und doch erschien es vom Standpunkte der Barmherzigkeit gerechtfertigt, daß Carl lieber seine ihrer Stellung auch nicht gewachsene, und überdieß ihres weiteren Fortkommens gewissere Wirthin zu entlassen beschloß, als jene auf christliche Duldung besonders angewiesene Magd. Aus diesen Nothständen ergab sich von selbst das Zweckmäßige einer Vereinigung unsers Haushalts mit dem seinigen, und ehe ein Jahr vergangen war, sprach er seinem Vater den dringenden Wunsch deßhalb aus, indem er dessen Liebe für die Blumenpflege mit dem Anerbieten entgegen kam, ihm im Frühjahr ein Glashaus zu bauen, um seine Gewächse unterzubringen.

Obwohl nun auch in Großrosen unschätzbare Vorzüge des Umgangs, zwar nur kurze Zeit im Jahre, uns verliehen waren, und wir einer sehr angenehmen und bequemen Wohnung uns erfreuten, so hätten wir doch nicht schwanken können, auf den Vorschlag unsers Sohnes einzugehen, wenn es vor dem Winter nicht eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Es mußte daher eine neue Wirthin besorgt werden, die ich im Hedwigsstift zu Breslau in gutem Zutrauen für Weihnachten engagirte. In besondern Fällen aber war, bei nur anderthalbstündiger Entfernung, unsere Hülfe leicht zu erreichen. Ueberhaupt waren wir im Verlauf des Jahres mit dem lieben Hohenfriedeberg

schon mehr und mehr in Verkehr getreten, und brieflich liegen nur spärliche Fragmente vor. Einmal schrieb Carl: „Heute hatten wir einen Gastprediger, der das Lob der Mutter Gottes mit großem Eifer gepredigt hat, das Lob Gottes aber den Zuhörern allein überließ. Manches recht Schöne und Wahre verlor unter dem Eindrucke, den das Ganze hervorbrachte."

Mitunter schrieb er auch recht vergnügt. Er hatte uns zu einem Gastmahl eingeladen und Vorkehrungen dazu getroffen, aber wir und die Gräfin baten um Aufschub. Da schrieb er, er wolle sich dauerhafteres Gebäck anschaffen, „vielleicht Schiffszwieback". Es habe seine Johanna ihm einen Kuchen gebacken, den müsse er nun allein verspeisen oder die Lahmen und Krüppel dazu einladen u. s. w.

An ernsten Studien ließ er es inzwischen auch nicht fehlen, holte auch Staffelei und Palette wieder hervor. Unter der Aufschrift: „Protestantisches für die Klerikalen" hatte um die Weihnachtszeit das Märkische Kirchenblatt „Arndt's wahres Christenthum" warm empfohlen. Das war Wasser auf meine Mühle, und ich nahm alsbald die Gelegenheit wahr, unter Berufung darauf Carl das Buch zu Weihnachten zu schenken, „welches," wie ich schrieb, „auch P. Hasert bei seinem Uebertritt zur katholischen Kirche nicht hatte aufgeben wollen. Ich hoffe, es findet auch bei Dir eine freundliche Aufnahme, soll an unsere Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe uns erinnern, der ich mich so gern getröste, und derselben Nahrung geben." Es scheint ihm dieses Buch je länger je werthvoller geworden zu sein. Er hat mir wiederholt seine dankbare Freude daran ausgesprochen, und ich ersehe nach seinem Heimgang aus den vielen angestrichenen

Stellen, wie viel er sich damit beschäftigt hat, und zwar ganz besonders in Beziehung auf den Werth des Wortes Gottes.

Bedeutungsvoll ist sein Urtheil über die Lebensgeschichte Johannes Goßner's, welche sein Schwager ihm geschickt hatte, denn was er an ihm bekämpft, ist später, ehe er das letzte Stadium erreichte, fast buchstäblich sein eigener Standpunkt geworden. Nachdem er das Buch gelesen, schreibt er an den Geber desselben nach einleitendem Danke: „Von der einen Seite, nämlich in Bezug auf den Glauben an die Erlösungslehre, kann man Goßner sehr bewundern, vieles von ihm lernen, und stimme ich ihm vollständig darin bei, daß er dieß zum Mittelpunkt und zur Hauptsache des ganzen christlichen Sinnes und Lebens macht; bekenne auch gern, wie tief ich in dieser Beziehung unter ihm stehe, da der Wille zwar gut, das Fleisch aber nur allzuschwach ist. Von anderer Seite hingegen wirst auch Du wohl Goßner Deine Billigung darüber versagen müssen, daß er alle christlichen Confessionen, so zu sagen, in einen Topf wirft und die Kirche ihm als etwas Nebensächliches, Werthloses erscheint. Er sieht seine Kirche nicht an als eine Trägerin der Wahrheit, und das soll sie doch sein, sondern er nimmt nur das von ihr an, was sie durch die Bibel ihn lehrt. Die Bibel ist ihm daher auch sein Christenthum, seine Kirche, sein Alles, und ihrethalben läßt er darum auch alle Glaubensverschiedenheiten verschwinden. Daß sie das Wort Gottes, Offenbarung Gottes und für uns ein Heiligthum ist und sein soll — was viel, viel zu wenig gewürdigt wird, namentlich von vielen meiner Glaubensgenossen, kann ich nicht unerwähnt und unbekannt lassen; daß wir

aber für sie auch einer authentischen Auslegung bedürfen, da sämmtliche christliche Sekten in ihr ihre Begründung suchen; daß es auch mehr noch zu glauben giebt als die heilige Schrift uns lehrt (‚Wollten wir alles aufschreiben . . .' Joh. 21, 25. ‚Ich habe euch noch viel zu sagen . . .' Joh. 16, 12), und daß wir bezüglich des Glaubensinhaltes ausdrücklich an die Kirche als an die Trägerin der Wahrheit gewiesen werden: das gilt Goßner, wie es scheint, gar nichts, daher er sich auch über manche kirchliche Lehren ganz hinwegsetzt, der kirchlichen Obrigkeit gar keine Anerkennung zollt, die ihr bezüglich des Amtes doch wenigstens gebührt. Es sind diese letzteren Dinge gewiß nicht die Hauptsachen für das Himmelreich, vielmehr sind dieß jene Wahrheiten, an denen auch Goßner in erbaulicher Weise über alles festhält; allein als etwas Nebensächliches kann ich sie nicht wegwerfen; vielmehr halte ich sie für etwas höchst Wichtiges, weil ohne sie dem Irrthum gar zu leicht die Thür geöffnet wird. Wie könnte sich auch sonst das Christenthum in so vielfältiger Weise zersplittert haben? Wie Goßner zu seiner Anschauung gekommen, bekennt er selbst gleich im Anfang; nämlich dadurch, daß er ohne noch einen innern Halt, Festigkeit und Ueberzeugung gewonnen zu haben, Schriften aus den verschiedensten Confessionen studirt habe. Das macht mir seinen Standpunkt begreiflich. In sehr vieler Beziehung wünsche ich von ihm zu lernen, doch gefällt mir seine Selbstständigkeit oder subjektive Auffassung und Annahme dessen, was zu glauben oder nicht zu glauben ist, nicht, und kann ich seinen Standpunkt darin nicht theilen . . ." Es war auch in jener Zeit ein Verständniß für diese Schrift bei ihm gar nicht zu erwarten.

Unterdessen hatte sich immer mehr herausgestellt, daß ich in der Wahl der Wirthin mich wieder vollständig hatte täuschen lassen, wodurch nun unsere Umzugsfrage nach Hohenfriedeberg aufs neue in den Vordergrund trat. Ich schrieb am 14. Februar 1868: „Papa und ich leben uns mehr und mehr in den Gedanken ein, unsere letzten Lebensjahre mit Dir vereint zu verleben, und es ist mir wohlthuend, daß ein jeder, gegen den wir unsere Pläne erwähnen, sie als selbstverständlich betrachtet." Jedoch lag noch sehr viel dazwischen. Neunwöchentliche Gastfreundschaft unseres Hauses gegen liebe Freunde; Aufenthalt in Flinsberg und Warnemünde; so daß, wenn auch im Frühjahr schon Pflanzentransporte nach dem nahen Hohefriedeberg stattfanden, wir selbst doch erst am 15. Juli unsern Einzug daselbst halten konnten. Carl hatte die Räumlichkeiten des Hauses geschmackvoll und zweckmäßig verändert und erweitert, wie er überhaupt mit seinem Sinn für Ordnung und Sauberkeit die damit zusammenhängende Neigung zu Bauten und praktischen Verbesserungen verband, so daß wir uns in jeder Beziehung behaglich einrichten konnten. Vornehmlich war es mir ein Herzensanliegen, daß unsere Gegenwart und unser Einfluß dem geistlichen Charakter des Hauses nicht störend werden, sondern nach Kräften denselben zu fördern suchen möchte. Die ganze Lokalität kam uns mit ihrer Symbolik darin entgegen oder erinnerte sonst daran. So war z. B. das Speisegewölbe früher Kapelle gewesen. Plafond und Seitenwände waren mit alten Freskomalereien aus der heiligen Geschichte, zwischen denen Bibelsprüche in lateinischer Sprache angebracht waren, bedeckt, und

der Apostel Petrus mit dem Symbolum der Schlüsselgewalt begrüßte mich am Eingange, so oft ich eintrat. Das Pfarrhaus war auf Felsengrund gebaut, am Fuße des Gottesackers, dessen Centrum auf dem Höhepunkt, zugleich des ganzen Pfarrgebietes, die Kirche war. Es sollte gleichsam die neue Station uns ein „Hohenfriedeberg" werden, und ich erinnere mich noch des wohlthuenden Eindrucks, als ich zum ersten Mal auf der Höhe unweit des Wohnhauses stand und nicht wie bisher immer nach dem Ersteigen eines Berges wieder hinunter zu gehen brauchte, sondern oben bleiben durfte und dort meine Heimath fand.

Unsere Häuslichkeit wurde sehr einfach eingerichtet, natürlich nach katholischem Ritus und unter der Verabredung, daß insofern wir irgend geselliger Verbindungen uns erfreuen sollten, alles Kartenspiel vom Pfarrhause ausgeschlossen sei, und wir die Sonntage, wo ohnehin Carl vom zweimaligen Gottesdienst ermüdet war, so viel an uns lag, in der Stille verbringen wollten. Der katholische, vielmehr altchristliche Gruß: ‚Gelobt sei JEsus Christus', den ich über der Hausthür hatte in Marmor graviren lassen, sollte das Schiboleth unseres Hauses sein.

Die schöne Befriedigung im Zusammenleben wurde indeß immer wieder durch die permanent gewordene Kränklichkeit meines Sohnes getrübt. Auch entging es mir nicht, und glaube ich dieß nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß durch die langjährige Abgeschlossenheit und das Fernsein von allem Familienleben sein sonst sehr inniges Gemüth Schaden gelitten hatte und er unzugänglicher geworden war. Erst nach

Jahren gelang es ihm sich wieder mehr aufzuschließen, und trat seine natürliche Gemüthlichkeit wieder mehr hervor. Immer aber war die Lauterkeit seines Sinnes und Wandels, die Gottinnigkeit seiner Seele und der friedliche Ausdruck seines Wesens, welcher von seinem innern Umgang mit Gott ein unverkennbares Zeugniß gab, eben so wohlthuend als erbaulich und förderlich. Wie oft sprachen Gemeindeglieder sich gegen mich darüber aus, wie seine stille Frömmigkeit ihnen zum Vorbild und Segen gereiche. Er war gewöhnlich der erste in der Kirche und kniete in stillem Gebet vor den äußern Stufen des Altars, ehe er den Gottesdienst begann. Ich wohnte nur der Predigt bei und entfernte mich vor dem Beginn des Hochamtes; hörte aber durch andere von der erbaulichen und würdevollen Weise seines Altardienstes, so wie von seiner anmuthenden Stimme und Gesang dabei, was mir selbst ja auch nicht ganz unbekannt geblieben war. So viel irgend in seinen Kräften stand, suchte er uns das Leben angenehm und bequem zu machen, und in seiner Unterordnung ging er fast zu weit. Ich konnte es z. B. nicht billigen, daß, wenn irgend seine Stellung als Hausherr mit der des Sohnes in Conflict gerieth, er immer die erstere zum Opfer brachte.

Mit seinen geistlichen Amtsbrüdern des Archipresbyterats war der Verkehr nur gering; ja er beschränkte sich je länger je mehr fast nur auf Einladungen, und ich fürchte, daß hierin unsere Gegenwart störend gewesen sein mag. Dagegen erschloß sich ihm und uns je mehr und mehr eine herzerquickende Gemeinschaft mit dem Verwandtenkreise, dem ja auch seine Herren Patrone angehörten, und das Maß seiner Verpflich-

tungen nach dieser Seite bis über das Grab hinaus wird er nun dem ewigen Vergelter haben übertragen können.

Im Frühjahr von 1869 hatte sich Carl die Bewilligung zur Aufnahme resp. Etablirung von grauen Schwestern ausgebeten und dazu den obern Stock eines der katholischen Kirche angehörenden kleinen Armenhauses aufgebaut und eingerichtet. Zwei Schwestern wurden vom Pfarrer, dem Bürgermeister und den Vertretern der Stadt feierlich eingeholt und mit Gottesdienst und Ansprache eingeführt, darnach in ihrer Wohnung sammt einem Theil der Versammlung bewirthet. In denselben Tagen fand auch eine von Carl zur Belebung des religiösen Sinnes in der Gemeinde berufene Predigt-Mission statt durch zwei Patres aus dem Jesuiten- und Franziskanerorden aus Schweidnitz und von Annaberg, welche im Pfarrhaus auf acht Tage Wohnung nahmen. Beide waren geübte Redner und voll Wärme und Interesse für die Sache. Die Predigten, deren täglich zwei bis drei gehalten wurden, waren in der That dazu angelegt, die Seelen zu erschüttern und aufzuwecken durch Vormalung von Hölle und Gericht und kräftige Belehrung über den Weg der Errettung. Die Schlußpredigt von Pater Merkel war besonders meisterhaft, über den letzten Landtag Josua's (Jos. 24). Wie damals den Israeliten, sei auch den Hörern in diesen Tagen Segen und Fluch vorgelegt worden. Nun sollten sie sich entscheiden, ob sie weiter der Welt dienen und die Verdammniß ernten, oder ob sie mit Josua sprechen wollten: „Ich und mein Haus wollen dem HErrn dienen." Die Gemeinde mußte Antwort geben und laut ihren Glauben bekennen im Apostolischen Symbolum. Alsdann wurde sie in

Prozession aus der Kirche geführt unter Vorantragung des Missionskreuzes (ein großes Kruzifix, von Carl selbst renovirt und gemalt), welches an der Ostseite der äußern Kirchenmauer eingepflanzt wurde, während die ganze Gemeinde (und wir mit ihnen) auf die Kniee sank und ein ergreifendes Gebet vorgesprochen wurde.

„Ich denke gern daran zurück," schrieb ich an meine Kinder, „und freue mich der nähern Bekanntschaft der beiden Patres. Wurde man auch mitunter in das Mittelalter versetzt, und mußte man die Göttlichkeit des Werkes der Reformation desto deutlicher erkennen, so waren doch die Eindrücke überwiegend erbaulich und erweckend und die Sache an sich, besonders beim Schluß, wahrhaft großartig. Vielleicht ist sie aus dem Bedürfniß nach der Predigt des göttlichen Wortes hervorgegangen, welche in der katholischen Kirche oft als nebensächlich im Gottesdienst behandelt zu werden scheint, während wir in der lutherischen Kirche nicht Mangel daran leiden, und Missionsprediger daher nicht Bedürfniß sind."

Erfrischend war es für uns, daß die beiden Patres, wenn sie auch noch so ermüdet vom Predigen waren, uns Abends mit ihrem schönen Gesange, meistens aus Haydn's „Schöpfung", oder Balladen von Löwe u. dgl. erfreuten. In wie weit der Eindruck der Mission auf die Gemeindeglieder ein bleibender gewesen, ist dem Herzenskündiger allein bekannt.

Im Juli von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Mecklenburg zurückgekehrt, fand ich die katholischen Mitchristen schon in einiger Aufregung in Bezug auf das für den 8. Dezember festgesetzte Römische Concil; aber noch ahnte ich nicht

wie ein Drang nach Läuterung und Befreiung des reinen Glaubensgrundes von menschlichen Zusätzen sich in den Herzen Bahn zu brechen suchte, und wie von fern und nah die Saiten zusammenklangen in voller Harmonie, wo man sonst, wegen zu fürchtender Dissonanzen, jede Berührung zu vermeiden gesucht hatte. Wer beschreibt daher mein Erstaunen, als mein Sohn mir im engsten Vertrauen eine Schrift zu lesen gab, die ich in seiner Hand — geschweige in seinem Sinn kaum zu denken gewagt hätte, und von der er mir gleichwohl sagte: der Standpunkt des Verfassers sei keineswegs ein isolirter, sondern fände Anklang und Zustimmung in weit verbreiteten Kreisen der katholischen Kirche.

Was ich darüber an meine Kinder geschrieben, glaube ich in Bezug auf die folgenschwere Entwicklung unverkürzt und ohne Vorbehalt wiedergeben zu sollen.

„Die Gemeinschaft mit Carl, trotz seines stillen Wesens, gewinnt immer mehr an Werth. Jetzt findet sie besondere Nahrung in den Beziehungen auf das Concil. Er hat mir eine Schrift zu lesen gegeben, die ich so gern auch von Euch gekannt wüßte: ‚Die Kirche Gottes und die Bischöfe,‘ von Heinrich von Lianuo in München herausgegeben. Derselbe scheint mit Friedrich Leopold Stolberg, den er ‚einen ächten Convertiten‘ nennt, ‚auf dem noch die alte französische Schule unter Bossuet ihren wohlthuenden Einfluß geübt,‘ in engster geistiger Gemeinschaft zu stehen; spricht mit warmer Liebe, als ‚Katholik‘, von der Kirche, — aber straft mit tiefstem Schmerz die entsetzlichen Verirrungen des ‚Curialismus‘ (statt Ultramontanismus, welchen Ausdruck er unberechtigt findet), näm-

lich der ‚Römischen Hofkirche mit ihrer Dogmenfabrikation' und einem Concil, welches unter *solcher* Gestalt gar nichts Gültiges beschließen *könne* und *dürfe*. Er sieht überhaupt in dem Primat wohl ein Centrum, aber gar kein Macht habendes, sondern erkennt nur die bischöfliche Gesammtheit als kirchliche Macht an; ja, er beruft sich auf Quellen, nach denen jeder Laie, der Gehör fordert, dem Concilium beiwohnen dürfe. Er beklagt die totale Unwissenheit der Gemeinden, die zum Theil aus ganz verwerflichen Katechismen unterrichtet, keine Heils- und keine Schriftkenntniß hätten, und zwar nehme in allerneuester Zeit das Verderben in der Kirche so zusehends überhand, daß solchen, die sich ihr nähern wollten, dieß ganz unmöglich gemacht würde u. s. w. Die Meinung, als könne auf einem Concil ohne Inspiration des Heiligen Geistes gar nichts vorgehen, nennt er ‚hegelianisch' oder mit den Lehren der Quäker übereinstimmend. Doch ich könnte nicht aufhören zu citiren, was Ihr lieber selbst lesen müsset. Der gute Carl fühlt tief die Wahrheit alles dessen und sich selbst zugleich mit dem im lebendigen Glauben stehenden Verfasser auf das innigste verbunden. Er scheint dessen Schmerz zu theilen, wovon man den Druck ihm anmerkt, wie auch Eugen (sein Bruder) in Folge seiner Gespräche mit ihm mir versichert."

Es folgte von demselben Verfasser bald eine eben so interessante und werthvolle Schrift: „Dogma und Schulmeinung, Denkschrift in Sachen der sogenannten *Erhebung* von Lehransichten zu *neuen* Glaubenswahrheiten." Sie bekämpft z. B. das neue Dogma (von 1854) von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria und legt den deutschen

Bischöfen die dringende Pflicht an's Herz, was damals ohne Concil beschlossen sei, nun auf dem Wege eines wirklichen Concils für ungültig zu erklären. Daß diese Stimmen eines „mit allen Fasern seines Herzens zur katholischen Kirche sich Bekennenden" ohne durchschlagende Wirkung bleiben konnten, ist für mich ein beinahe unauflösbares Räthsel.

Zu derselben Zeit hatte mein Sohn einen längern Besuch von einem ihm innerlich sehr nahe verbundenen Freunde, welcher einst das evangelische Predigtamt mit dem katholischen Priesterstande vertauscht hatte und jetzt eben, aus einem geistlichen Orden ausgeschieden, einer neuen kirchlichen Anstellung gewärtig war. Nicht nur Carl und sein Vater, sondern auch wir lutherische Hausgenossen fühlten uns mit ihm in innerer Gemeinschaft und verdankten demselben reichen geistigen Genuß. Er wolle es mir verzeihen, wenn ich Folgendes über ihn aus einem Briefe citire:

„Schon dadurch unterscheidet er sich von andern, zur katholischen Kirche Uebergetretenen, daß er den persönlichen Werth früherer Glaubensgenossen (wie z. B. Hengstenberg's und mancher lutherischen Lehrer in und außer der Landeskirche) nicht gering schätzt, noch den Segen vergißt, der ihm außerhalb der katholischen Kirche zu Theil geworden ist; aber unter rationalistischer Umgebung aufgewachsen und unterrichtet, hat er schon frühe das Seichte und Oberflächliche solcher Nahrung empfunden, und seinem tiefer forschenden Geiste ist die stärkere Speise zuerst in katholischer Dogmatik und katholischem Gottesdienst dargereicht worden. . . . Diese früheren kirchlichen Eindrücke haben ihn in sein protestantisches

Predigtamt begleitet und nicht zur Ruhe kommen lassen. Ich aber habe wieder bestätigt gefunden, daß dergleichen entscheidende Eindrücke sich wie ein rother Faden durch das ganze Leben hindurchziehen und daß fast alle, denen es mit ihrem Uebertritt ein wahrer Ernst ist, schon von Jugend auf im Herzen katholisch gewesen sind, daher alles andere mit gefärbtem Glase angesehen und geprüft haben." Vielleicht liegt bei meinem Sohne in umgekehrter Richtung die Anwendung nahe.

Daß unsere Gespräche mit dem besagten Freunde vielfach das Römische Concil zum Gegenstande hatten, war natürlich. Er betonte wiederholt: die Befürchtung, daß die Infallibilität des Papstes erklärt werden solle, wäre unnütz. Es könnte nicht geschehen. Der Heilige Geist könnte Seine Kirche nicht im Stich lassen. Eher würde eine Mücke diesen Baum umwerfen, als daß so Entsetzliches geschehen könnte. Ich fügte meiner brieflichen Mittheilung hierüber hinzu: „Und so wird vielleicht die Kloster-Illusion noch nicht die letzte bei ihm gewesen sein."

Wiewohl aber die fernen Gewitterwolken uns bange machten, so konnten sie doch noch keinen störenden Einfluß auf unsere Stimmung ausüben, und ich schrieb weiter über das „erbauliche und angenehme Zusammensein mit Curatus L." „Er las fleißig in Besser's Bibelstunden und freute sich in dessen Prädestinationslehre in der Erklärung des Römerbriefes die der Dominikaner wiederzufinden, welche zu der der Jesuiten von jeher in direktem Widerspruch gestanden hätte."

Aeußerst wehmüthig und zugleich wohlthuend war es mir nun, als ich nach dem Heimgange meines Sohnes in einem

Nekrolog eine Schilderung unſeres Lebens im Pfarrhauſe fand mit einem Echo zu dem, was ich im Vorſtehenden geſchrieben. Es heißt darin:

„Von der gräflich Seherr-Thoß'ſchen Familie nach Hohenfriedeberg berufen, ward Richthofen hier 1867 als Pfarrer inveſtirt und fand, ungehemmt durch ihm entgegenwirkende Kräfte, in der kleinen Gemeinde ein ſchönes Gebiet für ſeine paſtorale Thätigkeit. Kirchliches Leben fand er wohl vor, aber dieß zu verinnerlichen und zu vertiefen, war das Ziel ſeiner Sehnſucht. Was hätte er darum gegeben, hätte er jeden ſeiner Parochianen dazu führen können, daß er in ein perſönliches Verhältniß zu ſeinem Heiland träte! Hier in Hohenfriedeberg entwickelte ſich neben der amtlichen Thätigkeit ein überaus köſtliches Familienleben; Richthofen's Eltern, eine Schweſter und Couſine, beide evangeliſch, waren zu ihm gezogen, gleichgeſinnte Freunde beſuchten ihn. Alles war angehaucht und durchdrungen von der Liebe zum HErrn. Daß der Vater in ſeinen letzten Jahren, obwohl das Auge offenhaltend für die mancherlei Mißbräuche in der katholiſchen Kirche und Reformen nicht abgeneigt, dennoch ſich einem ſtrengeren Katholicismus näherte, daß der Sohn Prieſter war, daß die weiblichen Glieder der Familie ſich zu der lutheriſchen Gemeinde des Dr. Beſſer hielten — das alles hinderte nicht, daß wir Abends, wenn Richthofen und ſeine etwa anweſenden prieſterlichen Freunde mit der pflichtmäßigen Recitation des Breviers zu Ende waren, uns alle zuſammen fanden, um uns gemeinſam bald an den erbaulichen Schriften Sailer's und Fénélons, bald an den Beſſer'ſchen Schrifterklärungen,

namentlich der des Römerbriefes zu erquicken, und dann ebenso zu gemeinsamem Gebet unsere Kniee zu beugen. Besser selbst erschien dann und wann als ein mit Freuden begrüßter Gast in dem katholischen Pfarrhause."

Eine Frucht endlich des in Rede stehenden Besuches war der einstimmige Beschluß, daß Carl die bisher gebrauchte Homöopathie unterbrechen und nach Berlin reisen sollte, um Dr. S. zu consultiren. Die von demselben persönlich durch Carl in Empfang genommenen Vorschriften bewirkten nach und nach einige Linderung, aber das Aussehen des Patienten blieb nach wie vor krankhaft, und die Hauptleiden wurden nicht gehoben.

Somit begleiteten uns zwei Sorgensteine in das Jahr 1870: das Concil in Rom und die gestörte Gesundheit Carl's. Der letztere Punkt gestaltete sich bei ihm zur Sorge um seine Eltern für den Fall seines Todes und richtete seine Gedanken auf die Acquisition eines am Fuße des Pfarrgehöftes gelegenen Hauses, auf welchem eine Forderung für ihn eingetragen war, und welches subhastirt werden sollte. Er war gesonnen bis zu einer gewissen Höhe mit zu bieten, auch um dadurch wo möglich den Kindern des verschuldeten Besitzers zu Hülfe zu kommen und einen Theil ihres Vermögens zu retten; vornehmlich aber im Fall seines dem unsrigen vorausgehenden Todes ein Asyl für uns zu gründen, die angrenzende Anlage des Glashauses damit in Verbindung zu setzen und auf diese Weise als Eigenthum zu sichern. Nicht wenig Bedenken standen der Sache entgegen und wohlmeinende Freunde widerriethen den Ankauf entschieden; allein die Folgezeit hat

bewiesen, daß die Hand Gottes ihn geleitet und sein Vornehmen gesegnet hat, nach der Verheißung, die Er dem Gottesfürchtigen gegeben: „und was er macht, das geräth wohl" (Ps. 1, 3). Am dritten März wurde Carl Besitzer des Hauses. Wiewohl ihm selbst zunächst nur Sorgen daraus entstanden, machte es ihm offenbar Freude, daß sein Vorhaben geglückt war, und es war ihm beruhigend für uns, so daß er meine Bemerkung, daß schlimmsten Falls nach geschehener Renovation das Haus preiswürdig verkauft werden könnte, mit der Entgegnung zurückwies, dieser Gedanke läge ihm völlig fern.

Das Concil-Interesse bewegte uns inzwischen immer mehr und nahm Herz, Sinn und Geist in Anspruch. Ich schrieb damals darüber: „Die Parteien treten sich immer schroffer gegenüber, und der gute Papa fühlt sich tief gekränkt und betrübt über die gegenseitigen Anfeindungen und darüber, daß die Einheit, auf welche er immer stolz gewesen, so gewaltig erschüttert ist. Carl hat seine Gesinnungsgenossen auf Döllinger's Seite und ist voll Eifers für die Sache; leider schließen sich ihr aber, wie in der Reformationszeit Aehnliches geschah, viele an, mit denen er sich sonst wenig verstehen würde. Er ist gegenwärtig in Breslau und Schweidnitz, um mit Reinkens, Baltzer und andern sich zu verständigen. Auch Papa war gestern in Schweidnitz, um die dortigen Jesuiten zu sprechen. Er hofft und vertraut auf den Ausspruch des Heiligen Geistes durchs Concil. Carl sieht in der Gegenbewegung die Wirkung des Heiligen Geistes."

Schon lange vor dieser Zeit hatte ihm die Sprache und Gesinnung der „Breslauer Hausblätter" (nachmals, „Schlesische

Volkszeitung") mißfallen und wehe gethan, so daß er oftmals über die regierungsfeindlichen Artikel unwillig ausrief: „Diese Blätter rufen Gottes Gerichte herab, eine solche Sprache kann nicht ungestraft bleiben," welcher Meinung er auch in einem Inserate Ausdruck gab, das aber nicht mehr vorhanden ist.

„Mit immer größerer Spannung," schrieb ich etwas später, „sehen wir dem Concilsbeschluß entgegen. Der arme Papa hängt fest an Rom und betrübt sich über alles, was dem nicht treu ist, wird also mit Carl, fürchte ich, sehr unzufrieden sein. Dieser meint Beweise zu haben, daß der Fürstbischof sich nicht werde für die Unfehlbarkeit gewinnen lassen, und Reinkens hat wiederholt erklärt, daß er lieber den Papst als Christum aufgeben wolle."

Welche Hoffnungen knüpften sich für uns an diese Bewegung, und wie ging einem das Herz auf, wenn Gleichgesinnte (z. B. der jetzige altkatholische Pfarrer Haßler und andere) Carl besuchten, und man Ein Herz und Eine Seele über die hochwichtige Kirchenfrage war! Jetzt durfte ja noch davon gesprochen werden. Die Würfel waren noch nicht gefallen, welche bei Strafe der Excommunication Unterwerfung und Schweigen auferlegten.

Zunächst aber trat das persönliche Interesse für Carl's ärztliche Behandlung in den Vordergrund. Am 10. Juli reiste er nach Berlin zu Dr. Struck, der ihm den Gebrauch der Heilquellen von Tarasp im Engadin verordnete. Er kehrte am folgenden Tage zurück, und wir besorgten seine Ausrüstung zur Reise in die Schweiz, während Frankreich sorgte, daß die

deutschen Truppen zum Ausmarsch in den Krieg sich rüsten sollten. Aber ehe noch die großen Entscheidungen auf dem Schauplatz der Weltgeschichte uns erschütterten, hatte Carl eine Privatpflicht der brüderlichen Liebe zu erfüllen, nämlich vom Nicolai-Kirchhof in Breslau, welcher behufs des Ausbaues der Kirche nivellirt werden und wo die Gebeine aus den Gräbern gesammelt und unter der Kirche wieder begraben werden sollten, die sterblichen Ueberreste seines im Jahre 1864 verstorbenen Bruders abzuholen und ihnen auf dem Hohenfriedeberger Gottesacker eine neue Ruhestätte zu bereiten. Diese Beerdigung geschah am 18. Juli, dem denkwürdigen Tage, wo die Unfehlbarkeit des Papstes im Vatican proklamirt wurde und die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen erfolgt war. Kaum konnte man die Gewalt der Ereignisse fassen. Bei der ersteren Nachricht brach ich in Thränen aus. Es war, als wenn die Perspective der Zukunft in einen Blick sich drängte, um alsbald wieder unter der mächtigen Bewegung der Gegenwart sich zu verhüllen.

Am 20sten reiste unser lieber Carl ab, und wie war mir bange, den ganzen Kriegssturm zwischen uns zu wissen, der ja seine Rückkehr so sehr erschweren konnte! Er mußte hindurch und mußte fortan immer näher ihn berührenden Stürmen entgegengehen, bis auch dem letzten auf immer Stille geboten wurde von Dem, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und bei welchem Friede sein wird nach dem Streit in alle Ewigkeit.

5.

In Hohenfriedeberg bis Ende 1872.

Führe Du, HErr, die Sache meiner Seele! Klagel. Jer. 3, 58.

Es war, als wenn Carl in der reinen Alpenluft — „als am Fuße des Himmels und über dem Haupte der Erde" — wie ein Dichter ſingt, erſt Kräfte ſammeln ſollte zu dem ihm beſchiedenen Antheil an dem allgemeinen Kampfe, welcher ſowohl auf kirchlichem, wie auf politiſchem Gebiete entbrannte; denn daß er nicht in müßiger Ruhe zu bleiben gedachte, ließ eine Correſpondenzkarte, die er am Anfang ſeiner Reiſe in franzöſiſcher Sprache uns ſchrieb, uns ahnen. Es heißt darin: „Que Dieu nous guide et nous donne les richesses de sa grâce, surtout maintenant où l'on pourrait être tâché de croire, que Dieu voulait s'éloigner de nous, puisque les épreuves de la foi commencent à s'agrandir de plus en plus. Mon coeur cependant est plein d'espoir."

„Zwiſchen den Zeilen läßt ſich hier leſen," fügte ich dieſer Mittheilung für ſeine Geſchwiſter hinzu, „daß er ſich dem Concil nicht unterwerfen wird, denn ſonſt ginge er keinen Kämpfen entgegen. Dafür ſei Gott geprieſen! aber wohin

wird das führen? Vorläufig wird durch den weltlichen Kampf der kirchliche aufgehalten. In jeder Beziehung liegt die Zukunft dunkel vor uns, aber des HErrn Stecken und Stab tröſten uns."

Er ſchrieb ſo fröhlich im Genuß der ſchönen Natur am Staremberger See: „Vor mir liegen jetzt die Alpen, das Ziel meiner Reiſe, und werden von Minute zu Minute ſchöner und großartiger. Unter mir der ſonnige, grüne Waſſerſpiegel, über dem Ganzen der blaue Himmel und der Friede Gottes. Wie wohl mir zu Muthe iſt, werdet Ihr Euch vorſtellen" u. ſ. w. — Ich hatte ihm dagegen von Einquartierung und Kriegsunruhe zu berichten. „Noch immer ſteht das Gewitter drohend am Horizont und wir in banger Erwartung davor, uns mit dem ganzen Lande dem HErrn Himmels und der Erde befehlend. Daß die Definition des neuen Dogmas von der Kriegserklärung wie verſchlungen erſcheint, beide gewaltige Ereigniſſe aber gleichmäßig zum Kampf, jedes auf ſeinem Gebiete, herausfordern und ſich in der Weltgeſchichte begegnen, iſt höchſt merkwürdig. Staunend ſteht man davor und wartet der Dinge, die da kommen ſollen, um den göttlichen Rathſchluß offenbar zu machen. Du, geliebter Carl, haſt vorläufig allen Kampf und Streit der Erde zu Deinen Füßen und labſt Dich an der Himmelsluft, vielleicht um Kräfte zu ſammeln, damit Du Dich als einen Streiter JEſu Chriſti bewähreſt. Aus Deinen erſten Zeilen (aus Liebau) entnahm ich zu meiner Freude, daß Du darauf Dich rüſteſt und nicht durch blinde Unterwerfung unter das, was auch Du für Menſchenſatzungen anzuſehen ſcheinſt, Dich dem Kampf entziehen willſt. Du wirſt

ihn hoffentlich in edler Gemeinschaft beginnen, denn die Koryphäen der deutschen Bischöfe scheinen an der Spitze zu stehen. Aber noch schweigen sie, um dann, wie ich mir vorstelle und wie Du öfter angedeutet hast, gemeinsam ihre Stimme gegen die Gültigkeit des Concils zu erheben. Der Rheinische Merkur sieht den Ausgang desselben, der ansehnlichen Oppositionspartei wegen, als einen über Erwartung günstigen an, und man darf wohl hoffen, daß der Heilige Geist auf diesem Wege sein Werk fortsetzen und herrlich vollenden werde. Papa las gestern mit großem Ernst und sehr vertieft in den Hausblättern die von denselben natürlich als ‚verfälscht' oder nur ‚präsumtiv' angesehene Erklärung der 80 Bischöfe an den Papst. Rauscher voran, welcher nach andern Berichten gesagt haben soll, es wäre ihm lieb, wenn ein anderer vor ihm mit non placet stimmte; wenn aber nicht, so würde er es sich zu besonderer Auszeichnung rechnen, bei diesem ehrenvollen Zeugniß voranzugehen. Bischof v. Ketteler soll gesagt haben: die Form des vierten Kanons ließe doch eine Mitwirkung der Bischöfe zu, deßhalb könne man sich unterwerfen. Aber andere sollen ihn mit lebhaftem Eifer vom Gegentheil überzeugt haben, so daß auch er den Gegnern sich angeschlossen habe. Doch man weiß nicht, was man davon glauben darf und was nicht. Von Reinkens ist eine Schrift über die Infallibilität erschienen, und er hat dazu bemerkt, er werde gern den Namen Günther, Hirscher und andern, welche den Index zieren, sich anschließen. Daß Hirscher unter solche gerechnet wird, hat mich in hohem Grade überrascht. Ist es denn möglich, daß der Papst einen so tief christlichen, lebendig gläubigen Mann

derart verkennen und verwerfen kann? Solche Kinder und Knechte Gottes läßt ihr himmlischer Vater und HErr gewiß nicht ungestraft verunglimpfen."

Wem sollten dergleichen Reminiscenzen aus damaliger Zeit nicht erinnerlich sein? aber wer achtet ihrer heute noch? Welle auf Welle ist darüber hingeströmt, und wie wenige sind ihrer Ueberzeugung und ihrem Bekenntniß treu geblieben? Die einen sind nach rückwärts getrieben worden, sie haben ihre Ueberzeugung der Einheit zum Opfer gebracht; viele der andern sind, vom Kulturkampf fortgerissen, auf abschüssige Bahnen gerathen. Wenn man jetzt den Gang dieser Entwickelungen überschaut, so ist man fast geneigt, an den Begriffen von Treue und Wahrheit irre zu werden, und wagt es kaum noch, für jene Zeugnisse, der Sinneslauterkeit und Gewissensmacht, welche damals die Herzen erhoben und mit der freudigsten Hoffnung erfüllten, einzutreten. Zum Verständniß aber des innern Lebensganges, welcher in diesen Blättern beschrieben wird, und welcher nun seiner Sturm- und Drangperiode sich naht, wird es dienlich sein, den damaligen Farbenton der Dinge wieder aufzufrischen. Gottes Gnade hat vor jenen beiden Irrgängen die Füße bewahrt, welche den schmalen Weg der Wahrheit lieb hatten; und ob des schwer Angefochtenen Fuß gestrauchelt hat, an ihm ist der Spruch wahr geworden: „Meine Augen sehen stets zum HErrn, Er wird meinen Fuß aus dem Netze ziehen" (Ps. 25).

Carl hatte seinen Reiseweg über Ober-Ammergau genommen und gerade noch der letzten Passions-Vorstellung daselbst beigewohnt, denn vierzig Acteurs waren mit den bayer-

schen Truppen mobil gemacht worden. Er schreibt, daß er der Vorstellung mit großer Erbauung zugeschaut habe; aber doch sei diese nur eine partielle gewesen, und es würde ihm diese Art von Nachahmung des Heiligsten noch störender gewesen sein, wenn nicht mit so großer Würde gespielt worden wäre.

Entzückt von der weiteren Reise im offenen Lohnwagen, hatte er sein „Bethesda", so nennt er Taraspy, am 29. Juli erreicht. Die Gesundheitsberichte waren meist niederschlagender Art, doch immer mit Humor geschrieben. Die Witterung war äußerst ungünstig, und die Kriegsereignisse konnten nicht ohne Einfluß auf die Gemüthsruhe bleiben. „So schön die Naturgenüsse bei guter Witterung hier sind," so schrieb er einmal, „so liegt der Krieg doch gleich einem drückenden Alp auf dem Gemüth, und es zittert die Seele vor den Gerichten Gottes, wiewohl man selbst, statt der Gerichte, nur Güte und Wohlthat von Gott erfährt." Und in einem anderen Briefe: „Der für Preußen so ruhmreiche Krieg beschäftigt mich aufs lebhafteste, wenn ich auch das viele Elend, das er mit sich führt, tief beklage. Auch für unser äußeres Kirchenthum wird der Krieg nicht ohne Folgen sein, und viele werden diese klüglich ausbeuten und arg mißbrauchen. Abgesehen hiervon, kann ich diese Folgen nicht beklagen. Wir haben viel Strafe verdient, darum werden wir auch wohl noch viel zu erwarten haben. Gott schütze das theure Vaterland und bewahre uns vor allzu schweren Gerichten."

Schon vernahm man nun Gerüchte, daß der Fürstbischof von Breslau im Begriff sei, das neue Dogma zu proklа-

miren, was diejenigen freilich wenig kümmerte, ja ihren Weg erleichterte, deren Dogmatik in dem Ausspruch: „Ich halte es mit den Bischöfen," den wir öfters hören konnten, beschlossen war. „Aber wie ernst," schrieb ich an Carl, „wird nun für Dich die Frage! Möge der Heilige Geist Dich in alle Wahrheit leiten und Dich, wenn Er will, zum Werkzeug Seiner Ehre gebrauchen. Ich bin auf alles gefaßt, wie es auch kommen möge, nach außen und nach innen. In letzterer Beziehung wäre es freilich ein schwerer Kampf für mich, wenn Du anders geführt werden solltest, als ich mir vorstelle. Aeußerlich bliebe ja dann alles im Frieden, aber um welch hohen Preis!"

Von Taraſp aus war Carl auf Verordnung des Arztes noch nach St. Moritz gegangen, hatte aber mit Regen, Kälte und Schnee daſelbſt zu kämpfen und verlangte um ſo mehr nach Hauſe, als es ihm ſchwer war, „ein" — wie er ſchrieb — „bequemes Vagabondenleben zu führen, während Millionen in Angſt und Sorge leben." Seine Rückkehr überraſchte uns am 30. Auguſt, wo ſie mit der neuen Siegesnachricht von Sedan ziemlich zuſammentraf, ſo daß er auf den Jammer der Leute, daß ſie ihn nicht mit Kränzen hätten empfangen können, lachend erwiederte: „Die ganze Stadt hat ja geflaggt. Mehr kann ich doch nicht verlangen."

Von der Wirkung ſeiner Kur war noch wenig zu bemerken, jedoch wurde der Erfolg nach und nach günſtiger. Das äußere Befinden trat aber ganz zurück hinter den Ereigniſſen und Bewegungen, welche Leib und Seele mit ergriffen und wovon das öffentliche und Privatleben erſchüttert wurde.

Ende September schrieb ich an meine Rostocker Kinder: „Carl steht mit seiner vollsten Ueberzeugung auf der Seite der ‚gläubigen Opposition,‘ wie diese Partei in der Evangelischen Kirchenzeitung bezeichnet wird, und würde bereit sein mit jedem Opfer dafür einzustehen. Aber es wird die desfallsige Stellung auch von vielen Seiten so aufgefaßt, daß die mit Carl gleichgesinnten Kleriker nur durch Gewalt sich dürften aus ihrem Amt verdrängen lassen.“

Wir waren in gespannter Erwartung, ob und wie die Bekenntnißfrage auch an ihn herantreten würde. Er beschäftigte sich mit Gedanken über seine und unsere Zukunft. Für diese bot das neu angekaufte Haus ein Asyl. Er selbst wollte, im Fall er sein Amt niederlegen müßte, entweder nach Düsseldorf gehen und Maler werden oder die Stelle eines Erziehers suchen.

„Sollte bei uns der Kampf entbrennen,“ schrieb ich damals weiter, „so wäre dieß sowohl für Papa als um seinetwillen für uns unsäglich schwer; denn er sieht diejenigen, die sich dem Heiligen Geist, wie er auf dem Concil wirksam gewesen sei, nicht unterwerfen, für nicht mehr katholisch und darum als dem Bannfluche der Kirche verfallen an, und bei tiefster Betrübniß um Carl, über dessen Priesterthum er so beglückt gewesen, würde er unserem Einfluß und dem seines Freundes L. sehr viel Schuld zuschreiben. Ohne diese Besorgniß um seinen Vater würde er getrost in den Kampf gehen und eine Reformation der katholischen Kirche an Haupt und Gliedern eifrig fördern helfen, denn er ist ja mit Döllinger und dessen Anhängern Ein Herz und Eine Seele.“

In der That trieb ihn sein Gewissen, einen Brief an den

Fürstbischof aufzusetzen, worin er seinen kirchlichen Standpunkt darlegte, ihm überlassend, ob er unter solchen Umständen ihn im Amte lassen wolle oder nicht. Ehe er den Brief abschickte, hatte er jedoch Gelegenheit einen christlichen Freund von strenger Gewissenhaftigkeit um Rath zu fragen, welcher ihm entschieden von diesem Schritte abrieth. „Man würde vielleicht ganz gern ihn des Amtes entheben," hatte derselbe gesagt, „um einen päpstlich Gesinnten an seine Stelle zu setzen. Die Gelegenheit würde nicht ausbleiben, wo er ein Bekenntniß ablegen könnte und müßte, und das sollte er ruhig abwarten." Sein Freund W., der als Docent immer in dem Falle war, seine Ueberzeugung laut werden zu lassen, wollte hierzu jede Gelegenheit benutzen, aber der Suspension von seinem Amte auch nicht eher sich fügen, als bis Gewalt gebraucht würde. „Derselbe meint," lese ich in einem in jener Zeit von mir geschriebenen Briefe, „die Laien müßten zuerst ihre Stimmen vereinigen, aber es fehlte eben den meisten an Glaubensmuth. Der Klerus dürfte seine Stellen nicht verlassen, weil sie sogleich mit Infallibilisten besetzt werden würden. Dieß scheint mir mit der Anschauung der Lutherisch-Gesinnten in der Landeskirche verwandt. Kurz, es ist ein Gähren und eine Gewitterschwüle, die wohl zu irgend einem Ausbruch führen muß. Es fehlt nur ein Luther, der (wie es jemand ausdrückte) die Posaune dazu bliese."

Der oben erwähnte Freund und Rathgeber schrieb zu gleicher Zeit an mich: „Ich beschäftige mich sehr häufig und lebhaft mit Ihrem Hause und liegt mir die Zukunft Ihres Sohnes Carl schwer auf dem Herzen. Nach den letzten Nach-

richten wird der Fürstbischof gegen die Gegner des neuen Dogmas mit Schonung verfahren und ihnen Zeit zum Widerruf gestatten; dann aber, wenn diese Nachsicht die erwünschten Früchte nicht tragen sollte, mit Strenge vorgehen, schon um nicht sich selbst neuen Angriffen auszusetzen."

Einem bekannten Geistlichen, der dem Fürstbischof erklärt hatte, er könnte sich nicht unterwerfen, hatte er gelind und wohlwollend geantwortet und ihn zu neuer Prüfung aufgefordert mit dem Bemerken, daß er mit blutendem Herzen die Renitenten zu strafen verpflichtet wäre. „Er wisse wohl," soll er geäußert haben, „daß diese seine Besten seien."

Die uns so tief sympathische Reformbewegung machte nur langsame Fortschritte, während wir ihr hätten Flügel geben mögen, um alle Gleichgesinnten unter einem offnen Bekenntniß zu sammeln; aber Gottes Gedanken waren nicht unsere Gedanken. Je länger je mehr mußten wir unsere kühnen Hoffnungen zügeln, ja, nach und nach ihnen Abschied geben.

Unsere Betheiligung an den kirchlichen Vorgängen im Anfang des Jahres 1871 war noch eine rein innerliche. Die Verhältnisse in Familie und Haus blieben noch ganz unberührt davon. Am siebenten Februar traf der siebenzigste Geburtstag des Familienhauptes. Carl hatte dazu die Geistlichen der Umgegend sammt benachbarten Glaubensgenossen seines Vaters eingeladen und die Feier des Tages auf das festlichste eingerichtet. Nachdem er in einem Toast seine kindliche Gesinnung ausgesprochen, war mir die Erwiederung des Schulinspectors, der dem Vater zu einem solchen Sohne Glück

wünſchte, rührend und wehmüthig zugleich, indem ich mir vorſtellte, wie bald vielleicht dieſen wohlthuenden Eindrücken die tiefſte Kränkung um des Gewiſſens willen werde folgen müſſen.

Carl ſchrieb ſelbſt über die Sachlage und ſeine damalige Stellung zu derſelben an ſeine Schweſter Mathilde Folgendes: „Ihr werdet wohl in unſerer unglücklichen kirchlichen Affaire jetzt auch meiner öfters theilnehmend gedenken, da Ihr meine Stellung zu derſelben kennt. Die Angelegenheit drängt mehr und mehr zu einem entſcheidenden Ausgange, und die Excommunication ſämmtlicher Opponirenden wird wohl nicht mehr lange auf ſich warten laſſen, wie Döllinger jetzt auch bereits unter die Zahl der Excommunicirten gehört. Man kann nur mit großer Bangigkeit den Gerichten Gottes entgegen ſehen. Mit Gottes Hülfe ſoll es aber an Muth nicht fehlen, wiewohl Glaubensprüfungen, die faſt bis auf das Fundament dringen, zu den ſchwerſten gehören. Ich kann mich bis jetzt noch ſo wenig in die Situation hinein verſetzen, auf die ich gefaßt ſein muß, daß ich auch die Ruhe bisher bewahren konnte. Glücklicherweiſe habe ich mich zu keiner Provocation bisher verleiten laſſen und bin ich auch geſonnen erſt dann zu reden, wenn ich amtlich über meine Geſinnung befragt werde. Daß man derſelben nicht traut, iſt mir kein Geheimniß. Wie ich höre, erwarten manche in Breslau, daß ich in die Fußſtapfen von Freund L. treten werde, der evangeliſch geworden iſt. Das iſt nun eine Umwandlung, die mir bisher unverſtändlich geblieben iſt, die alſo auch bei mir kaum eintreten dürfte.“

In derselben Zeit schrieb er an einen Freund, der sich zu der Hefele'schen Auffassung bekannt hatte: „Wohl sehe ich ein, daß Hefele Reservationen im Sinn hat, unter denen man bis zu einer gewissen Grenze ein infallibles Magisterium voraussetzen muß, und unter denen ich seine Erklärung wohl unterschreiben könnte, da bei einer näheren Definition der Sache nichts anderes an das Tageslicht kommen würde, als was ich in dieser Beziehung — mit der Kirche — immer geglaubt habe. Allein da die Reservationen nicht genannt werden, in der Hefele'schen Erklärung mir auch einiges unverständlich ist; da das Ganze aussieht wie eine Art Zustimmung zu dem neuen Dogma, das von der Hauptpartei wesentlich anders verstanden wird wie von Hefele selbst, die Erklärung mir also nur vorkommt wie eine Umgehung der eigenen Ueberzeugung, und da endlich von Freund und Feind die Hefele'sche Erklärung als Unterwerfung und Zustimmung zu dem jetzt herrschenden, unglücklichen System aufgefaßt wird — so war ich um all dieser Ursachen willen recht froh, mich in Stillschweigen hüllen zu können."

In Bezug auf Zukunftspläne, worüber er im vorigen Jahre an seinen Bruder Ferdinand geschrieben, antwortete ihm derselbe zustimmend und glückwünschend um des Bekenntnisses der Wahrheit willen. Ich war besorgt gewesen, welchen Eindruck das auf seinen Vater machen würde. „Papa ist allerdings betrübt und betroffen darüber," hatte ich nun zu berichten, „obgleich ihm Carl's Standpunkt längst bekannt war; aber er hofft noch immer, daß er von dem ‚geistlichen Hochmuth' zum Gehorsam zurückkehren werde.

Uebrigens ist Papa so sanft und ruhig bei irgend vorkommenden Conflicten geworden, daß man auch ganz ruhig über die streitigen Punkte sprechen kann. Natürlich giebt er unserem Einfluß viel Schuld. Jedenfalls ist es von großer Wichtigkeit, allen Täuschungen vorzubeugen durch volle Aufrichtigkeit, damit eventuelle Maßregeln gegen Carl ihn nicht unvorbereitet treffen."

Auch lese ich in Briefen aus jener Zeit: „Wenn meine Beobachtungen mich nicht trügen, so hat die kirchliche Bewegung eine entschieden fördernde Wirkung auf Carl's Heils-Verständniß und Erkenntniß. Seine Predigten verkündigen in immer zunehmender Weise Christum allein, den lebendigen Glauben und die Liebe zum Worte Gottes." Und später: „Die Fastenpredigten unsers guten Carl sind mir sehr erbaulich, ja die liebsten dieser Art. ‚Ich glaube, darum rede ich', das hört man ihnen an, im Gegensatz zu so vielen erzwungenen Passionspredigten, wo das Herz nicht dabei ist, oder mehr der Verstand als Liebe und Glauben das Wort führen. Möge die Frucht nicht ausbleiben und wir uns dankbar erweisen in der That und in der Wahrheit."

Mitten in dieser kritischen Lage war Carl sowohl durch Dr. Struck wie durch das dringende Verlangen der Seinigen und seiner Freunde zu einer nochmaligen Reise nach Taraſp bewogen worden, welche er, nach vielen Schwierigkeiten wegen Stellvertretung, am 11. Juli antreten konnte. Er war von Nürnberg über den Bodensee, Schaffhausen nach Zürich gereist und von da auch nach Kloster Einsiedeln, worüber er schrieb: „Die Naturschönheiten, die ich sah, sind über alle

Beſchreibung herrlich, und daß ich dieſe Tour ſo wie die Bekanntſchaft von Einſiedeln gemacht, freut mich ſehr. Ich habe dort nur zwei Geiſtliche, Benedictiner, im Kloſter kennen gelernt und habe in ihnen ſo würdige Prieſter gefunden, daß ich mich ſehr an ihnen erbaut habe oder mich durch ſie erbauen ließ. Bei einem alten Herrn, einem Elſäſſer, ging ich zur Beichte und kann ſagen, daß ich Aehnliches kaum je in einem Beichtvater gefunden habe. Alſo auch hier hatte Gott mich gnädig geführt. Dem Urtheil der Comteſſe N. über die Einſiedeler Kirche ſtimme ich gern bei. Sie nannte ſie eine rechte Gebetskirche. In dieſem Sinne ſuchte ich ſie denn auch zu benutzen. Heute früh um vier Uhr ſchon feierte ich meinen Sonntag in der Kirche und gedachte Euer aller mit. Papa würde ſich über den wundervollen gregorianiſchen Geſang bei den geſtrigen Veſpern gefreut haben." Den weiteren Reiſebericht beſchließend fährt er fort: „Von großartiger, überwältigender Schönheit war die Nachmittagstour, am Ufer des Wallenſtädter See's entlang und auf dem jenſeitigen Ufer die himmelhohen Felſen der Kurfürſten-Kette. Die letzte Station war das berühmte ſchöne Ragatz. Ich habe alſo viel geſehen und viel genoſſen und, wie ich denke, auch mit Dankbarkeit gegen Den, der von paradieſiſcher Schönheit noch immer ſo manches uns zu genießen giebt. Das ſchöne Paradies, das ich durchflogen bin, erinnert mich an das noch ſchönere. Das wollen wir aber doch lieber gemeinſchaftlich genießen, nicht wahr?"

Die Briefe aus der Heimath an ihn waren erfüllt von dem Intereſſe an den kirchlichen Angelegenheiten. „Ernſter

und gewaltiger scheint die protestirende Bewegung sich zu gestalten," konnte ich damals schreiben. „Möge der HErr ihr den Sieg verleihen, sofern es ihr nur um Wahrheit und um die Ehre Gottes und Seines Sohnes zu thun ist! Wie am Lebensabend die Reise immer schneller und unaufhaltsamer, gleichwie auf jäher Bahn dem Ziele entgegen zu eilen scheint, so scheint am Abend des Weltlaufs die Endentwickelung unter einem Gedränge von Ereignissen und Verwickelungen sich zu vollziehen, auf daß der Tag des HErrn schnell hereinbreche wie ein Dieb in der Nacht. Aber Er wolle unser sich erbarmen, daß Er uns bereit und wachend finde."

„Es stellt sich immer mehr heraus, daß der vorjährige 18. Juli eine doppelte Kriegserklärung gebracht hat. Der blutige Krieg ist siegreich vollendet; der unblutige droht noch ernster und folgenreicher zu werden, und eines jeden Aufgabe tritt immer näher an ihn heran; ja, es hat ein jeder zu bitten, daß er treu erfunden werde, erleuchtet und geleitet vom Heiligen Geiste."

Auf seine Erfahrungen mit seinen Collegen in der Schweiz war ich sehr gespannt. Eine Art Beantwortung war schon unterwegs in folgenden Zeilen: „Das unerquicklichste Thema ist für mich gegenwärtig der Kirchenstreit" — der kirchenpolitische Streit ist zunächst gemeint — „denn so schwere Katastrophen für die Kirche jetzt auch äußerlich hereinzubrechen scheinen, so kann ich sie doch nur als die mehr und mehr zur Reife kommende Frucht der Gesinnung ansehen, die sich in den meisten unserer katholischen Blätter ausspricht, die von Tausenden genährt und geschürt wird und die absolut unmög-

lich zum Frieden führen kann, sondern zu einem Kampf auf Tod und Leben treibt. Ich lese auch hier einige katholische und antikatholische Blätter. Die gegenseitige Feindseligkeit darin wird immer schlimmer. Ich verkehre mit einigen Geistlichen, aber so brav sie auch in ihrem Berufe sein mögen, in der kirchlichen Politik kann ich mit ihnen nicht übereinstimmen. Sie vergessen, daß die äußere Erscheinung der Kirche nicht zu deren Wesen gehört, und sind Feuer und Flamme dafür, daß der status quo ante unversehrt wieder hergestellt werden müsse; ja, leider ist die äußere Erscheinung den meisten die Hauptsache, und daß gerade von dieser Seite her uns mancherlei nicht geringe Schuld trifft, das sehen sie nicht ein. Daher vergißt man, daß über dem menschlichen Sinnen und Denken ein höherer Lenker steht, der nicht ohne Grund gewaltig schlägt; geräth in Zorn über alle Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit, Bedrückung und dergleichen mehr und will mit Gewalt an seinen vermeintlichen Rechten festhalten. Die Wirkung davon ist aber selbstverständlich nur Verschlimmerung des Zustandes; es ist nur Oel ins Feuer gegossen, und wer dann in dem heraufbeschworenen Kampfe der Sieger bleiben wird, ist nicht schwer vorauszusehen. Das Göttliche in der Kirche bleibt. Gegen dieses vermag auch die Hölle nichts. Im Uebrigen aber behält den Sieg, wer die Gewalt hat. Da werden wir also wohl den kürzeren ziehen; dann wird man aber auch nach und nach sich wieder an das halten lernen, was da bleibt und was uns niemand nehmen kann; wird erkennen, daß unsere Mission vielmehr die ist, die Güter des Friedens zu suchen und zu predigen als Unwesentliches oder oft nur

scheinbar Werthvolles. Wie vielen ist an der Ladung mehr gelegen als an dem Schiff. Da aber nur eins gerettet werden kann, so wird wohl von der ersteren vieles über Bord fallen müssen. Dafür hat Gott schon gesorgt und wird Er wohl auch noch weiter sorgen. Er hat es gefügt, daß uns der Kirchenstaat genommen ist, Er wird wohl noch so manches folgen lassen." Seinen Abschiedsgrüßen in diesem Briefe fügt er hinzu: „Ich wünsche uns allen Theilnahme an den Gütern des Friedens, die nicht durch Zeitungspolitik oder Kirchenpolitik zu erreichen sind, sondern durch die Gnade Gottes in Christo JEsu unserm HErrn."

Ich erwiederte darauf: „Welch ein Trost es für mich ist, mit Dir, mein theurer Sohn, in diesem Kampf übereinzustimmen, wirst Du selbst mir nachfühlen. Wie ganz anders könnte es sein! Nun fürchte ich mich nicht, mag kommen was da wolle. Allerdings können wir an den armen Papa nur mit dem tiefsten Schmerz denken; aber er trägt die Differenz der Glaubensüberzeugung nicht auf die persönliche Gemeinschaft über und bleibt ruhig und freundlich, obgleich wir einige Mal recht ernste Gespräche gehabt haben. Gott erhalte es so!"

In dem vorigen Briefe hatte Carl des sehr erbaulichen Todes eines Bruders seines Schwagers gedacht und hinzugesetzt: „Wohl dem, der diesen Hauptakt des menschlichen Lebens in glücklicher, dem Sinne Gottes entsprechender Weise überstanden hat, der die Traurigkeit mit der Freude, den Glauben mit dem Schauen, das Hoffen mit dem Besitzen vertauschen durfte." So blieb unter allen Umständen des

äußeren und inneren Lebens sein Sinn immer mit Sehnsucht nach dem ewigen Leben gerichtet.

Ich wußte, daß er — zunächst in Bezug auf diese Maltzan'sche Familientrauer — mit mir einverstanden sein würde, indem ich an ihn schrieb: „Wie verschwindet doch all dieses Kreuz des einzelnen, in Gottes Hand ruhenden Christen, gegen den jammervollen Nothstand in der katholischen Kirche, über welchen Du so treffend und richtig schreibst! Man ist in Gefahr, die Urheber der frevelhaften Artikel in den politischen, resp. kirchlichen Zeitblättern mit allen Gliedern der katholischen Kirche zu verwechseln und nichts mehr als zwei feindliche Heerlager zu sehen. Aber ich hoffe, so ist es noch nicht, und es giebt noch solche auf beiden Seiten, die sich die Gemeinschaft in Christo nicht nehmen und nicht anfechten lassen. Wohl aber wünsche ich, es würde von Seiten der Altkatholiken direkt mehr mit den Waffen des göttlichen Wortes gekämpft und mehr auf die Heilswahrheiten in Christo hingewiesen, weil die Römischen sie schon mit denen identificiren, die alles Glaubens baar sind."

So sehr er nun nach Hause zurück verlangte, auch die Nachkur in St. Moritz aufgegeben hatte, sah er doch die Mißbilligung aller, die um seine Gesundheit besorgt waren, voraus, wenn er die Rückkehr zu sehr beschleunigen wollte, und gab sich auch gern dem Genuß der Naturschönheiten auf der Rückreise noch länger hin, wovon er schrieb: „Es ist auch in gewisser Weise nichts willkommner, als sich an den in der Schweiz so reich gedeckten Tisch der Mutter Natur zu setzen und zu genießen; und mir geht es wie einen Gourmand,

dessen Appetit nicht abnehmen will, je schöner die Sachen sind, die ihm vorgesetzt werden. Er möchte von allem wenigstens noch etwas kosten. Die moralische Gewissensnöthigung wegen der Nachkur wird mich also wohl veranlassen, mir noch einige Tage an der gedeckten Tafel wohl sein zu lassen, wenn nicht etwa Regenwetter die Speisen unschmackhaft macht."

Am 20. August spät Abends überraschte und erfreute uns seine Rückkehr. Sein Aussehen freilich war wenig gebessert; der weitere Erfolg mußte abgewartet werden. In geistiger Beziehung erfüllte ihn das Interesse für die Vorgänge in der Kirche. Er erzählte, daß er bei den meisten Geistlichen keine Uebereinstimmung mit den neuen Dogmen und dennoch Unterwerfung unter die römischen Beschlüsse gefunden hätte. Seine lautere Seele mußte sich davon abwenden, und um so fester behielt er den Standpunkt, von welchem aus er durch das Concil die Gerichte Gottes heraus gefordert glaubte. Bei alle dem war er meist in heiterer Stimmung und sah damals erwartungsvoll den Resultaten einer Versammlung in München entgegen, welche ja erfreulich, aber doch auch nicht von größerer Tragweite waren. In Betracht dessen jedoch, was seit Jahresfrist auf kirchlichem Gebiete geschehen war — obwohl es noch immer an einem kräftigen Impuls zu lautem Bekenntniß zu mangeln schien — sahen wir hoffnungsvoll in die Zukunft. „Denn wie schüchtern ist noch vor zwei Jahren," schrieb ich, „hier und da ein Gedanke an Opposition oder Reformation aufgetaucht, und nun nimmt die Bewegung bereits einen Umfang, daß von einer Ausgleichung wohl nicht mehr die Rede sein kann. Ach möge Carl durch

nichts sich von der betretenen Bahn abwenden lassen, es koste was es wolle!"

Die Gesinnung meines Sohnes war indessen nicht verborgen geblieben, was aber zunächst zu ganz andern Resultaten führte, als wir erwarteten. Eine von der Regierung selbstständig zu besetzende Domherrnstelle war in Breslau vakant. Graf Eberhard Stolberg, der damalige Oberpräsident von Schlesien, hatte dem Fürstbischof deßhalb Vorschläge und dieser ihm Gegenvorschläge gemacht. Erst bei dem Namen ‚Richthofen' sagte der Fürstbischof, obwohl er dessen Gesinnung kannte: „Ja, den will ich haben." Wir ahnten davon nichts. Am 21. November fuhr Carl in Geschäften nach Breslau und besuchte auch einen bereits excommunicirten Freund. Als er bei ihm eintrat, theilte dieser ihm mit, daß er so eben habe an ihn schreiben wollen, um ihn darauf vorzubereiten, daß er zum Kanonikus gewählt werden würde, und ihm dringend anzurathen, diese Berufung nicht abzulehnen, wenn sie an ihn ergehen würde. Die Noth der Kirche, um welcher willen die Regierung eben Männer von seiner Gesinnung anzustellen wünsche, lege ihm diese Verpflichtung auf.

Als mir Carl bei seiner Rückkehr von den Absichten der Regierung erzählte, war meine erste Erwiederung: „Aber Du kannst es doch von Deinem Standpunkte aus nicht annehmen?" und wie war ich erstaunt, gerade von jener Seite den Rath zum Gegentheil, nämlich zur Annahme, zu erfahren. Es war aber noch ein anderer in Vorschlag — Hirschwälder aus Wien — und Carl sagte mir, er hoffte, daß auf diese Weise das Gewitter noch vorüber gehen würde. Da er nun über-

dieß der Meinung war, daß es mit der definitiven Berufung vielleicht noch ein halbes Jahr dauern könnte, so beunruhigte ich mich nicht, sondern befahl seinem himmlischen Führer die Sache.

Aber schon am 14. December wurde bei einem Diner in einer benachbarten hochgestellten Familie von Carl's Berufung zum Domherrn als von einem fait acompli gesprochen, was die Gräfin S. uns am anderen Morgen in großer Bewegung schriftlich mittheilte.

Wir hatten zu einer Geburtstagsfeier mehrfachen Besuch. Alle hofften und glaubten, Carl würde die Stelle ausschlagen; allein er meinte, auch dieser ungesuchten Lebensführung sich nicht entziehen zu dürfen. Aeußere Vortheile konnten ihn nicht dazu bestimmen, denn sein Einkommen sollte auf diesem Wege etwa um die Hälfte vermindert werden. Unser Haushalt mußte getrennt werden, denn sein Vater würde schon aus Gesundheitsrücksichten zu einem Umzug nach Breslau sich nicht haben entschließen können. Dagegen wurde er in seinem Entschluß bestärkt durch die Schwierigkeit, welche die Zerrissenheit der Kirche dem Predigtamt bereitete. Entgehen konnte er freilich ähnlichen Schwierigkeiten in keiner Weise, und es war sein fester Vorsatz, falls der Bischof ihn für das Kanonikat berief, nie und nimmer sein Bekenntniß zu verleugnen, sondern lieber dem Verlust des Amtes sich auszusetzen.

Das alles bewegte uns und den lieben Verwandtenkreis ungemein. Unser treuer Freund und Vetter, Graf S., Carl's Kirchenpatron, der so eben von einer Geschäftsreise zurückgekehrt

war, wo er die Nachricht von dessen Berufung nach Breslau bereits verbreitet gefunden hatte, kam sofort zu uns, um ihm, in der gewissen Voraussetzung, daß er die Domherrnstelle anzunehmen nicht wünschen würde, den Vorschlag zu machen, an seinen Arzt zu schreiben, von welchem jedenfalls unschwer ein Atteſt darüber zu erlangen sein würde, daß Carl seiner Gesundheit wegen Hohenfriedeberg nicht mit Breslau vertauschen dürfte. Es dauerte lange, bis Graf S. der Vorstellung nachgab, daß in dieser Sache persönliche Rücksichten nicht maßgebend sein könnten, indem dieselbe vielleicht eine göttliche Fügung wäre und höhere Interessen beträfe als das eigene Wohlergehen.

Während nun Carl über seine Handlungsweise im klaren zu sein hoffte, alle Zeitungsblätter seine Berufung zum Domherrn ankündigten, Gratulationsschreiben und Bewerbungsgesuche in Menge eingingen, einige ihn sogar schon als Bischof zu sehen meinten und behaupteten, daß der Ernennung zum Kanonikus bereits diese Intention zum Grunde liege; während Geistliche sich dem Patron als Bewerber um die Pfarrstelle vorstellten — blieb Carl selbst ohne allen direkten Bescheid von ministerieller wie von bischöflicher Seite, was auf die Länge nicht wenig peinlich wurde.

Anfang Januar 1872 reiste er daher nach Breslau, um durch den Fürstbischof selbst Klarheit über seine Lage zu gewinnen. Derselbe nahm ihn gütig und freundlich auf und äußerte sein Befremden, daß ihm noch keine offizielle Nachricht zugekommen wäre. Er hätte sie ihm nicht geben können, weil er (Carl) bekanntlich von der Regierung und zwar vom

Kaiser selbst definitiv ernannt worden wäre. Der Grund zu seiner Ernennung wäre seine vor dem 18. Juli geäußerte Gesinnung. Er hätte nicht Anstand genommen ihm ein Dignitätszeugniß auszustellen, wenn er ihn auch noch für etwas zu jung für diese Stellung hielte. Er freue sich der Wahl und hoffe eine Stütze in ihm zu finden u. s. w. Carl sprach ihm sein Befremden aus, wie er, nicht unbekannt mit seiner inneren Stellung zu den vaticanischen Beschlüssen, dennoch habe seine Einwilligung geben können. Der Bischof erwiederte, er fragte niemanden nach seiner Gesinnung und drängte auch die seinige niemandem auf; wo sein Strafverfahren provocirt worden wäre, hätte er nicht anders handeln können. Er selbst wäre der heftigste Gegner gewesen, aber nach dem Concil hätte man es anders anzusehen als vorher u. s. w.

Die aus dieser Unterredung empfangenen Eindrücke concentrirten sich bei Carl während seiner Heimreise in der Ueberzeugung, daß er die Ernennung zum Kanonikus ablehnen müßte, da er geradezu zweien Herren würde dienen müssen und in Conflicte und Schwierigkeiten gerathen würde, denen er nicht gewachsen wäre, indem er so wenig den Erwartungen und Anforderungen der Regierung und der Altkatholiken, als andererseits denen der Infallibilisten und Ultramontanen würde genügen können. Mit den letzteren könnte er sich nicht verständigen noch ihnen nachgeben; erstere verkännten seinen kirchlichen Standpunkt, den er, trotz des Widerspruchs gegen die vaticanischen Beschlüsse, nicht verlassen wollte.

Demzufolge schrieb er sogleich an den Fürstbischof: Der Grund, auf welchem seine Wahl beruhen solle, sei ihm bedenk-

lich geworden. Daß der Bischof in so gnädiger Weise darüber hinweg gesehen, sei ihm ein Zeichen unverdienten Wohlwollens. Wenngleich er das Vertrauen, mit welchem die Königliche Regierung ihm entgegen komme, hoch zu schätzen wisse, auch gewiß hoffe, es nicht zu mißbrauchen, so müsse er doch befürchten, den gehegten Erwartungen nicht entsprechen zu können. In seinem geistlichen Amte suche er heiligere Zwecke als nur diejenigen eines Staatsbeamten; wolle auch lieber seiner kirchlichen Behörde als der weltlichen es verdanken. Weil er nun nach beiden Seiten zu täuschen befürchten müsse, so bitte er um die Erlaubniß, die in Rede stehende Berufung, wenn sie an ihn gelangen werde, ablehnen zu dürfen."

Dieser Entschluß zur Resignation wurde, ehe die Antwort des Bischofs erfolgte, im engsten Kreise freudig begrüßt. Sein Vater hatte, ohne von obigem Briefe noch zu wissen, am Tage seiner Absendung geäußert, er hielte die Berufung in das Domkapitel für eine Versuchung vom bösen Feinde — in der Meinung, Carl würde einen Einfluß in altkatholischem Sinne auf den Bischof zu üben suchen — und war nun hoch erfreut über die neue Wendung der Dinge, die wir für das Endresultat ansahen, ohne die Möglichkeit in Abrede zu stellen, daß Carl noch zum Gehorsam verpflichtet werden könnte.

Dieß sollte nun in der That eintreten. Er erhielt ein Antwortschreiben des Bischofs vom 12. Januar, worin derselbe, anfänglich etwas ungehalten, das Unzulängliche der Begründung seiner Ablehnung nachweist und dann fortfährt: „Wenn Ew. Hochwürden daher keine triftigeren Gründe zur

Entsagung der ohne Ihr Zuthun Ihnen gewordenen Beförderung haben, so würde ich eine solche Entsagung oder vielmehr Abweisung nicht gerechtfertigt, nicht einmal entschuldbar finden, vielmehr hätte ich erwartet, Sie würden darin eine Weisung von oben erkennen, der Sie folgen müssen. Eine Erklärung über Ihre Stellung zum vaticanischen Concil und dessen Beschlüssen hat Ihnen niemand abzufordern als ich, Ihr Bischof, und ich habe angenommen, daß alle diejenigen, die sich nicht dagegen erklären, sich den Forderungen der Kirche unterworfen haben. Daß Sie bei dem beklagenswerthen Conflict zwischen Staat und Kirche nicht beiden Theilen gleichzeitig nach Wunsch und Willen dienen können, ist allerdings richtig — ich kann es auch nicht, und die Apostel haben es auch nicht gekonnt. Sie werden dem Kaiser geben was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist, und zu mir und dem Domkapitel hoffentlich das Vertrauen haben, daß wir Sie zu keinem Schritte drängen werden, der gegen Ihr Gewissen ist. Das alles erwägen Sie wohl, vor allem im Gebete und in der Berathung mit Gott, der Ihnen zeigen wird, was das Rechte ist."

Nach Empfang dieses Schreibens schien für Carl keine Wahl zu bleiben. Freilich hatte der Fürstbischof — so reflectirte ein Freund — von einer „Annahme" seinerseits geschrieben, welche, wie er aus Carl's Munde gehört hatte, bei diesem nicht zutraf, weßhalb ihn die Antwort nicht hätte überraschen können: „Da mein Schweigen über meine Ew. Fürstbischöflichen Gnaden bekannten Bedenken gegen die vaticanischen Concilbeschlüsse die Annahme nicht rechtfertigt, daß ich mich den Forderungen der

Kirche, insofern jene Beschlüsse darunter mitbegriffen werden, unterworfen habe, so sehe ich mich außer Stande, von meiner Entsagung zurück zu treten." Aber konnte er den Satz von der bischöflichen „Annahme" — in Verbindung mit dem vorhergehenden Satze, der das Recht, eine Erklärung über seine Stellung zum Concil von ihm zu fordern, niemandem außer seinem Bischofe zuerkennt — anders verstehen als so: „Warten Sie doch ruhig ab, ob ich eine Erklärung Ihnen abfordern werde; meiner Annahme gemäß, daß alle diejenigen, die sich nicht dagegen erklärt haben — und dieß haben Sie nicht gethan — sich den Forderungen der Kirche zu unterwerfen gewillt sind, werde ich so lange keine Erklärung von Ihnen verlangen, als die vatikanische Bestimmung: Si quis contradixerit (so jemand Widerspruch erhebt) nicht auf Sie anwendbar ist." Und befand sich denn der Hohenfriedeberger Pfarrer, der bischöflichen „Annahme" gegenüber, in wesentlich anderer Lage als der Breslauer Kanonikus? Gewiß nicht! — So glaubte denn Carl in dem Wunsche seines von ihm kindlich verehrten und geliebten Bischofs, seiner kirchlichen Autorität, nachdem er sich über seine Bedenken und Zweifel offen und rückhaltslos gegen denselben ausgesprochen hatte, den Willen Gottes zu erkennen, welchem er nun getrost alles Weitere anheim stellte, und so wurden auf's neue seine und unsere Gedanken von den bevorstehenden Veränderungen bewegt und in Anspruch genommen, zu mannigfacher Betrübniß und theilnehmender Besorgniß. An demselben Tage, der das bischöfliche Schreiben brachte, hatte die Gräfin S. so beglückt über die Ablehnung

geschrieben; die Gemeinde hatte beim Neujahrsumgang Carl so viel Anhänglichkeit gezeigt; uns war alles um uns her wie neu geschenkt erschienen, und liebe Freunde und Nachbaren hatten ihre Theilnahme an unserm Verbleiben im Pfarrhause so liebevoll ausgesprochen. Dennoch war es für alle Theile beruhigend, daß Carl jenen Schritt gethan, wonach nun sein Wille füglich nicht mehr maßgebend sein konnte.

Zunächst blieb alles beim Alten. Er ordnete seine Geschäfte in täglicher Erwartung des ministeriellen Rescriptes, aber in der Hoffnung, noch einen längern Aufschub erhalten zu können. Meinerseits war ich nicht ohne Skrupel über den vor uns liegenden Weg meines Sohnes. Es war mir Bedürfniß, noch die Stimme eines christlichen Freundes, zu dem ich besonders Vertrauen hatte, darüber zu hören. Seinem kirchlichen Standpunkte gemäß war er der Ueberzeugung, daß, wenn Carl in dem Glauben, daß auf dem ordnungsmäßigen Wege durch seinen Bischof der HErr ihm Seinen Willen kund gethan, diesen Weg gehe, er auch die nöthige Kraft und Segen dazu erhalten werde. Ich entgegnete: „Wenn aber der Bischof selbst auf falschem Wege wäre?“ Darüber hätte Carl nicht zu urtheilen, war seine Antwort. Hiemit konnte ich zwar von lutherischem Standpunkte aus nicht ganz übereinstimmen, aber es wurde mir immer mehr gewiß, daß der Bischof im Grunde der Seele in völliger Sinnesgemeinschaft mit Carl stände. Ich sprach ferner das Bedenken aus: „Es wäre vielleicht Carl's passive Haltung vor Gott nicht wohlgefällig gewesen, ‚die äußere Ehre und der schwerere Weg — wie P. B. sagte — wäre daher vielleicht als Züchtigung anzusehen.‘

Darauf gab der befragte Freund mir eine überaus schöne und trostreiche Antwort, ungefähr des Inhalts: „Gott verfährt mit den Menschen nicht nach Schablonen, sondern urtheilt nach dem Maß des Glaubens; daher kann keiner den eigenen Maßstab an die Handlungsweise des andern legen. Es kommt hauptsächlich auf die Lauterkeit einer Seele an, daß Gott ihr gnädig und sie vor ihm wohlgefällig sei."

Solche Stimmen milderten das für alle Theile ohnehin Schwere dieser Versetzung. Carl selbst nennt sie „eine bittere Pille in unserm friedlichen Stillleben"; findet sie störend eingreifend, und „wer weiß, was sie noch alles mit sich bringen wird?" — sein Vater schrieb aber im Februar: „Wir sehen noch immer einer amtlichen Ernennung meines Carl entgegen, und noch ist es möglich, daß der ganze Plan der Regierung durchkreuzt wird, was ich für Carl und uns als einen Segen erkennen würde."

So konnte die längere Verzögerung uns nur erwünscht sein, und wir wußten die uns noch zugezählten Tage und Wochen der Gemeinschaft um so höher zu schätzen. Carl sollte jedoch vor seinem Scheiden von Hohenfriedeberg als Freund und Seelsorger noch an einem furchtbaren Ereignisse Theil nehmen, welches über unsere geliebten Verwandten verhängt wurde. Am 6. Juli sollte die silberne Hochzeit des gräfl. S.'schen Ehepaars gefeiert werden, wozu glänzende Vorbereitungen getroffen wurden, und weit und breit waren vieler Gedanken und Hände dafür beschäftigt. Auch Carl hatte ein kleines Genrebild nach Ludwig Richter in Oel gemalt; eine Illustration des Liedes: „Nun danket alle Gott", wo dasselbe von einem länd-

lichen Chor vom Thurm herab geblasen und gesungen wird. Im Hintergrunde zeigt sich das Hohenfriedeberger Schloß und eine Fahne in zwiefachen Familienfarben vom Thurm aus darauf hinab wehend. Bei der Uebergabe des Bildes sollte unten vor der Hausthür derselbe Choral geblasen werden. Aber wie mußte alles so ganz anders kommen! Der einzige Sohn des Hauses, ein junger geschätzter und geliebter Offizier, der sich erst kürzlich verlobt hatte, stürzte mit dem Pferde am 2. Juli und erlebte den andern Morgen nicht mehr. Die Jubelfeier war in die allertiefste Trauer verwandelt worden, und die geladenen und ungeladenen Festgäste von fern und nah versammelten sich — nicht zu einem frohen Familienfesttage — sondern zum Begräbniß des einzigen, heißgeliebten Sohnes.

In Mecklenburg, wohin ich dringlicher Umstände wegen zwei Tage früher hatte abreisen müssen, erhielt ich diese erschütternde Kunde und einige Wochen später die Nachricht von der offiziellen Berufung meines Sohnes in das Domkapitel. Während meiner Abwesenheit fand denn auch das Abschiedsdiner statt, welches Carl seinen Confratres gab. In einem Toast sprach er denselben den Wunsch aus, daß die versammelten Hirten als treue Hirten einst mit ihm im himmlischen Vaterland vereinigt werden möchten. Er hätte einst den grünen Wald mit dem Eintritt in die Seelsorge vertauscht; jetzt müßte er dieses Amt mit dem grünen Tische vertauschen, und man würde sich wohl denken, welches von beidem er mit freudigerem Herzen gethan hätte. Die Meinigen hatten den Eindruck, als gehörte er schon nicht mehr recht unter die damals um seinen Tisch versammelte Geistlichkeit.

Es hatten im Laufe des Jahres eine Anzahl von Geistlichen sich zu der vakanten Pfarrstelle gemeldet. Die Wahl fiel im August auf einen würdigen Pfarrer, welchem Carl von Lauban aus nahe getreten war. Leider aber wechselte er mehrere Male den Bescheid. Bald nahm er die Stelle an, bald schlug er sie aus. Am 1. September war der Patron mit Familie, nach traurigem Abschied von Carl, in die Schweiz gereist. Dennoch mußte zu einer neuen Pfarrwahl geschritten werden. Ein Kaplan, dessen Carl sich vom Alumnat her in einer ihn empfehlenden Weise erinnerte, dessen Predigtgabe sehr gerühmt wurde, und der überdieß eine Lehrerstelle einige Zeit bekleidet hatte, daher für die Schulen einen günstigen Einfluß versprach, hatte sich wiederholt dringend an Carl gewandt, und so wurde nach schriftlichen Unterhandlungen mit dem Grafen S. in der Ferne, leider mit dem unglücklichsten Erfolge, diesem Bewerber die Pfarrstelle zugesprochen, unmittelbar ehe eine nochmalige telegraphische Depesche von dem Erstgewählten mit zusagender Antwort eintraf. Unübersehbar waren die Folgen von allen diesen Wandlungen.

Während Carl nun angestrengt thätig war, um seine Abgangs- und Umzugsgeschäfte zu ordnen, wurde ich krank, so daß ich glaubte, ich würde von unserm besondern „Hohenfriedeberg“ nicht mehr hinabsteigen, und Carl würde mich noch zur letzten Ruhestätte begleiten. In Gottes Rath war es anders beschlossen, aber ich durfte weder Haus noch Bett verlassen. Am Michaelisfeste hielt Carl seine Abschiedspredigt. Zwei Tage darauf zog der neue Pfarrer ein, und ich mußte ihm leider noch zur Last fallen, bis im Oktober die Witterung

etwas wärmer wurde und ich im Rollwagen, sorgfältig eingehüllt, die zweihundert Schritt bis in das neue Wohnhaus hinabgefahren und unter der Pflege einer grauen Schwester in Ruhe gebracht werden konnte. Es war mir schwer, so ohne gemeinsame Sammlung diese Scheidescenen unsers Ausgangs und Eingangs zu begehen, unter dem Eindruck, als hätte ich eine lange, dunkle Reise vom Pfarrhaus bis in das neue, mir noch so fremde „Heim" gemacht; aber ich selbst hatte Zeit und Stille genug gehabt, um Vergangenheit und Zukunft zu erwägen und mit dankbarem Rückblick die Wege eines jeden von uns unter die fernere göttliche Barmherzigkeit zu stellen.

Mein lieber Carl und seine jüngere Schwester, begleitet von einer in unserm Hausstande als treu und zuverlässig bewährten Dienerin, verließen uns am 9. Oktober, um nach dem gemeinschaftlichen Gesange des Liedes: „Ach bleib mit Deiner Gnade" ein jeder auf seinen Weg Gnade und Segen mitzunehmen.

Die Nachrichten aus der ersten Zeit in Breslau verriethen nicht gerade ein Wohlgefallen an den neuen Verhältnissen. Carl schrieb uns: „Agnes scheint sich bis jetzt besser zu gefallen in ihrer Würde, als ich in der meinigen. In allzuviel Form und Etiquette paßt ein formloser Mensch sehr wenig, und noch weniger ein in geistiger Beziehung Nichtshabender unter Vielhabende. Trägt man mich, so werde ich es dankbar annehmen; trägt man mich nicht, so wird es meine Schuld sein. Man begegnet mir allseitig freundlich und zuvorkommend. Gebe Gott, daß es gegenseitig immer so bleibe, und daß es auch auf Wahrheit und Aufrichtigkeit beruhe."

Die Geschäftslosigkeit in seinem neuen Stande war ihm oft drückend, daher er auch um so lieber auf den Wunsch eines Vetters, seinen Sohn in Pension zu nehmen, einging. Auch war seine Gesundheit mehr oder weniger leidend. Wenn man seine öfteren leiseren und lauteren Klagen liest, wie unter Störungen des leiblichen Befindens sein Geist sich gedrückt fühlte, so treten im Vergleich damit die Wunder der göttlichen Gnade in seiner letzten Leidensschule um so mächtiger hervor. Er äußert unter anderm, daß er durch seine Stimmung bei physischen Beschwerden andern zur Last falle, und fährt dann fort: „Die Zusammengehörigkeit von Leib und Seele macht sich leider nicht bloß in angenehmen Dingen geltend, sondern auch in den unangenehmen. Nur Eins erweist sich stärker als der leibliche Einfluß, das ist die Gnade Gottes. Doch muß man derselben auch mehr Einfluß einräumen, als ich dieß zu thun pflege, wenn sie ihre Stärke darthun soll. Dieß die Lösung des Räthsels meines mir selbst oft unausstehlichen Verhaltens."

Nach den ersten Wochen unserer Trennung schrieb ich ihm: „Das erste Ziel meiner schriftlichen Grüße nach meiner Krankheitsreise in die neue Heimath mußtest von Rechts wegen Du sein, mein geliebter Sohn." Dann berichtete ich: „P. Besser besuchte uns gestern Abend spät und hat diesen Morgen auf meine Bitte über unsere Wohnung ein schönes Weihegebet gesprochen nach Hebr. 3, 4: „Ein jegliches Haus wird von jemand bereitet; der aber alles bereitet, das ist Gott." Da hat er nun zunächst mit warmem Dank in unserm Namen dieses „Jemands" gedacht, ‚der in so großer Liebe uns eine

so freundliche Stätte hier bereitet,' und dem es Gott ‚gegönnt' hat, daß er eines reichen Segens nach dem vierten Gebote theilhaftig werde. In solchem Sinne will ich in unsern behaglichen und bequemen Räumen täglich in dankbarer Liebe Deiner gedenken."

Um die Zeit seiner Versetzung trug sich auch manches Erfreuliche bei seinen Geschwistern zu, als sollten wir vor dem Ernst der uns allen bevorstehenden Erfahrungen erst noch die Güte Gottes in vollem Maße schmecken. Seine ältere Schwester war nach langjährigen Leiden durch die gesegnete Kur des homöopathischen Arztes Dr. Jakobi in Berlin völlig hergestellt. Sein jüngster Bruder feierte im November seine Verbindung mit einer Tochter des Geheimenraths Mendelssohn-Bartholdy. Diese frohe Hochzeitsfeier vereinigte uns alle in Berlin, außer seinem Bruder Ferdinand, der aber einige Tage darauf durch seine Rückkehr nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit uns hoch beglückte und erfreute. Das Weihnachtsfest versammelte auch ihn mit uns in der geräumigen Breslauer Curie — das letzte frohe und ungetrübte Zusammensein in der Lebensgeschichte meines theuren Sohnes.

Nachdem ich nun denselben bis zum Beginn seiner innern Feuerprobe in der Conflictszeit begleitet habe, überlasse ich die Zeichnung dieser Periode der geübteren Hand eines treuen Freundes, der in tiefem Verständniß seines Wesens so manche Handreichung des Trostes und der Stärkung ihm geleistet, in harrender Liebe seinen Wegen von ferne nachgehend — bis mein geliebter Sohn vom Kampfplatz zurücktritt, und ich endlich in seiner äußern Feuerprobe die letzte schmerzlichste

und dennoch köstliche Mutterpflicht an ihm üben sollte und durfte. Der Weg dahin geht zunächst noch durch ein rauhes, dornenvolles Gebiet, auf welchem man, ohne mitverwundet zu werden, ihn kaum wird begleiten können, denn es hat sich bei eingehender Rückerinnerung und Vergegenwärtigung jenes verhängnißvollen Conflictes sowohl in den Thatsachen, als in den daraus erzeugten — brieflich fixirten — Stimmungen eine so scharfe Polemik herausgestellt, daß ich, selbst bei einer vom Geiste der Wahrheit und Gewissenhaftigkeit durchdrungenen, allein die Ehre Gottes suchenden Darstellung nur mit Zagen die aufregenden Bilder jener Zeit wieder aufrollen und der Veröffentlichung preisgeben sehe. Am meisten aber möchte ich für die scharfen, rücksichtslosen Angriffe aus meinen eigenen Briefen, um der provocirenden Umstände willen, mir ein nachsichtiges Urtheil erbitten, als wonach sie gleichsam als ein Angst- und Weheruf des gepreßten Herzens betrachtet sein möchten über die schweren Anfechtungen, Versuchungen und Kämpfe meines theuren Sohnes, denen sein ganz dem inneren Leben zugewandter, im Frieden Gottes zu ruhen gewöhnter Sinn so gar nicht gewachsen war. Gleichwohl ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß diese meine Seelenstimmung schon durch die Vorgeschichte, seit mir die katholische Kirche in ganz veränderter Gestalt erschien, sich vorbereitet hatte. Möchte der HErr des Friedens jede Störung fern halten, welche irgend einer Seele durch dieses Lebensbild bereitet werden könnte, oder wo solche unvermeidlich wäre, sie doch in Seiner Gnade zum Segen wenden.

6.

Conflictszeit.

1873.

Der HErr läßt es den Aufrichtigen gelingen und beschirmt die Frommen; Er behütet die, so recht thun, und bewahrt den Weg Seiner Heiligen.
Spr. 2, 7. 8.

So that sich denn vor unserm Freunde*) die Thür des Jahres auf, welches den Friedfertigen auf den Kampfplatz führen sollte. Hätte ein Engel mit ihm geredet und ihm angekündigt, was im kommenden Jahre seiner wartete, wie würde er sich gerüstet haben? Nun, der HErr hat ihn gerüstet. Wir dürfen eintreten in das Kämmerlein, wo er am letzten Abende des Jahres 1872 sein Herz vor Gott ausschüttet. „Das da nichts ist, das hat Gott erwählt, daß Er zu nichte mache, was etwas ist" (1 Cor. 1, 28) — siehe da den Weg, auf welchem der HErr Seine Heiligen führt

---

*) Diesen 6. Abschnitt wie den Haupttheil des folgenden hat auf meine Bitte der Freund meines seligen Sohnes Carl, D. Besser, geschrieben. F. v. R.

und fürs Himmelreich erzieht. Wen Er frühe füllen will mit Seiner Gnade und zum Ueberwinden rüsten, den leert Er zuvor aus von aller Selbstzufriedenheit und allem Selbstvertrauen. Das Bußgewand ist das rechte Kriegskleid der Streiter JEsu Christi.

„Ein ablaufendes Jahr soll jetzt geschlossen werden," schreibt v. R. in seinem Tagebuche. „Wie bald wird auch das ablaufende Leben zu beschließen sein? Schließe ich es nicht besser, als wie ich dieß Jahr durchlebt habe, dann ist mir sehr bange, denn mein Gewissen klagt mich an, daß mein Leben in diesem Jahre kaum von ferne das war, was es hätte sein sollen. Ich stand Gott leider oft sehr wenig nahe, war in sehr vielem recht nachlässig, war größtentheils über die Maßen lau und kalt. Mein Eifer war erstaunlich gering; Liebe bildete ich mir ein zu haben, allein wie darf ich's wagen, solches In-sich-selbst-Versunkensein Liebe zu nennen? Gott hat den Funken noch glimmend erhalten, aber mehr als ein Glimmen der Seele ist es nicht gewesen. Ach, ach, ach! Wie schmerzlich, daß ich mich in meiner Schwachheit so gehen lasse, anstatt aufzustehen und aus der Lebensquelle zu schöpfen und zu trinken, um zu leben und in ihr aufzugehen vor Lust und Liebe, vor Freude und Dank, in Treue und Erkenntlichkeit! Mein HErr und mein Gott, ich bin tief bewegt wegen meiner Erbärmlichkeit und Verabscheuungswürdigkeit gegenüber der strahlenden Gnadensonne, Liebessonne, Segenssonne, welche Du bist und mir das ganze Jahr hindurch trotz meiner Unwürdigkeit warest. Wie kann ich Dich genug preisen, wie kann ich Dir genug danken? Glücklich bin ich über Deine

Nähe, über Deinen Beſitz, über Deine Langmuth, über Deine große Liebe, über alle Deine nie genug zu preiſenden Abſichten, die Du mit den Sündern — alſo auch mit mir — haſt, ſo daß ich den Muth nicht brauche ſinken zu laſſen, ja! daß ich freveln würde gegen Dich, wollte ich dieß thun. Darum ſchließe ich das Jahr bei tiefſter Beſchämung doch mit erquickendſtem, wohlthuendſtem Vertrauen. Wie gut, wie herrlich, wie groß, wie unbegreiflich biſt Du, mein HErr und mein Gott! Ich will mich aufmachen und das kommende Jahr ein recht Gott geweihtes Jahr ſein laſſen. HErr, hilf mir dazu! aber mit ſtarkem, ſehr ſtarkem Arme, da Deine Hülfe ſtärker ſein muß als meine große, übergroße Schwachheit. Ich hoffe und — danke von ganzem Herzen. Höre meinen Dank und laß mich in meinem Elend nicht liegen, zu Deiner Ehre. Amen."

Unverborgen war es ihm, daß der Zeit des Schweigens von ſeinem inneren Conflicte mit den vaticaniſchen Decreten an jedem Tage ein Ende geſetzt werden konnte. Der grundſätzlichen Geſchiedenheit vom römiſchen Weſen, worin er ſich längſt befand und ſtetig zunahm, war er ſich freilich noch nicht klar bewußt; ſonſt würde ſich dem Trachten nach dem Reiche Gottes, welches als abſolut höchſtes Intereſſe ihn beherrſchte, ein kürzerer und ebnerer Weg erboten haben, als der beſchwerliche Umweg, worauf wir ihn nun begleiten müſſen. Eins aber ſtand ihm feſt: nichts konnte er thun wider die Wahrheit, die ſich ihm zu erkennen gegeben hatte. Hielt er ſich bei ſeiner aufrichtig geringen Meinung von ſich ſelber für zu ſchwach und zu unbedeutend, um für die Wahrheit die

Offensive zu ergreifen, so sollte sich seine Stärke in der Defensive bald auf die rechte Probe gestellt finden. An seinem lautern Wahrheitssinne mußte sich der Streit entzünden, in welchem ihn die Gnade Gottes zum endlichen Siege hinangeführt hat.

Am 24. Januar 1873 überreichte das Breslauer Domkapitel dem Fürstbischofe eine Adresse, worin demselben gegenüber den „Maßnahmen und Gesetzesvorschlägen, welche die verfassungsmäßig garantirte Freiheit und Selbstständigkeit der katholischen Kirche vollständig unterbinden und die Bischöfe, wenn sie, wie es ihnen gewissenshalber nicht anders möglich, ihre beschworenen Hirtenpflichten wahren wollen, in die äußersten Gefahren versetzen," die Versicherung ausgesprochen wurde, daß die unterzeichneten Mitglieder des Domkapitels „bei gewissenhafter Inachtnahme ihrer staatsbürgerlichen Pflichten und unverbrüchlichster Treue gegen ihren Kaiser und König, ihrem Religionseid entsprechend, jederzeit mit ihrem Bischof für die unveräußerlichen Rechte der heiligen Kirche einzustehen gewillt und entschlossen seien." Unter den Unterschriften dieser Adresse fehlte die des Domherrn Frhrn. v. Richthofen. Weßhalb? Etwa weil derselbe ein Freund der von seinen Amtsgenossen beklagten staatlichen „Maßnahmen und Gesetzesvorschläge" gewesen wäre? Keineswegs! „Segen für den Staat erwarte ich hievon nicht," schreibt er in einem Briefe an seine Mutter vom 31. Januar, „so sehr ich von den guten Absichten des Kaisers überzeugt bin. Das Haus wird ohne Gott gebaut, und die glaubenslosen Elemente gewinnen eine Herrschaft, deren Erfolge man nur fürchten kann. Allein für die Kirche — und

das ist mir die Hauptsache — erwarte ich mehr als meine Umgebung. Sie wird zwar jetzt in eine enge Zwangsjacke gesteckt, und ihre freie Thätigkeit und Entwicklung nach *außen* wird ihr gewaltig beschränkt; allein ich erwarte als Folge dessen die Entwicklung einer um so größeren Thätigkeit nach *innen*, ich erwarte den Ausbau des Reiches Gottes auf *dem* Felde, wohin es gehört. Es wird die Zahl der Anhänger des Reiches Gottes vermuthlich sehr zusammenschmelzen; allein ich hoffe, es werden gesündere Christen sein, als wir sie jetzt aufzuweisen haben. Dann wird ein gedeihlicher Aufbau wieder beginnen unter der Herrschaft Dessen, der da sagt: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde! Es kann durch die schlimmsten Lagen hindurchgehen, aber der Sieg muß doch dem Reiche Gottes bleiben. Ich bin also kein Schwarzseher, so sehr auch die Zeiten danach angethan sind es zu werden, denn ich sehe über die Zeit der Demüthigung hinaus nach jener Zeit hin, wo Himmel und Erde sich einander wieder näher treten werden, und das kann ja nicht ausbleiben. Wohl werden Tausende zur Rechten und Zehntausende zur Linken fallen, und die Kinder des Reichs werden schwere Feuerproben zu bestehen haben — wohl weniger von Staatsseite, als von den eigenen Brüdern; aber die Absichten Gottes müßten nicht anbetungswürdig sein, wenn sie nicht durch die Züchtigung zur Herrlichkeit führen sollten."

Dennoch würde v. R. die Adresse der Domkapitulare an den Fürstbischof wahrscheinlich mit unterzeichnet haben, hätte dieselbe nicht den Satz enthalten: Durch die beabsichtigten Staatsgesetze würden „*ungeahnter*" Weise schwere Wirren

und Kämpfe heraufbeschworen, „welche die Kirche nicht verschuldet“ hätte.*) Das mit auszusprechen wehrte ihm die Lauterkeit seines Charakters. „So sehr ich auch wünsche,“ hatte er unter den ihm vorgelegten Adreßentwurf geschrieben, „dem hochwürdigen Herrn Fürstbischof ein Zeugniß der Theilnahme in der gegenwärtigen Prüfungszeit zu geben, und so gern ich das bereits mich bindende Versprechen gegen Gott, Seine Kirche und unser von Ihm uns gegebenes Oberhaupt wiederholen würde, wenn es nothwendig wäre, so thut es mir doch leid, in den Ausdruck vorstehender Adresse nicht einstimmen zu können, indem ich keineswegs glaube, daß der gegenwärtige Sturm gegen die Kirche ohne Verschulden ihrer Glieder entstanden sei; ich halte im Gegentheil denselben für eine von ihnen verschuldete und provocirte Züchtigung, die von Gott kommt, die uns tief demüthigen, ohne Zweifel aber auch zum Heile und zum ersehnten Frieden führen soll, wenn wir den Absichten Gottes zu entsprechen suchen.“ In gleichem Sinne schrieb er an den Fürstbischof selbst, und von diesem

*) In dem Protest der sechzig Bischöfe gegen den Geschäftsgang des vatikanischen Concils spricht sich die hier in Abrede gestellte Verschuldung und Ahnung aufs bestimmteste so aus: „Es bleibt uns nichts übrig als . . . Reclamation und Protest zu erheben, damit wir auf diese Weise die Rechenschaft für die unheilvollen Folgen, welche ohne Zweifel bald eintreten werden, ja schon jetzt eintreten, sowohl vor den Menschen als auch in dem furchtbaren Gerichte Gottes, soweit die Sache uns angeht, von uns ablehnen. Dieses Schreiben soll dieß ewig bekunden.“

ist er wohl nicht unverstanden geblieben mit dem Wunsche: „Gott wolle gnädig unsern Christen das demüthige und gebrochene Herz schenken, welches Er nicht verschmäht, damit die ersehnte Erhöhung bald wiederkehre! Ermuthigt in dem Bewußtsein, daß, wenn Gott für uns ist, niemand wider uns sein mag, und getröstet in der Hoffnung auf den dem Reiche Gottes verheißenen Sieg, wünsche ich Euer Fürstl. Gnaden aus tiefster Seele einen auf Wahrheit und Demuth gegründeten unerschütterlichen und freudigen Muth für das Bekenntniß des Reiches Gottes und dazu reichlich die Gaben des Heiligen Geistes."

Ehe wir weiter zusehen, wie die Nichttheilnahme an einer Adresse, welche für die vaticanisch verfaßte katholische Kirche um ihrer Drangsale willen den Stand des Martyriums beanspruchte, zum Anfange eines Conflicts wurde, den v. R. durchaus nicht suchte, sondern, wo irgend möglich, zu vermeiden wünschte, ist uns ein Blick vergönnt in den kindlichen Geist, worin er zu Gott dem Vater durch Christum Zugang hatte und Seiner herrlichen Leitung den Weg befahl, den er gehen sollte. Seine Mutter hatte ihre Geburtstagswünsche (zum 31. Januar) für den geliebten Sohn zusammen gefaßt in dem einen Wunsche, „daß der HErr Dich in Seiner Gnade und Kindschaft erhalte, denn damit sind ja alle Güter und Verheißungen, Friede und Freude Dein eigen." Als sie dieß schrieb, wußte sie noch nichts von dem Vorfalle, der dem also Beglückwünschten die Wahl zwischen dem Frieden mit Gott und dem Frieden mit Bischof und Domkapitel vorgelegt hatte. Vielleicht konnten sich ja die heraufziehenden Wetter-

wolken noch einmal zertheilen, deßhalb hatte der Sohn aus ſchonender Rückſicht für ſeinen Vater brieflicher Mittheilung ſich enthalten und wollte lieber bald mündlich in Hohenfriedeberg ſich ausſprechen. Auch in dem vorhin ſchon angeführten Briefe, den er am Abend ſeines Geburtstages an ſeine Mutter ſchrieb, erwähnt er die Adreß-Geſchichte noch nicht ausdrücklich; wohl aber dankt er innig für den mütterlichen Segenswunſch, der ihm gerade das zuſpreche, was ihm die einzig richtige Stellung inmitten von Verhältniſſen geben könne, die ſich von Tag zu Tag ſchwieriger geſtalteten. „Wahre Kindſchaft Gottes aber erhält den Blick offen nach allen Richtungen hin und giebt zugleich Feſtigkeit und jenen Muth, wie ihn die Apoſtel vor dem Hohenrathe der Juden, wie ihn Johannes Herodes gegenüber, wie ihn Stephanus vor ſeinen Richtern an den Tag legte. Wahre Kindſchaft Gottes verletzt nicht die Liebe und bewahrt innerlich Ruhe ſelbſt im Sturme. Wahre Kindſchaft Gottes wird ihre ſehr großen Schmerzen haben und kaum ohne ſchweres Kreuz ſein, gleichwohl aber mit Freudigkeit bekennen. Wahre Kindſchaft kann in keine falſche Stellung zum Reiche Gottes gerathen, wird alſo, auch wo ſie mißverſtanden wird, demſelben nur dienen, nicht ſchaden. Das ſind Gedanken, die ich mir recht vor die Seele führe, um mich ſtark zu machen in dem Bewußtſein deſſen, was mir noththut und wonach ich zu ringen habe. Daß mich dabei Deine Fürbitte unterſtützt, iſt mir eine tröſtliche Gewißheit, und Gott wolle es Dir ſegnen! Ich habe meinen Anker in dieſen Tagen auf's neue ausgeworfen, um ihn feſten Grund faſſen zu laſſen in Ihm, der das Haupt

ist, und dessen Glieder wir sein sollen. So lange der Anker hält, wird mich die Schwachheit nicht zu Grunde richten; so lange das Band, das mich kettet, hält, werden Stürme und Versuchungen mich nicht überwältigen. Je unbedeutender man ist, um so mehr möchte man sich erbitten und erringen, um alles das zu sein, was man sein sollte. Wir arbeiten merkwürdigen Zuständen entgegen, und ich bin höchst gespannt, wie dieselben sich entwickeln und endigen werden. Nur freilich wünschte ich, in diese Entwicklung oder Verwicklung nicht mit hinein gezogen zu werden; verstanden werde ich doch nicht, was kann ich also erwarten?" Nachdem er sich dann über seine Erwartungen einerseits für den Staat, anderseits für die Kirche in der oben mitgetheilten Weise geäußert, fügt er hinzu: „Das ist nun in der Theorie alles sehr schön; allein wenn die Feuerprobe an einen heran treten wird, wenn trotz Schwachheit und Unwissenheit bekannt werden muß — was wird dann werden? Da helfe Gott!"

Und Gott hat ihm geholfen, weil er sich helfen lassen wollte. Nicht ohne Straucheln und Fallen ist er auf dem vom HErrn bewahrten Wege Seiner Heiligen vorwärts gegangen; aber vor Liegenbleiben hat ihn der HErr behütet, weil er von ganzem Herzen recht thun wollte, beschirmt hat ihn der HErr vor dem Argen, weil sich seine Frömmigkeit mit der Sünde um keinen Preis abfinden konnte — dem Aufrichtigen hat es der HErr endlich doch gelingen lassen.

Es wird dem Sinne unsers seligen Freundes entsprechen, wenn die Mittheilungen über seine Erlebnisse in den Anfangsstadien des über ihn gekommenen Conflicts sich auf das

zum Verständniß seines Handelns Erforderliche beschränken. Ein eingehendes Gespräch mit seinem Bischofe, welchem er mit aufrichtiger Pietät ergeben war, bewegte ihn zu dem Entschlusse, zur Vermeidung von Anstoß und Aergerniß um Entlassung aus seiner Domherrnstellung zu bitten. Er wollte sich dann ins Privatleben zurück ziehen und dachte — jetzt wie schon früher — daran, nach Düsseldorf zu gehen, um sich der Malerei zu widmen. Von nahbefreundeter Seite redete man ihm dringend zu, seine Stellung schlechterdings nicht aufzugeben; aber zum „Vorkämpfer", wozu man ihn gern gehabt hätte, fühlte er sich gar nicht tauglich, und seiner Neigung hätte es tausendmal mehr entsprochen, sich in die Stille zu begeben. Wider sein Erwarten jedoch billigte der Fürstbischof diesen Entschluß nicht, und das Domkapitel, dem er davon Anzeige gemacht hatte, sprach ihm in einem sehr freundlichen, amtsbrüderlichen Schreiben (vom 27. Januar) das „aufrichtigste Bedauern" darüber aus, mit dem „wohlwollenden Rathe", den beabsichtigten Schritt doch ja nicht zu übereilen. Als nun v. R. seinen Amtgenossen für ihre Theilnahme brieflich dankte und ihnen anzeigte, daß er dem Wunsche des Herrn Fürstbischofs zufolge von seinem Entlassungsgesuche zurücktreten werde, fanden sich zwei Domherren zu dem Antrage veranlaßt: das Domkapitel möchte von Freiherrn v. R. eine Erklärung über seine kirchliche Gesinnung verlangen. Dieser Antrag kam in der Kapitelsitzung vom 7. Februar zur Sprache. Zuvörderst berief sich v. R. auf das ihm gegebene Wort, daß er über seine Glaubensüberzeugung niemandem Rechenschaft zu geben schul-

dig sei, als allein seinem Bischofe, und diesem wäre dieselbe bekannt. Gleichwohl erklärte er sich bereit, über seine kirchliche Gesinnung offne Auskunft geben zu wollen, wenn der Fürstbischof solches für gut befinden sollte. Von Freundesseite wurde ihm diese Bereitwilligkeit widerrathen, doch eben seinem Bischofe glaubte er sie schuldig zu sein.

Dieß geschah am Vormittage des Geburtstags seines Vaters. Nachmittags eilte er mit seiner Schwester Agnes nach Hohenfriedeberg. Nicht unerwartet kam seiner Mutter, an diesem sonst so fröhlichen Tage, der Klang des Schwertes, von welchem der HErr Matth. 10, 34 redet. In welcher Stimmung sie am andern Morgen von dem geliebten Sohne Abschied nahm, zeigt ein Brief an ihre Tochter Mathilde (Baronin Maltzan), worin sie schreibt: zwei Schriftworte bewege sie besonders im Herzen, das eine: „Der HErr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein," und das andere: „Der Mensch glaubte dem Worte, das JEsus zu ihm sagte, und ging hin."

Der Fürstbischof hatte sich für die Abgabe der vom Domkapitel verlangten Erklärung entschieden — die „Feuerprobe" war also gekommen. O wie unsäglich schwer fiel dem an die Autorität der Kirche Gebundenen die allmähliche Lösung dieses Bandes, nach dessen überschwänglichem Ersatze im Worte Gottes er wohl sehnlich die Hand ausstreckte, jedoch den Felsen der Gewißheit: „Es steht geschrieben" im Glaubenssprunge zu umklammern sich noch nicht getraute. Und dabei fand er sich umworben und bedrängt von den beiden Parteien, der päpstlich-katholischen und der staatskatholischen, deren eine an ihm

arbeitete, um von der Kirche — vermeintlich wohl auch von seiner Seele — Schaden abzuwenden, während die andere in ihm eine Spitze suchte, die sie in vorderster Reihe gegen den Feind vorschieben könnte. „Und nun," schrieb er am 14. Februar an seine Mutter, „stelle Dir das armselige Ich dabei vor, das vor allem andern den Weg der Wahrheit gehen möchte und doch so blind ist, und das sich darum so gern auf die angebotene Führung verlassen möchte; und doch sind die Führer nicht verantwortlich, sondern man bleibt es selbst. Da gilt es gewiß, seinen Compaß in Ordnung zu halten, sein Gewissen scharf unter Controlle zu nehmen, damit der richtige Weg nicht verfehlt werde. . . . Wie lebendig in mir der Wunsch ist, den himmlischen Steuermann mir warm zu halten, kannst Du Dir denken. Hoffentlich übernimmt Er das Lenken des Schiffleins, das sich den Versuchungswellen nicht gewachsen fühlt."

Dem Umstande, daß die Mutter durch Rücksichten, die sie zu respektiren hatte, auf eine Reise nach Breslau in diesen Tagen verzichten mußte, sind die Briefe zu verdanken, die Zeugniß von der zarten, geheiligten Mutterliebe geben, welche auch in dieser Anfechtungszeit sich bewähren sollte. „Es wird Dir ein Stein von der Seele genommen werden" — nämlich durch die bevorstehende Erklärung, schrieb sie am 16. Februar — „und eventuelle weitere Conflicte würden von dem nun eingenommenen offenen Standpunkte aus als natürliche Consequenzen desselben viel weniger peinlich sein, weil sie niemand überraschen könnten. Sollten sie zum äußersten führen und Deine Stellung sich als unhaltbar erweisen, so bist Du ja

sammt uns allen darauf vorbereitet. Mir gilt die Lauterkeit Deiner Gesinnung mehr als ohne dieselbe das höchste Glück und Ansehn vor der Welt. Ja, es giebt wohl keine höhere Ehre als um der Gerechtigkeit und der göttlichen Wahrheit willen Schmach zu leiden. . . . Aber wird es Dir möglich sein, immer klar zu unterscheiden und durch alle Verwirrung hindurch den rechten Weg und das rechte Maß zu erkennen? Ich hoffe auf Gott, welcher verheißen hat, uns fest zu behalten bis ans Ende. Solltest Du noch mit bestem Willen und Streben momentan in Schwanken und Straucheln gerathen, so wird der HErr es zum Besten zu lenken wissen, und diejenigen werden es zu verantworten haben, die das Licht verdunkeln und Weg und Ziel verrücken. . . . Wenn man unter solcher Trübsal an die Quelle des lebendigen Wassers hintritt, um daraus zu schöpfen, so strömt es so gewaltig und so reichhaltig, daß man in dem schwachen Gefäß es kaum alles aufzunehmen vermag. Lies nur fleißig in den Psalmen — inwieweit eine andere Uebersetzung als die unsrige mir für solche Zeiten das sein könnte, weiß ich freilich nicht — da ist alles voraus erfahren, was Du jetzt nach innen und außen erlebst, und Stärkung und Trost vollauf dafür geboten." Am folgenden Tage schickte sie ihm einige Zeilen zu, die sie nach Lesen des Hirtenbriefs des Bischofs von Ermland niedergeschrieben hatte. Im Innersten bewegt durch dieses bischöfliche Zeugniß und zum Theil voll Sympathie dafür, wandte sie sich doch ab von der hier versuchten Beweisführung, daß in den vaticanischen Beschlüssen Aussprüche des Heiligen Geistes zu ehren seien, denn sie verstand

nicht, wie das klügste Raisonniren, daß Geist und Kirche sich nicht widersprechen können, den Stachel im Gewissen vormaliger Concilgegner und nunmehriger Concilvertheidiger abzustumpfen im Stande wäre. Durch Erfahrung vertraut mit der unbeugsamen und unnachgiebigen Macht des Geistes der Wahrheit im christlichen Gewissen, wußte sie freilich, daß nur durch die Einsprache des äußerlichen Wortes Gottes ins Herz das unumstößliche Wahrheitsbewußtsein entsteht, welches durch keinerlei Neigung sich beeinfluſſen und bestimmen läßt. In diesem Sinne schreibt sie: „Der Geist redet deutlicher durch die Zeugnisse im geschriebenen Worte, als durch den Mund der Kirche der Gegenwart, und findet seinen Ausdruck in dem Satze: Nicht Autorität, nicht Majorität, sondern Wahrheit. In jedem Streite innerhalb der Kirche gilt es deßhalb wohl, sich unter das Licht und Wort der apostolischen, der Urkirche zu stellen. Dieß verhilft zu Klarheit und Ruhe."

Stärkend — doch vielleicht noch zu stark — war solche reformatorische Speise für einen Zögling der katholischen Kirche, der seine Zweifel an den vaticanischen Lehrentscheidungen durch die Bezweiflung der apostolisch-katholischen Würde und Gültigkeit dieses Concils zu legitimiren sich bemühte. Wohl arbeiteten in seinem Gemüthe evangelische, aus dem Geiste des rechtfertigenden Glaubens geborene Gedanken, und wir werden sehen, wie ihm der andere Geist, der nun in vollbewußter Macht ihm entgegen trat, dazu dienen mußte, ihn allmählich zur Klarheit über sich selbst zu bringen. Einstweilen aber hielt er es noch für möglich, mit seiner

Glaubensüberzeugung innerhalb der römisch-katholischen Kirche Raum zu behalten. Die ihm abgeforderte Erklärung las er am 21. Februar in einer Domkapitel-Sitzung vor. Das Concept des ursprünglichen Wortlauts derselben hat auf persönlich wohlgemeinten Rath etliche „Milderungen in der Form" erfahren; es ist nicht uninteressant, in diesen ihm angerathenen Form-Milderungen den dringenden Wunsch wahrzunehmen, daß er sich möglich erhalten sollte.

Zuerst weist die Erklärung hin auf das Zeugniß der Gemeinden, in deren Mitte v. R. seit seinem Eintritt ins Priesterthum gewirkt habe; auch nicht ein unkirchliches Wort jemals aus seinem Munde gehört zu haben, würden diese ihm gern bezeugen, und sie dürfte er überhaupt getrost zu Zeugen dafür annehmen, daß er unter ihnen mehr zum Nutzen und Segen, als zum Schaden und Verderben der Kirche seines Amts gewartet habe. Solche Zeugnisse aber böten einen weit gewichtigeren Anhalt zur richtigen Beurtheilung seiner kirchlichen Gesinnung als bloße dehnbare Worte, die nicht immer mit der innern Gesinnung vollständig übereinstimmten. „Da ich mir nun nicht bewußt bin," fährt die Erklärung fort, „daß sich meine Gesinnung geändert hat, so glaube ich auch, daß unter dem gleichen Segen von oben die Kirche einen Schaden durch meine fernere Thätigkeit nicht werde zu befürchten haben, um so weniger, je mehr ich über das, was meinem Gewissen Bedenken macht, zu schweigen pflege. Allein gerade dieß Letztere ist ja der Grund, warum ich zur Verantwortung gezogen werde und worüber ich mich zu rechtfertigen habe. Darum will ich hier offen sein, damit Sie richtig urtheilen können.

Nur bitte ich, mich nicht zu verurtheilen, indem ich an das Wort der heiligen Schrift erinnere: ‚Wer an den Sohn Gottes glaubt, wird nicht verurtheilt, ſondern ſoll das ewige Leben haben‘ (Joh. 3).

Ich glaube mit der ganzen katholiſchen Kirche, daß ein freies ökumeniſches Concil, unter dem Vorſitz des Papſtes und unter Anrufung des Heiligen Geiſtes, diejenige Autorität und Offenbarungsquelle für uns ſei, welche in zweifelhaften Glaubensſachen den Ausſchlag zu geben hat, und der wir uns — ſofern nicht die heilige Schrift und die Tradition etwas Anderes lehren — gläubig zu unterwerfen haben. Auf Grund dieſer Ueberzeugung erſchrecke ich faſt vor mir ſelbſt, wenn ich mir gegenwärtig den Anſchein gebe, als wollte ich mich dem letzten Concil nicht in allen Stücken unterwerfen, oder als wollte ich über daſſelbe leichtſinnig und mißliebig urtheilen. Doch das ſei ferne von mir! Ich maße mir kein Urtheil über das Concil an, weder über ſeine inneren noch äußeren Angelegenheiten. Allein ich kann mich mancher betrübenden Eindrücke nicht erwehren, die wenigſtens ſcheinen, einigen Zweifeln Berechtigung zu gewähren. Wenn z. B. innerhalb und außerhalb des Concils Stimmen erſchollen, die von einer Beeinfluſſung deſſelben durch die leitende Partei redeten, ſo würde ich — wenn dem ſo wäre — keine Gewißheit darüber haben, ob das Reſultat auch eine Wirkung des Heiligen Geiſtes ſei. Ferner kann ich mich einem betrübenden Eindruck darüber nicht verſchließen, daß ſo viele, unter denen doch gewiß manche in innigſter Beziehung zu Gott ſtehen, die nur um des Gewiſſens willen dem Ausſpruch des Concils bisher fern ge-

blieben, durch denselben dem Anathema verfallen sind.*) Ein drittes Bedenken erwächst mir aus den Folgen des Concils. Viele, oft nicht die schlechtesten Katholiken sind an ihrer Mutter beinahe irre geworden. Wie viele fühlen sich in ihrem Gewissen bis heutigen Tages auf das äußerste bedrängt; wie trauriger Zwiespalt ist in so vielen Familien ausgebrochen; wie ist die Kirche an Ehre und Ansehen, selbst vor frommen Andersgläubigen, gesunken; wie ist der Eintritt in die Kirche erschwert; wie wesentlich haben die politischen Verhältnisse der Kirche gelitten! Alles dieß sind leider Thatsachen, die doch gewiß jeden ernstgesinnten katholischen Christen jetzt recht schwer drücken. Wenn ich daher die in mir entstandenen Bedenken bisher noch nicht habe überwinden können, so hoffe ich, Sie werden mir dieß nachfühlen können und verzeihen. Ich weiß, daß ich mit meiner Ueberzeugung im Widerspruch stehe mit sehr vielen Gliedern der Kirche, was mir überaus schwer zu tragen ist und worunter ich seit langer Zeit leide. Allein ich berufe mich auf das Urtheil Dessen, der Herzen und Nieren prüft, indem ich sage, daß nicht böser Wille, nicht Gleichgültigkeit oder Leichtsinn u. s. w. meiner Denkweise zu Grunde liegt,

*) Ursprünglich lautete an dieser Stelle die Erklärung so: „Wo offenbar ein festes Band zwischen Gott und der Seele besteht, da ist es mir durchaus unverständlich, wie man — nur um der Infallibilität willen — durch Anathem, Excommunication, Entziehung der Sacramente u. s. w. auf Erden ein Band lösen kann, das doch im Himmel nicht gelöst ist. Mir macht dieß den Eindruck, als sei es kein Sammeln der Heerde, sondern ein Zerstreuen derselben."

sondern daß es mir lediglich um das Reich Gottes und dessen Wahrheit zu thun ist. Sollte ich im Irrthum sein, so wird die Gnade Gottes, deren Einflusse ich mich nicht verschließe, mir sicherlich meine Zweifel noch lösen. — Ich darf wohl hoffen, meine hochw. Herren, daß Sie Sich mit dieser meiner offnen Erklärung werden genügen lassen, und daß Sie alles Weitere dem hochw. Herrn Fürstbischof überlassen werden. In Anbetracht dessen, daß wir in den wichtigsten Dingen unsers heiligen katholischen Glaubens Eines Sinnes und überreich sind an gemeinschaftlichen Gnaden und Segnungen Gottes, möchte ich schließlich noch fragen, ob es nicht besser sei, lieber dankerfüllt uns die Hand zu reichen, um Gott gemeinschaftlich zu preisen für Seine Gnadenreichthümer, als daß wir eine unheilvolle Zwietracht zwischen uns fortwuchern lassen um einer Lehre willen, von der doch das Himmelreich unmöglich abhangen kann. Sollten Sie jedoch glauben, es der Einheit der Kirche schuldig zu sein, den hochw. Herrn Fürstbischof zu Maßnahmen gegen mich veranlassen zu müssen, so daß ich der Welt zum Schauspiel würde: so werde ich mich den Absichten Gottes fügen, mich aber auch zu trösten suchen mit dem Bewußtsein, daß das letzte Urtheil, das Urtheil Gottes, noch nicht gefällt ist, daß die Gemeinschaft mit Ihm zu meiner Freude fortbestehen darf, und daß Er Seine Rebzweige darum zu beschneiden pflegt, daß sie fruchtbarer werden für das Himmelreich."

Wie mahnt doch diese Erklärung an den Spruch (von Matthias Claudius): „In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist." Daß der Durchbruch zur Freiheit

durch viele Schmerzen gehen müsse, ahnte der „edle Sklave" wohl, und nicht ohne Bangigkeit wartete er der kommenden Dinge. Die „mildere Form" der Erklärung hatte die beabsichtigte Wirkung nicht gehabt. „Zunächst," schreibt er schon am 21. Februar Abends an seine Mutter, „wird man mir wohl einen Termin stellen, bis zu welchem ich meine Ueberzeugung werde ändern sollen. Geschieht letzteres nicht, so wird, denke ich, der Stab über mich gebrochen werden. Das ist eine betrübende Aussicht, und das Leben wird sich mir dann hier zur Qual gestalten; doch es sind dieß ja alles vorausgesehene Dinge, und ich müßte nicht seit Jahren auf das Eintreten ernstlicher Prüfungen gewartet haben, wenn ich dieselben jetzt nicht ertragen wollte. Innerlich bin ich ruhig, wenn auch betrübt, und dieß in nicht geringem Grade; doch es wird ja alles heilsam sein, und Gott wird meiner nicht vergessen. Es ist besonders für uns Geistliche eine Zeit, die ein ernstes Bekenntniß verlangt. Viele machen es sich leicht, und ihr Gewissen scheint ihnen keine Schwierigkeit zu machen; ich finde einen Damm in dem meinigen, über den ich noch nicht hinweg kann, nämlich eben jenes unumstößliche Bewußtsein im tiefsten Herzensgrunde (wie Du es nennst), das man nicht verletzen darf, ohne damit seinen Frieden zu opfern. Vollkommen unterschreibe ich, daß die Wahrheit über Autorität und Majorität steht, außer wo in der letzteren die Kennzeichen für die Wahrheit selbst vorhanden sind, wo man also nicht erst zu prüfen, sondern nur anzunehmen braucht. Solche unbedingte Autorität erkennen wir ja gemeinschaftlich in dem Worte Gottes an, und macht man Erfahrungen, wie durch

das letzte Concil, dann steigt diese Glaubensquelle noch bedeutend an Werth, und man wird recht dringend auf sie hingewiesen. Ich wünsche mir die tiefgreifendste Empfänglichkeit für dieselbe."

Da die Adreß-Angelegenheit inzwischen in die Zeitungen gekommen war, so konnte es v. R. nicht länger mehr anstehen lassen, sich an seinen Vater über das auszusprechen, was diesen, wie er wußte, tief bekümmern würde. Er that dieß in einem Briefe (vom 22. Febr.), worin er das Vorgegangene erzählt und dann schreibt: „Ach dieß alles ist so schwer, daß mir Schwereres in meinem Leben noch nicht auferlegt ist. Zu meinem großen Schmerze wirst nun auch Du mit ins Leiden unter diesen Dingen hineingezogen, und das hätte ich doch um jeden Preis gern vermieden. . . . Glücklicher Weise weißt Du aber, wie ich es weiß, daß innere Gottesgemeinschaft wesentlicher ist, als das engste äußere Band. Ich danke Gott, daß das kirchliche Band mich ja auch mit umschließt, und nie genug kann ich Ihm danken für die Gnaden und Segnungen, die ich in Seiner Kirche, die mir überaus lieb und werth ist, tagtäglich empfange. Ist der Rebe aber nicht am Weinstocke, so nützt das Begießen desselben nichts; dagegen, ist er mit dem Weinstocke innig verbunden, so wird er des erquickenden Segens von außen entbehren können, wenn er ihm entzogen wird, ja, der Rebe wird beschnitten werden können, so daß er viel darunter leidet, und kann gleichwohl fruchtbar werden durch das innere Band, das ihn mit dem Weinstock verbindet. Du wirst selbst einsehen, daß mir alles, alles daran gelegen sein muß, dieß innere Band auf das

feſteſte zu knüpfen, damit ich nicht Schaden nehme an meiner Seele. Und ſo hoffe ich, wirſt auch Du, lieber Papa, das Vertrauen zu Gott haben, daß Er mich in meiner Noth nicht verlaſſen, ſondern durch die Stürme hindurch auch wieder zur Ruhe führen werde. So empfindlich ich für dieſe Stürme bin, weßhalb mir manchmal recht ſchwer zu Muthe iſt, ſo kann ich doch auch ſagen, daß der Kern der Seele bisher ruhig geblieben iſt, wie die Tiefe des Meeres bei ſturmbewegter Oberfläche. Aber ſchwer iſt's zu erkennen, ob dieſe innerſte Ruhe von Gott ſtammt, oder ob ſich der natürliche Menſch daſelbſt verbarrikadirt hat, um keinen Eindruck auf ſich hereindringen zu laſſen. Ich will abſichtlich in dieſer Hinſicht keine Entſcheidung mir ſelbſt abgeben, um in keine falſche Sicherheit mich einzuwiegen, ſondern dem Einfluß der Gnade Gottes unbedingten Eingang in das tiefſte Innere der Seele zu erhalten."

Was für eine Antwort hierauf erfolgt ſein mag (der Brief des Vaters vom 25. Februar befindet ſich nicht unter v. R.'s nachgelaſſenen Papieren), läßt ſich aus dem gleichzeitigen Briefe der Mutter entnehmen, worin ſie ſchreibt: „Ach ich fürchte, dieß wird der härteſte Schlag für Dich ſein, mein theurer Sohn! Deine Kraft würde nicht ausreichen ihn zu ertragen, aber der HErr, der in den Schwachen mächtig iſt, vermag es in Dir. Möge Er nach Seinem Willen und durch Seinen Geiſt Dich führen, wie es Ihm gefällt, aber Dich auch erleuchten, daß Du in Seinem Lichte Seinen Willen und Weg erkennen mögeſt. Du wirſt Papa's Brief, wie ich denke, zwiſchen 5 und 6 Uhr erhalten; da will ich, ſo

viel an mir liegt, mich von allem zurückziehen, um Deiner zu gedenken. . . . O HErr, erbarme Dich unser!" Seine Herzensgefühle der Kirche zum Opfer zu bringen, glaubte der Vater desto mehr verpflichtet zu sein, als er von gewichtiger Seite her aufgefordert worden war, seinen ganzen väterlichen Einfluß anzuwenden, um seinen Sohn zur Unterwerfung zu bewegen.

An demselben Tage erhielt v. R. ein fürstbischöfliches Schreiben, worin ihm eröffnet wurde, daß seine Erklärung vom Domkapitel nicht genügend befunden wäre, weil sie den Cardinalpunkt, um den es sich handelte, mehr umginge als erledigte. Diesem Urtheile hätte der Fürstbischof beitreten müssen. Vom bischöflichen Curial-Standpunkte aus wird man dieß Schreiben nicht anders als correct bezeichnen können. „Sie sagen uns nicht," wird hier zu dem Satze der Erklärung: „sofern nicht die heilige Schrift und die Tradition etwas anderes lehren" bemerkt, „wo für Sie die höhere Autorität und die beruhigende Bürgschaft liegt, wenn Ihre Schrift- und Traditions-Auslegung, wie im gegenwärtigen Falle, von der der Kirche abweicht, und Sie sich mit Ihrer subjektiven Anschauung über die Lehre der Kirche und somit auf lediglich protestantischen Boden stellen." Der Versicherung v. R.'s gegenüber, daß er sich dem Einflusse der Gnade Gottes nicht widersetzen wolle, heißt es richtig tridentinisch: „Sie vergessen, daß der katholische Glaube nicht nur eine Gnade Gottes, sondern daß er auch ein Willensakt ist, mit welchem wir der Gnade Gottes entgegenkommen sollen." Der Meinung endlich, daß noch ungelöste Zweifel an der Infallibilitäts-Lehre

die Einmüthigkeit derer nicht stören sollten, die in den wichtigsten Glaubensartikeln Eines Sinnes wären, wird — formell völlig richtig — entgegengehalten: „Sie bedenken nicht, daß der katholische Glaube ein einiges festes Ganze ist, ein heiliger, eng verbundener Bau, in welchem ein Baustein — eine Glaubenswahrheit — in den andern greift, und keiner herausgebrochen werden darf, ohne das Ganze in Gefahr zu bringen. Einigkeit ist der wahren Kirche erstes Kennzeichen; um die Einigkeit bittet der Gottmensch für seine Jünger noch vor seinem Leiden: ‚Heiliger Vater, erhalte sie in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast, damit sie Eins seien, wie wir es sind.‘“ Konnte hiegegen der katholische Priester und Domkapitular schwerlich etwas Gegründetes einwenden, so mußte er doch mit peinlichem Befremden weiter lesen, wie ihm vorgehalten wurde: sein Eintritt in das Gremium der Domkapitulare wäre unter der selbstverständlichen und ihm auch offen und rückhaltlos ausgesprochenen Voraussetzung seitens des Fürstbischofs geschehen, „daß er sich den Bestimmungen des vaticanischen Concils pure unterwerfe.“ Wie im Gegentheil v. R. vor seinem Eintritt ins Domcapitel offen und rückhaltlos gestanden hat, daß er manche Zweifel hegte und Gewissensconflicte befürchtete, und wie er deßhalb um die Erlaubniß gebeten, das Kanonikat ablehnen zu dürfen, das geht aus den oben (S. 223) mitgetheilten Schriftstücken unwidersprechlich hervor. Danach ist es schwer verständlich, wie ihm jetzt geschrieben werden konnte: sein „unklarer, zweifelvoller Zustand“ wäre seinen kirchlichen Oberen erst nachträglich bekannt geworden. Hierüber nicht zu schweigen, sind wir

unserm seligen Freunde schuldig, wobei wir gern annehmen, daß Mangel an Erinnerlichkeit die Ursache eines Vorwurfs gewesen ist, der, wenn er richtig wäre, auf die Integrität des Charakters des Beschuldigten einen Makel werfen würde. Schließlich heißt es in dem bischöflichen Schreiben: „Auch jetzt wollen wir Ihnen noch eine vierzehntägige Frist gönnen zu einer kurzen, klaren und bestimmten Erklärung über Ihre Unterwerfung, oder, was Gott verhüte, Nichtunterwerfung unter das vaticanische Concil. Wollen Sie einen väterlichen Rath von Ihrem wohlmeinenden Bischofe nicht verschmähen, so halten Sie in dieser Zeit eine dreitägige Retraite, damit Gott in Seiner Barmherzigkeit Sie einen heilsamen Entschluß fassen lasse, und nehmen Sie die vielvermögende Fürbitte der heiligen Jungfrau und unserer heiligen Landespatronin Hedwig dabei zu Hülfe."

Wie mir jetzt Handreichung beim Zeichnen dieses Lebensbildes vergönnt ist, so habe ich in jenen Tagen innerlich miterleben dürfen, was die Herzen mir so nahe verbundener Freunde aufs tiefste bewegte. Vornehmlich hat das mir sehr köstliche Vertrauen der theuern Mutter des Angefochtenen an ihren Aengsten und an ihren Erquickungen mich Theil nehmen lassen. „Wir müssen nun, glaube ich, stille bei Seite treten," schrieb ich an sie am 25. Februar, „und durch keinen Versuch der Einwirkung ihm die einige Wirkung des Sonnenlichts stören, welches durch alle Absperrungen hindurch in seine sonnenhafte Seele dringen wird. Desto eifriger und anhaltender sei unsere Fürbitte." Die mütterlichen Briefe aus diesen beiden Fristwochen beweisen, wie völlig in ihrem Sinne ich dieß geschrieben hatte. „Anfechtung lehrt auf das Wort merken," das ist der

durchklingende Grundton in diesen Rüst- und Trostzusprachen, denen auch wohl eins unserer Lieder (wie „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich") beigefügt wurde. Einmal schreibt sie: „O welch ein Unterschied ist es, sich zu unterwerfen unter Gottes heiliges Wort und Gesetz, oder unter Menschensatzungen!" Immer lockt sie ihn hin zu der alleinigen Quelle aller Weisheit und aller Kraft. „In Deiner Seele und mit Dir will ich sagen: ‚Ich will den HErrn loben und anrufen, so werde ich von meinen Feinden erlöst' (Ps. 15, 4 — in welchem Psalme so viel Köstliches für Dich enthalten ist)." Von Drängen und Ueberredenwollen aber keine Spur!

Desto heftiger bedrängte man ihn von anderer Seite. Aus einer Menge von Zuschriften, die ihn überhäuften, wählen wir eine aus, welche den Geist, der ihn zu fesseln begehrte, mit besonderer Schärfe kennzeichnet. Wiewohl der Verfasser derselben gegen die Nennung seines Namens vermuthlich nichts einzuwenden haben würde, ziehen wir doch vor ihn ungenannt zu lassen, weil das Schriftstück nicht für die Oeffentlichkeit berechnet ist.

Nach der einleitenden Versicherung, daß der Verfasser mit tiefstem Mitleid für v. R. und mit ernstester Besorgniß für dessen Seelenheil, aber auch mit der größten Verwunderung darüber erfüllt sei, „wie es möglich sein konnte, daß er den einfachsten Wahrheiten gegenüber so völlig die Augen schließe und die klarsten und natürlichsten Schlußfolgen nicht einsehen wolle," werden ihm zur vielleicht doch noch möglichen Aufklärung und Erleuchtung folgende Fragen vorgelegt, „die er sich selbst nach seinem besten Wissen und Gewissen unter An-

rufung des Heiligen Geistes und der Fürsprache der heiligen Jungfrau beantworten möge“:

„1. Ist es mit der göttlichen Verheißung, welche die Kirche von ihrem Stifter erhalten hat, vereinbar, zuzulassen, daß der Papst mit dem gesammten Episkopat und fast allen Katholiken in Irrthum fällt, während die Wahrheit nur bei einem gegen die Gesammtheit verschwindend kleinen Häuflein bleibt, das durchaus keinen rechtmäßigen Anspruch auf Lehrautorität erheben kann?

2. Wäre es nicht unerträglicher Hochmuth, sich selbst für besser erleuchtet zu halten, als die gesammten rechtmäßigen Organe der lehrenden Kirche?*)

3. Wäre es auch nur vernünftig, sich von der Autorität einer Handvoll leidenschaftlicher Menschen, die nur deßhalb sich nicht unterwerfen, weil sie ihre eigene Meinung für unfehlbar halten, lieber leiten zu lassen, als vom Papst und allen Bischöfen des Erdkreises?

4. Ist die Unfehlbarkeit des Papstes etwas anderes, als die über die Kirche wachende Providenz Gottes, die es verhindert, daß durch Glaubensentscheidungen, die er erläßt, die ganze Kirche in Irrthum geführt und zerstört werde?

5. Habe ich, wenn ich wirklich gewissenhaft sein will, nicht die Pflicht, die lehrende Kirche zu hören, um mich nicht der Gefahr auszusetzen zu denen zu gehören, von welchen der Heiland sagt, daß sie den Heiden u. s. w. gleich zu achten sind?

---

*) Hieneben hat v. R. mit Bleistift geschrieben: „Athanasius!“

6. Ist der wahre Glaube nicht jedem zur Seligkeit nothwendig, der die Mittel hat, seinen Inhalt kennen zu lernen?

7. Habe ich diese Mittel nicht, wenn ich weiß, was ein ökumenisches Concilium entschieden und definirt hat?

8. Darf ich bei entschiedenen Glaubenswahrheiten einen Unterschied zwischen wesentlichen und unwesentlichen machen?

9. Ist die Unfehlbarkeit der Kirche, die mit der des Papstes zusammenfällt, nicht ein Cardinalpunkt des katholischen Glaubens?

10. Ist der Glaube nicht ein Willensakt, und um so verdienstlicher, je weniger ich seinen Inhalt mit der Vernunft begreifen kann?

11. Verweigere ich nicht Gott den Glauben, wenn ich auch nur das Geringste des Offenbarungsinhalts bezweifle?

12. Ist es nicht häretisch, demjenigen, was die Kirche zu glauben vorstellt, seine Zustimmung zu versagen, oder es auch nur einfach auf sich beruhen zu lassen?

13. Wird die Häresie nicht in der heiligen Schrift als eine der größten Sünden bezeichnet?

14. Sagt nicht der heil. Paulus: ‚Unheilige und leere Schwätzereien meide, denn sie befördern viel die Gottlosigkeit, und ihre Lehre frißt um sich wie der Krebs; zu diesen gehören Hymenäus und Philetus, welche von der Wahrheit abgefallen sind' (2 Tim. 2, 16—18) und: ‚Einen ketzerischen Menschen meide, nach einer einmaligen oder zweimaligen Zurechtweisung; denn du weißt, daß ein solcher verkehrt ist, da er sich selbst das Urtheil der Verdammung spricht' (Tit. 3, 10. 11)?

15. Darf ich, wenn ich ein zartes Gewissen habe, mit

solchen Menschen noch intime Freundschaft bewahren, sie besuchen, mit ihnen essen?*)

16. Darf ich ohne Gewissensbeängstigung zum Altar treten, wenn ich weiß, daß ein allgemeines Concilium denjenigen mit dem Anathema belegt, der nicht glaubt, was auch ich nicht glaube?

17. Können die frommen Regungen, die ich habe, kann die Andacht, die ich empfinde, Gott wohlgefällig sein, wenn ich dabei im Ungehorsam gegen Ihn und Seine Kirche beharre?

18. Kann mich eine bona fides hier etwa noch entschuldigen, nachdem ich weiß, was die Kirche von mir verlangt?

Sollte die Beantwortung dieser Fragen so ausfallen, wie ich es in Ihrem und unserm Interesse von Herzen wünsche, dann würden als Corollare noch folgende Schlüsse zu ziehen sein:

1. Also muß ich, wie ein gutes Kind den Geboten seiner Eltern, den Beschlüssen des vaticanischen Conciliums mich einfach und von Herzen unterwerfen.

2. Ich muß jeden mir nur von Lügnern und Verleumdern eingeblasenen Gedanken von Unfreiheit, Ungültigkeit u. s. w. des Concils abweisen, weil mir jeder Beweis dafür fehlt, weil diese Annahme der göttlichen Leitung, die über allgemeinen Concilien schwebt, schnurstracks widerspricht, weil sie überdieß

---

*) Bezieht sich besonders auf v. R.'s Umgang mit „Altkatholiken", besonders mit seinem nahen Freunde Prof. Weber, auch mit Prof. Reinkens.

durch die offenkundigsten Thatsachen entkräftet wird, weil ich endlich in diesem Falle, wenn die Beurtheilung der Gültigkeit der Concilien jedem Einzelnen freistände, an der Möglichkeit sicherer Erkenntniß der Wahrheit durch irgend ein allgemeines Concil für immer verzweifeln müßte, da dieselben Einwendungen gegen alle bisherigen Concilien von den durch dieselben verurtheilten Irrlehrern, die sich nicht unterwerfen wollten, erhoben worden sind.

3. Ich muß Gott inbrünstig dafür danken, daß Seine Gnade mir die Augen geöffnet und mich aus den Stricken der Irrlehrer befreit hat (Laqueus contritus est, et nos liberati sumus! — der Strick ist zerrissen, und wir sind los!). Fiat, fiat! (o daß es geschähe!)

4. Ich muß jeden intimen Verkehr mit ihnen abbrechen.

5. Ich muß mich beeilen, dieß einfach und freudig dem Bischof und dem Domkapitel zu erklären.

6. Die beseligende Folge davon wird sein, daß ich den wahren Frieden des Herzens wiedergewonnen habe, daß mir eine Centnerlast abgewälzt worden, und daß ich Gott um so freudiger und ruhiger dienen kann."

Dieß Schreiben konnte auf v. R. nur eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung ausüben. Ihn hatte der Geist Christi den Psalmspruch: „Der Strick ist zerrissen, und wir sind los!" anders gelehrt, und von „verdienstlichem Glauben" wußte seine Seele nichts.*) Ist — wie Martensen treffend

*) Auf einem von seiner Hand beschriebenen Blatte finden sich die 18 Fragen beantwortet, allerdings anders als der Fragesteller wünschte. Da heißt es zu Frage 10: „Diese Frage ist

es ausdrückt — das Interesse menschlicher Glaubenssicherung anstatt göttlicher Glaubensgewißheit ein Grundzug römisch-katholischen Wesens, so war v. R., ohne es sich selber einzugestehen, durch erfahrene Gnade diesem Wesen gründlich entfremdet. Hätte er sich sagen müssen, daß es die Stimme der katholischen Kirche wäre, die er hier hörte, so würde ihm die Entscheidung, vor welche er sich gestellt sah, wesentlich erleichtert worden sein. Aber kannte er nicht Katholiken, mit welchen er im Werthlegen auf die „innere Gottesgemeinschaft", im Würdigen des „inneren Bandes, der Seele" mit Christo wirklich Eines Sinnes war, die daher ebensowenig wie er selbst in der hier geführten Sprache den Ausdruck ihres Glaubens erkennen würden, und die dennoch dem vaticanischen Concil zu widersprechen nicht für ihre Pflicht hielten? Einen unter diesen, einen Pfarrer, der Jesum Christum lieb hat und dessen gesalbtes Wesen als „ein Zeugniß von der Wahrheit selbst" herzgewinnenden Eindruck auf jeden Geistlichgesinnten macht, hatte v. R. ins Vertrauen gezogen und um seinen Rath gebeten.

„Ich habe es so erwartet, wie es gekommen ist," schrieb

---

schrecklich." Zu Frage 15: „Gott sei Dank, daß ich diesen Standpunkt nicht theile. Allen, die Gott lieb haben und von Ihm geliebt werden, bin ich doch wohl auch Liebe schuldig. Der Umgang mit den Bezeichneten verbietet sich nur um des Aergernisses willen, das andere daran nehmen." Zu Frage 18: „Ich hoffe von der bona fides mehr, als von einer erzwungenen Unterwerfung." Zu den 6 Schlußsätzen: „Also non possumus, und auf Gott vertrauen."

ihm dieſer bewährte Freund (am 26. Februar), „und darum bedauerte ich Ihren Abgang von Hohenfriedeberg.*) Jetzt ſind Sie aber nun einmal, wo Sie ſind, und es bleibt nichts übrig, als daß Sie ſich zurechtfinden. . . . Ich habe zu dem betreffenden Dogma meine klare Stellung genommen. Anfangs durch den Wortlaut: ex sese, non autem ex consensu ecclesiae (von ſich aus, nicht vermöge der Uebereinſtimmung der Kirche — ſei nämlich der Papſt unfehlbar) auf das höchſte beunruhigt, habe ich inzwiſchen geſehen, wie mannigfaltig der Inhalt aufgefaßt und erklärt wird. Ich bin überzeugt, daß die Jeſuiten die Anſicht der meiſten deutſchen Biſchöfe, ſelbſt Feßler's nicht theilen; aber die weitere Löſung der Frage: Wann ſpricht der Papſt ex cathedra? welches ſind die unfehlbaren Stuhlſprüche der Päpſte von Petrus an? wird noch lange auf ſich warten laſſen. Mir iſt und bleibt die Kirche die reine, makelloſe Braut des HErrn, und ich werde ſie nicht verlaſſen, ſo lange die Gnade Gottes mich nicht verläßt. Sie, verehrter Freund, ſind gewiß von derſelben Geſinnung beſeelt, ſonſt wären Sie nicht nach Breslau gegangen. Meine Hoffnung war und iſt wohl auch noch, daß Ihr mildes chriſtliches Weſen und Ihre verſöhnliche Weiſe der Kirche Schleſiens einmal weſentlich nützen möchten. . . . Die Verſicherung kann ich Ihnen geben, daß nach meiner Ueberzeugung die ganze altkatholiſche Bewegung in ihrem bisherigen Verlaufe dem Unglauben zu gute kommen wird.

*) Schon am 26. März 1872 hatte er ihm geſchrieben: „Ich fürchte, daß eine Kette von Leiden Ihrer in Breslau wartet."

Wir ſehen ja, wie ihr correſpondirend auf dem Gebiete der evangeliſchen Kirche dieſelben analogen Anſtrengungen gemacht werden.“ Was der Brief dann weiter ſagt über die Weigerung v. R.'s, die Adreſſe des Domkapitels an den Fürſtbiſchof zu unterſchreiben, war ganz geeignet zu dem Beweiſe, daß v. R. mit ſeiner kirchlichen Geſinnung mit nichten einſam daſtände. Wo er ſo viel Verſtändniß für ſeine Herzensſtellung fand, ſollte er da nicht auch ein geneigtes Ohr für den Rath haben, mit dem vaticaniſchen Concil ſich „zurecht zu finden“?

In einem folgenden Briefe (vom 8. März) bemüht ſich derſelbe Freund — an der Hand des St. Pöltener Biſchofs Feßler (in deſſen vom Breslauer Fürſtbiſchofe ſeinem Klerus empfohlener Schrift: „Die wahre und die falſche Unfehlbarkeit) — der vaticaniſchen Definition einen möglichſt eingeſchränkten Sinn zu vindiciren und beſonders dem „ex sese, non autem ex consensu ecclesiae“ das Anſtößige zu benehmen. „Es will nur ſagen, daß die Cathedralentſcheidungen nicht der nachträglichen Beſtätigung der Kirche bedürfen, weil ſie unter Mitwirkung des Heiligen Geiſtes *aus dem Bewußtſein der Kirche erfloſſen ſind*.“ Außerdem weiſt er darauf hin, daß Feßler (gegen v. Schulte) den dogmatiſchen Charakter der Sätze des Syllabus in Abrede ſtelle, „und wir thun es auch, wenn auch die Jeſuiten zumeiſt anderer Meinung ſein mögen.“ Im Sinne der Feßler'ſchen Auffaſſung könne auch v. R. ohne Verrath an ſeiner Ueberzeugung die Lehrentſcheidung des vaticaniſchen Concils annehmen. „Vielleicht wird Ihnen dieß Opfer jetzt leichter, als

es früher gewesen wäre, da Sie sehen, wie alle Mächte der Erde sich verbinden, um die Kirche zu vernichten, und wie die Ungläubigen und Juden die Bewegung benutzen, um nicht nur das katholische, sondern auch das evangelische Christenthum mit Waffen des Spottes und Hohnes und offener Gewalt zu bekämpfen. Die Organe der Kirche haben dieß mit verschuldet, wir wollen es mit tragen. Sie können berufen sein, die geschlagenen Wunden heilen zu helfen. Gottes Wege sind wunderbar. Bleiben Sie bei uns! Ich bitte Gott innig um diese Gnade um Ihret- und um unsertwillen. Ich beziehe mich nicht auf Ihren Vater, Ihre Freunde — denn „wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, ist meiner nicht werth," sagt der HErr Christus. Aber seien Sie versichert, nirgend werden Sie mehr finden, als Sie verlieren würden. Gehen Sie deßhalb nicht von uns weg unter dem Jubel der Welt, da wir uns in der Passion befinden!"

Auch ein lutherisches Christenherz vermag mitzuempfinden, welch einen Wiederklang dieser Appell in einer Seele aufwecken mußte, die ihre Wahl zwischen Weltreich und Gottesreich auf immer getroffen hatte und dem Gekreuzigten anzugehören mit ganzem Willen entschlossen war.

„An einen Austritt aus der Kirche denke ich nicht," antwortete (am 11. März) v. R. seinem Freunde; „höchstens übernehme ich eine schweigende Büßerstelle in der Kirche, wenn der Herr Fürstbischof bis zur Suspension schreiten sollte. Vor letzterem wolle mich Gott gnädig bewahren, da es mir sehr schwer zu tragen sein würde, und ich ohnedieß an der ganzen Angelegenheit viel zu tragen habe. Vor jeder

Verschuldung in der Sache will ich mich möglichst in Acht nehmen und will thun, was ich thun kann, im übrigen aber mich Gottes Fügungen anheimstellen." Man sieht, die fernende Wirkung des Stoßes, welchen er neulich von jesuitischer Seite her bekommen, wurde von der Anziehungskraft des katholischen Geistes, den die Briefe seines Freundes athmen, überwogen. Schon in den letzten Februartagen, da er in Hohenfriedeberg Erquickung und Stärkung suchte, hatte er sich im Kreise der Seinigen, auch zu seinem Vater, so ausgesprochen, daß seine Mutter an ihre Tochter Mathilde schrieb (am 2. März): „Uebrigens ist Carl mit seinem Herzen aus der römischen Kirche, mehr als er weiß und denkt, heraus; aber nicht aus der katholischen Kirche." Wie weit er sich das vaticanische Concil hatte näher bringen lassen, werden wir gleich hören.

Die vierzehntägige Bedenkzeit war abgelaufen. Obschon von der fortwährenden Aufregung überaus angegriffen, wünschte er doch nicht um eine Nachfrist zu bitten, wie ihm sein Freund angerathen hatte. Nur um vierundzwanzig Stunden verzögerte sich die Absendung seiner in dem folgenden Schreiben an den Fürstbischof (vom 11. März) enthaltenen Erklärung:

„Hochwürdigster Herr Fürstbischof!
Gnädigster Fürst und Herr!

Der hohen Aufforderung vom 24. v. M. gehorsamst Folge leistend, erkläre ich:

Meine Gott und Seiner heiligen Kirche geleisteten Gelöbnisse sind mir heilig, und es ist die Kirche Jesu Christi mir heute noch dieselbe Autorität, dieselbe von Gott uns ge-

gebene Säule und Grundfeste der Wahrheit, wie sie es mir gewesen ist. Ihr unterwerfe ich mich als der Trägerin der göttlichen Offenbarung unumwunden, sei es, daß sie jene Wahrheit durch die heilige Schrift, durch die Tradition oder durch freie ökumenische Concilien uns verkündigt.

Das vaticanische Concil ist mir seinem Lehrinhalte nach näher getreten und verständlicher geworden.*) Doch vermag ich ein absolut reines Organ des Heiligen Geistes in demselben nicht zu erkennen (auf Grund bestehender Zeugnisse), so daß eine gläubige Unterwerfung, wie unter göttliche Aussprüche, mir nicht möglich ist. Gleichwohl verliere ich den Muth noch nicht, sondern wage es, Euer F. G. dringend zu bitten, Hochdieselben wollen die Angelegenheit doch gütigst auf sich beruhen lassen. Dieselbe arbeitet in mir fort und fort, und lebe ich in der angreifendsten Aufregung, so daß Euer F. G. überzeugt sein wollen, wie ich der ganzen Größe meiner Verantwortung mir vor Gott bewußt bin, und wie ich streng meinem Gewissen gemäß zu handeln wünsche. Bleibt dieser Kampf auf das innerste Forum beschränkt, so leidet niemand als ich darunter, und die Einheit der Kirche ist in keiner Weise gefährdet, während andernfalls die geringfügigste Sache so leicht zu öffentlichem Lärm mißbraucht wird, und manche darunter Schaden nehmen können. Den Verdacht, als wollte ich meiner Kirche ungehorsam sein, kann ich nur mit Schmerz zurückweisen, so wie nicht minder die Auf-

*) Im Concept steht hier daneben geschrieben: „D. h. ich sehe, daß sich jeder die Sache auslegen kann, wie er will."

faſſung meiner letzten Erklärung, als hätte ich mich meines Lebens oder anſcheinender Verdienſte rühmen wollen. Beides lag mir fern, und hoffe ich zu Gott, daß Er mich in der Liebe zu Seiner Kirche erhalten und mir noch Gelegenheit, ihr zu dienen, geben werde.

Indem ich die Angelegenheit Euer F. G. ſo an das Herz lege, wie ich ſie zu meinem Troſte in dem Herzen meines höchſten nachſichtigen HErrn geborgen weiß, verbleibe ich in tiefſter Ehrfurcht

Euer Fürſtbiſchöflichen Gnaden gehorſamſter
v. Richthofen."

Am folgenden Tage erhielt v. R. dieſes Schreiben durch einen ſeiner Amtsgenoſſen zurückgeſtellt mit dem Beſcheide: Der Herr Fürſtbiſchof würde daraufhin ihn ſuspendiren müſſen, was derſelbe gern vermieden ſähe; daher verlangte er nur „die Erklärung einer Unterwerfung unter das unfehlbare Lehramt der Kirche." Es muß dahin geſtellt bleiben, ob die wohlwollende Meinung des mit dem biſchöflichen Beſcheide Beauftragten dieſen in einer Faſſung überbrachte, nach welcher v. R. die verlangte Erklärung unbedenklich abgeben konnte, indem er für die Täuſchung, welche dabei kaum vermeidlich war, ſich nicht verantwortlich fühlte. Demnach überſandte er noch ſelbigen Tages eine Erklärung, die nur den erſten Satz der obigen enthielt, mit dem Zuſatze: „Daher unterwerfe ich mich gern ihrem unfehlbaren Lehramte, in der Hoffnung zu Gott, daß ich mit Seiner Gnade alle Zweifel überwinden, die Wahrheit mehr und mehr erkennen und Seiner heiligen

Kirche in Treue und Anhänglichkeit bis an mein Lebensende werde dienen können."

Auch diese Erklärung wurde ungenügend befunden, und v. R. bekam die Weisung: seine Unterwerfung unter das Vaticanum ausdrücklich hervor zu heben.

Hierauf antwortete er am 13. März dem Fürstbischof: „Eine Erklärung in dem Sinne, wie Eure F. G. dieselbe von mir wünschen, bin ich außer Stande zu geben, und überlasse mich darum Hochdenselben — zwar mit betrübtem, aber auch ruhigem Herzen — zu weiteren Maßnahmen. Leid thut es mir, Euer F. G. in die Nothwendigkeit zu solchen Maßnahmen versetzt zu sehen. Meinerseits werde ich in den Demüthigungen, denen ich entgegengehe, die Erhörung einer oftmaligen Bitte zu Gott finden, daß Er mich lieber in der härtesten Weise züchtigen wolle als zulassen, daß ich ein unwürdiger Priester werde. Mein Platz wird also fortan der Zöllnerplatz sein, womit ich gern zufrieden sein will, wenn ich dieselbe Gnade wie jener dort finde."

Etliche Tage vor der Absendung dieses Schreibens hatte v. R. seine theure Mutter bei sich sehen dürfen. Die Berichte der Schwester über des Bruders wankende Gesundheit hatten es derselben zur mütterlichen Pflicht gemacht, von diesem Besuche an seinem Krankenbette sich durch nichts abhalten zu lassen. So war sie denn eingeweiht in ihres geliebten Sohnes großen inneren Kampf, der ihm Leib und Seele elend machte. Beim Abschiede hatte er ihr aus bewegtem Herzen gedankt und ihr die Hand küssend gesagt: „Gott lohne es Dir, daß Du den Dienst der Mutter der

Makkabäer an mir gethan haſt.“ Nun ſchrieb ſie ihm am 15. März: „Mit tiefer Bewegung habe ich Deine Schriften“ — nämlich die drei aufeinander folgenden Erklärungen — „geleſen. . . . Gott hat es nicht zugelaſſen, daß der Biſchof ſich mit Deiner möglichſt nachgebenden Erklärung begnüge. Er will allein der Hirt und Biſchof Deiner Seele ſein; Er hat ſie theuer erkauft und will ſie nicht von Menſchen knechten laſſen (1 Cor. 7, 23). Das jüdiſche Synedrium war wohl das höchſte göttlich autoriſirte Lehramt, welches bis zur Erſcheinung des Sohnes Gottes exiſtirte, und doch hat es die Wahrheit ſelbſt verworfen und gekreuzigt. Der Cardinal Diepenbrock citirt in ſeinem Hirtenbriefe vom Jahre 1845 den ‚ſchönen, milden, klaſſiſchen Ausſpruch‘ des heiligen Auguſtin: ‚Diejenigen, welche ihre obwohl verkehrte Glaubensmeinung nicht mit hartnäckiger Heftigkeit vertheidigen . . . und dabei die Wahrheit mit vorſichtiger Sorgfalt ſuchen, bereit ſich ihr zu fügen, wenn ſie dieſelbe erkännten — ſolche ſind mit nichten unter die Häretiker zu rechnen.‘ Ferner heißt es in jenem Hirtenbriefe (nach Anführung des Spruches Matth. 3, 9): ‚Dieß ernſte Wort Gottes möge uns den Mund ſchließen und unſern Religionseifer, den wir ſo gern und ſo wohlfeil in der Verurtheilung anderer geltend machen, auf unſere eigene Heiligung im Glauben durch Werke der Liebe zurücklenken.‘ Dieß führe ich nicht an, um gegen Deinen Biſchof zu klagen, ſondern zu Deinem Troſte gegen die harten über Dich ergehenden Verurtheilungen im Allgemeinen. Ich halte dafür, daß jener ſeinem Amte nach Suspenſion vielleicht über Dich verfügen muß; aber Dich aus

dem Kirchenverbande ausschließen? . . . Es ist eine besondere Gnade Gottes, daß Er jetzt Deine Gesundheit aufrecht erhält. Gewiß ist Er Dir sehr nahe und wird auch im Geiste Dich aufrecht erhalten und Seine Verheißungen an Dir erfüllen. Er war ja auch mit dem vielgeprüften und gedemüthigten Könige David, welcher zu Gott schreit: ‚Gott, sei mir gnädig, denn Menschen wollen mich versenken; täglich fechten sie meine Worte an. Ich will Gottes Wort rühmen, auf Gott will ich hoffen und mich nicht fürchten, was können mir Menschen thun?‘ (Ps. 56). Und der Heiland selbst — wie köstlich muß Dir Sein Vorbild sein in Seiner Schmach und Verurtheilung! Darum: ‚Mir nach! spricht Christus unser Held!‘ — Papa konnte ich bis jetzt nichts mittheilen. Auch ihm und uns wird Gottes Gnade hindurchhelfen und wird alles zu Seiner Ehre, zu Seines Reiches Förderung und Dir zum Heil hinaus führen. Er sei gelobt in Ewigkeit!“

Nicht geirrt hatte sich die mit ihrem Sohne leidende, aber in Gottes Worte geborgene und dieselbe Bergung auch für ihn suchende Mutter, indem sie dafür hielt, daß der Fürstbischof, wollte er in seines Vorgängers Geiste handeln, sich nicht dazu hergeben würde, den Domherrn v. R. auf die schließlich von ihm abgegebene Erklärung hin zu excommuniciren. Milder noch und schonender, als sie erwartet hatte, lautete der bischöfliche Bescheid (vom 14. März), wonach v. Richthofen „sich einstweilen für beurlaubt erachten und sich des Messelesens bis auf weiteres enthalten“ sollte. Die Meinung dabei war, ihm nahe zu legen, daß er etwa auf ein halb Jahr Urlaub nehme, von Breslau sich ent-

ferne und dann, wenn er sich nicht unbedingt unterwerfen könne, resignire.

Zugleich mit einem Briefe seiner Mutter, worin diese für ihn und mit ihm Gott lobt, der bis hieher ihm geholfen, und ihn dann unter Zustimmung seines nun von allem unterrichteten Vaters herzlich bittet, nach Hohenfriedeberg zu kommen, erhielt v. R. am 15. März einen Brief von seinem verehrten Freunde und Berather, der ihm die „Grenze der Möglichkeit", bis zu welcher im Nachgeben zu gehen er sich ja für verpflichtet hielte,*) noch einmal vom „wahrhaft katholischen Standpunkte" aus hinzeichnet. Zunächst heißt es da in Bezug auf die Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit des Vaticanums: „Die Quellen, aus denen wir das wissen" — d. h. alles, was die Unfreiheit des Concils bekundet — „sind indeß nicht in Betreff aller Punkte unverdächtig. Erst die Geschichte wird die Thatsachen richtigstellen. Wenn jedoch auch alles so wäre, wie wir es aus den ‚Römischen Briefen', aus Privatmittheilungen betheiligter Bischöfe und besonders aus der Geschichte des Concils von Dr. Friedrich wissen, so

*) „Es ist mir recht schwer," hatte ihm v. R. unter anderm geschrieben, „daß ich fürchten muß, durch mein starrköpfiges Verhalten wohl auch Ihnen schon recht wehe gethan zu haben. Ich bin eben vielen zum scandalum geworden, während ich gerade dazu so wenig Neigung in mir finde; es ist mir vielmehr ein horror, und doch mußte es so weit kommen. Wie viel lieber hätte ich alles zum Opfer gebracht, was ich außer Gott besitze, wenn ich solchen Erfahrungen und gegebenem Anstoß hätte aus dem Wege gehen können!"

würde doch die Thatsache bestehen bleiben, daß eine übergroße Mehrheit der Bischöfe im Verein mit dem Papste sich für die Definition der Unfehlbarkeit entschieden haben . . . Ich glaube, Gott regiert und leitet die Kirche, und das ist auch in diesem Falle geschehen. Gott hat es so gewollt oder doch zugelassen und wird durch die Leidenschaften und Verkehrtheiten der Menschen hindurch alles zum Besten lenken. Mich hat die competente Erklärung Feßler's, dann die historische Gewißheit, daß bisher von den Päpsten wohl Glaubensstreitigkeiten geschlichtet, Zweifel autonom beseitigt, Dogmen aber niemals definirt worden sind, vollkommen oder doch großentheils beruhigt. Denn ich kann nicht leugnen, daß auch ich noch ab und zu in diesem Punkte innere Kämpfe durchzumachen habe. Aber einmal die Ueberzeugung, daß eine so große Gemeinschaft, wie sie die Kirche darstellt, ohne solche autonome Gewalt kaum gedacht werden kann, dann die feierlichen Aussprüche des HErrn: ‚Du bist Petrus' u. s. w., endlich die unverdächtigen Zeugnisse der Geschichte geben jenen Zweifeln ein Gegengewicht. Der fernere Einwand, daß es keine Bischöfe mehr gebe, sondern nur noch päpstliche Commissare, ist mir von Anfang als leeres Gerede erschienen, das man selber nicht glaubte. Thatsächlich hat sich hierin nichts geändert; höchstens kann man zugeben, daß der frühere thatsächliche Zustand in eine bestimmte Form gebracht worden ist. Die Altkatholiken müssen nicht vom 18. Juli auf den 17ten, sondern aus dem 19. Jahrhundert vielleicht ins 9te zurück gehen, um aus dem Bereiche der päpstlichen Vollgewalt herauszukommen. Glauben Sie indeß, es wird vielleicht eher,

als die Menschen vermuthen, die Zeit kommen, wo diese stramme Centralisation der Gewalt, die viele edle Christen für ein Unglück der Kirche halten, durch die Macht der Ereignisse eine heilsame Beschränkung erfahren wird, und dann wird die bischöfliche Selbstständigkeit im vollen Glanze erstrahlen.*) . . . Es kommt im Grunde auf die Frage an: Kann ich die Concilbeschlüsse annehmen, oder stehen sie in schroffem Widerspruche zu der bisher verkündigten Lehre der Kirche? Sache des Individuums kann es nicht sein, über die Rechtmäßigkeit des Concils zu entscheiden" — hierin stimmen also zwei so grundverschiedene Katholiken wie Pf..... und der Verfasser des oben mitgetheilten „schrecklichen" Frage-Schreibens überein — „das wird die Geschichte thun und schließlich der consensus ecclesiae. Alle Bedenken sind, die Feßler'sche Auffassung zu Grunde gelegt, nicht ausreichend genug, um die Einheit der Kirche aufzugeben, in welcher noch jeder Christ wie die Heiligen ehedem seine Heiligung erstreben und als Jünger Christi das Reich Gottes in den Herzen der Menschen begründen kann. Bei allen Zweifeln ist mir immer das Wort Petri in den Sinn gekommen: ‚Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.' Wahrscheinlich hatte Petrus vorher auch seine inneren Kämpfe gehabt, worauf ja die Frage

*) In einem späteren Briefe (vom 26. März) heißt es: „Erhalten Sie Sich für die Zukunft möglich! Sie sind noch jung, und mit Gottes Gnade können Sie einmal wieder bessere Zeiten für die Kirche herbeiführen helfen. Der Katholicismus Fr. Leopold Stolberg's, Overberg's, Sailer's u. s. w. wird auch wieder mehr zur Geltung kommen."

des HErrn hindeutet. . . . Ich bitte Gott, daß Er Ihren Entschluß leite nach Seinem Willen und zu Seiner Ehre, wenn das Opfer auch dem natürlichen Menschen überaus wehe thun sollte."

Merkwürdig genug unterscheiden sich die Feßler'schen Versuche, die Härte des Infallibilitäts-Dogmas zu erweichen, wesentlich nicht von der mitleidiges Erstaunen erregenden Kunst des Bischofs Hefele, mit welcher v. R.'s gerader Sinn sich früher durchaus nicht hatte befreunden können (vergleiche S. 212). Aber jetzt wünschte er überredet zu werden. Irre geworden an Papst und Concil, und doch in dankbarer Befangenheit seinem Ideale von der katholischen Kirche anhänglich, war er höchst empfänglich für eine Argumentation, welche ihm Aussicht bot — „sich zurecht zu finden," d. h. den Concilbeschlüssen in einem Sinne sich zu unterwerfen, wobei er seine bisherige katholische Ueberzeugung unverändert behielte. „Wenn wir in der Einfalt stehen, bleibt es in der Seele licht; aber wenn wir doppelt sehen, so vergeht uns das Gesicht." Bis zu welchem Grade einem das Gesicht vergehen kann, zeigt v. R.'s Unfähigkeit zum Einsehen der Unwiderleglichkeit folgender Sätze, die in einem Freundesbriefe an ihn (vom 16. März) enthalten sind: „Ohne allen Zweifel werden in dem Concilbeschlusse drei Behauptungen als Offenbarungen Gottes geltend gemacht, nämlich: 1. Der Papst spricht ex cathedra, wenn er in der Eigenschaft als Hirt und Lehrer aller Christen redet und der Gesammtkirche eine Glaubens- oder Sittenlehre zum Glauben vorlegt. 2. In diesem Falle hat er dieselbe Unfehlbarkeit, mit welcher Christus

Seine Kirche ausgerüſtet hat. 3. Derartige Entſcheidungen des Papſtes ſind daher aus ſich, nicht aber auf Grund der Zuſtimmung der Kirche unfehlbar. Bei dieſer ſcharfen Faſſung iſt der Interpretation gar kein Spielraum gegeben. Hier heißt es: entweder — oder; entweder die päpſtliche Unfehlbarkeit ex sese in dem weiteſten Umfange annehmen — in demſelben Umfange, wie die Kirche ſie beſitzt — oder ſie als eine die wahre Lehre der Kirche zerſtörende Irrlehre verwerfen. Jedes andere Verfahren iſt Betrug, den man gegen ſich ſelber verübt." Ferne ſei es, daß wir auf einen auch uns ſehr werthen Mann den Verdacht bewußter Verletzung der chriſtlichen Einfältigkeit werfen und argwöhnen ſollten, er habe ſeinem Freunde ein Verſucher werden wollen! Allein auch Simon Petrus hatte Arges nicht im Sinne, als er zum HErrn Jeſu ſprach: „Das widerfahre Dir nur nicht!" — und was bekam er (Matth. 16, 23) zur Antwort? Unſchwer kann man ſich in die Herzensſtellung ſolcher Katholiken verſetzen, die mit v. R.'s Freunde der redlichen Meinung ſind: wer die katholiſche Kirche verließe, würde „nirgend mehr finden als verlieren." Wem die Augen unaufgethan ſind zum Erſehen der rechten apoſtoliſch-katholiſchen Art der Kirche da, wo „einträchtiglich nach reinem Verſtande das Evangelium geprediget und die Sacramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden;" wem das einige, aus der heiligen Schrift hervor im Bekenntniß der Kirche wiederklingende Wort Gottes nicht genügt zur Begründung und Erhaltung der Einheit der Kirche, mag immerhin ihre göttliche Würde und Herrlichkeit in der Knechtsgeſtalt eines menſchlichen Namens ſich dar-

ſtellen; wem daher in beſonderem Sinne das Wort Auguſtin's gilt: „Quaerite quod quaeritis, sed non est ubi quaeritis“ (Suchet was ihr ſucht, doch es iſt nicht da, wo ihr's ſucht): dem bleibt in der That nichts übrig, als ſich ins verborgene Leben mit Chriſto, in die myſtiſche Gemeinſchaft der chriſtgläubigen Seele mit Gott zurückzuziehen, frommer Weiſe der Mittel ſich bedienend, welche die äußere Kirche zur Erzeugung und Ernährung des inwendigen Lebens darreicht, und dabei verſuchend, mit ihrer geſammten anſtaltlichen Organiſation wohl oder übel — „ſich zurecht zu finden.“*)

Aufs beſtimmteſte darf man annehmen, daß v. R. ſich nimmermehr dazu verſtanden haben würde, mittelſt irgend welcher Hinterthüren den Aufenthalt in dem vaticaniſchen Gebäude ſich möglich zu machen, wenn er entweder in den Hauptſtücken der alten reformatoriſchen Lehre bereits feſten Fuß gefaßt, oder zu der altkatholiſchen Bewegung das volle Vertrauen gehabt hätte, ſie würde zu einer neuen Reformation

*) Ausdrücklich ſei der Freund v. R.'s verwahrt gegen den Argwohn, als habe er den Ausdruck „ſich zurechtfinden“ im ſchlimmen zweideutigen Sinne gemeint. Vielmehr bezeichnet dieſer Ausdruck auf's treffendſte die nothwendige Lage derjenigen Katholiken, welche die in den oben mitgetheilten Briefen ſich ausſprechende Geſinnung theilen. Auch bleibe unverſchwiegen, daß der ehrwürdige Pfarrer .... geäußert hat: er würde *jetzt* manches nicht ſo ſchreiben, wie er's damals gethan, weil er ſelbſt den leiſeſten Schein meiden wolle, als ſtehe er im Gegenſatze zu Glaubensgenoſſen, mit welchen ihn das gemeinſame Leiden in der gemeinſam geliebten Kirche verbinde. Deßhalb die auf v. R.'s zeitweiſe Stellung ſo einflußreichen Briefe deſſelben hier zu *unterdrücken*, war unmöglich.

der Kirche im Geiſte und in der Wahrheit führen. Keins von beidem war der Fall.

So ſind wir nicht mehr unvorbereitet auf den Rückzug, zu welchem v. R. ſich bewegen ließ. Schon am 16. März, viel früher gewiß, als er's gedacht hatte, empfing der Fürſtbiſchof ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Mit der Kirche kann und will ich nicht brechen. Mein Beruf in derſelben iſt mir ſtets lieb und heilig geweſen, und möchte ich ihn nicht aufgeben. Die Autorität des geſammten Epiſkopats unter Vorſitz des Papſtes iſt mir von höchſter Bedeutung, der Einfluß ſo vieler Freunde auf mich iſt ein dringender, und endlich iſt die Fürbitte für mich armen Sünder eine ſo vielſeitige und gewiß aufrichtige, daß ich nicht mehr anders kann als mich beugen vor der gewaltigen Macht, der ich ohnmächtig gegenüberſtehe und in der ich wohl nur die ſtarke Hand Gottes fühlen kann. Dazu bin ich durch die dauernde und immer vertrauensvollere Prüfung des Vaticanums zu meiner Freude und Beruhigung auf einem Standpunkte angelangt, wo ich ohne Verletzung meines Gewiſſens mich dahin erklären kann" — hier folgt weſentlich der erſte Satz der oben (S. 268) mitgetheilten Erklärung vom 11. März, und dann heißt es weiter: „Insbeſondere nehme ich an und unterwerfe mich der lehramtlichen Entſcheidung des vaticaniſchen Concils über das unfehlbare Lehramt des römiſchen Papſtes, indem ich zu Gott hoffe, daß ich alle etwa an mich herantretenden Verſuchungen zu Zweifeln durch Seine Gnade überwinden werde.

Wie überaus ſchmerzlich es mir iſt, in der ſchwebenden

Angelegenheit so sehr zum Anstoß gedient zu haben, werden Euer F. G. mir gern glauben; mein einziger Trost bleibt mein Gewissen, gegen das ich pflichtmäßig nicht handeln wollte und konnte. Darum hoffe ich auch, daß Euer F. G. meine vorstehende Erklärung nachsichtsvoll aufnehmen werden, und füge ich den aufrichtigsten Dank bei für die huldvolle Nachsicht, mit der Hochdieselben gegen mich verfahren sind."

Diese Erklärung war denn genügend. Bischof und Domkapitel beeilten sich mit dem Ausdruck ihrer freudigen Theilnahme, nicht ohne das „dringende Ersuchen," v. R. wolle sich „von allem gefahrdrohenden Umgange künftig fern halten und seine freie Zeit auf solche Studien verwenden, welche geeignet wären, ihn in seiner gegenwärtigen kirchlichen Ueberzeugung zu stärken und zu befestigen."

Schwerlich konnte dem Fürstbischofe und den Amtsgenossen v. R.'s die gedrückte, ja erdrückte Stimmung entgehen, welche in der Unterwerfungs-Erklärung desselben sich mehr bemerklich macht als verbirgt. Wohl redet er von „Freude und Beruhigung," aber — „ohnmächtig gegenüberstehend der gewaltigen Macht, vor der er sich beuge." Aus welcher Gemüthspresse diese Erklärung hervorgegangen ist, ist Gott allein bekannt; ein wenig aber erfahren wir davon aus dem Briefe, den (am 17. März) der Sohn an die Mutter schrieb. Da lesen wir:

„Der liebe Gott scheint mich auf eine Weile für den Ofen der Trübsal bestimmt zu haben, in dem ich aber noch gern Sein Lob singe, so lange mein Gewissen davon nicht getrübt und verdorben wird. Legen sich die Wogen von der

einen Seite, ſo kommen ſie von der andern und bringen ihre Verſuchungen mit ſich. Doch iſt mein Blick noch ungetrübt, ich glaube mich noch nicht verſündigt zu haben in der ganzen Angelegenheit und fühle mich alſo innerlich, Gott ſei Dank, ganz frei. Allein war ich den Einen durch meine ‚Verſtocktheit‘ bisher ein Räthſel, ſo werde ich es jetzt vielleicht den Andern durch den Schein der Nachgiebigkeit werden. Ich ſehe aus dem, was ich über die ſchwebende Frage hin und her leſe, daß die vaticaniſchen Decrete die weiteſte Auslegung zulaſſen, ſo daß beinahe jede Auffaſſung zuläſſig iſt. So beziehen viele die Infallibilität bloß auf das depositum fidei, d. h. auf die von Jeſu Chriſto der Kirche gegebene Grundlage des Glaubens, die der Papſt auf Grund des Zeugniſſes der Geſammtkirche zu verkündigen hat, während andere ins Extrem ausarten. In dem erſteren muß bei den der Kirche gegebenen Verheißungen Wahrheit liegen; darüber hinaus aber bleibt dem Mißbrauch Thür und Thor geöffnet. Welches die richtige Erklärung ſei, iſt nicht entſchieden. Nimm alſo einmal die Möglichkeit einer mir zuſagenden Erklärung an, dazu — gegenüber der eigenen Ohnmacht — die Autorität des Geſammt-Epiſkopats der ganzen Welt, die vielſeitigen Bitten an mich, das viele Beten für mich, vermeidbares vielfältiges Aergerniß — da drängt es ſich mir auf wie eine Pflicht, ſo weit zu gehen, wie es möglich iſt ohne Verletzung des Gewiſſens. Das iſt geſtern in einem Schreiben an den Herrn Fürſtbiſchof geſchehen, in welchem ich meine Annahme der Lehre von der Infallibilität erkläre. Du wirſt aus dem Vorausgehenden erſehen, daß ich

mich dabei an eine mir ganz verständliche Erklärung halten kann, durch die mein Gewissen nicht berührt wird. Das einzig Bedenkliche ist mir hinterher die Mittheilnahme an dem Aergerniß, welches denen gegeben wird, die sich unter der Infallibilität Schlimmes vorstellen, und deren Zahl ist ja ungeheuer groß; in ihren Augen ist die Lehre eine Gotteslästerung. Allein ich denke, ich darf dieß dem Herzenskündiger überlassen und mich daran halten, daß durch mein Bleiben anderseits manches Aergerniß verhütet und manches Gute gefördert wird. Ich sehe sehr wohl ein, daß ich auf Rosen nicht gebettet sein werde . . . wer weiß, ob meine Stellung überhaupt für die Dauer haltbar sein wird? Doch Gottes Wille geschehe, ich will ja nur Werkzeug in Seiner Hand sein. Könnte man dieß sein ohne eigenes Denken und Wollen, so würde man besser und richtiger handeln; da Er aber eine Mitthätigkeit uns überläßt, so dürfen wir wohl auch auf Seine Geduld und Nachsicht mit unserer Schwachheit und unserm oft gewiß recht verkehrten Handeln rechnen." Während des Schreibens dieses Briefes bekam er den Besuch eines seiner Amtsgenossen und dann des Fürstbischofs selbst. Dieser fand die Ursache des bisherigen Verhaltens v. R.'s darin, daß er „zu wenig katholische Luft geathmet" hätte. Schließlich kommt der Brief noch einmal auf die Unterwerfungs-Erklärung zurück. „Sie wird manchen als ein Unrecht erscheinen, was mir leid thut, was ich aber tragen muß. Alles, was zur Demüthigung dient, ist segenbringend; darum trage ich es nicht nur, sondern es giebt auch Stunden, wo ich mich dessen freue. Ich sehe, daß ich recht wankelmüthig und schwach er-

ſcheinen muß; leugne auch nie, daß ich ſolches bin. Doch im gegenwärtigen Falle verhält ſich die Sache nicht anders wie mit einem Hauſe, dem man einen andern Anſtrich giebt. Ich weiß von keiner Bekehrung oder Verkehrung oder Sinnesänderung. Es war nur ein Zugeben deſſen, was mir meinem Gewiſſen nach möglich iſt. Nur fragt es ſich, ob ich mich — denen gegenüber, die ſich jetzt wegen des infallibeln Aushängeſchildes eins mit mir fühlen — einer Täuſchung ſchuldig gemacht habe oder nicht. Manche könnten das denken. Mir will es ſcheinen" —

Doch wir brechen hier ab. Das Mitgetheilte reicht hin, um die Selbſttäuſchung zu beweiſen, worein ſich dieſe edle, redliche Seele verſtrickt hatte. Nicht erſt heute ſehe ich mit ſolchen Augen an, was mich damals ſehr betrübte. Am 20. März ſchrieb ich an die tiefbekümmerte Mutter: „Nachdem ich die vorige Nacht, halb wachend und halb im Traume, mit Ihrem Herrn Sohne im Geſpräch mich befunden habe, kann ich's nun nicht laſſen, ſogleich Ihnen zu ſchreiben. Der HErr hat uns tief gedemüthigt! Zwar laſſen Sie mich von vornherein ausſprechen, daß ich an dem Charakter, an der Willensredlichkeit Ihres lieben Herrn Sohnes nicht irre geworden bin, alſo auch die Hoffnung mir nicht weggeriſſen iſt, daß dennoch, dennoch das Licht der Wahrheit die Dunkelheit des Irrthums, wovon er umfangen iſt, endlich überwinden und dann einen herrlicheren Sieg feiern wird, als wir ihn jetzt, wenn die Suspenſion oder gar Excommunication erfolgt wäre, geſehen haben würden. Wie merkwürdig! Ich ſprach mich zu ihm über Hefele's Zurechtfinden mit der Infallibilität

aus; Ihr Herr Sohn schwieg. Da er aber oft schweigt, merkte ich nicht, was mir nun klar ist, daß er ganz so wie Hefele in der ‚noch nicht definirten' praktischen Anwendung des Infallibilitäts-Beschlusses ein Pflaster für sein christliches Gewissen entdeckt zu haben froh ist. Uebrigens haben Sie völlig richtig den Hauptpunkt getroffen: wer ein ‚unfehlbares Lehramt der Kirche' (NB. im römischen Sinne, wonach das Wort der heiligen Schrift nicht souverän ist über den Lehrstand) statuirt, für den ist es im Grunde eine Nebenfrage, ob dieses unfehlbare Lehramt in Einem sich concentrirt, oder in der Gesammtheit der Bischöfe seine Activität hat (vgl. Uhlhorn). Allerdings glaube ich nicht, daß Ihr Herr Sohn dem unfehlbaren Lehramte die römische Bedeutung ungebrochen vindicirt. ‚Die ganze Christenheit auf Erden hält in Einem Sinn gar eben,' bekennen auch wir dem Heiligen Geiste zu Ehren, und Ihr Herr Sohn hörte ohne Widerspruch meine Aeußerung, er schiene diesen Sinn mit seiner Anerkennung des unfehlbaren Lehramts der Kirche verbinden zu wollen. Wer so, wie er, von der Autorität der heiligen Schrift und der Tradition der alten Kirche (bis 600 etwa) denkt, und vor allem, wer die Gleichnißrede vom Weinstock und den Reben so, wie er, faßt und anwendet, der hat im tiefsten Grunde aufgehört römisch zu denken und zu glauben. Dabei bleibe ich, auch wenn Ihr Herr Sohn selbst es bestreiten und mich lutherischen Mißverständnisses dessen, was römisch-katholisch wäre, zeihen sollte. Sie sehen also, geliebte Frau Baronin, daß mich der Rückschritt, über den wir trauern, durchaus nicht ‚disheartened' gemacht hat. Dennoch ist die Gefahr nicht zu verkennen,

worin Ihr lieber Herr Sohn bei seinem Mangel an systematischer Erkenntniß der Wahrheit, die er lieb hat, jetzt steht. Der Angelpunkt seines inwendigen Lebens ist wohl mehr die Messe, als der durch Wort und Sacrament genährte Glaube,*) und wenn hier vom Geiste der Wahrheit nicht Wandlung geschafft wird, so liegt die Besorgniß nahe, daß er verliere, was ihm vom evangelischen Wesen und Leben schon gegeben ist, und immer tiefer in den römischen Zauber hineingerathe . . . Meine directe persönliche Berührung mit ihm wird wohl fürs erste zu sistiren sein. Es müßte uns beiden peinlich sein, nach den letzten Gesprächen nun so einander zu begegnen. Aus meinem Herzen aber bleibt er unausgeschlossen, und ich werde bei jeder Gelegenheit auch meinen Mund für ihn aufthun, wenn die Lauterkeit seines Charakters angezweifelt werden sollte."

Unter den mir anvertrauten Papieren findet sich ein Blatt, worauf von der Mutterhand geschrieben die Zeilen stehen: „Ach! warum habe ich mich niemals vorbereitet auf diesen Schlag? Alles Elend, Kreuz und Verfolgung auf dem schmalen Wege hätte ich mit meinem Carl ertragen wollen; aber dieser breite Weg des unseligen Vaticanums bricht mir das Herz! Alles Schlimmste hätte ich mit dem lieben Carl mir vorstellen können; daß er in diesen Entschluß einwilligen würde — nie!"

---

*) Hieneben hat die liebe Briefempfängerin geschrieben: „Dieß glaube ich nicht, so viel ich sein Seelenleben kenne," und ich durfte bald mich überzeugen, daß sie richtiger als ich ihn erkannte.

Aber in ihrem Antwortbriefe wandelte sie ihre Stimme, gesinnt wie der heilige Paulus, da er sagt: ‚Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach?‘ (2 Cor. 11, 29.) Wie sie an ihre Tochter Mathilde in jenen Tagen schrieb: „Ich bin sehr, sehr bewegt; aber jetzt kann man nicht anders als schonend mit ihm verfahren. Er würde ganz konfus werden und moralisch, vielleicht auch physisch zusammenbrechen, wenn man ihm nicht wie einem Kranken jetzt erst Ruhe ließe.“ Ihr schmerzliches Ueberraschtsein und ihre ernste Besorgniß enthält sie ihm nicht vor, läßt ihn auch die Wehmuth einer Mutter fühlen, die zum ersten Mal im Leben ihren Sohn nicht ganz verstand, wenigstens in manchem nicht, und mit Bangen daran denkt, daß eine „Scheidewand“ zwischen ihr und ihm aufgerichtet werden könnte. „Mich schaudert vor jener ‚Luft‘, die Du bisher zu wenig geathmet haben sollst, und die alles innere Verständniß unter uns zerstören könnte, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß Du ihr dennoch nicht überall zugänglich werden wirst. Ich zittre aber davor, daß Du der ultramontanen Strömung Dich nicht werdest entziehen können. Deine jetzige Auffassung der Infallibilität verstehe ich; aber ich verstehe nicht, wie die vier kanonischen Beschlüsse so wenig einträchtig fest gehalten werden können. Und sind die Bischöfe jetzt im Recht, so war ihr ganzes vorheriges Denken und Urtheilen falsch. Du selbst hast mir gesagt: die Unlauterkeit und Unwahrheit, die auf der Kirche laste, könne nicht bestehen; das müsse Gottes Gerichte nach sich ziehen . . . und nun wirst Du in alle Consequenzen mit hineingezogen. Ach! ich weiß in meinem Sinne nicht aus noch ein.“ Aber doch schrickt das

Mutterherz nicht zurück vor der Liebesmühe, die sie schreiben lehrt: „Ich kann Dir alles nachfühlen und mich auch nach dieser Wendung hin an Deine Stelle versetzen . . . Bedenken bleiben mir allerdings über Deinen Weg; aber ein jeder ist seinem Gott Rechenschaft schuldig nach dem Maße des Glaubens und der Gnade. Meine Gebete für Dich können nicht verloren sein und sollen, so viel der HErr hilft und Treue giebt, Dich für diesseits und jenseits begleiten.“ In einem „Anhange“ zu diesem ersten Antwortbriefe schüttet sie ihr Herz etwas freier aus. „Dein ganzer Kampf und unser Antheil daran erscheint zerronnen wie eine Nebelwolke oder wie ein Traum, worin es sich eigentlich um nichts gehandelt hat. Denn daß die Infallibilität ohne bestimmte Grenzen dehnbar ist, wußtest Du; wenn Du nun jetzt kein Bedenken darin siehst, wozu der weite schwere Weg und Kampf? Darin hast Du den Schlüssel zu allen meinen Gedanken. Es sind dieselben, die Du gehabt hast, darum wirst Du sie verstehen . . . Aber ich halte mit meinem Urtheil (über das Concil und seine Beschlüsse) fortan zurück und warte des Weiteren. Deine Seele steht in Gottes Hand; Ihm ist ihr treues und aufrichtiges Streben bekannt, deßhalb lege ich die Hand auf den Mund und überlasse Ihm Deine Führung nach innen und außen, in der Zuversicht, daß Er auch unsere Gebete nicht verschmäht hat.“

Käme es bei diesem Lebensbilde nicht mehr auf die innere als auf die äußere Geschichte an, so würde es sich empfehlen, die nächsten sieben oder acht Wochen der „Conflictszeit“ zu überspringen. Nun aber hält es uns fest in der Werkstätte

des Schmelzers, worin in diesen Wochen geheime Arbeit geschah.

Am 19. März schrieb v. R. an seine Mutter: „Ich frage mich hundertmal, ob ich ein Unrecht begangen oder ob ich mich geändert habe, und besitze in der That zu wenig Selbsterkenntniß, um mir dieß klar beantworten zu können. Ich sehe keine Veränderung, außer in der äußeren Situation, und diese Veränderung macht mir in Beziehung auf Dich und die Gleichgesinnten, die es ja alle auch gut mit mir meinen, Schmerz. Wie aber soll ich dazu kommen, klar sehen zu können? Das ist mir klar, wenn ein Ausgleich möglich war in Ehren, und ich hätte ihn nicht versucht, so würde ich mir hinterher Vorwürfe gemacht haben. Glaubst Du, daß ich der Wahrheit etwas vergeben, also ein Unrecht gethan habe, bitte, so sage es mir offen. Es ist diese Wohlthat ja vielleicht noch größer, als die des Tröstens und Ermuthigens, welche Du mir in so überreicher, liebevoller Weise fortwährend zu Theil werden ließest, was ich Dir innig danke. Der Segen der jetzt verlebten Prüfungszeit ist ein sehr reicher gewesen, an dem ich bis zur Stunde zehre;*) was sollte ich aber von dem Segen Gottes, von der Erhörung tausendfältiger Gebete für mich halten, wenn Gott in dieser wichtigen Sache ein Abweichen

*) Was ihm vornehmlich zum Segen geworden, darüber schreibt er in einem gleichzeitigen Briefe an seine Schwester M.: „In solchen Kampfeszeiten lebt man recht im Bewußtsein der eignen Kleinheit, Thorheit und Nichtigkeit. Ich strecke mich mit Sehnsucht aus nach dem, was vor mir liegt, damit ich es auch ergreife; die Gnade Gottes helfe dazu mir und allen unsern Lieben."

von Seinem Wege meinerseits zugelassen hätte, ohne daß ich wenigstens die Sünde sähe, dieselbe mir zum Bewußtsein käme? Möglich freilich bleibt es immer, daß Gott noch weit tiefer mich zu demüthigen beabsichtigt, und daß Er dazu mich vorläufig blind läßt; nun, Demüthigung soll zur Erhöhung führen — gebe Gott, daß ich der ersteren mich nicht weigere, damit ich der letzteren nicht unwürdig werde! Mir wird gesagt: ich sei ‚zurückgebetet' worden; dürfte ich dadurch mich nicht ermuthigt finden zu der Annahme, Gott habe mich den genommenen Ausweg nehmen lassen? Aus der Freude der sogenannten Ultramontanen mache ich mir nichts, sie sind doch in Täuschung über mich begriffen; daß aber sehr viele Gutgesinnte in unserer Kirche durch mein Bleiben getröstet werden, dagegen kann ich nicht gleichgültig sein . . . Meine Geschwister haben Vertrauen zu mir, mehr als ich verdiene, sie werden mit Nachsicht urtheilen*) und einsehen, daß Opposition nicht absolut nothwendig war, wo noch eine Möglichkeit des Vermeidens des Ruins meiner äußeren kirchlichen Lage übrig blieb; einsehen werden sie auch, wie schwer es ist, hinausgestoßen zu werden in die Welt, um ganz isolirt zu sein, abgeschnitten von allen kirchlichen Beziehungen, nachdem man in denselben und für dieselben gelebt hat. Selbstverständlich

*) Wie sehr richtig er deß sich versah, beweist z. B. ein Brief seines Bruders Ferdinand an die Mutter (23. März), worin derselbe schreibt: „Ich glaube die Motive zu Carl's Handlungsweise zu verstehen; aber auch wenn ich dieß nicht glaubte, würde ich annehmen, daß sie achtbar und im Grunde gut sein müssen, weil ich weiß, daß er stets nur aus edlen Beweggründen handelt."

müßte man dieß alles auf sich nehmen, wenn man nur unter einer Sünde sich in seiner Stellung erhalten könnte. Ob letzteres der Fall sei oder nicht, darüber hoffe ich zwar, wie Du weißt, mit meinem Gewissen im klaren zu sein, werde aber Belehrung mit Dank annehmen. Vielleicht kommt Erkenntniß nach, und dann wird freilich die Sache schwieriger, als sie gewesen ist; ich will vorläufig nicht daran denken und mich mit dem Kreuz begnügen, welches auch mit der neuen Wendung der Dinge verbunden ist . . . Was schwarz ist, kann ich nicht weiß machen. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, dem es an Freiheit gebricht" — beinahe hätte er wohl geschrieben: der sich frei zu werden nicht getraut — „das Evangelium bleibt vorläufig unter den Scheffel gestellt, denn vieles liegt im Argen. Wann wird es einmal besser werden und Gott sich unser erbarmen? Vielleicht lade ich gerade durch meine Feigheit eine Schuld auf mich, dann wolle sie Gott mir vergeben; doch sollte es nicht richtiger und christlicher sein, zu Seiner Ehre möglichst zu wirken, als sich der Möglichkeit dazu ganz zu begeben? Daß ich bei Dir einiges Verständniß finde für mein schwaches Verhalten, ist mir tröstlich. Schenkst Du mir das Vertrauen, daß ich mich nicht geändert habe, so hebt sich, denke ich, auch die Furcht von selbst, als könnte eine Scheidewand zwischen uns gezogen werden, und als dürften wir uns nicht mehr vertraulich unterreden und verständigen. Gott verhüte alle Mißverständnisse und beseitige die noch bestehenden! Ich sehe die von mir angenommene Infallibilität des Papstes als zusammenfallend mit der Unfehlbarkeit der Kirche an, also nur als eine Art von Erklärung der bisher

bestehenden Lehre. Meine Anschauungen vom Concil u. s. w. haben sich in nichts geändert. Vielleicht hätte ich das mit sagen müssen, daß ich also von meinen bisherigen Erklärungen nichts zurücknähme; dann war aber eine weitere Erklärung überhaupt unnöthig" — man sieht, wie v. R. gewöhnt war, im Schreiben an seine Mutter laut zu denken, auch die untereinander sich verklagenden oder entschuldigenden Gedanken zu versichtbaren. „Es fragt sich also: war das Schweigen über das, was über den Unfehlbarkeits-Lehrsatz hinausliegt, unrecht? Ich glaube, es war nicht unerlaubt, und darum hoffe ich vor direkter Sünde bewahrt geblieben zu sein. Stärkere Seelen würden allerdings auch stärker gehandelt haben. Ist man aber so blind und lahm und schwach und dabei isolirt, wie ich es bin, dann handelt man auch in solcher Weise. Ich war ja dermaßen in die Presse genommen, bestürmt und gedrängt, daß ein Heldenglaube dazu gehört hätte, um anders zu handeln. Stände mir die ganze katholische Welt fremd gegenüber, wie es bei Euch (Lutheranern) der Fall ist, um wie viel leichter wäre da entschiedene Opposition! Lebt man aber in derselben, schätzt viele ihrer Glieder überaus hoch, steht zum Theil in inniger Freundschaft mit ihnen" — er setzt nicht hinzu: hält man ihre Lehre für die rechte Lehre — „da redet man, was nothwendig ist, geht so weit, als es um den Frieden zu erhalten möglich ist, und schweigt über das, worüber man nicht gefragt wird. So denke ich gehandelt zu haben und hoffe, daß Gott nachsichtig urtheilen wird. — Daß Gott Seiner Kirche mancherlei Gerichte vorbehalten hat, glaube ich sicher. Die Aussicht, mit davon getroffen

zu werden, ist meinem Sinne entsprechender, als gerade in solchen schweren Zeiten fahnenflüchtig zu erscheinen. Was mit verdient ist, muß auch mit getragen werden. Die Mitverantwortung für die Aergernisse, die aus dem vaticanischen Concil entstanden sind, möchte ich dagegen nicht tragen, denn den dort waltenden Geist kann ich bis jetzt nicht als den Geist Gottes anerkennen, wenn auch der Episkopat selbst mir als eine Ehrfurcht gebietende Autorität erscheint." Nun versteht man erst recht, worauf sich die „Täuschung" bezieht, welcher er sich nach der Meinung vieler durch seine Unterwerfungs-Erklärung schuldig gemacht zu haben mit unstillbarer Pein fürchtete. „Ich schließe nun, schmerzlich bewegt, daß ich Dir und andern Freunden zum Anstoße gedient habe und noch diene. Wie oft denkt der Mensch etwas gut zu machen, und doch macht er es recht schlecht! Es kommt aber auch vor, daß manches schlecht aussieht, und hinterher zeigt Gott, daß das Schlechte nur Außenseite und der Kern doch nicht verdorben war. Letzteres laß uns auch hier hoffen, und Er, der die Blinden sehend und die Lahmen gehend macht und selbst die Todten noch zum Leben bringt, der erweise an mir Seine Kraft, damit ich lebe und nicht sterbe, daß ich Seinen Namen nicht entheilige, sondern heilige — in Ewigkeit. Das ist mein Wunsch, den Er ja gern hat und darum auch nicht verachten wird. Sei herzlich gegrüßt!

Dein treuer Sohn Carl."

(Am Rande die Nachschrift: „Ich möchte so gern noch mehr schreiben, aber es ist mir auch recht schwer zu

Muthe, wie einem, der geschlagen ist und der Geduld haben muß.")

Ist es nicht, als läsen wir der Mutter in den Augen, in welchen Schmerzens- und doch auch Freudenthränen glänzten, indem sie (am 21. März) antwortete:

„Mein lieber, theurer Carl!

Mit tiefer Bewegung habe ich Deinen lieben Brief, für den ich Dir innig danke — zunächst überlesen, und schon ehe ich ihn mir recht gründlich zu eigen mache, laß mich Dir sagen, daß ich mich in Deine Lage so sehr hineingelebt habe und sie nun so zu verstehen glaube, daß ich erkenne, wie es zunächst wohl nicht anders kommen konnte, und was mir noch unklar ist — denn ich stehe ja auch vor der Vorstellung, wie es hätte mit Dir werden sollen, und vor allem, was Dich gleichzeitig nach beiden Seiten gezogen hat, wie mit verbundenen Augen — das wird Gott nach innen und außen klar machen. Ich mag nach der ersten Ueberraschung durch vieles in meinem Briefe Dir recht wehe gethan haben und wollte es doch nicht. Den folgenden Tag hatte ich noch einen Kampf zu bestehen, aber dann bin ich ruhig geworden, und Dein ganzer Brief hat mir wohlgethan. Sieh, es liegt eben in dem ‚Aushängeschilde' ein Bekenntniß, welches — wie Du Dir bewußt bist — weit über Deine innere Auffassung hinausgeht. Deßhalb paßt das eine zum andern nicht, und weil man Dir nicht ins Herz sehen kann, so sieht man das ‚Aushängeschild' an. Bei mir ist das nicht der Fall. Ich fühle tief, welche Verantwortung für Dich in der beharrlichen

Opposition liegen mußte, und daß Du Dich durch dieselbe zu versündigen geglaubt, daher keine bleibende Ruhe gefunden hättest . . . Du willst aber, daß ich Dir geradeheraus sagen soll, was mir unrecht erscheint. Ich wiederhole das eben Gesagte: es ist das, was Du selbst mit den Worten ‚Anstrich' und ‚Aushängeschild' bezeichnet hast, und was mit Deiner Lauterkeit nicht harmonirt. Aber ich fühle mich so unvermögend und schwach, mich correct auszudrücken, will auch über dieß alles nicht absprechen. Ich weiß, daß, wenn es gälte in Christenverfolgungen ‚Deinen Leib brennen zu lassen,' Du der erste sein würdest, Dich in die Flammen zu stürzen; aber innerhalb der (Eurer) Kirche um eines Lehrpunktes willen als Abtrünniger zu erscheinen und nach außen Aergerniß zu geben, wozu doch innerlich kein Grund wäre, das auf sich zu nehmen ist eine sehr schwere Sache. Also, geliebter Carl, laß uns annehmen, Gott habe es — nach dem Maße Deiner Kraft und Einsicht — zunächst so geschehen lassen, und laß mich Dir versichern, wie ich mit vollem Herzen darauf eingehe, daß auch ferner unter uns keine Scheidewand sein soll, und wir in innerer Gemeinschaft der Ewigkeit entgegengehen wollen . . . Du stehst (in der katholischen Kirche) ähnlich" — wenn auch in umgekehrter Richtung — „wie bei uns die Lutherischgesinnten innerhalb der Union. Ich habe immer deren Verhalten wenigstens nachfühlen können; jeder steht und fällt seinem HErrn, nur daß er diesem treu sei! — Ich trenne mich ungern von Dir und bin doch so ungeschickt in allem, was ich sage. Die Gnadensonne ist Dir ja, wie es sich aus Deinem Briefe erkennen läßt, nicht ver-

dunkelt — möge sie Dir alle Morgen neu aufgehen auch am trüben Tage! ... In inniger mütterlicher Liebe umarmt Dich

Deine treue Mutter."

Den Geburtstag der Mutter (3. April) verlebte v. R. im Familienkreise — wie, mögen wir uns nach der vorangehenden Correspondenz denken. Dem Vater war ein Stein vom Herzen genommen, und wie hätte das dem Sohne bei seiner kindlichen Ehrfurcht und mustergültigen Lust am vierten Gebot nicht zur Freude gereichen sollen? Aber dem Mutterauge verbarg sich der Schatten nicht, der diese Freude verdunkelte. Wie war es doch so anders gewesen an des Vaters Geburtstage! Aeußerlich war's jetzt heller und heiterer, aber so wie an jenem Tage mochten heute Psalter und Harfe nicht aufwachen in Hohenfriedeberg.

Wir erinnern uns, daß v. R. vor „gefährlichem Umgange" gewarnt worden war, und seine zu Bischof und Domkapitel eingenommene Stellung brachte es mit sich, daß er in dieser Beziehung Vorsicht und Rücksicht sich auferlegte. Was es ihn gekostet haben muß, sich dem Freunde seiner Jugend, Professor Theodor Weber, zu entziehen, der jetzt mit der ganzen Entschiedenheit und ethischen Energie seines Charakters an die altkatholische Sache sich hingegeben hatte, läßt sich nach den mitgetheilten Briefen aus seiner Universitätszeit ermessen (vgl. z. B. S. 62). An Professor Reinkens schrieb er in diesen Tagen in solcher Stimmung, daß es demselben nicht schwer werden konnte, die „wahrhaft altkatholische Geduld", um welche er bat, ihm zu beweisen. Die hiemit angesponnene

Correspondenz zwischen beiden ließ von vornherein keinen Zweifel darüber, womit sie endigen würde.

Füglich können wir die Zwischenstufen zwischen der Abgabe der Unterwürfigkeits-Erklärung und der Zurücknahme derselben übergehen. „Carl hat sich in eine sehr gefahrvolle Lage begeben," sagte wohl sein Vater, und auch in anderm Sinne, als dieser es meinte, war dem also. Er selbst erkannte nicht nur die Gefahr eines neuen Conflicts auf dem „vulkanischen Boden", worauf er sich befand, sondern auch die Seelengefahr, die mit jedem Tage größer für ihn wurde. „Lassen Sie Sich in kein Sophistennetz fangen," warnte ihn Reinkens, und Weber schrieb ihm: „Gewissenhaftigkeit ist der Kern und Stern alles religiösen Lebens; er wird Dir leuchten, wenn die Verwirrung der Zeit Dir den Lebenspfad verdunkeln will." Seine Mutter aber wünschte dem in ihm reifenden Entschlusse das Siegel des Geistes Gottes, der dem Geiste unsers Gemüths Zeugniß giebt.

Die ihm anempfohlene Beschäftigung mit der Infallibilitäts-Literatur, wobei er aber Schrift und Gegenschrift sorgfältig nebeneinander hielt, überzeugte ihn vollends von der Unwegsamkeit seines Unterwerfungsweges. Namentlich wurde ihm die Schrift von Feßler ganz unverdaulich, seinem Wahrhaftigkeitsgefühle unleidlich.*)

*) Charakteristisch für diese zu so hohem Ansehen gelangte Schrift ist der Sinn, in welchem Feßler das prophetisch-apostolische Schriftwort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" liest. Versteckt in einer kleinen Anmerkung S. 78, zu dem Satze: „Nach den Lehrentscheidungen richtet sich der Glaube des katholischen

Nach acht schweren Wochen, am 14. Mai, richtete v. R. an den Fürstbischof folgendes Schreiben:

„Hochwürdigster Herr Fürstbischof,
Gnädigster Fürst und Herr!

Meine Unterwerfung unter das ‚unfehlbare Lehramt des Papstes' hat einen Stachel in mir zurückgelassen, der eine Erklärung meinerseits darüber als eine nicht zu umgehende Pflicht verlangt.

In dem heißen Drange nach Versöhnung suchte ich mir die Infallibilität — nach dem Beispiele anderer — in einer Weise zurechtzulegen, die mir eine Unterwerfung ohne Gewissensverletzung möglich machte. Ich hielt den Papst nur für das verkündende Organ des in der Kirche und durch dieselbe bereits festgesetzten depositum fidei. In solchem Sinne von Unfehlbarkeit zu reden, ist wohl möglich; doch entspricht es offenbar nicht dem Wortlaute des Decrets, wonach der Papst ex sese, non autem ex consensu ecclesiae unfehlbar ist. Bei ruhiger Ueberlegung sehe ich also ein, daß ich mich und andere durch meine Unterwerfungs-Erklärung in Täuschung über mich versetzt habe, und thut mir dieß um so mehr leid, als ich dadurch eine kaum geschlossene Wunde bei Euer F. G. wieder öffne. Wäre in dieser Angelegenheit eine einzige persönliche Rücksicht gestattet, ich hätte sie um Euer F. G.

Christen und nach dem Glauben das Leben," findet sich das Citat: „Justus ex fide vivit, Rom. 1, 17; Gal. 3, 11; Hebr. 10, 38." Also der Lebenswandel, eingerichtet nach dem von den kirchlichen Lehrentscheidungen bestimmten Glauben, soll das Leben aus dem Glauben sein, welches dem Gerechten zu Theil wird!

willen mit Freuden genommen. Allein in Gewissenssachen darf es ja keine Rücksicht geben, außer auf Gott allein. In meiner Unterwerfungs-Erklärung glaubte ich meine Anschauung über das Concil selbst, wiewohl sich dieselbe nicht geändert hatte, außer Acht lassen zu dürfen, weil die Berichte darüber zum Theil widersprechender Art sind. Allein nach reiflicher Erwägung halte ich meine Zweifel, da sie sich auf Proteste und andere Zeugnisse von Zeugen des Concils selbst gründen, doch für zu begründet, als daß ich über dieselben hinweggehen dürfte, weßhalb ich meine erste schriftlich abgegebene Erklärung über das Concil aufrecht erhalte.

Allem Gesagten zufolge kann ich es nur als eine Gewissenspflicht ansehen, meine im Drange der Verhältnisse ausgesprochene Unterwerfung unter die vaticanischen Decrete zurückzuziehen und mein Bedauern über die leider verursachte Täuschung auszusprechen, die mir selbst erst nach und nach vollkommen klar geworden ist; in meiner Absicht lag sie also nicht, und wird Gott sie mir darum hoffentlich nicht als Sünde anrechnen; immerhin aber zeigt sie meine Schwachheit, die sich von vielem freundschaftlichen Zureden u. s. w. beeinflussen ließ. Von Tag zu Tag ist es mir gewisser geworden, daß ich diesen Stein vom Herzen zu wälzen habe, um des ‚Glaubens in reinem Gewissen' wieder froh zu werden. Mit der sich steigernden Gewißheit darüber steigerte sich auch die Ruhe des Herzens. Gott hat mir nun gnädig zum Siege für das Bekenntniß verholfen; ich preise Ihn dafür, Ihm sei auch alles Weitere befohlen!

Ich erlaube mir hinzuzufügen, daß ich mich für verpflichtet

gehalten habe, wegen der durch meine Unterwerfung verursachten Täuschung, die eine ziemlich allgemeine in Rücksicht meiner Person geworden ist, auch eine entsprechende öffentliche Erklärung der Zeitung zu übergeben, welche dieselbe vermuthlich in ihrer morgigen Nummer bringen wird.

An die selbst auferlegte Beschränkung in Betreff der Besuche einzelner ehrenhafter Herren glaube ich mich fortan um so weniger mehr für gebunden erachten zu sollen, als mir ja leider das gleiche Schicksal des Geächtetseins seitens vieler bevorsteht.

Zwar betrübt über den Euer F. G. und vielen bereiteten Schmerz, doch beruhigt in der festen Ueberzeugung, daß ich durch vorstehende Erklärung einer absoluten Pflicht genügt habe, unterzeichne ich mich in tiefster Ehrfurcht

Euer F. G.

gehorsamster v. Richthofen, Domherr."

Gleichzeitig machte v. R. von dieser Eingabe an den Fürstbischof dem Domkapitel Anzeige, mit dem Bezeugen, daß er es „als einen Verrath an seinem Gewissen ansehen müßte, wenn er gegen seine Ueberzeugung sich zu einer Lehre bekennen wollte, die er aus zwingenden Gründen als eine göttliche Offenbarung nicht ansehen könne."

An seinen Vater schrieb er am selbigen Tage: „Da Heuchelei den schwersten Seelendruck ausüben würde, so muß ich absolut offen handeln und meine innerste Ueberzeugung bekennen. Die Folgen davon werden allerdings äußerlich schrecklich genug sein, allein — ‚wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir'. Das Himmelreich leidet

Gewalt, und um dessen willen gedenke ich jeden Schein zu vermeiden, so daß ich hoffe, Gott wird mir nahe bleiben und mir den Segen, den Er den aufrichtigen Herzen verheißen hat, nicht vorenthalten. Du wirst meine Erklärung in der Zeitung finden, aus der ich — wie ich meine — müßte verstanden werden. Sämmtliche Gnaden- und Segens-Mittel der Kirche würden mir zum Verderben gereichen, wollte ich gegen mein Gewissen mich zu einer Sache bekennen, die ich für göttliche Lehre nicht halten kann; daher will ich lieber die ersteren entbehren und auf ein geistliches langes Fasten angewiesen bleiben, lieber Verkennung und allerlei Strafen auf mich nehmen, als daß ich das, was ich als Wahrheit erkenne, verleugne oder zu dem, was ich als Wahrheit nicht erkenne, mich bekennen sollte. Gottes Absichten können nur gute sein, auch mit mir in aller meiner Noth. Der Anschluß an Ihn soll meine Schutzwehr auf dem Schmerzenswege sein, den Er mich gehen heißt; ich hoffe, daß ich nie etwas anderes suchen werde als Ihn, dann habe ich mich sicher nicht zu fürchten, so schweres mir auch begegnen mag. Gegenwärtig bin ich voll Muth und Vertrauen, während ich vor acht Wochen, wo es um ähnliches sich handelte, mich fast erdrücken ließ und darum einen Ausweg wählte, der mein Gewissen beschwert hat, weil ich mich im Bekenntniß nicht lauter zeigte. Ich bezweifle nicht, daß Du, lieber Papa, mich verstehen wirst, und ich eine Verurtheilung von Dir nicht zu fürchten habe. Wozu sollten wir auch ein Gewissen haben, wenn wir dasselbe nicht respektiren wollten? Da ich unter meinem Bekenntnisse äußerlich nur Schaden leide, so — meine ich —

ist auch offenbar, daß ich wichtigeres suche als mein zeitliches Wohlergehen, indem es mir um das, was Gott verlangt, Ernst ist. Gott helfe alle Klippen überwinden und führe uns, ob auch durch Trübsal, auf dem uns zugedachten schmalen Wege gnädig in Sein Himmelreich! Ich denke, es geht mir wie dem Säemann, der, indem er seinen Samen ausstreut, alles zu verlieren scheint, und doch erntet. So hoffe auch ich zur Ernte zugelassen zu werden, während ich scheinbar alles dahingebe; ich thue es ja um eines Höheren willen, und dieser durchschaut Herz und Nieren und kennt die geheimsten Absichten des Menschen. Auch Du, hoffe ich, wirst getrost sein und auf Gott vertrauen, daß Er mich nicht verlassen und der Wahrheit, wo sie auch sei, sicher zum Siege verhelfen werde. Seine Ehre ist unsere Ehre, Sein Sieg ist unser Sieg, darum wollen wir uns nur da finden lassen, wo Er ist. Deines Segens und Deiner Liebe mich, wie bisher, versichert haltend, in herzlicher Liebe

Dein treuer Sohn Carl."

Da er am folgenden Tage, nachdem er des Vaters Antwort erhalten, an seine Mutter schreiben konnte: „Möchte Gott Papa's Herz geduldig erhalten," so wird es bei aller denkbaren Strenge doch eine geduldige Antwort gewesen sein.

An seinen geliebten und verehrten Freund, der ihn bei einer Unterwerfung in bester Meinung und gewiß bona fide berathen hatte, schrieb er (gleichfalls am 14. Mai): „Meine heutige Mittheilung wird Ihnen bei Ihrer Theilnahme für mich wohl Schmerz bereiten, indem sie das wieder zuschanden macht, wozu ich mich unter großem Kampfe verstanden

hatte. Herz und Gewissen waren durch meine Unterwerfung unter das vaticanische Concil nicht frei, sondern über die Maßen beschwert ... Das Bewußtsein, daß ich mich schwach erwiesen, wo Standhaftigkeit von größter Wichtigkeit ist, um nicht den neuen Lehren und der ganzen damit zusammenhängenden Richtung Vorschub zu leisten und ihr zum Siege zu verhelfen — dieß Bewußtsein verfolgte mich und machte es mir mehr und mehr klar, daß dieser Zustand, in den ich mich begeben, unhaltbar war, und daß ein anderes Bekenntniß absolut würde nothwendig werden. Ich habe davon nicht gesprochen, um neuen Kämpfen, Versuchungen und Aufregungen auszuweichen. Die acht Wochen der Ruhe haben mich in meiner Ueberzeugung nur bestärkt, und ich thue nichts anderes, als daß ich eine absolute Gewissenspflicht erfülle, wenn ich meinen Standpunkt offen darlege ... Ich brauche Ihnen meine Anschauung nicht auseinanderzusetzen, Sie finden dieselbe in der Zeitung, und bin ich überzeugt, daß Sie mich wenigstens verstehen werden. Ich vertraue auf Gott, daß Er mich standhaft erhalten und mir helfen wird. Lassen Sie mich die Hoffnung aussprechen, daß Sie mir Ihre Liebe und Freundschaft nicht entziehen werden" u. s. w.

Zu einer öffentlichen Erklärung sah sich v. R. dadurch genöthigt, daß mehrere Zeitungen über seine „Anerkennung des unfehlbaren Lehramtes des Papstes" Angaben verbreitet hatten, zu welchen er unmöglich schweigen konnte.

Diese öffentliche Erklärung wiederholt — neben dem in dem Schreiben an den Fürstbischof Enthaltenen — im wesentlichen die Bedenken, welche v. R. am 21. Februar dem Dom-

kapitel vorgetragen hatte. Jedoch zu dem Segen seiner Kampfeszeit, wofür er Gott von Herzen dankte, gehört vor allen Dingen der entschiedene Fortschritt in evangelischer Erkenntniß, der im Vergleich mit jener ersten Erklärung in dieser zweiten sich hervorthut. Deßhalb wolle es der Leser sich nicht verdrießen lassen, ungeachtet der vorkommenden Wiederholungen dieß für v. R.'s Lebensgang entscheidend gewordene Aktenstück hier in extenso abgedruckt zu finden:

„Erklärung.

Da eine durch mehrere Zeitungen verbreitete Angabe über meine ‚Anerkennung des unfehlbaren Lehramtes des Papstes' die Ursache fast allgemeiner Täuschung über meine kirchliche Stellung geworden ist, so fühle ich mich verpflichtet, Folgendes öffentlich zu erklären:

Vielseitiges, freundschaftlichstes Drängen, die von mir geforderte Unterwerfung unter die vaticanische Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes auszusprechen, nebst der Erfahrung, daß die genannte Lehre unter ihren Anhängern die verschiedenste Auslegung findet, führten mich zu der Vorstellung, als könne auch eine solche Auffassung der Infallibilität statthaft sein, wonach der Papst nur das verkündende Organ des in der Kirche bereits festgesetzten depositum fidei sei. Kränklichkeit, kurzgestellte Zeitfristen für die geforderte Erklärung u. s. w., trugen gleichfalls nicht wenig dazu bei, mich einer Auffassung des Dogmas zugänglich zu machen, die sich als friedfertig erwies, ohne mich sachlich in Widerspruch mit meiner vorherigen Ueberzeugung zu führen. Auf Grund dessen gab ich eine kurze Unterwerfungserklärung, ohne Darlegung

meiner Anschauung. Die Zweifel über das Concil selbst glaubte ich bei den einander widersprechenden Darstellungen desselben außer Acht lassen zu dürfen. Allein da sich diese Zweifel größtentheils auf das Zeugniß von Zeugen des Concils selbst gründen, so sind dieselben doch zu schwerwiegender Art, als daß man bei ruhiger Ueberlegung über dieselben hinweggehen dürfte.

Die Folge meiner Erklärung war, daß man auf der einen Seite mit Freuden meine Unterwerfung begrüßte und vollständigen Gesinnungswechsel in mir voraussetzte, während sich auf der anderen Seite jene, welche sich zu der Unfehlbarkeitslehre nicht bekennen, bitter in mir getäuscht fanden.

Ich glaube daher, um der Wahrheit und des Gewissens willen, beiden Parteien das Geständniß schuldig zu sein, daß es mir leid thut, Täuschung verursacht zu haben. Meine oben ausgesprochene Anschauung über die Unfehlbarkeit, zu welcher ich durch die ungerügt vorgetragenen verschiedenen Deutungen ihrer Ausleger verleitet worden war, stimmt offenbar nicht überein mit dem Wortlaute des vaticanischen Decretes, wonach der Papst ‚ex sese, non autem ex consensu ecclesiae' unfehlbar sei. Daß letzteres göttliche Offenbarung sei, daß diese Lehre bereits von den Aposteln verbreitet worden sei, daß sie unter Verlust der Seligkeit zu glauben nothwendig sei, daß sie immer, überall und von allen in der Kirche gelehrt und geglaubt worden sei — dieß als Wahrheit anzunehmen und zu glauben, widerstrebt meinem Gewissen, und kann ich nicht annehmen, daß das vaticanische Concil, welches solchen Glauben verlangt, als ein Organ

des Heiligen Geiſtes anzuſehen ſei (ganz abgeſehen von allen formellen und rechtlichen Bedenken, die gegen ſeine Gültigkeit, als eines freien ökumeniſchen Concils, vielfach erhoben worden ſind). War es denn auch ganz bedeutungslos, daß ein Schreck durch die ganze nicht-katholiſche Welt und zum Theil auch durch die katholiſche Welt ging, als bekannt wurde, worum es ſich bei dem vaticaniſchen Concil beſonders handeln ſollte? Und war etwa der Eindruck, den das Concil ſelbſt zur Zeit ſeines Beſtehens machte, der Art, daß man es als ein Organ göttlicher Offenbarung anſehen konnte? Wurden nicht die ſchärfſten Proteſte gegen unkanoniſches Verfahren, gegen ſtarke moraliſche Beeinfluſſung ſeitens der leitenden Partei, gegen die Mittel, deren man ſich dazu bediente u. ſ. w. innerhalb und außerhalb des Concils lautbar? — Wenn außerdem das Nichtglauben an die päpſtliche Unfehlbarkeit (von der wenigſtens bis zum 18. Juli 1870 die Seligkeit nicht mit abhängig gemacht war), mit der ſchwerſten kirchlichen Strafe, dem Anathem, von dem Concil belegt wurde, wenn daſſelbe auch gegen treue Glieder der Kirche verhängt wird, die nur um des Gewiſſens willen der gedachten Lehre bisher fern blieben — iſt es wohl möglich, annehmen zu können, daß ſolches dem Geiſte Gottes entſpreche?! Wo die innigſte Beziehung, ein feſtes Band, zwiſchen der Seele und Gott beſteht, iſt es da verſtändlich, wenn dieſes Band durch Anathem, Excommunication, Entziehung der Sacramente u. ſ. w. auf Erden gelöſt wird, während es doch im Himmel gewißlich nicht gelöſt iſt? — Gedenke ich ferner deſſen, wie an den Früchten der Baum ſoll erkennbar ſein,

so trägt auch dieß wahrlich nicht dazu bei, die Zweifel in Betreff des vaticanischen Concils zu lösen. Als das Concil zusammentrat, wurde es von der katholischen Christenheit mit Freude begrüßt, denn man knüpfte die schönsten Hoffnungen, die reichsten Erwartungen an dasselbe; eine Fülle des Segens wurde in Aussicht gestellt. Wie aber haben sich diese Hoffnungen, Erwartungen und Verheißungen erfüllt? Viele und oft nicht die schlechtesten Katholiken sind an ihrer Mutter beinahe irre geworden; viele fühlen sich bis heutigen Tages in ihrem Gewissen auf das äußerste bedrängt; tiefgreifende Spaltungen sind in Mitte der Kirche entstanden; nicht wenige Glieder haben sich bereits von ihr getrennt; so manche tüchtige Kraft ist lahmgelegt; welch bedauerlicher Zwiespalt ist in so vielen Familien in Folge der vaticanischen Beschlüsse ausgebrochen; wie ist die Kirche an Ehre und Ansehen — selbst vor frommen Andersgläubigen — gesunken; wie ist der Zutritt zur Kirche erschwert; wie wesentlich haben die politischen Verhältnisse derselben gelitten! Wäre das vaticanische Concil auch nur als Vorwand aufzufassen, dessen sich — wie vielfach behauptet wird — die Agitatoren gegen die Kirche bedienen, um sie zu schädigen, so sind doch die Demüthigungen seit dem vaticanischen Concil zu grell, um nicht wenigstens eine Miturſache in dem letzteren suchen zu müssen.

Nur mit tiefbetrübtem Herzen kann man diese Schäden beobachten, wie sie seit dem vaticanischen Concil in der Kirche um sich greifen. Doch vielleicht hat unter den Infallibilitäts-Gläubigen selbst Frömmigkeit und Gottesfurcht zugenommen? Vielleicht hat das Reich Gottes unter ihnen an

Werth und Ansehen gewonnen? Viel ist seit dem Juli 1870 für die Lehre der Infallibilität gewirkt und gearbeitet, gepredigt und geschrieben worden, allein als ein Freude und Segen bringendes Evangelium hat es sich bis jetzt noch nicht erwiesen. Wie ein Alp vielmehr scheint diese Lehre auf den Gemüthern zu lasten, die zum Theil die Gewissen beschwert, die Freiheit hemmt, die rechte Freudigkeit unterdrückt. Man bedauert vielfach, daß das Concil nicht lieber von der Lehre geschwiegen, während man doch eine Offenbarung Gottes mit Freuden begrüßen sollte; man schweigt lieber von derselben, als daß man von ihr redet (außer von den Kanzeln); man thut sich Gewalt an, um die Zweifel dagegen zu unterdrücken und den Stachel nicht zu fühlen. Manche bekennen das Dogma zwar mit dem Munde, aber im Herzen leugnen sie dasselbe. Vielfach hegt und nährt man auch eine Bitterkeit gegen die eigenen Glaubensbrüder, die sich — um des Gewissens willen — nicht zur Infallibilität bekannt haben, sucht lieber jede Verbindung mit ihnen abzuschneiden, anstatt nach brüderlicher Versöhnung zu trachten. Kurz, ein Segen scheint auf dem Infallibilitätsdogma nicht zu ruhen, so daß ich dasselbe auch darum nicht auf die Quelle der himmlischen Wahrheit zurückführen kann. Dagegen sind die Zweifel, die sich dawider erheben, so bedenklicher Art, und — meiner Ueberzeugung nach — auch so begründeter Art, daß ich nur eine Gewissenspflicht erfülle, wenn ich offen bekenne, daß es mir unmöglich ist, das vaticanische Concil als ein freies ökumenisches Concil anzuerkennen und seine Beschlüsse als Offenbarungen des Heiligen Geistes anzunehmen. Die auf willkürlicher In-

terpretation beruhende und im Drange der Verhältnisse abgegebene Unterwerfungs-Erklärung ziehe ich als mit dem Wortlaut des vaticanischen Decretes nicht übereinstimmend zurück, indem ich mein Bedauern über die verursachte Täuschung wiederhole.

Die hiermit abgegebene Erklärung wird manche Wahrheitsfreunde (unter Katholiken und Nicht-Katholiken), die ich durch eine Handlung mir entfremdet hatte, welche mir als Schwachheit gedeutet werden mußte, zu einer richtigen Beurtheilung meiner im wesentlichen sich gleichgebliebenen Ueberzeugung führen und sie mir hoffentlich auch wieder näher bringen. Sie werden für mein räthselhaftes Verhalten Verständniß gewinnen in der Erwägung, daß die vom Sturme gepeitschte Flamme leicht zur Erde geschlagen wird; gewinnt sie aber wieder Kraft, so brennt sie aufs neue aufwärts und erfüllt ihre Aufgabe. So hoffe auch ich durch vorstehende Erklärung meiner augenblicklichen Aufgabe wieder nachgekommen zu sein.

So manche wohlmeinende Freunde werden sich zu meinem Schmerz wohl betrübt von mir wenden. Sie werden mein Bekenntniß vielleicht als einen Verrath an der Kirche bezeichnen. Aber wohl ist die Kirche die herrliche Dienerin der Wahrheit, allein die Dienerin steht nicht über der Herrin. Man wird weiter erinnern, daß die Kirche die ‚Säule und Grundfeste der Wahrheit' sei; allein wenn selbst ein Engel vom Himmel käme, um ein anderes Evangelium, als das ursprüngliche war, uns zu verkündigen, so sollen wir ihm bekanntlich nicht Glauben schenken. (Uebrigens dachte der

Apoſtel 1 Tim. 3, 15 ſicherlich nicht an Papſt und Biſchöfe.) Auch daran wird man mich erinnern, daß ‚wer die Kirche nicht hört, der ſolle einem Heiden und öffentlichen Sünder gleichgeachtet ſein.‘ Allein zu hoch ſteht mir die Kirche Gottes, die der Sohn Gottes als Seine Braut bezeichnet, als daß ich glauben könnte, ſie habe auf dem Concil in göttlicher Erleuchtung, oder der Heilige Geiſt habe durch ſie geredet, und als habe nicht vielmehr nur ein Theil ihrer Glieder geredet, die ſich zu tief unter die päpſtliche Autorität gebeugt haben. Sollte man aber gleichwohl die angedeutete Stelle auf mich anwenden (wiewohl ſie der Erlöſer auf Gewiſſensſachen um des Glaubens willen nicht ſcheint bezogen zu haben, vergl. Matth. 18, 15—17), ſo tröſte ich mich mit dem Ausſpruch deſſen, der da ſagt: ‚Der Geiſt ſelbſt giebt Zeugniß unſerem Geiſte, daß wir Kinder Gottes ſind.‘ Auch auf das Wort wird man mich vielleicht aufs neue hinweiſen: ‚Wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt.‘ Den Mißbrauch, der mit Erklärungen, gleich der gegenwärtigen, gemacht zu werden pflegt, bedauere ich auf das höchſte; allein das Aergerniß um des Bekenntniſſes der Wahrheit willen kann ich nicht fürchten, denn wenn der in Zion geſetzte auserleſene, koſtbare Eckſtein, Chriſtus ſelbſt (1 Petr. 2, 6), vielen zum Aergerniß geworden iſt, ſo daß Er von den Bauleuten verworfen wurde, ſo kann auch das Aergerniß um Seinetwillen nicht zu fürchten ſein. Bei einem aufrichtigen makelloſen Bekenntniß würde es vielmehr heißen: ‚Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn iſt groß im Himmel.‘ Endlich wird man mich vielleicht hinweiſen auf die perſönlichen

Rücksichten, die ich bei der Veröffentlichung meiner Gesinnung gegen meinen Bischof und andere mir naheſtehende Personen hätte nehmen ſollen. Wie ſehr gern hätte ich dieſe Rückſichten genommen, wenn ich ſie nehmen dürfte! Sie haben eine Weile wohl mich zögern laſſen, an die Oeffentlichkeit zu treten, und haben mir heftigen Kampf verurſacht; allein die ewige Wahrheit ſagt: ‚Wer Vater oder Mutter oder irgend etwas mehr liebt, als Mich, der iſt Meiner nicht werth.‘ Giebt es da noch einen andern Weg, als den des freien rückhaltsloſen Bekenntniſſes der Wahrheit, ſelbſt auf die Gefahr hin, von allen verkannt und verlaſſen zu werden?

So ſchmerzlich es mir ſein wird, wenn ſich viele von mir wenden und mich unter die Zahl der Geächteten zählen werden, ſo kann ich ihnen doch nur entgegnen: ‚Wenn ich noch Menſchen gefallen wollte, ſo wäre ich Chriſti Diener nicht.‘ Letzteres ſein zu dürfen, war und bleibt meine Ehre, mein Troſt und meine Freude — ich hoffe — in Ewigkeit. Sein Dienſt aber verlangt als heilige Gewiſſenspflicht: Bekenntniß der Ueberzeugung, wo ſolches nothwendig iſt. Wird letzteres geübt, ſo lautet die Verheißung: ‚Wer mich vor den Menſchen bekennen wird, den werde auch Ich bekennen vor meinem Vater, der in dem Himmel iſt.‘ Da ich das letztere wünſche, ſo war ſchon darum das erſtere Pflicht.

C. v. Richthofen, Domherr.“

„Ja,“ ſchrieb ich damals an v. R.'s theure Mutter, „wie es im Jubilatepſalme heißt: ‚Du haſt uns ausgeführt und erquickt‘, ſo haben wir's erfahren, und der das hat angefangen, der wird es auch vollenden. Das Wohlthuendſte in

der Erklärung Ihres lieben Herrn Sohnes — darin waren wir am Abende des 15ten in Breslau ganz einstimmig — ist die Sinneslauterkeit und Herzensaufrichtigkeit, das im besten Sinne Edle, woraus sie entsprungen ist. Was die darin sich aussprechende Erkenntniß der Heilswahrheit betrifft, so ringt zwar das erfaßte Licht noch mit den Wolken römischen Irrthums; aber an entscheidenden Hauptpunkten (namentlich zu Gal. 1, 8) ist doch der eiserne Ring gesprengt, und der goldene Fingerreif evangelischen Glaubens funkelt hervor."

Hatte sich v. R. schon mit seiner Erklärung vom 21. Febr. nach dem Urtheile des Fürstbischofs „auf lediglich protestantischen Boden gestellt", so konnte das Urtheil über ihn zufolge seiner gegenwärtigen Erklärung nicht anders lauten, als daß er seine Stellung auf diesem Boden mit noch festerem Fuße behauptete. Denn hier stellt sich die Sache so: weil es seinem Gewissen widerstrebte, die vaticanische Unfehlbarkeitslehre als göttliche Wahrheit anzunehmen, darum konnte er das Concil, welches solchen Glauben verlangte, als ein Organ des Heiligen Geistes nicht ansehen, selbst abgesehen von allen formellen und rechtlichen Bedenken. Und in der schließlichen Verantwortung gegen alles, was man ihm entgegen halten würde,*) giebt sich in der That das Oel des Geistes deutlich

*) Unter den zahlreichen Gegenerklärungen in der „Schlesischen Volkszeitung" zeichnet sich eine (von Dr. Soffner) durch ruhige Objectivität und von aller Bitterkeit freien Ton aus, und wohl konnte dieselbe dazu dienen v. R. zu überzeugen, daß sein Fortschritt in evangelischer Erkenntniß größer war, als er sich's selbst sagen mochte. „Was Sie in Ihrer Erklärung," wird ihm hier

zu spüren, woran sich die „vom Sturm gepeitschte und zur Erde geschlagene Flamme" erholt hatte.

Noch an demselben Tage (15. Mai), da die öffentliche Erklärung in der „Schlesischen" und in der „Breslauer Zeitung" erschien, wurde er vor Bischof und Kapitel beschieden. Aeußerlich und innerlich nicht wohl im Stande, dieser Vorforderung Folge zu leisten, war er — obschon gefaßt auf strenge Maßregeln — doch aufs äußerste überrascht, als ihm schon selbigen Abends das bischöfliche Excommunications-Decret zugeschickt wurde.*)

Nach einem Resumé der dem Leser dieser Blätter bekannten Conflictgeschichte — unter dem Sehwinkel, worunter der Fürstbischof sie ansah — heißt es in dessen Decrete: „Die eigene Veröffentlichung der Auflehnung gegen das vaticanische Concil und der Wortlaut dieser Veröffentlichung schneiden, zumal die Mahnungen vom Januar und Februar d. J. erfolglos blieben, jede Hoffnung auf eine Umkehr des

---

zu bedenken gegeben, „als Ihre Ansicht und Vorstellung von der Kirche Gottes und deren Verhältniß zu Christus und der von Ihm uns hinterlassenen Glaubenswahrheit, sowie der in Ihm und durch Ihn zu erhoffenden Seligkeit hindurchschimmern lassen, das ist, ich muß es Ihnen gestehen, mir im höchsten Grade auffällig und bedenklich vorgekommen. . . Das ist mir klar und gewiß, daß Ihre Anschauung nicht auf katholischem Boden erwachsen ist." Ja — aber doch auf dem recht katholischen Boden, auf welchem die heiligen Propheten und Apostel die Säeleute sind.

*) Die Eile war wohl mit veranlaßt durch den Umstand, daß gerade am 15. Mai das staatliche „Kirchengesetz" (vom 13. d. M.) in der Gesetzsammlung publicirt wurde.

Herrn Freiherrn von Richthofen ab, so daß von einer nochmaligen Mahnung abgesehen werden mußte. Am Schlusse von caput IV der Constitutio dogmatica prima de ecclesia Christi vom 18. Juli 1870 heißt es:

> Si quis autem huic nostrae definitioni contradicere, quod Deus avertat, praesumserit, anathema sit.

Der zeitherige Domherr Freiherr v. Richthofen hat den entschiedensten öffentlichen Widerspruch erhoben und dadurch von selbst die den Widersprechenden angedrohte Strafe der Ausschließung aus der katholischen Kirche auf sich genommen. Kraft der kirchlichen Vorschriften declarire ich demgemäß, daß Herr Freiherr v. Richthofen aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche — mit allen Folgen der Excommunication — ausgeschlossen, daher des Kanonikates und der geistlichen Würde verlustig, zu irgend einem geistlichen Amte, zu jeder Ausübung der ertheilten Weihen und zu jedem Gebrauche eines der Rechte des priesterlichen Standes unfähig und auch ein kirchliches Lehramt zu üben nicht mehr berechtigt ist."

Hiemit endigt die Conflictszeit. Freilich dauerte der Conflict mit Bischof und Domkapitel, mit dem Papste und der gesammten unter dem Papste verfaßten katholischen Kirche gemäß der Stellung, die v. R. während der nächsten zwei Jahre einnahm, für ihn noch fort. Jedoch wohl nicht unrichtig erwiederte er auf seines Vaters Warnung vor dem Altkatholicismus: „Aber was bin ich denn? Ich will sein und bleiben, was ich bin und war. Die Römischkatholischen schließen mich aus um ihrer Neuerungen willen, folglich bin ich ‚altkatholisch'." Deßhalb wird es auch dem Sinne

unſers ſeligen Freundes entſprechen, wenn wir ſeine „alt-katholiſche Epiſode“ vom 15. Mai 1873 an datiren.

Schließen aber möge dieſer Abſchnitt mit der tröſtlichen Zuſprache aus zwei Briefen der Mutter. „Ich hoffe,“ ſchreibt ſie am 17ten, „daß Du unter dem Hirtenſtabe des rechten Biſchofs Deiner Seele Dich wohl und glücklich fühlen wirſt, obgleich Sein Weg ein Kreuzesweg und Seine Speiſe Selbſtverleugnung iſt. Wohl Dir, daß Du Seine Wahrheit laut verkündigen und für Seine Ehre Zeugniß abzulegen berufen wurdeſt! Es wird Freude darüber im Himmel ſein, wie es auf Erden der Fall iſt bei allen Kindern Gottes. Jetzt ſind wieder alle Schätze des göttlichen Wortes und daraus fließender Lieder aufgethan und ſtrömen mir für Dich und uns zu Troſt entgegen, während vorher alles ſtumm geworden und wie in tiefes Dunkel und Schweigen gehüllt war. Nur ein Spruch, an den mich zur rechten Zeit unſer lieber Vetter B. erinnerte,*) leuchtete mir wie ein heller Stern in der Nacht und

*) „Es ſind ſchwere Kämpfe und Aengſte,“ ſchrieb damals dieſer treue Freund und Verwandte, „in welche Gott Seine Kinder und Diener hineingerathen läßt, weil ſie die Hülfe des lebendigen Gottes in der zunehmenden Noth der Kirche verſchmähen“ — dieß letztere iſt im Sinne der Irvingianer gemeint, denen v. R. durch innige Familienbande nahe ſtand, wovon dieſe Blätter ſpäter zu reden haben werden. Gerade um der Nichtübereinſtimmung willen, die dann zum Ausdruck kommen muß, iſt es wohlthuend, hier einem lieblichen Zeugniſſe der Einigkeit zu begegnen, welche zwiſchen allen, die Jeſum HErrn und Heiland heißen, unzerſtörbar-gründlich beſteht. „Es giebt aber einen Troſt,“ heißt es weiter in jenem Briefe, „und dieſen hat der Apoſtel Röm. 14, 4

zeugte von der Nähe des unsichtbaren Tröſters, nämlich Röm. 14, 4: ‚Wer biſt du, daß du einen fremden Knecht richteſt? Er ſteht oder fällt ſeinem Herrn. Er mag aber wohl aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn wohl aufrichten.‘ Siehe, das hat Er wieder in Seines Geiſtes Kraft und Licht gethan, denn ‚Sein Wort iſt wahrhaftig, und was Er zuſagt, das hält Er gewiß.‘ Welche Glaubensſtärkung iſt das wieder für Zeiten, wo Er Sich zu verbergen ſcheint, und wir wie verlaſſen von Troſt und Hoffnung ſind! Damit man aber Seine Verheißungen empfangen könne, wie z. B.: ‚Er hilft den Elenden herrlich — das zerſtoßene Rohr wird Er nicht zerbrechen, den glimmenden Tocht nicht auslöſchen,‘ muß man erſt ſich elend, zerbrochen und in Gefahr des Verlöſchens fühlen. Nun, Du ſiehſt, daß ich für Dich getroſt und freudig bin; der HErr wird weiter helfen.“ Am 25ſten muß ſie ihm berichten, wie der Hohenfriedeberger Pfarrer (mit dem es ein jammervolles Ende genommen hat) in der dor-

---

ſo ausgedrückt: ‚Wer biſt du, daß du einen fremden Knecht richteſt?‘ u. ſ. w. Das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewiſſen zu bewahren und es durch ſtillen Wandel nach rechts und nach links zu verkündigen, das iſt ja um ſo mehr auch Deine Aufgabe, geliebte Tante, in der Verwirrung der Parteien. Du ſchreibſt, es läge wie ein Stein auf Deiner Seele. Ich bitte Gott, daß Er Dich von dieſem Stein befreien wolle und Dich in der ſtillen, freudigen Ergebung in Seine wunderbaren Führungen mit Seiner ganzen heiligen Kirche und mit einem jeden Gliede derſelben ſtark und getroſt machen möge in Deiner ſchwierigen Lage. Die Laſt des andern mitzutragen, wie die eigene, iſt ja unſer aller himmliſcher Beruf in der Nachfolge unſers hochgelobten HErrn.“

tigen katholiſchen Gemeinde Unterſchriften unter eine Anhänglichkeits-Adreſſe an den Biſchof zuſammen gebracht habe. „Ich habe keinen Groll gegen den Pfarrer, und Du wirſt ihn auch nicht haben, auch gegen die nicht, die unterſchrieben haben, denn ſie haben kein Verſtändniß. Des HErrn Wort: ‚Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun,‘ möge ihnen zugute kommen.“ Sie konnte ihm aber auch von einem frommen Mädchen ſchreiben, die geſagt habe: „Der Herr Kanonikus hat Chriſti Sinn und Geiſt, darum iſt's nicht er, der da kämpft, ſondern der Geiſt, der in ihm iſt, und der HErr macht's ganz; wenn er's auch gar nicht merkt und ſich recht ſchwach fühlt, denn in den Schwachen iſt Gottes Kraft. Das Fleiſch zittert und bebt, denn er ſtreitet gegen Satans Macht und Liſt; da hat der HErr ſelbſt gezittert, und wir ſollten nicht zittern? Aber wir laſſen das Fleiſch zittern und beben und folgen dem HErrn.“ — Nachdem die Mutter eben in der „Kreuzzeitung“ einen Bericht über ihres Sohnes Excommunication geleſen, ſchreibt ſie: „O geliebter Carl! iſt dieſer Bannfluch einerſeits furchtbar für Dich, ſo drückt er anderſeits Deiner That das Siegel der Rechtfertigung auf und muß Dein Herz und Gewiſſen um ſo ruhiger und getroſter machen; ja Du wirſt jubeln, daß Du aus einem ſolchen Verbande, wo dergleichen geſchieht um eines Zuſatzes zur Heilslehre willen, der weder fromm noch ſelig machen kann, biſt ausgeſchloſſen worden. Darum geh nur muthig vorwärts, wenn Du auch noch nicht weißt, wie und wo und wann? Des HErrn Geiſt wird Dich führen. Seit Jahr und Tag hatteſt Du Sein Wort vor Augen: ‚Ich bin der HErr dein

Gott — Ich will dir den Weg zeigen, den du gehen ſollſt, Ich will dich mit meinen Augen leiten,'*) und Er hat es gethan bis hieher. Immer gedenke ich Deiner bei dem Liede: ‚Befiehl du deine Wege' — das iſt wie für Dich gemacht!"

*) Er hatte dieſen Spruch in ſeinem Zimmer hängen.

7.

Altkatholische Episode.

1873—1875.

> JEsus fragte ihn und sprach: Was willst du, das Ich dir thun soll? Er sprach: HErr, daß ich sehen möge!
>
> Luc. 18, 41.

Excommunicirt! — das zu sein war unserm Freunde etwas Furchtbares. In die Herzensstellung, welche seine Mutter einnahm, indem sie — obwohl mitleidend — doch im Geiste seinethalben frohlockte, konnte er sich noch nicht finden. Sein Verhältniß und sein Verhalten gegenüber der Excommunication, die ihn betroffen, würde ein psychologisches Räthsel sein, fände sich nicht dessen Lösung in dem Zusammenstoße der beiden Mächte, die in ihm wirksam waren: der Macht des Geistes Christi in seinem gläubigen Herzen und der Macht des römisch-katholischen Geistes über seine Seele, die noch gebunden sich fühlte an eben die Kirche, welche ihn ausgestoßen hatte. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen Martin Luther, der die päpstliche Bannbulle wider ihn als eine „Wasserblase" verachtete, und diesem Excommunicirten,

den das bischöfliche Anathema aufs tiefste erschütterte und ihm — wie er selbst schreibt — „durch Mark und Bein drang!“ Gleich die Ueberschrift des Excommunications-Decrets hätte, so sollte man denken, diesem Pfeile die Spitze abbrechen und vor Verwundung den Getroffenen sichern müssen: „Heinrich, durch Gottes Erbarmung und des heiligen apostolischen Stuhles Gnade Fürstbischof von Breslau, Hausprälat und Thronassistent Sr. Päpstlichen Heiligkeit, dem Apostolischen Stuhle unmittelbar untergeben“ — wie? hielt denn v. R. noch jetzt den Papst, gegen dessen Unfehlbarkeit er protestirte, sammt seinen Assistenten für Organe des HErrn Jesu Christi, mittelst welcher das hehre, gewaltige Wort: „Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein“ ihn wirksam und unfehlbar hätte ergreifen müssen? Offenbar nicht! Denn die Unwirksamkeit und Fehlsamkeit der bischöflichen Application des vaticanischen Anathema's auf ihn war ihm nunmehr außer allem Zweifel. Und dennoch erbebte er darunter und fühlte sich „wie zertreten“. Die „unirrende Kirche oder Christenheit und der irrende Papst“ — wie Luther wohl beide gegeneinander stellt — waren eben in v. R.'s nach evangelischer Befreiung ringenden Seele noch nicht zu reiner, klarer Scheidung gelangt. Mit allen Saugfasern seines bisherigen inwendigen Lebens tief eingesenkt in die katholische Kirche, wie sie in ihrem äußeren Organismus sich darstellt, empfand er als tödtliche Verletzung, was doch seine in Christo lebendige Seele schlechterdings unangetastet lassen mußte. Ja, noch mehr. Die damalige Unvölligkeit seiner Erkenntniß des Wortes und der Heilsanstalt Gottes ver-

leitete ihn zu dem Vorwurfe der „Härte" gegen die Vollstrecker der kirchlichen Vorschriften, statt daß er sich einfach hätte sagen sollen, die über ihn verhängte Excommunication wäre der folgerichtige Rückschlag und die nothwendige Abwehr gegen seine Auflehnung wider die Vollgewalt einer Kirche, die vermöge ihres eigensten Wesens diejenigen als extra salutem oder „vom Heil Abgeschnittene" erklären muß, welche ihrer Autorität, sei es auch nur in einem einzigen Lehrstücke, widersprechen.

Logisch und theologisch unbegründet, ist die große Traurigkeit, die v. R. in jenen Tagen in seinem Herzen hatte, doch ein schönes Zeugniß seiner Pietät, womit er das in Ehren hielt, was Gottes und Christi ist in der katholischen Kirche, den reichen Ueberblieb himmlischer Güter, deren Segen ihn von Kind auf umfangen hatte. Und wie hätte er nicht trauern sollen um so viele tausend Seelen, welche den Samen der Wiedergeburt zum ewigen Leben durch den Dienst der katholischen Kirche empfangen haben, und die nun ärger als jemals von römischer Erstickung bedroht werden? „Wie einem Excommunicirten zu Muthe ist," das beschrieb er damals in einem Zeitungsartikel, an welchem die protestantische Kritik nicht minder wie die katholische manches zu tadeln finden mag; aber der Herzschlag eines Christenmenschen giebt sich auch in dieser Wehklage zu verspüren.

Mit einem ersten Schmerzensschrei wandte er sich (am 22. Mai) an den Fürstbischof selbst. „Ich darf Euer F. G. versichern," schreibt er, „daß Angesichts solcher Maßnahmen, wonach die kirchlichen Gnadenmittel mir entzogen sind, wo-

nach ich jenem Mark und Bein erſchütternden Fluche, der damit verbunden iſt, verfallen ſein ſoll (nach dem Pontificale Romanum), wonach ich mit Leib und Seele der Hölle und der ewigen Verdammniß verſchrieben ſein ſoll, ſo daß ich auch nicht einmal mehr eines chriſtlichen Begräbniſſes gewürdigt werden ſoll — daß da meine Seele laut zum Himmel hinaufſchreit, um bei Gott Zuflucht zu ſuchen. Ob das nicht auch dahin gehört, wovon der Heiland ſagt: ‚Wer eins von dieſen Kleinen, die an Mich glauben, ärgert u. ſ. w.‘ wage ich nicht zu entſcheiden. Fern ſei es von mir, Euer F. G. dafür verantwortlich machen zu wollen, wie ich moraliſch gleichſam zertreten werde — ſo über alle Begriffe furchtbar finde ich dieſe Ausartung von Excommunication; allein wenn ich gegen dieſe vernichtenden Strafen proteſtire, ſie nicht anerkennen und den weltlichen Arm wenigſtens um einigen Schutz bitten werde, ſo, glaube ich, kann mir dieß niemand verdenken, denn ich müßte unter dieſen Strafen abſolut verzweifeln. Der Heilige Geiſt ſagt: was gegen die Ueberzeugung geſchehe, ſei Sünde (Röm. 14, 23); nun habe ich nach meiner Glaubensüberzeugung bekannt und gehandelt und ſoll dafür den Fluch für Zeit und Ewigkeit auf mich nehmen! Wer dieß faſſen kann, der faſſe es; ich kann es nicht. Euer F. G. ſchrieben mir unter dem 12. Jan. 1872: ‚Sie werden zu mir und dem Domkapitel hoffentlich das Vertrauen haben, daß wir Sie zu keinem Schritte drängen werden, der gegen Ihr Gewiſſen iſt.‘ Und nun werde ich um des Gewiſſens willen hinausgeſtoßen! Zwar will ich zugeben, daß ich mir den Anſchein eines

freventlichen Spiels mit heiligen Dingen gegeben habe, und das thut mir leid. Allein es war nicht Spiel, es war Gewissenskampf; wer solchen kennt, wird mein zeitweiliges Schwanken verstehen und es mir nicht zum Verbrechen auslegen, wenn ich mich vorübergehend schwach zeigte. Habe ich dabei gesündigt, was mir nicht klar ist, so bitte ich Gott und Euer F. G. deßhalb um Verzeihung. Doch bin ich ja nicht des Schwankens und der leider verursachten Täuschung wegen verurtheilt worden, sondern wegen des Nichtglaubens an die Unfehlbarkeit und wegen meines Protestes dagegen. Wenn der Apostel einen Blutschänder aus der Gemeinde ausstieß, so begreife ich dieß; wenn ich aber nicht nur ausgestoßen, also nicht nur jenem Verbrecher gleichgesetzt, sondern auch noch mit allen furchtbaren Folgen der Excommunication, mit Fluch und Verdammniß beladen werde, so kann ich nur denken, meine Richter sind härter, als sie beabsichtigen." Was nun folgt, bliebe vielleicht in gewisser Hinsicht besser ungedruckt; doch würde dem Lebensbilde, das wir zu zeichnen versuchen, ein wesentlicher Zug fehlen ohne den Beweis der herzhaft freimüthigen und ungefälschten Liebe, die sich hier ausspricht. „Wie leid thut es mir, daß Euer F. G. sich nicht von dem eigenen Herzen drängen ließen, sondern Ihrer Umgebung nachgegeben haben! Ich glaube gewiß, Hochdieselben hätten lieber selbst das Schlimmste übernommen, als mit den bezeichneten Mitteln gegen mich vorzugehen, besonders da Sie wenigstens voraussetzten, daß es mir ernstlich um die heiligsten Dinge zu thun wäre. O hätten Eure F. G. Sich stark erwiesen nach Hochdero Rückkehr aus Rom, welch ein Dienst

wäre dem lebendigen Gott erwiesen worden, und wie hätten Hochdieselben Sich die schwersten Kämpfe mit Herz, Gefühl und Gewissen erspart! Ich kenne manche Aeußerungen, die Euer F. G. nach der Rückkehr vom Concil gethan haben. Da dieselben — wie ich selbstverständlich annehme — wahr gewesen sind, so haben E. F. G. mein zeitweises Verhalten der Doch-Unterwerfung getheilt. Um so weniger verstehe ich die schwerste Verurtheilung, die mich überhaupt nur treffen konnte; um so gewisser ist mir aber auch meine gewonnene Ueberzeugung, und um so sehnsüchtiger sehe ich der Erfüllung des Wunsches entgegen, daß auch E. F. G. die menschlichen Rücksichten beim Bekenntniß dessen, was Wahrheit und Gewissen verlangen, aufgeben möchten. Ich sehe ein, daß dieß auf bischöflichem Stuhle schwerer noch ist, als irgendwo anders; allein auch für diese Stellung heißt es doch: ‚Das Himmelreich leidet Gewalt.‘ — Doch ich vergesse, daß ich eine unberechtigte Sprache führe. Darum will ich schweigen.“ — Den auf diesen „Schmerzensschrei“, an welchem der Fürstbischof „wohl nicht ohne Theilnahme vorübergehen könne,“ folgenden Theil seines Schreibens hat v. R. selbst veröffentlichen müssen, wie wir gleich sehen werden. Das Schreiben schließt so: „Möge Gott E. F. G. vor ähnlichen Erfahrungen bewahren, wie ich sie jetzt machen muß; Ihnen aber auch mit Seinem Troste in allen Leiden nahe sein, wie Er mir zu meinem Troste — ich möchte beinahe sagen — Engel in Menschengestalt zugeschickt hat, an denen ich mich aufrichte, stärke und erbaue. Die Gegenwart ist zwar äußerst trübe für mich; der erlittene Schnitt war bei meiner Liebe zur Kirche tief; doch hat er den

Reben vom Weinstock nicht getrennt, darum freue ich mich in Hoffnung."

Die „Schlesische Volkszeitung" (ein päpstlich-katholisches Blatt) nöthigte leider durch ihre Besprechung der Excommunications-Katastrophe v. R. zu einer öffentlichen Replik (in der „Schlesischen Zeitung"), die ihn mit dem Beifall von Leuten belastete, von welchen er sich unendlich viel weiter geschieden wußte, als von allen den Katholiken, mit welchen er in Glaubenseinigkeit Jesum Christum anbetete und bekannte: „Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben." Von dem „Jubel der Welt", welchen ihm sein Freund und Rathgeber vorausgesagt hatte, gellte ihm etwas in die Ohren. Gott weiß, wie schwer er daran trug; aber er konnte sich der aufdringlichen „Volksgunst" nicht entziehen und mußte auch in dieser Hinsicht das ganze altkatholische Alphabet mit durchbuchstabiren, nachdem er einmal zum A-Sagen sich entschlossen hatte, in der redlichen Meinung, er wäre eben altkatholisch und müßte daher auch altkatholisch handeln.

Jene öffentliche Gegenerklärung hier ganz mitzutheilen ist nicht nöthig. Nur eins daraus muß angeführt werden. Das Excommunications-Decret hatte gleich vornan die in dem bischöflichen Schreiben vom Februar uns bereits begegnete (vergl. S. 257) Behauptung wiederholt: der Fürstbischof habe dem damaligen Pfarrer Freiherrn v. Richthofen vor seinem Eintritte in das Domkapitel offen die selbstverständliche Voraussetzung ausgesprochen, „daß er sich den Bestimmungen des vaticanischen Concils vorbehaltslos unterwerfe, da er sonst in das Gremium nicht eintreten

dürfe.“ Dieß ausdrücklich hervorzuheben hatte die „Schlesische Volkszeitung“ sich nicht entgehen lassen, und v. R. sah sich nun — gewiß zu seinem schmerzlichen Bedauern — genöthigt, zur Klarlegung der Sache den hierauf bezüglichen Theil seines oben theilweise schon mitgetheilen Briefes an den Fürstbischof zu veröffentlichen:

„Obgleich ich voraussetzen muß, daß die erfahrene Strafe in den Augen E. F. G. eine von mir wirklich verdiente sei, so glaube ich doch um die eine Rücksichtnahme mit Entschiedenheit ergebenst bitten zu müssen, daß Hochdieselben die in den Eingangsworten des Excommunicationsdecrets ausgesprochene Behauptung zurücknehmen, wonach Unterwerfung unter das vaticanische Concil mir zur Bedingung meines Eintritts in das Gremium des Kapitels gemacht worden sei.“ Hier folgt nun die Aussage über das zwischen v. R. und dem Fürstbischofe vor dem Eintritte des ersteren in das Domkapitel theils mündlich, theils brieflich Verhandelte, wie dieß dem Leser bereits bekannt ist (vergl. S. 223 und 225). „Demgemäß wußten E. F. G., worauf sich die erwähnten Ueberzeugungsconflicte bezogen und haben mich gleichwohl zu veranlassen gesucht, die hiesige Stellung anzunehmen, jedenfalls in dem nun leider getäuschten Vertrauen zu mir, daß ich nach und nach meine Zweifel überwinden oder wenigstens über dieselben würde schweigen können. Wenn E. F. G. nun auch in Hochdero Schreiben fortfahren: ‚Ich habe angenommen, daß alle diejenigen, die sich nicht dagegen erklären, sich den Forderungen der Kirche unterworfen haben,‘ so ist dieß doch durch das Wissen um meine Zweifel bedeutungslos

geworden. E. F. G. befinden sich also absichtslos im Irrthum, wenn Hochdieselben glauben, gesagt zu haben, ich dürfe ohne Unterwerfung nicht in das Kapitel eintreten. Ich müßte mich ja selbst als Betrüger bezeichnen, wenn ich mit Umgehung einer mir gestellten Bedingung eingetreten wäre. Demnach werden E. F. G. die ergebenste Bitte mir nicht verargen, daß Hochdieselben geruhen wollen, den bezeichneten Ausspruch zurückzunehmen."

Die Erklärung fügt hinzu: „Eine Antwort auf vorstehendes Schreiben ist nicht erfolgt." Sie ist auch hernach ausgeblieben, bestimmt nicht bloß deßhalb, weil es ein Excommunicirter war, dem man sie schuldig blieb. Denn wäre die v. R.'sche „Klarlegung" irgend anfechtbar gewesen, so würde man der Staatsregierung gegenüber nicht geschwiegen haben, welche — durch ein Oberpräsidial-Schreiben vom 4. Juni — von dem Domherrn Freiherrn v. Richthofen den Nachweis dafür erforderte, daß ihm Unterwerfung unter das vaticanische Concil nicht als Bedingung seines Eintritts in das Domkapitel gestellt worden sei. Dieser Aufforderung genügte v. R. durch Einreichung der in seiner öffentlichen Verantwortung enthaltenen Aktenstücke.

Anlaß zu jener Verfügung des Oberpräsidiums hatte v. R. durch eine an den Herrn Cultusminister gerichtete Beschwerde gegeben. Schon am 16. Mai, am Tage nach seiner Ausschließung und Absetzung, war er auf zwei Tage nach Berlin gereist, um mit seinen Brüdern mündlich sich zu berathen. „Es war eine große Freude für uns drei Brüder, wieder einmal zusammen zu sein," schreibt sein Bruder Ferdi-

nand an die Mutter. „Zur geistigen Ruhe und Befriedigung ist Carl noch nicht gekommen. Wie könnte er es auch? Nach so vielen schweren Kämpfen stehen ihm noch mehr bevor, und die nächste Zukunft liegt sehr dunkel vor ihm. Um so schöner, das hoffe ich zuversichtlich, wird der Sieg sein, den er durch seine muthige Wahrheitsliebe erlangen wird."

Persönlich an den Minister Falk wandte er sich jetzt in Berlin noch nicht, sondern that dieß nach seiner Rückkehr in einer Eingabe (vom 23. Mai), worin er nach Darlegung der Gründe, aus welchen er das über ihn gefällte bischöfliche Strafurtheil nicht anerkennen könne, um den in seiner Ernennungsurkunde von Sr. Majestät dem Könige ihm verheißenen landesherrlichen Schutz zur Erhaltung seiner Ehren, Befugnisse und Einkünfte den Herrn Minister bittet. Nach Erledigung etlicher Zwischenfragen erhielt er darauf durch den Oberpräsidenten (mittelst Schreibens vom 9. Juli) folgenden Ministerial-Bescheid:

„Die Staatsregierung erkennt Ew. Hochwürden nach wie vor als wirklichen Domherrn an und ist bereit, Sie in Ihren Rechten, soweit dieß die Mittel der Verwaltung gesetzlich gestatten, zu schützen. Es wird Ihnen daher das mit der Domherrnstelle verbundene Staatsgehalt fortgezahlt, auch die Dienstwohnung belassen werden. Sie auch in denjenigen Einnahmen zu schützen, welche Sie neben dem Domherrngehalte bezogen haben, liegt dagegen keine Möglichkeit vor, da diese Einnahmen aus Kassen fließen, auf welche der Staatsbehörde eine Einwirkung nicht zusteht. Bezüglich dieser müßte Ew. Hochwürden daher überlassen bleiben, Ihre etwaigen An-

sprüche im Rechtswege zu verfolgen. Ebensowenig kann auch bezüglich Ihrer kirchlichen Functionen, insbesondere der Theilnahme an den Kapitelsitzungen von Staatswegen ein Zwang geübt werden. Dagegen wird die Staatsregierung allen die anderweite Besetzung des Kanonikats betreffenden Maßnahmen, sowie denjenigen Akten der Diöcesan-Verwaltung, welche, wie die Bischofswahl, in den Wirkungskreis des Domkapitels fallen und bei denen Ihre Mitwirkung nicht zugelassen ist, die Anerkennung versagen."

Der Fürstbischof äußerte bei Gelegenheit seines Namenstages, wozu Domkapitel und Domklerus ihn festlich beglückwünschten, in Bezug auf obigen Ministerial-Entscheid: „Solchen Kundgebungen gegenüber thut unserseits nur treue Pflichterfüllung, treue Anhänglichkeit an die Kirche und inniges, festes Zusammenhalten noth, daß wir unbeirrt den Weg der Pflicht und des Rechts wandeln, alles Uebrige dem Höchsten überlassend, der dann auch zu rechter Zeit Sein Quos ego sprechen wird." Zufolge seines gegen den Ministerial-Entscheid eingelegten Protestes wurde der Fürstbischof am 4. August lediglich darauf aufmerksam gemacht: daß die Beschlüsse des vaticanischen Concils für den Staat keine rechtliche Bedeutung haben, die Gegner der Unfehlbarkeit vor dem staatlichen Forum fortgesetzt als Katholiken gelten, und ihnen daher auch der nachgesuchte Schutz in ihren wohlerworbenen Rechten nicht entzogen werden könne.

So war denn v. R. „Staats-Domherr" geworden. Zur „geistigen Ruhe und Befriedigung" kam er aber als solcher freilich nicht. Zwar sprach ihn sein Gewissen frei von der

ihm hämischer Weise insinuirten Beabsichtigung des Zusammenfallens seiner veröffentlichten Erklärung vom 15. Mai mit der Publicirung des neuesten Erzeugnisses der staatlichen Maigesetzgebung in der Gesetzsammlung. Wer ihn kannte, glaubte ohne Zweifel seiner öffentlichen Versicherung, „daß er an eine solche Verbindung mit den neuen Kirchengesetzen bei Abfassung und Veröffentlichung seiner Erklärung auch nicht einen Augenblick gedacht habe." Aber seinem durch und durch geistlichen Sinne konnte die Zweischneidigkeit des Schwertes, dessen Schutz anzurufen er sich jetzt gedrängt fand, nicht anders als tiefbedenklich sein. Ueberhaupt blieb ihm unverborgen, daß die Sonne der Art von Staatsgunst, welche die Altkatholiken bescheint, auf das Opfersalz des Bundes Gottes ausdörrend wirkt. Wohl erinnerte man ihn an die Fürsten der Reformationszeit; aber diese Confessoren gehörten ja selbst vorzüglich zum „Salz der Erde". Und doch — was sollte er thun? Der folgerichtige Fortschritt des kirchenpolitischen Dramas, worin er mehr behandelte als handelnde Person war, nöthigte ihm die politischen Mittel zum Behaupten seiner kirchlichen Stellung gebieterisch auf.

Wie zukunftsfreudig in jenen Tagen die Leiter der altkatholischen Bewegung sich fühlten, zeigt z. B. ein Brief der Mutter v. R.'s an ihre ältere Tochter (vom 24. Mai), worin sie dieser von einer Unterhaltung mit Reinkens erzählt, an der sie selbst — während eines kurzen, aber ihr sehr werthen Besuches bei ihrem Sohne in Breslau — lebhaft Antheil genommen hatte. „Die Altkatholiken beabsichtigen — nach Reinkens' Aeußerungen — nichts geringeres als eine Deutsche Nationalkirche, wie solches der Gründung der christlichen Kirche

entſpreche, gereinigt von den Irrthümern und Schäden der Römiſchen, und zwar haben ſie, wie Carl mir ſagte, eine tiefgreifende Reformation im Sinne, ſobald durch die Biſchofswahl eine weitere Organiſation wird erreicht werden können." Von dem nunmehrigen Biſchofe Reinkens ſchreibt ſie: „Du weißt aus früherer Zeit, daß es ein Genuß iſt ihn reden zu hören. Ich kenne kaum einen katholiſchen Geiſtlichen, bei dem ſo viel chriſtliches Verſtändniß und wahre Erbauung zu finden wäre." Ohne parteiiſch für ihn eingenommen zu ſein und blindlings ſeiner Leitung zu folgen, hielt doch v. R. die Glaubensgemeinſchaft und die perſönliche Freundſchaft mit einem ſolchen Manne für eine werthe Gabe Gottes. Wie mit ſeinem Lieblingsfreunde Theodor Weber, iſt er auch mit Reinkens im Herzen verbunden geblieben bis ans Ende, nachdem ſein äußeres kirchliches Band mit beiden gelöſt war. Es konnte nicht anders ſein, weil bei beiden der Spruch wahr iſt: „Nomen mihi christianus, catholicus cognomen." Noch zuletzt geben davon die Briefe beider nach v. R.'s ſchmerzensreichem Heimgange ein ſchönes Zeugniß.

Wiewohl wir den von ſeinem Biſchofe abgeſetzten, von der Staatsregierung aber geſchützten Domherrn v. R. nun zunächſt in einer abwartenden, mehr paſſiven Stellung beharren ſehen, konnte doch ſein offener, aktiver Anſchluß an die Altkatholiken wohl nur eine Frage der Zeit ſein. Der Zug zu dieſen, an welche er ſich ja durch gemeinſam erlebte Geſchichte gewieſen fand, wurde ihm nicht nur geſtärkt durch ſo glaubensfreudige Zuſprachen wie die von Prof. Reuſch (der ihm ſchrieb, Prof. Maaßen in Wien habe ſeine — v. R.'s

— öffentliche Erklärung als „eins der ſchönſten Aktenſtücke der neueſten Kirchengeſchichte" bezeichnet), ſondern auch durch das in vielerlei Tonarten erklingende Echo dieſer Erklärung aus dem Lager der katholiſchen Kirche, auch im Elſaß. Zwar bekam er in Menge auch Acclamationen zu hören, die ihn anwiderten, und unter den Zuſchriften, womit man ihn Tag für Tag überhäufte, verriethen nicht wenige einen andern Geiſt, als aus welchem ſein Zeugniß geboren war. Aber in manchen ließ ſich doch derſelbe Schmerzensſchrei, daſſelbe „Seufzen des Gefangenen" (Pſ. 102, 21) vernehmen, worin er rechtſchaffen geübt war. Aus den uns vorliegenden Papieren wählen wir den Brief eines ſeiner Jugendfreunde (S. in C.) vom 17. Mai zur Probe ſolcher harmoniſchen Zuſchriften aus:

„Mein lieber alter Freund!

Deine öffentliche Erklärung in Sachen der Unfehlbarkeitslehre hat mich ſo außerordentlich gefreut, daß ich es mir nicht verſagen kann, Dir meine lebhafte Anerkennung von ganzem Herzen und in voller Uebereinſtimmung mit Deinen Anſchauungen auszuſprechen. Was hat man mit unſerer heiligen Religion und Kirche gemacht! Man ſpielt va-banque, und doch mußte man vor der Einleitung dieſes entſetzlichen Spieles ſicher vorausſehen, daß die Partie verloren gehen würde. Wir gehen einer ſehr traurigen Zeit, einem wüſten Chaos entgegen. Alle ſocialen, religiöſen und ſittlichen Zuſtände werden auf den Kopf geſtellt; das Verfahren der meiſten Geiſtlichen, ob katholiſch, ob evangeliſch, trägt dazu bei, die Autorität vollſtändig zu untergraben, und beſchleunigt den Eintritt einer Kriſis, wie ſie vielleicht noch niemals die

Erde heimgesucht hat. Staat und Kirche — oder richtiger Staat und die Partei fanatischer Priester sind überall aufs unversöhnlichste entzweit und kämpfen einen Kampf, der vorläufig unberechenbar ist, der aber keinenfalls zum Heile führen kann, ohne vorher gewaltige Folgen gehabt zu haben. Möge Gott die gegenwärtigen, fast in jeder Beziehung unhaltbaren Zustände wieder in sichere Geleise führen — die Menschen scheinen es nicht zu verstehen oder vielleicht nicht zu wollen.

Ich habe oft Deiner gedacht, mein lieber Freund, und stets von Herzen gewünscht, daß Dein fast vor zwei Decennien gefaßter Entschluß Dir nie Anlaß geben möge zu bedauern, daß Du unsere früher gemeinschaftliche Carriere aufgegeben. Aufrichtig habe ich mich gefreut, als ich Deine Berufung nach Breslau als Domherr erfuhr, eine hohe Stellung, die Du verhältnißmäßig sehr früh erlangt hast. Ich sage, ich habe mich gefreut, aber nur darüber, daß Du eben von Stufe zu Stufe gestiegen bist. . . . Sonst kann ich diese Standeserhöhung nur beklagen, denn ich bin überzeugt, daß Du in Deiner Pfarrei glücklicher gelebt hast." Der Brief schließt mit ermuthigendem Zuspruche. Auch von einem andern Jugendfreunde und früheren Collegen v. R.'s (v. Schl.) erhielt er einen Brief voll wärmsten Dankes für seine „männliche Erklärung", worin er das ausgesprochen, „was viele Tausende von Katholiken denken und fühlen." Ein dritter ehemaliger Studiengenosse (Kreisgerichtsdirector W. in D.) schrieb ihm deßgleichen, Gott möge ihm bei dem „Muthe des Glaubens" erhalten, an welchem es leider so vielen gebräche, die im Stillen desselben Glaubens wären.

Als Gegenstück möge eine Probe der papistisch-katholischen Zuschriften, die bei v. K. einliefen, hier Raum finden. Zweifelsohne waren dergleichen Symptome des römischen Schadens recht dazu geeignet, ihn über seine Excommunication zu beruhigen, zum Fortfahren auf seiner antirömischen Bahn ihn zu stärken und ihn zu fördern in der wachsenden Klarheit darüber, daß sein Protest gegen das Vaticanum das ganze römisch-katholische Autoritätsprincip traf. Ein Kaplan H. (in H. in Westphalen) schrieb ihm am 20. Juni:

„Sehr geehrter Herr!

Wenn das Vaticanum kein freies ökumenisches Concil gewesen ist, so hat es niemals ein solches gegeben und wird auch nie eins geben. Seine formelle Gültigkeit ist so sehr über allen Zweifel erhaben, daß es an Wahnwitz grenzt, sie bestreiten zu wollen . . . Wer das Vaticanum verwirft, muß die Unfehlbarkeit der Concilien und der Kirche überhaupt verwerfen und sich auf den Standpunkt des fortgeschrittensten protestantischen Individualismus und Subjectivismus stellen, wie das denn auch von Schulte, Knoodt u. s. w. bereits geschehen und zwar in bewußter Weise. Daß die Unfehlbarkeitslehre bereits explicite von den Aposteln verbreitet worden sei, wird vom Vaticanum nicht behauptet; daß sie von denselben auch nicht implicite verkündet worden, das werden Ew. Hochwohlg. nicht mit Sicherheit behaupten können. Der eigentliche wahre Sinn des Infallibilitäts-Dogmas scheint von Ihnen noch nicht erfaßt zu sein. Die Pointe des Dogmas ist offenbar: Gott wird verhindern, daß jemals der Papst, als das Haupt, vom Leibe der Kirche getrennt wird; denn das

wäre eine Vernichtung der Kirche. Wie in jedem lebendigen Organismus Haupt und Leib untrennbar vereinigt sind, so zwar, daß eine Trennung des Hauptes vom Leibe den sofortigen Tod zur Folge hat, und daß es undenkbar ist, daß das Haupt anders wolle als der Leib — so ist es auch undenkbar, daß das Haupt der Kirche, der Papst, jemals vom Leibe der Kirche getrennt sein könne. Mit andern Worten: das Dogma lehrt, es sei unmöglich, daß jemals der Papst, wenn er ex cathedra spricht, d. h. seines Amts als oberster Hirt und Lehrer der ganzen Kirche waltet (omnium Christianorum pastoris et doctoris munere fungens), andrer Ansicht sein könne, als die Kirche. Das ist, däucht mir, so natürlich und so selbstverständlich,*) daß es unbegreiflich erscheint, wie man einerseits den Papst als das Haupt der Kirche und diese als den lebendigen mystischen Leib" — des Papstes, erwartet man zu lesen, aber der Briefschreiber setzt statt dessen ganz ungestört: — „Christi betrachten und festhalten will, und andererseits dennoch glaubt, sich den logischen Consequenzen aus diesen Prämissen entziehen zu können. Die Worte ex sese, non autem ex ecclesiae consensu werden von Ihnen mißverstanden und verkehrt gedeutet. Sie sollen nur besagen,

*) Die gleiche Meinung drückt sich in der bemitleidenden Zuschrift „einer katholischen Köchin" an v. R. so aus: „Daß das Oberhaupt der Kirche unfehlbar sein muß, ist jedem vernünftig Denkenden einleuchtend; denn es kann doch nicht die Heerde unfehlbar sein und der Hirt irre gehen, auf diese Weise regierten die Schafe den Hirten. Auch kann ein Gebäude nicht unbeweglich stehen, wenn die Grundfeste nicht unbeweglich ist."

daß die Assistenz des Heiligen Geistes verhüten werde, daß der Papst je eine Entscheidung ex cathedra erlasse, die nicht auch den Consens der Kirche habe." Man sieht, wie gangbar die Feßler'sche Hinterthür geworden war. „Der Beistand des Heiligen Geistes ist es, der jeden Dissens zwischen Haupt und Gliedern fernhält, indem er eben der Kirche den übernatürlichen Schutz zu Theil werden läßt, den Christus ihr verheißen hat. Dieser Schutz des Heiligen Geistes würde aufhören in demselben Momente, wo ein Dissens zwischen Haupt und Leib Statt hätte; darum verhütet der Heilige Geist durch Seinen Gnadenbeistand die Möglichkeit eines Dissensus, indem er das Haupt vor Irrthum schützt; denn daß das Haupt Norm und Direktive von den Gliedern empfangen, daß der todte Rumpf dem abgestorbenen Haupte wieder Licht und Leben spenden solle, das ist absurd. Ich wiederhole: die Kirche ist ein lebendiger Organismus, kein Mechanismus, sie ist ein lebendiger Leib, der Papst ihr Haupt. Fiele der Papst — als Papst — ab von Gott und der Wahrheit, so wäre die Kirche vernichtet, weil ohne Haupt! Daß aber das Haupt stets mit dem Leibe in der rechten lebendigen Vereinigung bleibe, das zu bewirken vermag nicht der Leib, sondern nur Gott selbst durch Jesum Christum im Heiligen Geiste. Das ist Sinn und Tragweite des Dogmas, nicht mehr, nicht weniger. — Die Folgen, die dessen Deklaration gehabt hat bis heute, sind die allererfreulichsten. Die ganze Welt ist seit Jahren religiös bewegt wie noch nie zuvor, und das ist sehr gut. Eine ungerechte Verfolgung der Kirche seitens des Staates war eine Nothwendigkeit. Diese Verfolgung und

die dadurch hervorgerufenen und an den Tag gelegten herrlichen Tugenden: Ueberzeugungstreue, Opfermuth, hoher, selbstloser Sinn für Ideales, sie werden mehr Menschen von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugen, als sonst möglich gewesen wäre. Sanguis martyrum, semen christianorum! Jede Ungerechtigkeit, jede Härte, um der Religion und des Gewissens willen ertragen, wird Tausende der Kirche näher bringen. In früheren Zeiten haben viele, viele Diener der Kirche arg gesündigt durch Verweltlichung. Den schlechten Eindruck, den ihr böses Beispiel hinterlassen, durch heroische Tugenden wieder gut zu machen, scheinen die jetzigen Diener der Kirche von Gott für würdig gehalten zu werden. Nur eine arme, verfolgte, bedrückte und bedrängte Kirche kann mit dem nöthigen Erfolg unter dem vom Socialismus getränkten Arbeiterstande wirken. Wir leben in einem Zeitalter der Restauration der Kirche, in einer Periode des Wiedererwachens kirchlichen Lebens, ein neuer Abschnitt der Kirchengeschichte hat begonnen, und nach kurzen Leiden werden die größten Triumphe gefeiert werden. Der Papst ist die unfehlbare Autorität; wäre er es nicht, dann wäre das allein vernünftige System der Socialismus der Internationale.

Achtungsvoll W. H., Kaplan."

Was die heilige Schrift kräftige Irrthümer nennt (2 Thess. 2, 11), kann man aus diesem Briefe lernen. Die hohen Wahrheiten, welche der Briefschreiber mit so begeistertem Pathos ausspricht, erscheinen hier in den Dienst antichristischen Irrthums gezogen. Im grellen Lichte dieses in seiner Art klassischen Dokumentes konnte v. R. nicht allein einigermaßen

verſtehen, was die ſymboliſchen Bücher der lutheriſchen Kirche ſagen von dem im Papſtthum*) erkennbaren Malzeichen des Antichriſts, ſondern zugleich den beſtechenden Mißbrauch durchſchauen, den zu dieſer Zeit viele mit der ehrenvollen Schmach einer „verfolgten Kirche" treiben. Ueberall, wo Chriſtus iſt, muß in der Welt allerdings Verfolgung ſein; aber nicht überall, wo Verfolgung iſt, muß auch Chriſtus ſein. Bei ſeiner edeln Scheu vor „Fahnenflüchtigkeit" (S. 293) mußte es wichtig für v. R. ſein, die offen entfaltete Fahne des Papſtes von der Fahne Chriſti zu unterſcheiden.

Mitten in dem polemiſch bewegten Leben, welches dem Liebhaber friedlicher Stille ſich aufgedrängt hatte, finden wir ihn — um einen früher von ihm gebrauchten Ausdruck anders zu wenden — als den „Geweſenen" im Verhältniß zu ſeinen theuern Eltern. „Zur morgigen ſtillen Gedächtnißfeier Eures gemeinſchaftlichen Lebens und des in demſelben empfangenen Segens," ſchreibt er am 19. Mai an ſeine Mutter, „wolle Gott Euch ein neues Maß des Segens beſcheren und auch immer wieder die ſich häufenden Sorgen erleichtern und Euch abnehmen. Gegenwärtig bin wohl ich der Gegenſtand viel-

*) D. h. in dem Papſtthume, wie es zur Zeit der Reformation ſich darſtellte und jetzt wieder auftritt. Gregor der Große würde ſich mit Abſcheu von der Rede abgewandt haben: „Der Papſt iſt die unfehlbare Autorität," oder von dem gleichſinnigen Ausſpruche des jetzigen Papſtes: „Die Tradition bin Ich." Man ſieht, wie der römiſche Irrgeiſt dermaßen ſich ausgewirkt hat, daß das Bild des nur mit Klerikern bemannten Schiffes, worunter Luther die Kirche nach römiſchem Begriffe vormalt, unzureichend geworden iſt; jetzt beſitzt und beſorgt das Schiff der Papſt allein.

fältiger Sorge, namentlich für Papa. Das Gewaltbrauchen ist freilich hart, aber es gilt auch der Einen köstlichen Perle des Himmelreichs, für die der kluge Kaufmann alles dahingiebt, um sie zu besitzen und an ihr sich zu entzücken. Wäre es nicht Pflichtbewußtsein, welches mein Handeln bestimmt, so möchte ich wohl manchmal unterliegen in dem Schmerze, vielen edeln Menschen zum Anstoße zu dienen. Merkwürdig aber, wie dieses Pflichtbewußtsein fest macht und die menschlichen Rücksichten so sehr zurückdrängt, daß man sich selbst beinahe hart nennen muß . . . Gott sei mit Euch und lasse Euch unter den Flügeln Seines Segens sicher und ruhig wohnen, in der zuversichtlichen Aussicht auf das gelobte Land, das nach dieser Pilgerreise uns aufnehmen wird."

Wie einen Balsamtropfen mochte er empfinden, was ihm seine Mutter (am folgenden Tage) mittheilen konnte: „Papa ist heute in heiterer und zufriedener Stimmung. Er scheint sich die Sache — im besten Sinne — aus dem Sinne zu schlagen. Der Pfarrer hat gegen ihn geäußert: es liege doch eine edle Gesinnung in Deiner Erklärung — ‚und das ist auch wahr,' setzte Papa hinzu, was er früher nimmermehr würde ausgesprochen haben." Bald hernach ließ der Vater ihn grüßen mit dem Bemerken: es wäre unrecht, wenn er (Carl) nur „in Gedanken" seinen Vater grüßen zu dürfen meinte.

Die Correspondenz zwischen Sohn und Mutter bietet auch aus den nächstfolgenden Monaten reiches Material für die Darstellung des Lebensbildes, welches dem Leser lieb geworden sein wird. Doch muß die Mittheilung sich ein-

schränken und kann dieß thun ohne Nachtheil für den Einblick in den weiteren inneren Gang unseres Freundes, weil bei der Herzensdurchsichtigkeit, womit er in den Briefen an seine Mutter dieser sich anvertraut, kürzere Auszüge daraus zur Orientirung hinreichen.

Die Zeitungspolemik, worein er sich verflochten sah, war ihm selbst nichts weniger als angenehm, seiner Mutter aber äußerst bedenklich. Wie sollte er auch in der Breslauer Unruhe die rechte Stimmung und Muße finden, sich in die heilige Schrift zu vertiefen, was ihm doch vor allem nöthig war, und daneben die Schriften Luther's und der anderen Reformatoren zu studiren, was er für Pflicht hielt, um den Weg der Altkatholiken mit dem Reformationswege prüfend zu vergleichen, welchen Gott den unterm Papste Gefangenen einmal gebahnt hat? Nach Hohenfriedeberg hätte er sich ja am liebsten auf eine Weile zurückgezogen, aber darauf mußte er um seines Vaters willen vorläufig verzichten. Auch das ihm winkende Asyl bei seinen Geschwistern in Mecklenburg konnte er vor der schließlichen Entscheidung über seine äußere Stellung seitens der Staatsregierung nicht aufsuchen. So besuchte er denn zunächst seine lieben v. R.'schen Verwandten (aus Großrosen) in Liegnitz. In diesem Familienkreise trat ihm der Irvingianismus nahe (vergl. S. 315). Also unter Altkatholiken und Altlutheranern, unter landeskirchlich Evangelischen und Irvingianern hatte er Freunde, zu welchen es ihn hinzog. „Ich möchte mit ihnen allen in Einer Gemeinschaft sein," schreibt er an seine Mutter (am 17. Juni), „darf mich auch mit ihnen freuen des Einen Glaubensgrundes

und des Einen Hoffnungszieles, und möchte nur wünschen, es wäre nicht nothwendig, der einen oder der andern Gemeinschaft den Vorzug zu geben, weil die Uebereinstimmung in den wichtigsten Heilslehren eine nicht durchgängige ist. Wie das enden wird, weiß Gott. Ich bin gewöhnt, hinzunehmen von meiner Kirche, was mir geboten wird, und es mir dann — auf Grund ihrer Autorität und des Vertrauens, das ich ihr schenke — zurechtzulegen. Leider mußte ich auf gewaltsame Weise zu der Ueberzeugung geführt werden, daß man in so blinder Hingabe nicht leben darf, und damit sind manche Illusionen geschwunden, und wird so manches nüchterner als bisher angesehen. Entweder muß ich nun in der bevorstehenden Reinigung der Kirche verschiedene gewaltsame Operationen mit durchmachen, durch die von ihr nach und nach die menschlichen Anhängsel möglichst abgethan werden, oder ich muß sehen, inwieweit ich die bereits versuchten Neugestaltungen der Kirche mit meinen Begriffen und Erkenntnissen, mit meinem Glauben und meiner Ueberzeugung vom Reiche Gottes in Uebereinstimmung bringen kann. ‚HErr, hilf, daß ich sehend werde!‘ und zwar ohne menschliche Brille, ist da meine einzige Bitte. Eine Zeit lang kann man sich menschlicher Wegweiser dabei bedienen, um möglichst genaue Einsicht in die verschiedenen Anschauungen zu gewinnen; zuletzt aber bleibt der entscheidende, verantwortliche Schritt doch immer allein zu thun. Dann wird es neue Verkennungen und neue Demüthigungen geben, doch davor will ich mich nicht fürchten, da dieß um des Himmelreichs willen ertragen werden muß. — In Liegnitz war ich mehrere Tage hindurch Zeuge irvingianischen Lebens,

betrifft, so viele traurige und schlagende, ganz aus seinem Sinne geredete Wahrheiten, daß sich ihm die Neigung aufdrängte, auch in dem hier sich darbietenden Lichte eine Ausstrahlung des wahrhaftigen Lichts zu erkennen. Dennoch haben ihm die alten Apostel gewehrt, den neuen Aposteln zu glauben. Nicht wollte er „die Weißagung verachten"; aber eben so wenig konnte er Weißagungen Glauben schenken, welche die ganze Geschichte der Kirche von den Apostelschülern an als einen Abfall kennzeichnen, wonach der heilige Polykarp als im Irrthum befangen vor dem „Apostel" Cardyle zurückweichen muß, und die zwölf Apostel und der Eine selbst zu Laternenträgern degradirt werden, die ihr Licht von den in Großbrittannien aufgekommenen neuen Propheten und Aposteln zu entnehmen haben. Denn das gesammte Gebäude dieser neuen „Apostolischen Gemeinde" ruht ja schlechterdings auf Weissagungen, die ihre Legitimirung aus dem prophetisch-apostolischen Worte zwar versuchen, aber — bei allem Geistvollen und Trefflichen, was namentlich die Schriften von Thiersch darbieten — doch mittelst einer Schriftauslegung, die sich jedem unbefangenen, nicht voreingenommenen Christensinne als Einlegung ausweist. Dieß sollte v. R. in wirklich erstaunlichem Maße z. B. in der ihm empfohlenen kleinen Schrift über den „Apostolat" wahrnehmen. Er las in jener Zeit neben Böhm's „Schatten und Licht" etliche Abschnitte aus Rudelbach's Meisterwerke „Reformation, Lutherthum und Union". In seiner bescheidenen Weise sagte er wohl: „Rudelbach hoffe ich künftig noch vollständiger zu verstehen" — es bezog sich dieß vorzüglich auf das lutherische Traditionsprincip

im Gegensatz zum römischen einer- und zum reformirten anderseits — „aber das Böhm'sche Licht wird mir, glaube ich, immer unzugänglich bleiben."

In dem oben anfangsweise mitgetheilten Briefe der Mutter lesen wir weiter: „Damit eine neue Lehre Eingang finde, muß in dem alten Gebäude eine Bresche schon vorhanden sein, oder die Waffenrüstung muß nicht ausreichen, um eine solche zu verhindern. In Deinem bisherigen Bekenntnißstande ist eine solche Bresche bereits vorhanden in Bezug auf die kirchliche Autorität. Von welcher Seite nun die Geschosse Zugang finden werden, möge Gottes Rathe heimgestellt sein. Es giebt ein innerstes Echo, welches entweder harmonisch antwortet, oder stumm bleibt, oder einen Weheton verlauten läßt zu fremdartigem Schall — darauf ist zart zu achten . . . So finde ich, daß Graf Sedlnitzki, der bereits als Student in der heiligen Schrift zu forschen anfing, schon damals den Weg betreten hatte, der ihn hinein in den Kampf mit der römisch-katholischen Kirche und auch aus demselben wieder herausgeführt hat. Andererseits sind Dr. Hager und manche andere Convertiten niemals evangelisch gewesen. Mein inbrünstiges Gebet, daß der HErr Dich mit Seinem Geiste und an Seiner Hand Schritt vor Schritt leiten möge, begleitet Dich überall." — Auf die Gegner ihres lieben, viel angefeindeten Carl, von deren Briefen er etliche ihr mitgetheilt hatte, den Blick werfend, schreibt sie: „Herrn G. schätze ich hoch wegen seiner Offenheit und seines Freimuths bei tiefer Traurigkeit um Dich, habe auch ein Verständniß für seine Beurtheilung des bischöflichen Verfahrens

und seine Rechtfertigung der Excommunication . . . Versetze Dich nur recht in des Fürstbischofs Stelle, und wo Du den Gehorsam nicht bewahren konntest, da bewahre ihm doch für frühere Liebe ein dankbares Herz und suche so das tiefe Weh auszugleichen, welches Du ihm hast anthun müssen. Du bist überhaupt gewürdigt, das allerköstlichste und ausschließliche Vorrecht des Christen zu üben, nach Matth. 5, 44. 45."

Die Antwort auf diesen mütterlichen Brief durfte der dankbare Sohn beim Zusammentreffen mit seiner geliebten Mutter im Hause einer verwandten Familie in der Nachbarschaft von Hohenfriedeberg mündlich geben und sie fühlen lassen, wie ihm „kein Verkehr lieber und kein Verständniß wohlthuender" war als mit ihr.

Um Mitte Juli reiste er nach Warnemünde, wo er mit seinen Rostocker Geschwistern und deren Kindern einige erquickliche Wochen verlebte. Zu seiner großen Freude kam auch sein Bruder Ferdinand dorthin. Ueber dieß trauliche Zusammenleben schrieb er an seine Mutter so frisch und fröhlich, als hätte er allen kirchlichen Kummer auf eine Weile in den Wellen der Ostsee ertränkt. An jenen väterlichen, freilich tief um ihn trauernden Freund, der ihn aber doch niemals aus seinem Herzen ausgeschlossen hat — was gewiß beiden zur Christenehre gereicht — schrieb er in jenen Warnemünder Tagen: „Für Ihre noch in Breslau erhaltenen so liebevollen Zeilen danke ich Ihnen herzlich. Wie werth ist es mir, den rücksichtsvollen, theilnehmenden Freund in Ihnen behalten zu haben! Gott lohne es Ihnen und schenke uns noch einmal wieder volles gegenseitiges Verständniß! Ich wünschte, die

schwere kirchliche Krisis wäre erst überstanden; fürchte aber, sie wird noch recht schlimm werden, in ihren Folgen jedoch hoffentlich besser, als man menschlicher Weise glauben möchte, da ja die Absichten Gottes nur gute sein können. Ich bin hier auf zwei bis drei Wochen bei meinen Geschwistern, die mich mit herzerquickender Liebe aufgenommen haben. Das frische, heitere Familienleben im Kreise lieblicher Kinder thut mir wohl; auch körperlich erwarte ich von der Seeluft und den Seebädern einige Stärkung." Auf seinem Rückwege durfte v. R. auch in Hohenfriedeberg wieder einkehren, nachdem seines Vaters schmerzliche Bedenken deßhalb von maßgebender Stelle beseitigt worden waren. O wie war ihm so wohl in seinem lieben Hohenfriedeberger Garten! Aber während doch selbst in dieser Zeit des Aufathmens sein Lesen und Meditiren, dem er täglich die Frühstunden zu widmen pflegte, ihn beständig an die vor ihm liegende wichtige Entscheidung über seinen Lebensgang mahnte, so mußte alsbald bei seiner Rückkehr nach Breslau die peinliche Lage, in der er sich befand, zu einem Entschlusse ihn nöthigen.

Unterm 30. August theilte er seiner Mutter einen von ihm an den nunmehrigen altkatholischen Bischof Reinkens geschriebenen Brief mit, der (von jener zur Post befördert) nur im Concept uns vorliegt. Obgleich dieß Concept theilweis schwierig zu entziffern und am Schlusse unvollständig ist, bietet es doch so bedeutungsvollen Inhalt, daß dessen Wiedergabe angemessen erscheint.

„Die unruhigen Tage des Reisens und des Aufenthalts in einem größeren Familienkreise ließen mich bisher schweigen

zu dem großen Ereigniſſe, deſſen Mittelpunkt Sie durch die erhaltene Biſchofsweihe geworden ſind, dem ich geiſtiger Weiſe mit dem lebendigſten Intereſſe beiwohnte,*) und wofür auch ich Gott preiſe, gleich vielen Katholiken, denen das Reich Gottes am Herzen liegt. Unſere Hoffnung hat ja durch Ihre Weihe an Halt gewonnen, und der Muth neue Nahrung erhalten. Zwar kann ich Ihnen zu der erlangten hohen Würde nicht gratuliren um der Schwere Ihres Amtes willen, zu deſſen Verwaltung nicht menſchliche, ſondern von Gott beſonders verliehene Kräfte gehören; wohl aber kann ich Ihnen wünſchen und wünſche ich Ihnen aus tiefſter Seele, daß Sie mit dem Bekenntniß der Wahrheit wie ein Fels im Meere ſtehen mögen, an deſſen Kraft ſich die Wogen des Unglaubens und der Lüge ohnmächtig brechen. Möchte es Ihnen gelingen, durch das ungeſäuerte Brot der Reinheit und Wahrheit den böſen Sauerteig der Schalkheit und Bosheit zu erſetzen, und möchten Sie die hellleuchtende Fackel des Evangeliums hochhalten können, um das menſchliche Licht zu verdrängen und Tauſenden ein Führer auf dem ſchmalen, aber ſichern Pfade zur Herrlichkeit des Himmels zu werden und ſie dem Herzen Gottes zuzuführen. Die Aufgabe iſt ſo herrlich, daß Sie Sich ihrer gewiß nur freuen und das Opfer Ihrer ſelbſt Gott und Ihrer Heerde gern bringen werden. Zwar bezweifle ich nicht, daß die Freudigkeit unter der Größe der Aufgabe

*) Mittelſt Schreibens vom 22. Mai hatte Dr. v. Schulte v. R. gebeten, ſeinen Namen auf die Liſte der Wähler für die auf den 4. Juni anberaumte Biſchofswahl ſetzen zu dürfen.

leiden mag; allein gerade dieß hat das Gute, daß man auf die überirdiſche Hülfe angewieſen bleibt und darum dieſelbe in einem Maße ſucht und erbittet, wie gewiß in keinem anderen Stande. Je größer die Aufgabe — das werden Sie fühlen — um ſo geringer fühlt ſich auch der Begabteſte, und gerade die Demuth iſt ja die köſtlichſte Beigabe für ein ſo hohes Amt, da eben nur dem Demüthigen die Schätze der göttlichen Gnade zugeſichert ſind. Gottes heiliger Geiſt ſei — verehrter Freund und Gönner — Ihr beſonderer Schutz und Führer, damit Sie Ihre große Aufgabe in Seinem Sinne löſen können, der Heerde Gottes ein Hirt nach dem Bilde Chriſti zu ſein und den Preis eines treuen Haushalters Gottes davonzutragen. Mit Ihrem Hirtenbriefe — für welchen ſo wie für deſſen Zuſendung ich herzlich danke — haben Sie ein gewaltiges Wort unſeren Gegnern entgegengehalten, welches dieſe mit Aufrichtigkeit leſen ſollten, für die kirchliche Bewegung aber das ideale Programm des Evangeliums aufgeſtellt, für deſſen Durchführung ein jeder mit allen Kräften einſtehen ſollte, um ſich und andere dadurch zu retten.

Da Sie mir ſtets Freundſchaft und Wohlwollen erwieſen haben, ſo möchte ich mir erlauben, einiges Perſönliche hinzuzufügen. Sie wiſſen, wie ich gewöhnt bin, mich ſtoßen zu laſſen, wenn ich handeln ſoll. Es iſt das freilich ein Zeichen von Unſelbſtſtändigkeit und Schwachheit, kann aber unter Umſtänden zu größerer Sicherheit und Klarheit im Handeln führen, und dieß iſt überaus wohlthuend. Iſt mir erſt der Wille Gottes klar, ſo handle ich mit Freudigkeit und Sicherheit, während Unklarheit aufreibend wirken kann. Ich ſtehe

im Augenblick unter allerhand Einflüssen, denen ich mich absichtlich nicht verschließe, um zu prüfen und dadurch volle Klarheit für mein Handeln zu gewinnen. Zunächst sind es die confessionellen Einflüsse, die mir in Folge der Excommunication natürlich nahe getreten, da letztere mich ja vor eine unabweisbare Alternative gestellt hat. Außerdem ist es das Verbleiben in meiner Stellung hier, das mir noch immer peinlich ist, und dem ich gern entgehen möchte. Endlich ist es der Wunsch nach amtlicher Thätigkeit, der in mir arbeitet, aber auch ernstliche Ueberlegung verlangt. Naturgemäß, kann ich sagen, gehöre ich dem Altkatholicismus an, und kann ich mich ja nur freuen, katholisch bleiben zu dürfen, trotz Excommunication und mit der Aussicht, daß allerhand Mängel und Mißbräuche nach und nach abgeschafft werden sollen. Gehöre ich aber dem Altkatholicismus an, so ist es mein Wunsch, auch in demselben und für denselben thätig zu sein. Allein ich frage mich: wie kann ich Lehrer sein, wo mancherlei Zweifel in Betreff katholischer Lehre sich als berechtigt erwiesen haben und doch noch nicht gelöst sind? Soll ich das mir Gutdünkende darüber lehren, so komme ich mir selbst vor, als wollte ich ein Reformator sein, und das widerstrebt mir. Ich kann mich allerdings an die Grundwahrheiten des Christenthums halten, und das ist auch sicher das Beste; allein es involvirt das Predigen in einer erst noch zu reformirenden Kirche das Eintreten auch für alle die Veränderungen, die mit den kirchlichen Lehren vorgenommen werden, und da fragt es sich: darf ich mit meinem Vertrauen zu der ganzen Bewegung auch so weit gehen, daß ich nicht besorgt

sein muß, es werden darin die vielen liberalen und zum Theil glaubenslosen Elemente die Oberhand gewinnen?"

(Nach dreitägiger Unterbrechung fortgesetzt am 25. Aug.) „. . . Ich habe mich, durch meine Verwandtschaft veranlaßt, in der letzten Zeit zum Theil in lutherischen und in irvingianischen Kreisen bewegt und mich auch mit der entsprechenden Literatur beschäftigt. Sie werden es ja begreiflich finden, daß man von verschiedenen Seiten her die Arme nach mir ausstreckt mit dem aus voller Ueberzeugung kommenden Anspruche: „Siehe hier ist Christus, siehe da ist Er!" Die lutherischen Bekenntnißschriften zeigen mir, wie nahe ich deren Vertretern in ihren Grundanschauungen stehe, und wie verwandt ich mich ihnen fühle. Das Verständniß für die Reformation glaube ich vollständig zu haben, und liegt es mir absolut fern, die lutherischen Reformatoren, die sich von der Noth des Gewissens leiten ließen, verurtheilen zu können. Es würde mir wohl nicht schwer sein, auch noch zu weiterem Verständniß zu gelangen, wenn nicht namentlich die wichtige Lehre über die Ordination auf jener Seite mir bis jetzt unfaßlich wäre.*) Weidinger, Zillgens u. A. glauben, daß der Altkatholicismus nach und nach zum Protestantismus führen müsse. Ich würde mich über eine gegenseitige Verständigung und endliche Vereinigung mit den bekenntnißtreuen evangelischen Christen

*) In dem diesem Briefe beigelegten Begleitschreiben an seine Mutter erwähnt er, daß ein befreundeter ev.-landeskirchlicher Geistlicher (R. in P.) ihm über die angeblich symbolisch-lutherische Lehre von der Ordination Aufklärung gegeben habe — und dann trägt er die missouri'sche Lehre vor!

sicherlich nur freuen, doch hat dann der Altkatholicismus den Vorzug für sich, die apostolische Succession der Bischöfe und die rechtmäßige Ordination bewahrt zu haben. Deßhalb erscheint mir auch das Festhalten am Altkatholicismus bis jetzt als Pflicht, wenngleich es mir leichter wäre, mich in ein bereits festgestelltes, fertiges Bekenntniß hineinzuarbeiten und mir dasselbe zugänglich zu machen, als ein Bilden des vollen Bekenntnisses erst abwarten zu müssen, und zwar mit dem Bewußtsein, wie schwer es gegenüber der großen liberalen und ungläubigen Majorität unter den Altkatholiken sein wird, sich frei von deren Einflusse zu erhalten und dem geoffenbarten Glaubensinhalte nichts zu vergeben. Doch tröste ich mich damit, daß ja die Fundamente des Glaubens gegeben sind und feststehen, daß das Wort Gottes den ihm gebührenden Rang einnehmen soll, und daß der Geist Gottes stark genug ist, uns seine Wege zu führen. Dabei wird es mich freuen, Nachgiebigkeit (gegen die Evangelischen) auf unserer Seite wahrzunehmen in Dingen, wo wir nachgeben können und müssen, und also die Mauern fallen zu sehen, welche im Papstthum die römische Kirche nach und nach aufgerichtet und hinter denen sie sich dann mit ihrem stolzen Non possumus verschanzt hat. Ist Demuth noth, so vor allem auf unserer Seite; dann werden gewiß auch die gläubigen evangelischen Christen uns gern die Hand nicht nur zur Aussöhnung, sondern auch zur Vereinigung bieten. Das würde ein schöner Sieg sein! — Die Irvingianer bewundere ich in ihrer Organisation und in ihrem erbaulichen Gemeindeleben, mit ihrer Frömmigkeit u. s. w. Aber so viel Schönes sie haben, so

habe ich mich doch von der Wahrheit ihrer unterscheidenden Hauptlehren nicht überzeugen können. Auf ein Compromiß mit den Altkatholiken werden sie sich niemals einlassen. Obgleich sie Andersgläubige nicht verurtheilen, sondern sich freuen der Gemeinschaft mit ihnen, soweit sie die Wahrheit behalten haben, fühlen sie sich doch zu sicher in der Ueberzeugung, die Bevorzugten für das Reich Gottes zu sein, und halten auch nur die mindeste Selbsttäuschung für so unmöglich, daß sie sich zwar sehr glücklich schätzen in ihrem Besitze, andern aber solches Glück nur zugestehen, wenn sie mit ihnen in die gleiche Bekenntnißgemeinschaft eintreten. Anziehend ist ihre Lehre, daß die Kirche Gottes die Summe aller Getauften bilde; desto unfaßlicher ihre Hauptlehre von der durch Gott unmittelbar erfolgten Berufung ihrer neuen Apostel. Die dringenden Versuche der Irvingianer, mich zu bekehren, haben sich bisher als fruchtlos erwiesen. Der altkatholische Standpunkt ist also bis jetzt der meinige geblieben, und es ist mein Wunsch, von diesem aus auch thätig sein und meinen Beruf wieder aufnehmen zu können. Dem steht jedoch noch zweierlei entgegen" — hier bricht das Concept des Briefes ab.

Aus den Zeilen an seine Mutter, mit welchen er dieser den Brief an Reinkens übersandte, geht hervor, worin v. R.'s zwiefaches Bedenken gegen seinen aktiven Anschluß an die Altkatholiken bestand. Entweder, meinte er, müßte er seine Domherrnstellung aufgeben, um außerhalb Breslau's in einer altkatholischen Gemeinde Prediger zu werden; oder er müßte, in Breslau verbleibend, der sich daselbst sammelnden altkatholischen Gemeinde mit Predigen dienen, ohne seine gegen-

wärtige Stelle zu verlassen. Beides hätte offenbar seine Bedenken, doch wünschte er entschieden, von Breslau fortzukommen. „Du siehst aus meinem Briefe an den Bischof R.," schreibt er, „daß ich gern fort möchte, und daß es dazu mich um so mehr drängt, je mehr Stimmen sich dafür erheben." Mehrere altkatholische Bitten und Nothrufe, namentlich aus Süddeutschland, auch aus der Schweiz, waren an ihn ergangen. „Kommt es aber noch zu keiner Anstellung in einer altkatholischen Gemeinde, so möchte ich gleichwohl zu Weihnachten fort. Ich würde mir hier oder anderwärts vielleicht eine interimistische kleine Wohnung miethen" u. s. w.

Noch ehe er hierauf von seiner Mutter Antwort erhalten, ließ er sich durch seines Freundes Weber dringendes Zureden bewegen, seiner innersten Neigung zuwider — „nur das Interesse der guten Sache im Auge behaltend" — an der Stelle zu bleiben, wo er derselben am meisten dienen könnte. „Natürlich," schreibt er am 31. August an seine Mutter, „beschäftigen mich dergleichen Ansichten, wie sie Weber mit seiner erquickenden Geistesfrische mir entwickelt, hinterher sehr. So war es auch dießmal. Nun kam hinzu, daß das erste Buch, welches ich darauf in die Hand nahm — ein Gebetbuch — mir mit der Stelle Gal. 1, 15. 16 entgegentrat: ‚Als es Gott gefiel, der mich erwählt hat von Mutterleibe an und berufen durch Seine Gnade, in mir Seinen Sohn zu offenbaren, auf daß ich Ihn verkündigte unter den Heiden, da sofort berieth ich mich nicht mit Fleisch und Blut.' Das war freilich eines Dieners Christi würdiger, als mein Verhalten. Paulus bereitete sich auf seinen Beruf vor und

predigte das Evangelium. Der Fingerzeig — wenn ich's so nennen soll — ist, meine ich, nicht schwer zu verstehen. Die Gelegenheit, das Evangelium zu verkündigen, ist mir geboten; also denke ich, ich muß es auch mit Gottes Gnade versuchen, ohne Rücksicht auf Menschen zu nehmen. Es bäumt sich da zwar wieder, wie gewöhnlich, meine angeborene Scheu, in die Oeffentlichkeit zu treten, und das unter den obwaltenden Umständen . . . Doch Gott hat mir ja so manchmal schon in unverdienter Weise über verschiedene Schwierigkeiten hinweg geholfen, warum sollte ich nicht auch jetzt auf Seinen Beistand hoffen dürfen? Ich habe mich also erboten, nächsten Sonntag über acht Tage zu predigen. Das wird wieder einigen Staub aufwirbeln, doch begiebt man sich einmal in die Gefangenschaft Christi, wie könnte es dann anders sein? Ich will die Leute urtheilen und richten lassen, für mich aber aufwärts schauen, um mir Licht und Kraft zu erbitten und dann einigen Samen auszustreuen, so gut ich eben kann, denen zugute, die denselben aufnehmen wollen. Dürftig genug wird es sein, doch, hoffe ich, wird es mit Freudigkeit und in reiner Absicht geschehen, und so dürfte doch für mich und andere mancher Segen dabei sein. Ich habe guten Muth dazu."

So sehr hatte er sich von der Freude auf das endlich ihm wieder mögliche Predigen des Evangeliums einnehmen lassen, daß er denken konnte, seine Mutter würde mit seinem Vorhaben einverstanden sein. Wohl war es ein schwerer Brief, den diese ihrem geliebten Sohne zu schreiben hatte, indem sie ihm (am 2. September) antwortete: „Steht es so

mit Dir, daß Du sprichst: ‚Ich kann es ja nicht lassen,‘ dann werden alle meine Bedenken Dich in Deinem Vorsatz nicht erschüttern, und dann thue mit Gott, was Du zu Seiner Ehre zu thun beabsichtigst. Aus dem Gewoge meiner Empfindungen und Gedanken greife ich Folgendes heraus. Du erscheinst mir noch zu unruhig in Bezug auf Deine äußeren Wege, als daß ich den mächtigen Eindruck, den Dir die Unterredung mit Prof. Weber gemacht hat, als den mit Recht allein maßgebenden betrachten könnte. Die Schriftstelle (Gal. 1) ist in der That sehr bedeutungsvoll und soll es Dir auch bleiben, doch muß Deine Anwendung derselben wohl erwogen werden. Der Apostel Paulus ist nur von innen heraus, durch niemandes Einfluß bestimmt worden; seinem eigenen und anderm Fleisch und Blut gegenüber war Gottes Weg und Wille ihm klar. Aber was hier noch Bedenken erregt, ist das eigentlich nur ‚Fleisch und Blut‘? Erstlich hast Du Dich über den Altkatholicismus selbst gegen Bischof R. so vortrefflich ausgesprochen, daß es mir wie ein Vorgreifen erscheint, Dich schon mit voller Hingabe demselben zuzuwenden, denn mit der ersten Predigt — also aktiver Theilnahme — stehst Du, meine ich, im Centrum desselben. Ferner betrifft das ‚Staubaufwirbeln‘ nicht nur das Urtheil der Welt oder auch christlicher Freunde; sondern nun ist die allergewaltigste Erschütterung Deines Vaters vorauszusehen, der ich nicht mit Glaubensmuth entgegentreten könnte, weil das, was um des Bekenntnisses der Wahrheit willen unerläßlich für Dich war, bereits geschehen ist, und weil für die Richtigkeit Deines beabsichtigten öffentlichen Auftretens Dir zur Zeit die klare

Einsicht und feste Bürgschaft aus Gottes Wort noch fehlt. Wenn ich auch sonst allezeit mit Jubel Dich werde die Kanzel betreten sehen, um das Evangelium zu verkündigen, es sei hier oder anderswo, so ist es doch etwas anderes, einen falschen Weg verlassen mit Hintansetzung selbst des Vaterherzens, als, ohne daß vorher das eigene Herz fest geworden — wie das Herz Weber's gewiß sein mag — auf noch so lautes Echo zu treugemeintem Menschenrathe hin (in den doch auch ‚Fleisch und Blut' hinein reden kann) einen andern Weg einschlagen. Wohl fühle ich die Schwäche alles dessen, was ich sage, und was — wie alle meine Erörterungen — der Logik entbehren mag; aber eins ist mir klar: gerade wenn Du innerlich Dich gedrungen fühlst, den Predigerberuf im altkatholischen Gottesdienste zu üben — und dieß hast Du mit Dir vor Gott allein abzumachen — so kann ich Dein Verbleiben in der Curie nicht richtig finden. Von Deiner Amtswohnung aus, ernährt durch die Einkünfte vom Dom, nun eine öffentliche Wirksamkeit gegen des Fürstbischofs Macht und Walten anzutreten, scheint mir Deiner nicht würdig. Gerade wenn Du Dich zu jenem Berufe als vom Heiligen Geiste getrieben fühlst, würde ich an Deiner Stelle den Schauplatz völlig verlassen zu müssen glauben, den ich doch nicht nur mit lokalen Rechten, sondern auch mit den entsprechenden Pflichten angenommen. Stört man mich in der Ausübung derselben, so muß ich sie unterlassen, aber nicht von derselben Stelle aus nach entgegengesetzter Richtung hin sie ausüben. Ich kann mir nur zwei Möglichkeiten denken: entweder in abwartender Stellung verbleiben, und dazu räth vieles, oder

zu neuem Wirken die dazu unpaſſende Curie verlaſſen. Du bewohnſt ſie als Domherr und haſt ein Recht dazu, geſchützt von der Behörde, die Dir Amt und Titel und Wohnung verliehen; aber kannſt Du als Domherr den Altkatholiken öffentlich dienen? Du trittſt ja aus dem Domkapitel aus, wenn Du dem Biſchof R. Deinen Dienſt anbieteſt; dieß geſchieht doch aber durch das Predigen, auch ohne Anſtellung, und dieſer müßte Dich erſt wieder zum Domherrn creiren. Ich könnte dann nicht mehr an Dich ſchreiben: Kanonikus, oder Dich ſo nennen; es liegt ein Widerſpruch darin. Wenn Du gegen den Irrthum des Fürſtbiſchofs und ſeiner Wege mit Recht Dich erklärt haſt, ſo — meine ich — haſt Du doch kein Recht, in aktiver Fehde in ſeinem Reviere zu verbleiben und damit eine Art von Verrath zu üben, ſo zu ſagen, in ſeinem eigenen Hauſe gegen ihn — was hier mit der Sache identiſch iſt — zu operiren. Das ſittliche Gefühl ſpricht dagegen. Du wirſt mir ſagen: Ich will nur das Evangelium verkündigen und nicht gegen den Biſchof operiren; aber leider ſtehen beide widereinander, Du kannſt gar nicht das eine ohne das andere thun. Dazu aber mußt Du erſt ſein Gebiet auch äußerlich verlaſſen, dann mag es geſchehen, wo es auch ſei, zu Gottes Ehre und darum auch zur Freude meines Herzens. Für Papa wäre es eben ſo ſchwer, aber es würde auch ihm legitimer erſcheinen. . . . Mein Brief wird Dir gar nicht gefallen; aber Du wirſt mir beiſtimmen, daß ich ſo ernſte Bedenken Dir nicht verſchweigen durfte. Du haſt eben nach allen Seiten zu kämpfen, und darf Dir nichts erſpart werden, auf daß Du einſt mit Paulus ſagen könneſt:

„Ich habe einen guten Kampf gekämpft‘.“ Am andern Morgen — wohl nach einer meist durchwachten Nacht — ließ die Mutter noch in einigen nachträglichen Worten ihn fühlen, wie sie mit ihm kämpfte. „Ich kann mir vorstellen, wie Du ein brennendes Verlangen haben magst, den Namen des HErrn zu predigen und Sein Evangelium zu verkündigen, und Gott sei gelobt, daß es so ist! Wie viel lieber ich das beschleunigen als hindern möchte, kannst Du Dir denken; aber doch haben sich seit gestern meine Gedanken nicht geändert. Gern will ich mich widerlegen lassen, denn die Sache geht auch mir hart an die Seele. Sich nicht mit Fleisch und Blut bereden ist so köstlich, und nicht vorgreifen ist so wichtig! . . . Ich wiederhole, daß, wenn Du innerlich nicht anders kannst, Du Dich durch mich nicht hindern lassen darfst; Dich aber nicht vertheidigen zu können gegen ähnliche Skrupel wie die meinigen, würde mir bitter schwer sein . . . Dich inbrünstig an Gottes Herz legend Deine treue Mutter.“

In seinem Antwortbriefe (der mit dem Nachtragbriefe der Mutter sich kreuzte) versucht v. R. zuerst der ihm so wehthuenden Bekümmerniß seines Vaters vorzubeugen oder sie doch zu lindern. Da ihm, schreibt er, die Erlaubniß zur Verkündigung dessen, was er stets gepredigt habe, von dem Fürstbischofe jetzt nicht gegeben werden könne, so zeige dieß die Nothwendigkeit einer Missionsthätigkeit, wo man sich an den von Gott erhaltenen Beruf zu halten habe; vor Gott aber achte er sich trotz der bischöflichen Excommunication noch für einen berufenen Prediger des Evangeliums und halte sich für einen Schuldner derjenigen, die nach dem Brote des

Lebens Verlangen hätten. Um deß willen möge sein innig geliebter Papa mit ihm fühlen, welch ein Opfer es ihn koste, den väterlichen Wünschen nicht nachkommen zu können u. s. w. Sodann möchte er gern die zwischen ihn und seine Mutter gebrachte „Störung" beseitigen und ihr „beiderseitiges Verhältniß klären." Zuvörderst wiederholt er — was er schon in seinem vorigen Briefe ausgesprochen — wie er „gerade gegen die Gemeinschaft, mit welcher er sich zusammen in der Irre befand, die Verpflichtung fühle, dazu nach Vermögen mitzuwirken, sie wieder auf gesunde Weide zu führen." Dann fährt er fort: „Für eine bloß abwartende Stellung sehe ich kein Ende, denn ehe erreicht wird, was man (d. h. auf altkatholischer Seite) beabsichtigt, kann ich längst im Grabe liegen, auch wenn ich recht alt würde. Wohin ich mich auch wende, überall habe ich Mängel mit in den Kauf zu nehmen; überall sehe ich nicht bloß unter den Personen, sondern auch unter manchen Lehren und Einrichtungen — freilich mit meiner nichtssagenden Brille — Unkraut unter dem Weizen. Deßhalb, scheint mir, ist es am angezeigtesten, stehen zu bleiben, wo man steht, und dem Unkraut zu wehren, so gut es geht. Daß bei den Altkatholiken alles vollkommen sei, glaube ich durchaus nicht; allein sie haben sich doch die Aufgabe gestellt, dem Unkraut entgegenzutreten und dem Weizen wieder Luft zu machen; darum zieht es mich dahin als zu einer schönen und edeln Aufgabe, wobei ich nicht bloß zusehen, sondern auch mitwirken möchte. Sehe ich, daß mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerissen wird, ja dann will ich lieber fliehen und den Staub von meinen Füßen ab-

ſchütteln.“ Was ihm der reinſte und köſtlichſte Weizen war, davon findet ſich ein ſchönes Zeugniß in dem vorangehenden Briefe an ſeine Mutter: „Wenn ich in dem Altkatholicismus die Vergebung der Sünden — ob deren viele oder wenige, ob ſie groß oder klein ſind — auf etwas anderes gründen wollte, als auf die Gnade Gottes, die geglaubt werden muß und die uns allein um des am Kreuze uns erworbenen Verdienſtes Jeſu Chriſti willen in durchaus unverdienter Weiſe geſchenkt wird, ſo würde ich meinen, einen babyloniſchen Thurm bauen zu wollen, ein Bau, der trotz aller Kraftanſtrengung zu keinem Ziele führt. Nein, wie der Apoſtel ſagt, und wie es Biſchof Reinkens in ſein Programm geſetzt hat: ‚Es kann kein anderes Fundament gelegt werden als Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes,‘ ſo halte ich es auch, und hoffe ſolches auch allezeit als erſten Lebensgrundſatz feſtzuhalten und zu bekennen.“ So geſinnt, ſchreibt er im gegenwärtigen Briefe weiter: „Bis jetzt habe ich noch nicht Urſache zu fliehen, da die bisher gethanen Schritte mit Vorſicht geſchahen, ohne — meinen ſchwachen Begriffen nach — von dem poſitiven Chriſtenthum auch nur das geringſte wegzunehmen. Je mehr ich davon mich überzeugt habe, deſto mehr ſind die inneren Bedenken wegen meiner Theilnahme geſchwunden; doch die äußeren Rückſichten ſchwanden, wie Du weißt, damit noch nicht. Allein kirchliche Gemeinſchaft wird mir mehr und mehr Bedürfniß, und die altkatholiſche liegt mir ſo nahe, näher bis jetzt als der Eintritt in Eure oder eine andere Kirche, denn ich fühle mich noch immer katholiſch und werde doch von der römiſch-katholiſchen Kirche ausge-

ſchieden, würde auch in dieſelbe zurücktreten nicht können. Was ſoll denn alſo geſchehen? Bis zu welchem Zeitpunkte ſoll ich warten? Fehlt es an dem chriſtlichen Elemente oder doch an deſſen Herrſchaft in der altkatholiſchen Bewegung, ſo wird es nicht von ſelbſt hineinkommen; wie ſoll es aber hinein kommen, wo nicht durch diejenigen, die ſich zum Predigen des Evangeliums gedrungen fühlen? Freilich habe ich die vielfältigſte Urſache, mich vor dieſer Aufgabe zu fürchten, um meinet- wie um anderer willen; doch mit der Furcht iſt niemandem gedient. Um den Preis zu erlangen, bleibt der Kampf unvermeidlich, und da, meine ich, kann man ſich ſelbſt nur Glück wünſchen, wenn man das Zögern und Schwanken mit Entſchloſſenheit durchbricht und das Schwert zur Hand nimmt, um mit demſelben im Namen und zur Ehre Gottes einzutreten. Du ſiehſt, ich habe mich in den Gedanken hineingelebt, als müßte ich wieder eine Art von Berufsthätigkeit ergreifen, wäre es auch nur im beſchränkteſten Maße. Und wäre es nicht möglich, bei einer geſegneten Thätigkeit eine Ausſöhnung mit denen zu erreichen, die jetzt noch dagegen ſind? (mit den Mitbewohnern der Dominſel allerdings nicht, aber vielleicht mit Dir und Deinen Freunden?) — ſelbſt Papa, ſollte ich denken, könnte nicht ganz dagegen ſein. . . . Redet doch der Apoſtel von ſolchen, die Chriſtum in unlauterer Abſicht verkündigen, und ſagt ſogar mit Bezug auf dieſe: ‚Aber was thut es? Wird doch in jedem Falle, mag es aus Streitſucht oder mag es mit Aufrichtigkeit geſchehen, Chriſtus verkündigt; darüber freue ich mich und werde auch ferner mich freuen.‘ Wie ſchmerzlich auch unſere Differenzen ſeien,

so sind sie doch verschwindend gegenüber dem Schatze von Fundamentallehren des Christenthums, worin wir uns alle eins wissen. Und darum freue ich mich der altkatholischen Bewegung schon deßhalb, weil für mich die kirchliche Engherzigkeit noch weit mehr gewichen ist, als dieß bei mir schon vorher bis zu gewissen Grenzen der Fall war. . . . Das Verbleiben in der Curie bedrückt mein Gewissen nicht. In Rücksicht auf andere wäre es mir lieb weichen zu können, doch würde die Spannung leider gleichwohl dieselbe bleiben. Somit hätte ich nur den Schaden, ohne durch mein Weichen einen Nutzen zu stiften. Für mich persönlich ist ja mein Bleiben selbstverständlich von großem Werthe; andere halten dasselbe auch für die gute Sache von wesentlichem Vortheile; darüber will ich diese jedoch selbst die Entscheidung herbeiführen lassen. Das Predigen neben dem Bleiben scheint mir in der Sache nichts zu ändern, da es ja nur die Kundgebung der inneren Gesinnung ist. Auch ist der Bruch mit dem Domkapitel schon so vollständig, daß derselbe meiner Ansicht nach gar nicht verschärft werden kann. Man hält dort selbstverständlich das Wohnenbleiben für ein schweres Vergehen, nicht minder das Predigen, aber auch nicht mehr, wenn beides geschieht. Von dieser Seite her wird man nur Verurtheilung für mich kennen, was auch geschehe. Dagegen weiß ich mich hieher berufen und durch die Excommunication von dem Gehorsam gegen den Bischof entbunden, da das Band zwischen uns gelöst ist; ich bin also frei, und liegt das Peinliche meines Hierbleibens nicht im Gewissen, sondern in der Unterlassung einer Rücksicht, die ich gern genommen hätte und noch nehmen

möchte, die mir aber in dem gegenwärtigen Kriegszuſtande, worin ich mich befinde, nicht geboten zu ſein ſcheint. . . . Doch will ich nicht auf eigenen Kopf hin handeln (zunächſt handelt es ſich übrigens nur um eine Vertretung des abweſenden Prof. Weber). . . . Mit dem Wunſche, daß Gott uns um ſo gewiſſer dem ewigen Frieden zuführen wolle, je mehr Er uns hier den Kampf fühlen läßt Dein treuer Sohn Carl."

Bezog v. R. das „nicht auf eigenen Kopf hin handeln wollen" auf den zu erwartenden Beſcheid des Biſchofs R., den er von ſeinem geänderten Wunſche in Kenntniß geſetzt hatte, ſo war dieſer Beſcheid bereits unterwegs. „Ihr Entſchluß, an der Seelſorge Antheil zu nehmen," ſchrieb ihm derſelbe unterm 3. September, „kommt mir heute wie ein reicher Segenswunſch" — nämlich an dem Tage, an welchem R. vor fünfundzwanzig Jahren zum Prieſter geweiht worden. „Ich danke Gott, daß Er das Pauliniſche Wort (Gal. 1, 15) in Ihrer Seele wiedererſtehen ließ. Halten Sie den erſten Sturm nur aus, dann ſind Sie Sieger. Sie werden erfahren, daß kein Machtwort der treuloſen Hierarchie Ihre Andacht zu ſtören vermag, daß niemand den Frieden der Nähe Gottes Ihnen rauben kann. Auch ich wünſche, daß Sie vorläufig noch in dem Domkapitel (!) trotz aller Unbilden mit großer heiliger Ruhe und männlicher Hoheit, wie die uns frei machende Wahrheit ſie verleiht, ausharren. Ihre Stunde, wo Sie eine mehr freudebringende und reichere Wirkſamkeit gewinnen werden, wird aber ſchlagen. Das glauben Sie mir! Gott wird dann Seine Abſichten mit Ihnen unzweideutig kundgeben. Alſo thun Sie den Schritt nur ohne Zagen und ungeſäumt." Zur Er-

wiederung auf v. R.'s früheren Brief heißt es dann weiter: „Was Sie, lieber Freund, über mein Amt und meine Aufgabe sagen, das ist so wahr, so schön, so fromm, daß es mich tief ergreift, aber auch hoch erhebt. Jedes Wort ist aus meinem Herzen gesprochen, es ist wie ein inbrünstiges Gebet, das Sie mit mir zu Gott emporsenden. Ich danke Ihnen daher in wahrhaft brüderlicher Liebe. Harren Sie aus bei uns! Die Besten der Protestanten, welche von christlicher Intelligenz erleuchtet sind, sehen ein, daß der größte Fehler im 16. Jahrhundert in der Beseitigung der Episkopalverfassung lag. Die Synodalordnung zeigt Ihnen jetzt schon, daß wir mit dieser Verfassung weder das Wort Gottes binden, noch dem Heiligen Geiste Hindernisse setzen wollen. Es ist eine ganz falsche Auffassung, daß unsere Bewegung zum Protestantismus führen werde; nein, sondern zur Einigung der Confessionen in vollkommnerer Form als irgend eine protestantische Confession sie besitzt." Nach dem Bedauern, daß v. R. wohl schwerlich zum Congreß nach Constanz werde kommen können, und nach ermuthigenden Nachrichten über den Fortschritt der kirchlichen Bewegung, schließt der Brief: „Meine staatliche Anerkennung, in Berlin zunächst, ist gesichert, und ich erwarte, daß sie bald erfolgt. Ihre Aufnahme der priesterlichen Functionen wird gerade die Staatsregierung sehr gern sehen. Das weiß ich. Haben Sie nur Geduld; eine angemessene Wirksamkeit würde sich gleich finden, sobald die Resignation in Breslau zweckmäßig erschiene. Nun Gott befohlen! Macte virtute! Mit herzlichem Gruß

Ihr treuer Freund Jos. Reinkens."

Und was erwiederte die Mutter ihrem Sohne? Widerlegt konnte sie ja ihre Bedenken gegen dessen altkatholischen Predigtdienst beim Verbleiben in seiner Domherrnstellung nicht finden; doch sie trat zurück und legte die Hand auf den Mund, dem HErrn die Sache befehlend. „Es steht also wirklich so mit Dir," schreibt sie ihm (am 5. September), „daß Du sprichst: ‚Ich kann es ja nicht lassen.' Nun, in der Zuversicht, daß der HErr Dich vor eignen Wegen und vor Führen nach menschlichem Willen bewahren werde, flehe ich zu Ihm, daß Er Sein Ja und Amen zu Deinem redlichgemeinten Vorhaben sprechen und Dich mit Kraft und Licht und Gnade ausrüsten wolle, Ihm zu Ehren zu reden und zu handeln und Seine Schmach zu tragen. — Ich konnte schon seit Deinem vorletzten Briefe meiner Bewegung vor Papa kaum Einhalt thun, und nach dringendem Gebet theilte ich ihm heute mit, was Du mir nun geschrieben hast. Er unterbrach mich mit strengen Aeußerungen über Dein aus der Kirche und ihrer Gnade Dich selbst Ausgeschlossen-haben, und zu der ersten Seite Deines Briefes fing er irgend eine Erwiederung mit den Worten an: ‚Er ist zu edel, als daß —.' Schließlich läßt er Dir sagen, daß, wenn sie Dich einmal zum Predigen gebracht hätten, sie Dich auch zum Messelesen bewegen würden, und daß dieß ein Sacrilegium sei . . . Ach! möge Dein Geistesauge unverrückt auf Christum allein gerichtet bleiben, und Dein Sinn und Urtheil ungetrübt von Menschenwitz und Menschensatzung! Ich schließe diese Zeilen, indem ich im Geiste bei Dir bleibe als

Deine treue Mutter."

In tiefster Seele empfand v. R. den Schmerz mit, den er seinen Eltern verursachte. Schon am 6. September hatte er wieder zur Feder gegriffen, um an seine Mutter zu schreiben: „Was ich Dir und Papa zur Beruhigung schreiben soll, weiß ich nicht. Ich kenne zwar keine besseren Motive für mein beabsichtigtes Handeln, als die ich habe; allein Euch steht in dem gegenwärtigen Altkatholicismus ein solches Schreckbild vor der Seele, daß ich durch dieses mit meinen Auseinandersetzungen nicht hindurchdringen würde; ich muß also auch dieß Gott zum Opfer bringen und abwarten, daß Er es uns noch zeigen werde, warum Er mir den Stachel ins Herz getrieben hat. Daß nicht Fleisch und Blut mich treiben, unter so vielseitig mir widerstrebenden Verhältnissen für Gott und Sein Evangelium einzutreten, das ist mir sehr klar; ich kann es aber andern nicht klar machen." Am 9ten fügt er hinzu: „Das tägliche Kreuz fühle ich als solches wohl mehr wie je; allein auch seine wohlthuende Seite bleibt mir — bei aller Schwere — nicht fremd. Bin ich Euch zum Gegenstande des Leidens und des Schmerzes geworden, so seid wenigstens überzeugt, daß ich nicht weniger darunter leide." Wahrlich ein geringer Trost war es ihm, daß man in Berlin das „gern sah", worüber in Hohenfriedeberg geweint wurde; den betrübten Seinigen blieb die Kränkung erspart, daß sie hätten denken müssen, er hätte — uneingedenk des Wortes: „Verlasset euch nicht auf Fürsten" — einem „Fleisch und Blut" abgesagt, um dem andern sich zu ergeben.

An seinen Schwager Bernhard v. M. schrieb er in diesen Tagen (11. Sept.): „Ich las heute eine schöne Stelle aus

einem Briefe Luthers (1516 an Michael Dreffel geſchrieben), die auf meine gegenwärtige Lage gut anwendbar iſt: ‚Weißt du nicht, daß Gott darum wunderbar unter Seinem Volke iſt, weil Er Seinen Frieden geſetzt hat inmitten des Unfriedens, d. h. aller Anfechtungen? So wie Er ſpricht: Herrſche mitten unter Deinen Feinden! Nicht derjenige alſo hat den Frieden, den niemand ſtört; denn das iſt der Welt Friede, ſondern der, den alles und alle ſtören, und der dieſes alles mit Freuden ruhig erduldet. Du ſprichſt mit Israel: Friede, Friede! und es iſt kein Friede da; ſprich lieber mit Chriſto: Kreuz, Kreuz! und es iſt kein Kreuz da. Denn ſo bald hört das Kreuz auf, Kreuz zu ſein, als du fröhlich ſagſt: Gebeincdeites Kreuz, unter allem Holze iſt keincs dir vergleichbar!‘ — Selbſt unter dem Kreuze ſtehend, will ich nächſten Sonntag predigen und erwarte vielen Segen von obenher dazu, denn von untenher iſt alles dazu angethan, mich lieber fliehen als mit offener Stirn auf den Kampfplatz treten zu laſſen. Allein ich habe guten Muth, und wenn Gott ſegnet, müſſen die einfachen Worte im Sinne des Evangeliums ſich als das ſiegende Schwert erweiſen, dem nichts zu widerſtehen vermag, als die Verhärtung des Herzens.“

Wegen des angeblichen „Schreckbildes“ vom Altkatholicismus beruhigte die Mutter ihren lieben Carl in einem Briefe (vom 10. September), worin ſie ihm ſchreibt: „Es wäre ein Grundirrthum, wenn Du denken könnteſt, als hätte ich mir Dich ſchon als Lutheraner vorgeſtellt. Vielmehr konnte ich mir ja Dich gar nicht anders denken, als dem Altkatholicismus angehörend, und habe nach allen Seiten ausgeſprochen,

daß Du von Anfang an denselben Weg mit den Altkatholiken gegangen seist, daher Dein Predigtvorhaben als Ausdruck Deiner Gesinnung mir durchaus nicht überraschend wäre. Gott segne Dich denn zu Deiner Predigt und all Deiner Thätigkeit. Ich werde mit Herzensfreude jede Gott wohlgefällige Entwicklung des Altkatholicismus begrüßen." Allerdings unterläßt sie auch jetzt nicht zu bemerken: „Nach dem Sonntag glaube ich aber nicht mehr ‚Kanonikus' an Dich schreiben zu dürfen; wundere Dich also darüber nicht."

Am 14. September predigte also v. R. in der gedrängt vollen Bernhardinerkirche, über den Text 2 Cor. 4, 13: „Ich glaube, darum rede ich." Die gedruckte Predigt enthält ein einfaches und warmes Zeugniß von Christo und ein herzliches Bekenntniß zu dem Heil in Seinem Namen allein; aber selten ist wohl jemals eine „Zeitpredigt" gehalten worden, die so wenig wie diese den aufs äußerste gespannten Erwartungen der Zuhörer entsprochen hätte. Daß diejenigen sich getäuscht fanden, welchen die Ohren jückten nach donnernder Polemik gegen den Papst und die päpstliche Kirche (was v. R. wohl „Kanonen auffahren" nannte), wird der mit diesem eminent friedsamen Prediger bekannt gewordene Leser begreiflich finden; doch mehr als die Abwesenheit des Geistes der „Donnerskinder" (Marc. 3, 17) läßt sich hier wahrnehmen. Es fehlt der Predigt auch an dem Stempel heiliger Streitbarkeit, an jener beredtsamen Indignation, die in dem Psalmworte sich ausspricht: „Lügen bin ich gram und habe Greuel daran" (Ps. 119, 163), und an der Schwungkraft freudigen Geistes, welche für ihn zu erbitten der große „Bote des Evangeliums

in der Kette" seine Brüder ermahnt (Eph. 6, 19. 20). Einige lutherische Freunde, die Mitzuhörer waren, konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, als rede der Prediger mehr aus wundem und beklommenem, als aus heilgewordenem und befreitem Herzen. Er selbst schreibt an seine Mutter: „Ich habe heute in beabsichtigter Weise geprediget ... Für mich wünschte ich, es könnte dieß mein Bekenntniß mein Schwanengesang für diese Welt sein; doch soll es noch weiter ‚bekannt' sein, so will ich es thun, durch Bekennen wird ja Gott geehrt. Ich hätte meine Predigt auch recht gut in Eurer Kirche halten können, was den Inhalt betrifft; doch würde man wohl über den bloßen Gedanken daran, ohne einen vorhergegangenen sogenannten Uebertritt, erschrecken. — Das führt doch zu manchen neuen Anschauungen, über die ich mir aber noch nicht klar bin. Die Grundlagen der kirchlichen Gemeinschaft, meine ich, müssen weiter umgrenzt werden, als es meistentheils geschieht, und das ist für mich gerade das so sehr Anziehende am Altkatholicismus, daß er nach diesen breiteren Grundlagen sucht und eine Wiedervereinigung der Confessionen anstrebt — was wäre das Gelingen schön! Und sollte nicht die ‚Einigkeit des Geistes', die wir zu bewahren haben, in der Auslegung der Glaubenssachen der Individualität mehr Freiheit gestatten, als dieß bei einem moralischen Zwange zum Festhalten an den Bekenntnissen der späteren Jahrhunderte der Fall ist? Sollte nicht ein gemeinsames geistiges Arbeiten bei gemeinschaftlichem Zurückgehen auf die ersten Jahrhunderte von gesegnetem Erfolge sein?" Die von Thiersch wieder aufgeweckten und von Döllinger neuformulirten Gedanken Calixt's bewegten

in dieſer Zeit, wie man ſieht, v. R.'s Gemüth aufs lebhafteſte. „Ein bereits fertiges abgeſchloſſenes Bekenntniß," fährt er fort, „ſetzt für jeden außerhalb deſſelben Stehenden immer ein Herüberkommen, ein Sichaufnehmenlaſſen voraus und muß ſtets den Stempel einer gewiſſen Engherzigkeit und Excluſivität, ja gewiſſermaßen den Anſtrich einer Unfehlbarkeit tragen, wie dieß der katholiſchen Kirche zum Vorwurf gemacht wird. Der heilige Auguſtinus ſagt noch, daß jedes Kind wiſſe, was ein Chriſt zu glauben habe — ſo einfach war das Bekenntniß damals." Daß Luther und mit ihm die lutheriſche Kirche (Schmalk. Art. III, 12) ungefähr daſſelbe ſagt, hat v. R. hernach verſtehen und würdigen gelernt. „Sollte nicht ſolche Einfachheit wieder zu erſtreben ſein? Ich weiß freilich nicht, wie die genauen Grenzen zu ziehen ſind; aber ich meine, die Gutgeſinnten keiner Confeſſion dürften eigentlich jetzt zurückbleiben, ſondern alle müßten zu gemeinſamer Unionsarbeit die Hand bieten. Ich rede von allen dieſen Dingen nur wie ein Unwiſſender; doch ſind es gewiſſe Ahnungen und Ideale, die mir vorſchweben, und denen doch, glaube ich, etwas Geſundes zu Grunde liegt."

Der Antwortbrief ſeiner Mutter vom 16. September mußte ihm ein rechter Labetrunk ſein. „Tief empfinde ich mit Dir das unendlich Schwere Deiner Führung," ſchreibt ſie, „aber ich glaube, Du biſt nun auf dem Höhepunkte angelangt. Die Opfer, die Du gebracht haſt und gerade jetzt noch bringen mußt, gehen hart an die Seele. Dazu rechne ich beſonders die Verkennung und Mißbilligung von Chriſten, mit denen Du Dich in Gemeinſchaft fühlſt. Davon ſagt ein alter Spruch:

‚Was Feind's Mund spricht, beweg dich nicht; wo aber dich dein Freund veracht, wird deine Demuth irr gemacht.‘

Drum suche keinem zu gefallen,
Auch selber denen Frommen nicht,
Als so nur, daß dadurch bei allen
Stets eine Besserung geschicht.
Geh stille hin
Im Demuthssinn
Und lern erst recht verborgen sein,
Sonst biegst du in die Hoffart ein.

Nun, Du bist in dem allen in guter Uebung. Verborgen sein mit Christo in Gott, mitten im Kampf von außen und innen, das wird Dir Sieg und Segen bringen. Denn ‚der HErr heilt, die zerbrochenen Herzens sind, und richtet auf, die elend und niedergeschlagen sind‘ (Ps. 147, 3. 6)."

An demselben Tage, der diesen mütterlichen Zuspruch ihm brachte, hatte er an einen Bekannten (v. S.) zu schreiben, der ihm während seiner früheren Thätigkeit in Breslau näher getreten war und ihm jetzt in der herbsten Weise den überraschenden Mangel an „noblesse" vorgeworfen hatte, womit sein Wohnenbleiben in der Curie u. s. w. behaftet wäre. Er entgegnet darauf, für die ihm bewahrte Theilnahme dankend, niemand leide hierunter mehr als er selbst, und er bekenne gern seine Unselbstständigkeit in dieser überaus peinlichen Lage, aus welcher bald befreit zu werden er dringend wünsche. „Wenn Sie übrigens wissen," fügt er hinzu, „was an Liebe, Ehre und Ansehen — so unverdient ich es auch mag genossen haben — ich preisgegeben habe und in welch bequemen und angenehmen Verhältnissen ich hier ohne meinen Protest leben

könnte, so werden Sie daraus auch schließen, wie tief meine ausgesprochene Ueberzeugung in mir wurzelt, und werden um der gebrachten Opfer willen wenigstens eine ehrenhafte Seite an meinem Bekenntniß herauszufinden wissen."

In ihrem obigen Briefe schreibt die Mutter weiter: „Für Deine Betrachtungen über die ‚Einigkeit des Geistes' habe ich, wie Du weißt, empfängliches Verständniß. Der Gegenstand ist von der höchsten Wichtigkeit und nicht leicht zu erschöpfen mit allem, was dafür und dawider zu sagen ist. Die geschichtliche Erfahrung redet hier eben anders als das Herz. Auch ich mag nicht ruhen, bis ich hierüber Klarheit und Gewißheit habe. Möchte nur das edle Streben im Altkatholicismus nicht gerade an dem zu weitherzigen Princip zuschanden werden."

Lebendig interessirte sich v. R. für die in diesen Wochen in Breslau versammelte lutherische Generalsynode und deren Verhandlungen, denen er mehrmals beiwohnte. Bei dieser Gelegenheit konnte er sich über die lutherische Lehre von der Ordination, worüber er übel berichtet war (vergl. S. 351), gründlich informiren, denn die Synode sah sich durch die Secession des Pastors W. in R. zum abwehrenden Zeugniß gegen die missourische Amtslehre veranlaßt. „Du siehst," schreibt er in einem hiervon erzählenden Briefe an seine Mutter, „ich bin in Euern Angelegenheiten schon ziemlich zu Hause." Inzwischen sollte ihn bei den Altkatholiken ein feierlicher Staats-Akt festhalten.

Am 7. October wohnte er als Solennitätszeuge der Homagialeid-Leistung des altkatholischen Bischofs Reinkens in

Berlin bei. Briefliche Mittheilungen hierüber von seiner Hand finden sich nicht vor, da er die Freude hatte, unmittelbar darauf seine Mutter bei sich in Breslau zu begrüßen und ihr mündlich zu erzählen, was er in Berlin gesehen und gehört hatte.

Es verhielt sich in der That so, wie seine Mutter ihm geschrieben: er war auf seinem altkatholischen „Höhenpunkte" angelangt. Von nun an ging es allmählich bergab. Diesen Gang versuchen wir nun mit Hervorheben der wichtigsten Vorgänge in seinem innern und äußeren Leben zu veranschaulichen.

Seine in der Bernhardinerkirche etwa von Monat zu Monat gehaltenen Predigten sammelten um sich einen Kreis von Zuhörern gar verschiedener Art. „Der Regen am Sonntage," schreibt er an seine Mutter (28. October), „hatte mein Auditorium sehr zusammenschmelzen lassen. Dadurch hatte die ganze Situation doch ein viel natürlicheres Gesicht, als bei überfüllter Kirche der Fall gewesen wäre." Einen bescheidneren Prediger habe ich niemals gekannt. Der Weihrauch der „öffentlichen Meinung" ließ ihn unbetäubt. „Einige Literatur lege ich bei," schrieb er ganz trocken, „die Dich interessiren wird, da sie Deinen Sohn betrifft, der sich noch immer an den Pranger gestellt sieht — von den einen erhoben, von den andern möglichst schlecht gemacht. ‚Gott aber lacht ihrer.'" Seine Photographie war damals in den Schaufenstern Breslau's häufig. „Ich komme mir vor wie ein bekränztes Opferthier," sagte er einmal zu mir, als wir zusammen an einem Schaufenster vorbeigingen, wo er in effigie unter den altkatholischen Größen ausgestellt war; „aber aus so luftigen

Elementen, wie sie unter den Leuten, die mir Beifall zollen, sich zusammenfinden, bildet man keine christlichen Gemeinden.“ Je größeren Werth er seitens der Altlutheraner auf seine Persönlichkeit und seine Zugehörigkeit zu ihnen gelegt sah, desto bedenklicher und verdächtiger wurde ihm die ganze Bewegung. Gewiß gab es auch unter seinen lutherischen Zuhörern solche, die das Evangelium lieb hatten, welches er in edler Schlichtheit predigte, und deren Sympathie dem warmen Hauche christlicher Frömmigkeit sich zuwandte, der sie hier anwehte; jedoch größtentheils waren es Angehörige der evangelischen Landeskirche, die mit [illegible] Kirchenregiment der altlutherischen Gottesdienst besuchten, [illegible] eine Predigt des „Domherrn“ z. B. [illegible]. Ein kleiner kirchlicher [illegible] hatte die Predigt über den Text Ephes. 4, 2: „Vertraget einer den andern in der Liebe.“ Doch ließ auch diesem Zeugnisse, so klar es dem Prediger zu persönlicher Entwicklung gereicht, [illegible] „[illegible] Predigens“ [illegible], [illegible] als z. B. [illegible]. Seine Hoffnungen für ein Wiedergewinnen des Altlutherthums, wie es ihm als Ideal vorschwebte, wurden durch seine Breslauer Erfahrungen sehr gedämpft, und von seiner Wirksamkeit zur Verwirklichung dieses Ideals erwartete er von Woche zu Woche geringeren Erfolg.

[illegible]

Berlin bei. Briefliche Mittheilungen hierüber von seiner Hand finden sich nicht vor, da er die Freude hatte, unmittelbar darauf seine Mutter bei sich in Breslau zu begrüßen und ihr mündlich zu erzählen, was er in Berlin gesehen und gehört hatte.

Es verhielt sich in der That so, wie seine Mutter ihm geschrieben: er war auf seinem altkatholischen „Höhenpunkte" angelangt. Von nun an ging es allmählich bergab. Diesen Gang versuchen wir nun mit Hervorheben der wichtigsten Vorgänge in seinem innern und äußeren Leben zu veranschaulichen.

Seine in der Bernhardinerkirche etwa von Monat zu Monat gehaltenen Predigten sammelten um sich einen Kreis von Zuhörern gar verschiedener Art. „Der Regen am Sonntage," schreibt er an seine Mutter (28. October), „hatte mein Auditorium sehr zusammenschmelzen lassen. Dadurch hatte die ganze Situation doch ein viel natürlicheres Gesicht, als bei überfüllter Kirche der Fall gewesen wäre." Einen bescheideneren Prediger habe ich niemals gekannt. Der Weihrauch der „öffentlichen Meinung" ließ ihn unbetäubt. „Einige Literatur lege ich bei," schrieb er ganz trocken, „die Dich interessiren wird, da sie Deinen Sohn betrifft, der sich noch immer an den Pranger gestellt sieht — von den einen erhoben, von den andern möglichst schlecht gemacht. ‚Gott aber lacht ihrer.'" Seine Photographie war damals in den Schaufenstern Breslau's häufig. „Ich komme mir vor wie ein bekränztes Opferthier," sagte er einmal zu mir, als wir zusammen an einem Schaufenster vorbeigingen, wo er in effigie unter den altkatholischen Größen ausgestellt war; „aber aus so luftigen

Elementen, wie sie unter den Leuten, die mir Beifall zollen, sich zusammenfinden, bildet man keine christlichen Gemeinden." Je größeren Werth er seitens der Altkatholiken auf seine Persönlichkeit und seine Zugehörigkeit zu ihnen gelegt sah, desto bedenklicher und verdächtiger wurde ihm die ganze Bewegung. Gewiß gab es auch unter seinen katholischen Zuhörern solche, die das Evangelium lieb hatten, welches er in edler Schlichtheit predigte, und deren Sympathie dem warmen Hauche christlicher Frömmigkeit sich zuwandte, der sie hier anwehte; jedoch größtentheils waren es Angehörige der evangelischen Landeskirche, die mit solcher Hörbegierde den altkatholischen Gottesdienst besuchten, so oft die Zeitungen eine Predigt des „Domherrn" v. R. ankündigten. Ein Muster christlicher Irenik bietet die Predigt über den Text Ephes. 4, 2: „Vertraget einer den andern in der Liebe." Doch daß auch diesem Zeugnisse, so sehr es dem Prediger zu persönlicher Empfehlung gereicht, die reformatorische Tugend des „gewaltig Predigens" mangelte, wußte niemand besser als v. R. selbst. Seine Hoffnungen für ein Gestaltgewinnen des Altkatholicismus, wie es ihm als Ideal vorschwebte, wurden durch seine Breslauer Erfahrungen sehr gedämpft, und von seiner Mitthätigkeit zur Verwirklichung dieses Ideals erwartete er von Woche zu Woche geringeren Erfolg.

Desto schwerer trug er an dem Weh, welches die Entfremdung von seinem geliebten Vater ihm verursachte. Zwar hatte dieser zu einem Besuche in Hohenfriedeberg seine Erlaubniß gegeben, jedoch in solcher Weise, daß sich das Sohnesherz zum Fernbleiben verurtheilt empfand. Endlich aber konnte

er's nicht länger ohne Herzausschütten ertragen. „Lieber Papa," schrieb er am 1. November an seinen Vater, „ich hatte die Absicht, auf Mama's Einladung hin, Euch zu besuchen; doch kann ich es nicht, da es mir um Deinetwillen — oder ich will lieber sagen, um unsers Verhältnisses willen zu schwer wird. Mittel in der Hand, Dich zu versöhnen, habe ich nicht, sonst würde ich sie natürlich in Anwendung bringen; um Verzeihung bitten ohne bewußtes Unrecht kann ich nicht; ich vermag auch nicht den Stachel Dir aus dem Herzen zu nehmen. Ich hatte gehofft, Du würdest die Predigt: ‚Ertraget einander in der Liebe,' auf welche hin sogar Dr. Hager (der Herausgeber der „Schlesischen Volkszeitung") mir den ‚Glauben' noch zugestand, und von der P. B. sagte: ‚es werde wohl kaum jemals eine Predigt in so versöhnlicher Stimmung gehalten worden sein wie diese,' wenigstens lesen. Doch auch dieß sollte nicht geschehen; daher kann ich auch nicht hoffen, daß Du mich je verstehen wirst, und daß das Verhältniß Deinerseits zu mir jemals ein anderes sein wird als das der Duldung. Ich mag Dir nicht sagen, wie mir dabei zu Muthe ist; ich will auch dieß Gott aufopfern, der da weiß, daß mein Kampf schon manchmal recht schwer war, und daß doch bis jetzt noch kein Gedanke böser Absicht mich geleitet hat. Wenn aber Gott des Herzens Absichten kennt und nach denselben urtheilt — ich also Ihm gegenüber nicht muthlos werden darf — warum wollten und sollten Menschen diesem Beispiele nicht folgen? Warum bloß dulden und nicht auch verzeihen? Warum bloß dulden und nicht auch wenigstens etwas von guter Absicht voraussetzen? Warum bloß dulden und nicht auch die

volle alte Liebe walten lassen? Den Heiden und Juden sogar will Gott ein gnädiger Richter sein, wenn sie ihrem Gewissen folgen; sollte Er es Christen nicht sein, denen Gewissen und Evangelium heilig sind? Und ist Gott so milde gesinnt, warum wollten wir gegen den gleichen Sinn uns verschließen? Daß mir die Kirche ebenfalls heilig sei, glaubst Du nicht; davon will ich also auch nicht reden. Aber Gott ist mir bis. heute im vollen Sinne des Wortes Vater geblieben und gewährt mir unendlich mehr als bloße Duldung, so unverdient es auch ist, und so viel Schmerz ich Ihm auch schon bereitet, ein wie großes Opfer ich Ihn auch gekostet habe; und so lange ich athmen werde, wird Seine Liebe mich nicht verlassen, wenn ich sie nicht selbst zurückstoße. Ich will sie aber nicht zurückstoßen, sondern immer ernstlicher suchen; da darf ich also auch hoffen, daß mein Kindesverhältniß zu Gott immer inniger sich gestalten wird, so klein, so thöricht, so verkehrt ich auch immer Gott gegenüber bin. Spiegelten wir uns in diesem Verhältniß Gottes zu uns, so müßte ja jede Spannung sich lösen, und wir müßten einander die Liebe entgegentragen, die Er gegen uns hegt und beweist. Hätte ich jemand beleidigt durch mein Verhalten, so würde dieß doch an erster Stelle gegen Gott geschehen sein, und doch ist bei Ihm nicht nur Verzeihung, sondern viel Liebe und Segen und das leutseligste Entgegenkommen; bei Menschen aber finde ich nur Verurtheilung, oder im besten Falle eine Liebe, die bis zur Duldung geht. Verzeih, lieber Papa, wenn ich es offen sage, als Christ dem Christen, es ist mir dieß nicht genug, weil mich Gott auf mehr in Deinem Herzen angewiesen hat; es ist aber

auch Gotte nicht genug, weil Er ſagt: Liebet einander, wie Ich euch geliebt habe! Menſchen können mich nicht ſelig machen, darum kann ich durch Menſchen mich auch nicht leiten laſſen; auch übernimmt niemand die Verantwortung für mich vor Gott, ſelbſt die ganze Kirche nicht, darum kann und darf ich nur ſo handeln, wie ich nach meiner Ueberzeugung glaube es vor Gott verantworten zu können. — Verzeih, lieber Papa, wenn ich es wage von meiner Geſinnung etwas zu äußern; allein wenn ich ſelbſt nicht berückſichtigen wollte, daß ich Dein Sohn bin, und ganz objektiv mich ſtellen, ſo glaube ich doch nimmermehr, weder daß unſer Verhältniß ſo iſt, wie es unter den obwaltenden Umſtänden ſein ſollte, noch daß Gott mit uns zufrieden ſein wird, wenn wir nicht bemüht ſind, die Spannung ſoweit als möglich zu heben. Ich habe abſolut keine böſe Abſicht; wenn Du Deine Vorurtheile daher feſthalten und Deinen Schmerz nicht Gott aufopfern wollteſt, um das alte Verhältniß zwiſchen uns wiederherzuſtellen, ſo würde ich dieß nicht begreifen können. Doch ſei es fern von mir, deßhalb verurtheilen zu wollen; nur bitte ich, es mir nicht zu verdenken, wenn ich unter ſolchen Umſtänden von Hauſe fern bleibe, da ich dann nicht nach Haus gehöre. Wir ſind in Betreff der Liebe Euerſeits anderes gewöhnt; wenn darum auch andere an bloßer Duldung ſich genügen laſſen möchten, um nach wie vor im Hauſe zu verkehren, ſo wirſt Du es doch verſtehen, wenn ich mich an die tiefer liegende Geſinnung halte und darum fortbleibe. Ich wünſche Dir und Mama Gottes reichſten Segen. Möget Ihr die Euch von Gott geſchenkten Tage in Seinem Frieden verleben,

und möchten die Stürme und die immer gewaltiger ſich thürmenden Wogen dieſer Zeit Euch nicht antaſten! Meinerſeits bin ich von Gott in die Welt hinausgedrängt und auf den Leuchter geſtellt worden, ſo ſchwer es mir auch iſt, da auszuhalten. Ich habe Dein Bild über meinem Schreibtiſch; Du ſiehſt mich auf demſelben ſo freundlich an, daß ich mich jeden Tag von neuem darüber freue und mir unmöglich denken kann, daß Du böſe auf mich ſeiſt. Nur den Einflüſſen, die nicht aus Gott ſind — und darunter zähle ich auch die ‚Germania‘ — glaube ich es zuſchreiben zu müſſen, wenn Dein Herz weit mehr belaſtet iſt, als nothwendig wäre. Wäre ich in Unglauben verſunken, Rongeaner geworden, in ein unſittliches Leben hineingerathen und dergl. mehr, dann ſtünde es um mich, wie Du ſelbſt zugeben wirſt, unendlich ſchlimmer, und dann würde ich Deinen Schmerz und Zorn begreifen können; da ich aber Chriſtum bekennen will und lieber Schmach tragen, als Ihn nicht ſo zu bekennen, wie es meiner Ueberzeugung gemäß zu geſchehen hat — abgeſehen von dem Leben, worin ſich täglich das Fleiſch ſchwächer zeigt als der Wille des Gemüths — ſo bin ich wohl berechtigt Dich zu bitten, Deine Stimmung zu ändern und nicht der Verſuchung zur Unverſöhnlichkeit nachzugeben. Doch will ich mich beſcheiden mit dem Schickſal, das mir beſtimmt iſt, und nicht vergeſſen mich zu demüthigen unter die Hand Gottes, die gerecht züchtigt und der gegenüber ich unter allen Verhältniſſen nur auf Gnade angewieſen bin und auch angewieſen bleiben will. Noch füge ich bei, daß ich mich der heiligen Communion bis jetzt Deinetwegen enthalten habe, weil Du dieſelbe für ſacrile-

gisch hältst, und ich bei Theilnahme daran um so weniger auf Versöhnung hoffen dürfte. Doch wird es Dir bekannt sein, daß die Communion der Griechen als nicht sacrilegisch angesehen wird, daß sie es also consequenter Weise auch bei uns nicht sein kann. Wenn ich nun ohne Communion nicht sterben will, weil der Heiland das Leben uns abspricht, wenn wir nicht das Brot des Lebens empfangen, so wirst Du Dir den Schluß selbst ziehen. Ich habe ein Verlangen danach, so daß ich davon nicht länger fern bleiben will; ich bitte, daß Du mich dann nicht verurtheilest. Indem ich diese Zeilen schließe, grüße ich herzlich und verbleibe in treuer Liebe

Dein Sohn Carl."

Ein schwerer Stein wurde dem bekümmerten Sohne vom Herzen genommen, da ihm sein Vater antworten ließ: der Ausdruck „unversöhnlich" paßte gar nicht auf seine Stimmung, und von Mangel an väterlicher Liebe könnte ja gar nicht die Rede sein; gegen die Sache wäre er allerdings unversöhnlich, würde ihn aber als seinen Sohn aufnehmen. Ueber Religionssachen wollte er nicht mit ihm sprechen, denn der Eindruck seiner Priesterweihe wäre ihm zu lebendig in der Seele geblieben, als daß seine jetzigen Wege ihm nicht Schmerz machen sollten; sonst aber bliebe zwischen Vater und Sohn alles beim Alten, und von „Spannung" wollte er durchaus nichts wissen. Was die Theilnahme an der heiligen Communion beträfe, so wäre darüber zu urtheilen allein seine (Carl's) Sache, und sollte er sich durch Rücksicht auf den Vater daran nicht hindern lassen. „Gott Lob! daß es so steht," schreibt dazu die Mutter, „es könnte ja auch ganz

anders sein, und daß es nicht anders ist, dafür laß uns Gottes Gnade preisen. Nach Papa's Eigenthümlichkeit kann er jetzt nicht weiter gehen; darum nimm ihn, wie er ist, und laß Dir daran genügen, das Weitere dem HErrn überlassend, der auch dieß zu einem guten Ende führen wird." So reiste denn v. R. in den nächsten Tagen nach seinem lieben Hohenfriedeberg und konnte (in einem Briefe vom 12. November an seine Mutter) für die im Elternhause verlebten „wohlthuenden Tage" von Herzen danken. „Wie froh und dankbar bin ich," antwortete ihm diese, „daß der Berg überstiegen ist, der Dich von Hohenfriedeberg trennte! So werden auch alle andern Höhen und Tiefen, die Deinen Weg so beschwerlich machen, nach und nach geebnet werden, und wir werden Gottes Gnadenwunder schauen und preisen. Er konnte ja den Vater nicht mehr zürnen lassen über einen Sohn, der nicht nur ein treues Gotteskind, sondern auch immer so treu und redlich bestrebt gewesen ist, seine Kindespflichten zu erfüllen, ihnen so große Opfer gebracht hat und noch fortwährend bringt. Es erscheint mir als ein Gnadenzeugniß für Papa, daß er — bei unbeugsamer Verurtheilung Deiner Wege — zugleich Milde und Liebe für Dich bewahren konnte; daher freue ich mich für ihn noch mehr wie für Dich, während ich das Gegentheil als eine Strafe Gottes würde angesehen haben."

Aus den Briefen der Mutter im letzten Monate dieses stürmischen Jahres heben wir einen hervor, in welchem ihre gottesfürchtige Geduld und ihre Stärke „durch Stillesein und Hoffen" im Hinblick auf den Sohn so vieler Schmerzens- und Wonne-Thränen besonders deutlich sich ausdrücken. Eine

ihrem Herzen nahe Verwandte hatte gegen ſie brieflich geäußert: es wäre ja natürlich, daß ſie ihres Sohnes allmählichen Uebergang zum Lutherthum vorausſetzte. „Ich habe darin gar keine Meinung oder Erwartung," ſchreibt ſie an ihn (3. Dec.), „noch kann ich, wie viele es für meine Pflicht halten mögen, Dich dahinein beten wollen; ſondern ich bitte, daß der Heilige Geiſt Dich führen, erleuchten und immer tiefer in alle Wahrheit leiten möge. Das Wort Chriſti iſt die Wahrheit, und Er ſelbſt iſt das Wort — darin iſt alles über Bitten und Verſtehen gegeben. Der HErr wolle Dich darin befeſtigen und ſelbſt Dir Weg und Wahrheit und Leben ſein!" So gewöhnt ſie aber war, Confeſſionsfragen mit weitem Herzen und mit engem Gewiſſen zu beurtheilen, und ſo gern ſie für ihr mütterliches Verhalten Bogatzki's Liedeswort zur Regel nahm: „Mach auch im Beſten mich gelaſſen, nichts ohne Dich mir anzumaßen, denn lauf ich vor, ſo lauf ich an" — ſo konnte ſie doch nicht ſchweigen, wo ſie Seelenſchaden für ihren armen, vielgeprüften Carl befürchtete. „Wenn doch," ſchreibt ſie ſeufzend, „über Dein Verbleiben in der Curie Klarheit von oben gegeben würde! Vielleicht iſt ſie Dir gegeben, mir aber gar nicht. Einerſeits kann man es ſo anſehen, daß Du ebenſo gut von da aus könnteſt als lutheriſcher Paſtor fungiren, wie als altkatholiſcher Prediger, und von dieſem Geſichtspunkte aus liegt das Unſtatthafte auf der Hand; andererſeits gehörſt Du als Katholik und als ſtaatlich noch anerkannter Domherr hinein. Die ſtaatliche Geltung tritt aber doch hier zurück, und wenn ich freilich dankbar dafür ſein muß, daß Du nicht mit unter das über die

Römiſche Kirche ergehende Gericht geſtellt biſt, ſo ſcheint mir doch in den als Geißel Gebrauchten vieles unrecht, ſo daß mir bange iſt, es werden ſich diejenigen, welche es mit ihnen halten, fremden Unrechtes theilhaftig machen, und dieß kann die Gnade für den Altkatholicismus nur aufhalten."

Um das Chriſtkind in der Krippe, über welchem die himmliſchen Heerſcharen „Friede auf Erden!" ſingen, war die theure v. R.'ſche Familie in Hohenfriedeberg in ſtiller, wehmüthiger Freude verſammelt, die Söhne und Brüder Carl und Ferdinand in ihrer Mitte. Die Herzen waren um ſo bereiter und empfänglicher für die allem Leide wehrende Weihnachtsfreude, als ſie Leid trugen um ein geliebtes Familienglied: am 10. December hatte der HErr die jüngſte Tochter der Kinder und Geſchwiſter in Roſtock, Hedwig v. Maltzan, heimgenommen, zu beſonders tiefem Schmerze des Großvaters. Carl hatte ſeinen trauernden Geſchwiſtern zum heiligen Abend ein liebliches Bildchen des entſchlafenen Mägdleins geſchickt. In einem Neujahrsbriefe der Großmutter und Mutter, aus mitverwundetem aber auch weihnachtlich mitgetröſtetem Herzen, findet ſich eine Beſchreibung der Hohenfriedeberger Weihnachtsfeier. „Der heilige Abend nahm die Liebesthätigkeit in Anſpruch und verging in Dir (ihrer Tochter Mathilde) wohlbekannter Weiſe. Unten in der leer ſtehenden Stube war Carl's ſchöne Krippe und ein Baum für arme Kinder, die gewohnten Armenhäusler und unſere Leute aufgeſtellt, womit ſich die Brüder eifrig beſchäftigt hatten, und was viele dankbare Herzen fand. Auf meinen Wunſch ließ Schweſter L., deren Pflegetöchterchen auch dabei war, die

Kinder vor der Krippe Weihnachtslieder ſingen und Sprüche auffagen, was ſie ſehr lieblich ausführten. Oben folgte dann unſere gegenſeitige Beſcherung, nach dem Geſange des Liedes: ‚Gelobet ſeiſt Du, Jeſu Chriſt.‘ Das Chriſtkind hatte nun wieder in das Dunkel der vorausgegangenen Verwirrung Licht gebracht; der Gedanke an Eure getrübte Weihnachtsfreude ſtand bei aller Wehmuth doch in Harmonie mit dem Weihnachtstone und zog die Herzen himmelwärts — aber ein anderer Druck machte am Tage darauf ſich fühlbar und mahnte uns daran, daß die Angſt in der Welt noch ihre Arbeit fordert. Es war unſers armen Carl's noch ungelöſte kirchliche Aufgabe und ſein noch unbeendeter Kampf. Am 23ſten war er in der Frühmeſſe geweſen, unvorſichtiger Weiſe im Schiff der Kirche. Der Pfarrer richtete darauf ſchriftlich die Bitte an Papa, daß er ihn veranlaſſen möchte, nicht mehr in die Kirche zu kommen. Wiewohl dagegen nichts einzuwenden war, gab es doch für die ganze Feſtzeit einen unverwiſchlichen Eindruck. Carl begleitete uns am zweiten Feiertage Nachmittag nach Freiburg, wo P. B. predigte und wo wir Euer viel gedachten. Jener Conflict mit dem Pfarrer war von geringer Bedeutung im Vergleich mit der ganzen ſchweren Kirchenfrage überhaupt, worin ich meinen lieben Carl nicht ſchonen konnte. Seine Anweſenheit wirkt immer beruhigend; man kann ſich dem Kummer nicht hingeben, weil ihm die Kindſchaft Gottes auf der Stirn geſchrieben ſteht; aber die Fügſamkeit ſeines Charakters iſt eben auch ſeine Gefahr, denn er giebt ſich Einflüſſen hin, die ihn auf keine geſunde Weide führen.“

Worauf diese letzten Zeilen der besorgten Mutter sich vorzüglich bezogen, ist aus einer Reihe von Briefen des altkatholischen Bischofs Reinkens an v. R. ersichtlich. Schon am 19. November hatte ihm dieser — zunächst in Bezug auf Unterhandlungen mit den „Staatskatholiken" geschrieben: „Unser Glaubensbekenntniß ist so formell in den officiellen Congreßakten von München und Cöln enthalten und so ausdrücklich als das altkatholische, d. h. als das der allgemeinen Concilien in der tausendjährigen vereinigten Kirche des christlichen Alterthums dargestellt, auch wird das nic.-constantinop. Symbolum so offen und officiell von uns im Ritus der heiligen Messe gebetet, daß die Forderung eines Bekenntnisses durch nichts motivirt werden kann als dadurch, daß die Staatskatholiken sich um unsere officiellen Kundgebungen nicht kümmern. Sie haben zu wenig Religion und zu viel Politik." Weiteres, auf dritte Personen Bezügliches, aus den Briefen des Bischofs R. mitzutheilen halten wir uns nicht für berechtigt; dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, daß in einem derselben (vom 9. Dec.) die Aeußerung vorkommt: „Die Staatskatholiken werden mich zu allem bereit finden, was in dem Geiste Jesu Christi ist." Uebrigens genügt die Bemerkung, wie die hier gegen die „Staatskatholiken" gewandte Ablehnung eines altkatholischen Bekenntnisses zugleich die von v. R. gehegte Hoffnung auf eine reformatorische, zur apostolischen Wahrheit zurückkehrende Reinigung der Kirche innerhalb der altkatholischen Bewegung lähmen mußte. Der vermöge seiner staatlichen Stellung naturgemäß ihm zufallenden Vermittlerrolle zwischen Staatskatholiken und

Altkatholiken konnte er füglich sich nicht entziehen, obschon ihm dieselbe in mehrfacher Hinsicht höchst antipathisch war. Auf Anlaß der bekannten Adresse des Herzogs von Ratibor mußte er zu einem Zeitungsartikel sich verstehen, worin das Verhältniß der Staatskatholiken zu den Altkatholiken mit der Absicht beleuchtet wird, einen Zusammenschluß beider Parteien herbeizuführen, „da beide nicht nur gegen einen gemeinsamen Feind kämpfen, sondern auch in ihrer kirchlichen Gesinnung so übereinstimmend sind, daß eine Vereinigung der beiderseitigen Kräfte zu einem gemeinsamen Kampfe und zum Erreichen eines gemeinsamen Zieles nicht außer der Möglichkeit zu liegen scheint." Bei allem Richtigen, was diese Beleuchtung enthält, kann man sich doch des Eindrucks schwer erwehren, daß ein Mann wie v. R., dem die heilige Regel Ps. 25, 21: „Schlecht und recht, das behüte mich, denn ich harre Deiner" im Herzen geschrieben stand, wenig geeignet zu diplomatischer Kunst auf kirchlichem Gebiete war, und daß es ihn Ueberwindung kostete zum Vertheidiger einer kirchenpolitischen Gesetzgebung sich herzugeben, über welche seine Herzensmeinung dem Leser bekannt ist (vergl. S. 238). Die von seiner Mutter ausgesprochene Besorgniß in dieser Beziehung (S. 383) tritt durch die in jenen Tagen ihm aufgedrungene „Mission" in schmerzhaftes Licht.

Nicht völlig isolirt unter seinen altkatholischen Glaubensgenossen befand sich v. R. mit seiner zwischen Vertrauen und Mißtrauen, Muth und Mißmuth getheilten Gesinnung, wie er solche gleich in seinem Begrüßungsschreiben an Bischof Reinkens ausgesprochen hatte. Vornehmlich und mit eifriger

Freude ergriff seine Hand der altkatholische Geistliche H. in E., um in der Gemeinschaft des Glaubens mit ihm gegen den Andrang des „antikirchlichen Liberalismus" einen Anhalt zu gewinnen. Zahlreiche Briefe H.'s bekunden progressiv das Hinschwinden der Hoffnung des Briefschreibers auf die Lebensfähigkeit des Altkatholicismus und sind wohl nicht ohne erheblichen Einfluß auf v. R. geblieben. Bereits am 26. Oct. hatte ihn H. um Veranstaltung einer billigen Ausgabe der Predigt: „Ich glaube, darum rede ich" zur Massenverbreitung derselben gebeten, indem er diese Bitte folgendermaßen motivirte: „Ich habe dabei hauptsächlich die große Anzahl von Frauen im Auge, die nur aus Liebe zu ihren Männern der altkatholischen Bewegung gefolgt sind, und die sich nun ängstigen, daß die Sache doch im Grunde des religiösen Charakters entbehre; ferner die überaus große Menge von gebildeten und halbgebildeten Katholiken, welche zwar dem prononcirt jesuitischen Wesen des modernen Katholicismus abhold sind, die aber doch nicht zu uns kommen, weil sie katholisch-gläubig bleiben wollen und unserm religiösen Ernste mißtrauen." Dann klagt er über das trostlose Gerede von „Toleranz, Menschenwürde und ähnlichen Dingen" in vielen altkatholischen Reden und fährt fort: „Nach meiner Ueberzeugung liegt die größeste, ja die einzige Gefahr für unsere Sache darin, daß wir dem Drange der liberalen Elemente nachgebend auf den Weg des Rongeanismus und des französischen Katholicismus des Abbé Chatel gerathen und das positiv Christliche mit allgemeinen Humanitätsphrasen vertauschen. Diese Befürchtung liegt mir um so näher, da ich früher als Stu-

dioſus der evangeliſchen Theologie die Entwicklung der proteſtantiſchen Theologie vom lutheriſchen Orthodoxismus bis zum vulgären Rationalismus hinab ziemlich eingehend ſtudirt habe und keineswegs angenehm überraſcht wurde, als ich die bekannten Schlagworte des letzteren in gar mancher ‚altkatholiſchen‘ Rede wieder hörte. Ich habe mich trotzdem aktiv an der Bewegung betheiligt, weil ich hoffte und noch hoffe, daß wider menſchliches Erwarten durch Gottes Hülfe doch etwas Geſundes und Dauerndes erreicht, und daß vielleicht ein wahrhaft altkatholiſches Kirchenweſen gleich der Utrechter Kirche in Deutſchland zu Stande gebracht werden könne, welches die Vorzüge der katholiſchen und evangeliſchen Confeſſion in ſich vereinigt, den Conſervatismus und das Feſthalten an der patriſtiſchen Tradition mit der Wiſſenſchaftlichkeit und dem Streben nach Innerlichkeit, welches den ächten Evangelicismus charakteriſirt, verbindet. Sollte aber dieſe Hoffnung täuſchen, und die Bewegung vielmehr den Ausgang nehmen, den die jeſuitiſchen Organe ihr von Anfang an prophezeit haben, dann würde ich beſtimmt zurücktreten und um des Lebensunterhaltes willen eine Elementarlehrerſtelle annehmen. Denn lieber wollte ich mein Brot mit Steineklopfen verdienen, als in der ebenſo lächerlichen wie gottloſen Rolle eines freigeiſtiſchen Pfaffen figuriren.“ Am 16. November ſchreibt derſelbe mit großer Freude an v. R., daß er deſſen Predigt in tauſend Exemplaren verbreitet habe. Am Schluſſe dieſes Briefes heißt es: „Freilich können uns nur ſolche Geiſtliche nützen, welche eine tüchtige theologiſche Bildung beſitzen, um den reformſüchtigen Laien zu imponiren,

und die gestützt auf die conservativen Elemente, besonders unter den Frauen, den Durchbruch des Radikalismus in den Gemeinden so lange aufzuhalten im Stande wären, bis mit den Jahren allmählich die conservative Macht der Gewohnheit und einer inzwischen entstandenen kirchlichen Sitte sich geltend machen könnte."

Während des weihnachtlichen Weilens v. R.'s im Elternhause (er blieb daselbst bis zum Tage über Neujahr) las er den Seinigen die interessante Schrift vor: „Die Kirche der Zukunft, eine Vision" — vermuthlich von einem aus der Römischen Kirche ausgetretenen Verfasser — worin innere und äußere Lebensfragen in christlich-philosophischem (oder theosophischem) Sinne erörtert werden. In den daran sich knüpfenden Gesprächen gab sich deutlich zu merken, wie tief herabgestimmt seine Hoffnungen auf eine gottgewirkte Zukunft des Altkatholicismus schon waren. Am 17. Januar 1874 schreibt seine Mutter an ihre Tochter Mathilde: „Die Sorge um den armen, lieben Carl hat schwer auf meiner Seele gelegen; aber er sieht nun schon die von allen Seiten sich häufenden Bedenken gegen die Altkatholiken und seine Stellung unter ihnen als einen göttlichen Wink an, und ich hoffe bei meinem für den 31sten projektirten Besuche in Breslau Gewißheit darüber zu erlangen, daß er von dieser Verbindung, in welcher ein lebendiger Christ sich fremd fühlen muß, sich scheiden werde. Unter dem Eindrucke der in Constanz gehaltenen Reden, von welchen selbst die kirchlichsten, z. B. die von Schulte und Knoodt, das Gepräge der Wissenschaft aber nicht des Glaubens trugen (‚erasmisch, aber nicht reformatorisch,' wie jemand

davon sagte) schrieb ich in tiefster Betrübniß an Carl: ich hätte beim Lesen dieser Verhandlungen allen Muth und alles Vertrauen zu dieser Bewegung verloren, die ich bisher noch immer gegen die vielfältigsten Bedenken zu vertheidigen gewagt hätte. Darauf überschickte mir Prof. Weber einen von ihm in Hirschberg gehaltenen Vortrag, in welchem er die stolzen Hoffnungen der Reformbewegung begründet zu haben glaubt. Ich schrieb ihm, derselbe hätte meine Ansicht über die Haltlosigkeit der Sache nicht geändert, und suchte ihm den Mangel des positiven Christenthums darin nachzuweisen. Er ließ mir durch Carl für meinen Brief danken und wünschte mündlich weiter mit mir darüber zu sprechen, sehr wohl wissend, daß ich seiner Dialektik nicht gewachsen bin."

Hier wurde die Briefschreiberin durch das Eintreffen folgenden Briefes (vom 16. Januar) unterbrochen:

„Meine liebe Mama!

Vergangenen Mittwoch habe ich an Bischof Reinkens die Mittheilung gemacht, daß ich beabsichtige, meine hiesige Stellung aufzugeben und ins Privatleben zurückzutreten. Ich will nun zunächst seine Antwort abwarten, ehe ich weitere Schritte thue. Von der Frage nach meiner äußeren Existenz mache ich meinen Rücktritt nicht abhängig. Da ich mit diesem wohl auch nicht allzulange warten werde, so habe ich zu überlegen, wo ich dann mein Haupt niederlegen werde." Er bittet nun um mancherlei Vorkehrungen zu seiner einstweiligen Aufnahme in Hohenfriedeberg und schließt: „Laß Dich nur durch diese Nachricht nicht in störende Aufregung bringen, Ueberstürzung ist in keiner Beziehung nothwendig . . . In diesen Tagen

werde ich wohl Rücksprache mit dem Oberpräsidenten wegen meiner Verhältnisse nehmen. Unter herzlichsten Grüßen Dein treuer Sohn Carl."

In welcher Stimmung nun die Mutter, da sie ihren Sohn „auf der richtigen Bahn der Nachfolge Christi" erblickte, mit Schreiben an ihre Tochter fortfuhr, indem sie den vorstehenden Brief beilegte, bedarf keiner Worte weiter zur Vergegenwärtigung. An ihren Sohn schüttete sie ihr volles Herz selbigen Tages in folgendem Briefe aus:

„Mein theurer Carl!

Wie unsere Gedanken sich begegnen und harmonisch zusammenklingen, darf ich Dir nicht erst sagen. Nun komme es, wie es wolle, ich bin ruhig und warte, was der HErr weiter mit Dir machen will, und wie Seine Wege mit uns allen sein werden. An dem Mittwoch, wo Du an B. Reinkens geschrieben, steht in den von Louise R. mir zugeschickten Losungen der Brüdergemeinde der Spruch Ps. 40, 6: ‚HErr, mein Gott, groß sind Deine Wunder und Deine Gedanken, die Du an uns beweisest, Dir ist nichts gleich; ich will sie verkündigen und davon sagen, wiewohl sie nicht zu zählen sind' — mit dem Liederverse: ‚Die Summe Deiner köstlichen Gedanken, voll Langmuth, voller Huld und ohne Wanken, beugt meine Seel in Staub und ist daneben mein Trost und Leben.' Und gestern, während Du schriebst, rief mir Gottes Wort durch treuen Mund zu: ‚Habe Ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen?' (Joh. 11, 40). Ich erkenne es deutlich, daß Du auf Gottes Wegen bist, und freue mich, daß Er Dich würdigt, Ihm that-

sächliche Opfer zu bringen. Will Er sie Dir irgendwie erleichtern, so wirst Du es aus Seiner Hand annehmen." Nach mütterlich verständiger Beantwortung seiner die Bereitung der Herberge für ihn betreffenden Anfragen, fährt sie fort: „Ich enthalte mich alles weiteren Schreibens, wiewohl das Herz überströmen will — aber wie ganz anders als vor Weihnachten! Ich bin sehr getrost und preise Gott. Ueber die Existenzfrage schließe ich noch die Augen; Gott aber wird die Seinigen nicht schließen, denn Er hat ein Aufsehen auf Seine Auserwählten und — ‚wisset ihr nicht, daß Gott Seine Heiligen wunderlich führt?' ... Es ist mir eine große Freude, daß ‚der uralte katholische Glaube' (eine vieles Treffliche bietende Schrift) bei Prof. W. so viel Anklang findet. Wie magst Du mit ihm Dich verständigt haben? Deine Aufgabe, durch Freunde und Feinde mitten hindurch den geraden Weg zu gehen, ist wichtig und köstlich. Denn da wird das Herz in der heiligen Einfalt geübt, die nichts anderes sucht als dem HErrn zu gefallen, Ihm zu leben und Ihm zu sterben. P. B. hat hier gestern inbrünstig für Dich mit mir gebetet, ohne daß ich eine besondere Unterredung über die Sache gesucht hatte, und gemeinsame spezielle Fürbitte in bestimmten Stunden vorgeschlagen — nicht etwa: Gott die Wege mit Dir vorschreibend, sondern überhaupt Dich Ihm nach innen und außen befehlend inmitten der Dich umringenden Gefahren. Nun können wir schon zu gemeinsamem Danken uns vereinigen. — Papa hat ja nun freilich für nichts anderes als für Deine völlige Rückkehr Verständniß; doch er setzt immer hinzu: ‚Er ist ja selbstständig und hat selbst sein Thun

zu verantworten.' Aber er wird deß auch immer mehr inne werden, daß Dein jetziger Entschluß ein beruhigender und heilbringender ist. An die schöne, liebe Curie würde ich mit einiger Wehmuth denken, wenn das möglich wäre. Doch nun genug! Sei innigst umarmt von Deiner Mutter."

Aber es war unserm Freunde nicht beschieden, dem apostolischen: „Alsobald fuhr ich zu", dessen Stachel er einmal zum Laufen aufs ungewisse mißempfunden hatte (S. 354), dießmal ohne Aufenthalt in gerader Richtung nachzuahmen. Wohl fing er gleich am folgenden Tage (10. Januar) so zu schreiben an:

„Meine liebe Mama!

Für zwei liebe Briefe herzlichen Dank! Die Angelegenheit sieht sehr ernst aus, möchte sie erst glücklich durchgekämpft sein! Natürlich erregt man wieder viel Schmerz; es soll aber sein — so bilde ich mir ein — und so will ich denn wieder wehe thun, wie sehr mir dieß auch widerstrebt. So muß man sich durchringen durch tausenderlei Schlingen und Schwierigkeiten, die das Leben bietet, und die namentlich dem Schwachen, selbst wenn er redliche Absichten hat, in den Weg gelegt sind. Und doch wird man hindurchgetragen und hindurchgestoßen, ohne daß eigentlich der Fuß an einen Stein gestoßen habe. Und so trägt Gott schon zweiundvierzig Jahre — und wie lange noch? und wie wird das Ende sein? O möchte es Lobgesang ohne Ende sein!*) Der Mensch weiß ja oft

*) An diesen Seufzer, der seiner Seele innerstes Begehren ausdrückt, werden seine letzten Tage den Leser erinnern.

nicht, ob er des Tadels oder des Lobes werth sei; darum kann er nur wünschen und bitten und hoffen. Aber freilich ist das Hoffen ein zuversichtliches, denn ich glaube, das gezahlte Pfandgeld mein eigen nennen zu dürfen" — —

Bis hieher hatte er geschrieben; aber noch ehe er den letzten Satz verdeutlichen konnte, erhielt er einen Brief, der ihn zuerst „consterniren" und dann nöthigen mußte, aufs nüchternste zu prüfen, was zu thun seine Pflicht vor Gott und Menschen wäre. Denn nicht nur redete hier die treueste persönliche Liebe ihm zu Herzen, sondern in der Wage verständiger Ueberlegung gewogen, konnten ihm auch die Gründe, welche gegen einen übereilten Bruch mit seiner bisherigen Geschichte ihm zu Gemüthe geführt wurden, nicht — mindestens nicht alle — als schlechthin untriftig erscheinen. Versetze sich der Leser beim Einblick in den hier auszugsweise mitzutheilenden Brief in v. R.'s Stelle:

„Ich begreife Deine Lage vollkommen, wenn ich auch der Meinung bin, daß du mit Männern wie Reinkens und Weber zusammen noch einige Zeit darin aushalten und abwarten könntest. . . Um der wenigen Guten willen bist Du zu den Altkatholiken übergegangen; ich denke, Du solltest Dich nicht zu schnell von ihnen trennen. Du könntest sonst in einiger Zeit diesen neuen Schritt ebenso bereuen, wie Du jetzt den früheren bereust. . . . Zaudere wenigstens dießmal, ehe Du einen so wichtigen Schritt thust, der über Dein weiteres Leben endgültig entscheiden würde. Frau . . . (eine edle Frau, auf deren Urtheil v. R. Werth zu legen Grund hatte) war ganz besonders erbaut über die tiefe Religiosität, die sie bei

Euch gefunden hätte, und welche größer wäre als vieles, was sie in ihrer eigenen Kirche sähe. Die Männer, die damals (nämlich bei der Homagial-Eidesleistung des altkatholischen Bischofs) vereinigt waren, sind ohne Zweifel eine würdige Gesellschaft, die es nicht verdient, daß Du Dich so schnell von ihr lossagst, nachdem Du eben noch bei diesem feierlichen Akte mit ihnen zusammengegangen bist. Wenn ich Dich bitte, von dieser Seite Deinen Schritt noch reiflich zu bedenken und auf Monate hinauszuschieben, so bitte ich Dich auch, Deine äußere Lage in Betracht zu ziehen, welcher Du doch auch etwas schuldig bist. . . . Als ich so weit geschrieben hatte, kam G. in mein Zimmer. Er war sichtlich bestürzt, als ich Deine Absicht ihm mittheilte; es wäre ihm unfaßlich, wie Du *das* thun könntest! Auch er glaubt, wie ich, daß Dein Entschluß nur durch eine augenblicklich verzweifelte Stimmung eingegeben sein könnte. Was Du über die Staatskatholiken schreibst, daß diese den Anschluß an Euch aufgegeben haben, war ihm vollkommen neu, und auch er vermuthet, daß die jetzigen herausfordernden Schritte der Ultramontanen eine weitere Sonderung nach sich ziehen werden. . . . Er war auch überrascht, daß Du Dich nun in einer Schaar von glaubenslosen Massen siehst, noch mehr aber, daß Du austreten willst, *weil* Du sie dafür hältst. Wohl nicht mit Unrecht sagt er, daß gerade, wenn Du das glaubst, er es für Deine Pflicht halten würde, auf Deinem Posten auszuharren, um die Leute an Dich zu ziehen und ihnen voranzuleuchten. Allein im Ganzen, meint er, könntest Du nicht aus völliger Sachkenntniß diesen Schluß gezogen haben;

denn wenn Du auch in Breslau manche trübe Erfahrung nach dieſer Richtung gemacht haben möchteſt, ſo wüßte er doch beſtimmt, daß in andern Gegenden, z. B. am Rhein*) eine große Zahl von wirklich treu religiöſen Männern unter den Altkatholiken wären. Er ſprach es nicht offen aus, ließ es aber hindurchleuchten, daß viele der Hochgeſtellteſten Dich für ſehr im Unrecht halten und Dir ihre Sympathieen entziehen würden, wenn Du jetzt die Sache, auf die man eine große Hoffnung baut, verlaſſen wollteſt, da es wie ein Egoismus erſcheinen würde, wenn Du aus Unzufriedenheit oder andern Motiven eine Partei verließeſt, der Du Dich eben erſt angeſchloſſen haſt, die auf Dich ganz beſonders baut, die bereits etwas für Dich gethan hat und gern weiteres für Dich thun wird, und der Du einen unendlichen Schaden zufügen würdeſt. Dieſen letzten Umſtand, die große Schädigung der Intereſſen Deiner beſten Geſinnungsfreunde, wie Weber, Reinkens, v. Schulte u. ſ. w., ſollteſt Du ganz beſonders in Betracht ziehen, und noch mehr die Schädigung, die Du der Sache ſelbſt anthuſt. Je mehr ich es mir überlege, deſto mehr ſehe ich ein, wie unheilvoll Dein Schritt ſein würde, wie demüthigend und auch unbefriedigend für Dich.... Daß Dein Biſchof zu ideale Zwecke verfolgt, giebt auch G. zu, und daß es an einem praktiſchen, feſten Manne fehlt, der mit ſtarker Hand die Bewegung zu leiten im Stande wäre. Man geht daher mit der Idee um,

*) E., wo H. (vergl. S. 387) damals altkatholiſcher Geiſtlicher war, vielleicht noch iſt, liegt am Rhein.

den Aufbau von unten anzufangen, durch Heranbildung von Gemeinden unter guter Leitung. Ich erzählte ihm von Deinen Erfolgen als Seelsorger; er wünscht, daß Du eine ähnliche Stellung wieder einnehmen möchtest, und glaubt, Du würdest sie ohne große Mühe bekommen. . . . Ich bitte Dich, zögere mit Deinem Schritte! Verlaß nicht eine Partei, der Du als Stütze dienst, die auf Dich ganz besonders rechnet, und der Du durch Fortsetzung Deiner Predigten zur Förderung gereichen kannst. Komm hieher, meine Wohnung ist groß genug und steht Dir offen. Oder geh schon jetzt nach Italien. . . . Bitte, antworte mir umgehend. Solltest Du es nicht thun, so mache ich vielleicht zwei Nachtfahrten, um einen Tag mit Dir zu sprechen."

„Wie schwer es sein wird gegen den Strom zu schwimmen," fährt er am 19. Januar im Schreiben an seine Mutter fort, „zeigt mir ein eben von F. erhaltener Brief, der mit einer Liebeswärme mich beschwört zu bleiben, daß ich ganz gerührt und consternirt bin. . . . Laß Dir aber noch nicht bange werden, liebe Mama, denn wenn sich die moralische Nothwendigkeit, noch zu bleiben, herausstellen sollte, und ich mich dann frage, warum Gott solches verlangen könne? — so weiß ich nur zu muthmaßen, es möge etwa in der Absicht geschehen, daß ich das, worin ich das rechte Fundament einer Reformbewegung erkenne und was meine Triebkraft ist, nun um so lauter und entschiedener zur Anerkennung zu bringen suchen soll, um dann — aufs neue vor die gegenwärtige Alternative mich gestellt zu finden. Die Versuchung, die Du Dir vielleicht vorstellen wirst: ‚Wenn du niederfällst und mich

anbeteſt, ſo will ich dir — dieß und jenes geben,‘ tritt mir noch nicht nahe; ich frage mich gegenwärtig vielmehr nur: Will Gott, daß ich die Wahrheit, die ich zu bekennen ſchuldig bin und die ich in der Stille zu bekennen hoffte, auf einer andern Stelle und öffentlich bekenne? Soll ich wirklich wie ein David gegen Goliath zu Felde ziehen? (ich kann es kaum anders nennen) — ſoll ich wie Johannes in der Wüſte predigen, gewärtig ein Opfer des Bekenntniſſes zu werden? Ich kann es mir freilich abſolut nicht möglich denken, da ich weiß, wie das Rohr ſchwankt, und wie das Licht nicht hell genug iſt, um auch nur ſich ſelber zu leuchten. Das ‚ich kann nicht‘ drückt mich immer nieder, und das ‚Gott will es‘ hebt mich immer wieder empor. Möchte das Reſultat kein anderes ſein, als was Gott will! Er wird Sich ja ſchließlich auch gegen den Aermſten und Schwächſten als Begnadiger erweiſen. Ich bin als der zunächſt Betheiligte ganz ruhig und glaube, vollſtändig objektiv zu der Sache zu ſtehen; darum darf ich hoffen, auch Du werdeſt die Ruhe zu wahren ſuchen bei dem, was Gott entſcheiden ſoll. Nach beiden Seiten hin ſind die Opfer nicht ganz gering, und das Bleiben würde jedenfalls das größere Opfer für mich ſein; ebenſo ſind Gefahren nach beiden Seiten hin vorhanden — Gehorſam dagegen wird nur auf einer Seite ſein, und da ‚Gehorſam Gott lieber iſt als Opfer,‘ ſo wünſche ich mir brennend Klarheit, um gehorſam ſein zu können. Dann will ich das Uebrige gern Gott überlaſſen und auf Ihn vertrauen; Er wird dann thun, was ich nicht kann.“

Die Antwort, welche v. R. vom Biſchofe Reinkens er-

hielt, bestätigte ihm natürlich nur, was er in dem ihn festhaltenden Briefe gelesen hatte. Die große seinem Oberen und Freunde verursachte Betrübniß — „der betrübendste Brief, welchen ich in diesem Jahre erhalten habe," fängt dessen Antwort an, „ist allerdings der Ihrige" — hat ihn wohl bewegt, ein hartes und auf nur oberflächlicher Bekanntschaft mit den betreffenden Personen beruhendes Urtheil, so wehe es ihm thun mußte, dennoch mit Lindigkeit hinzunehmen, wie es denn auch hier nicht wiederholt werden soll. „Sie können wohl denken," schreibt ihm sein Bischof sachlich, „daß die Gründe, welche Sie für Ihr Zurückweichen von dem Kampfplatze, auf den der HErr sie gerufen, auf welchem Sie so ruhmvoll und von Tausenden der besten Menschen gesegnet standen, anführen, auf mich nicht den geringsten Eindruck machen. . . . Ihre Muthlosigkeit, weil Sie nicht genug Erfolge äußerlich sehen, ist zwar psychologisch erklärbar, aber nicht in der Sache begründet. Sie haben selbst weit über die Breslauer Gemeinde hinaus Segen gestiftet. Wir haben überhaupt nur die Arbeit einzusetzen, für das Wachsthum und Gedeihen sorgt Gott. Jesus Christus, unser HErr und Meister, hat drei Jahre lang Worte des ewigen Lebens zum Volke geredet und sie bekräftigt mit Wundern und Verherrlichungen durch Seinen Vater, durch hochherrlichen Glanz aus der Höhe, und am Ende Seiner Laufbahn hatte Er ein vor den Augen der Menschen verschwindend kleines Häuflein um Sich gesammelt. Der Apostel Paulus predigte in Städten, die ihn steinigten, und vor dem Areopag — er gewann da ein Mitglied, aber die andern verspotteten ihn. Zudem ist

jetzt eine Zeit, wo jedes passive Verhalten eines Geistlichen, dem Gott die Gabe der Einsicht verliehen, eine positive Hülfe für das blinde Verderben ist, das der Vaticanismus anrichtet. Heute, wenn je, gilt das Wort: ‚Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündigte!‘ Auch beruhen Ihre Auffassungen auf den Erfahrungen in einer Provinz, und ich kann Ihnen sagen, daß der Credit unserer Sache, auch in protestantischen Kreisen, im Steigen ist. Die ‚Strenggläubigen‘ muß man genau betrachten, ehe man sie für die besten Christen hält. Ich meine vor allem, Sie sollten ruhig und fest im Domkapitel bleiben. Der Mangel an Ehrenhaftigkeit ist auf Seiten derer, welche im Besitze der Pfründen bleiben, obgleich sie durch den Vaticanismus eine ganz andere Corporation geworden sind, als die privilegirte war, und diejenigen, welche zu der alten staatlich-privilegirten Kirche wirklich noch gehören, soviel an ihnen ist, hinauswerfen. Es ist ja nicht das Eigenthum jener Herren, dessen Nutznießung Sie haben. Jene sind zu Unrecht im Besitze, nicht Sie. . . . . In dem entbrannten Kampfe streiten wir, bei der religiösen Läuterung der Kirche, auch für die Befestigung des auf sittlichen Grundlagen ruhenden Staates. Die Staatsregierung würde daher Ihr Niederlegen der Waffen, Ihr Fluchtergreifen aus der Schlacht gewiß sehr unangenehm empfinden. Ueberlegen Sie Sich die Sache noch einmal ernst und reiflich. Ich habe weder meinen hiesigen Freunden ein Wort von Ihrem Entschlusse gesagt, noch ein solches an die Breslauer geschrieben. Ich nehme Anstand, es zu thun.“

Hätte doch der Briefschreiber, der mit so strömender,

Hochachtung erzwingender Begeisterung für die Sache seiner Ueberzeugung einsteht, lesen können, wie nun die Mutter ihrem Sohne ihr gepreßtes Herz ausschüttete! „Ich bin mit Dir vereint im Läuterungsfeuer," schreibt sie eine Stunde nach Empfang seines inhaltschweren Briefes, „denn Deine Kämpfe sind auch die meinigen. Aber nicht ich habe Beschlüsse zu fassen, sondern nur Du, denn nicht ich habe Rechenschaft zu geben; darum wird Dich der HErr, dem Du dienst und lebst und stirbst, auch erleuchten, und sollte es durch Straucheln und Schwachheit gehen, so wird Er doch vor bewußter Sünde Dich bewahren und endlich alles zu Deinem Heil und Seiner Ehre gereichen lassen. Mir hat das Isaaksopfer, welches Du in dem ersten Schritte zur Niederlegung Deiner Stelle gebracht, zu Trost und Stärkung gedient, und ich bin der festen Zuversicht, daß keine Versuchung im Stande sein wird, Dir das Ziel zu verrücken. Insofern und in Bezug auf Deine Seele bin ich ruhig, aber doch durch die fast unvermeidlichen Gefahren und Klippen des vor Dir liegenden Weges ungemein bewegt. Doch ich will mich in Geduld fassen und der Wege des HErrn harren. Im Geiste gehe ich mit Dir, wo Du hingehst, denn ich weiß, Du thust es im Glauben. . . . Die Existenzfrage betreffend, erinnere ich Dich an Sailer, der Jahre lang unter Freunden umherwandern mußte, und seine Schriften mit ihrem unsterblichen Segen sind in Verbannung und Armuth entstanden." Nach diesem ersten Erguß ihrer bangenden, doch nicht verzagenden Liebe schrieb sie am Abend desselben Tages (20. Jan.) folgenden zweiten Brief:

„Mein theurer Carl!

Geh nur getroſt den Weg, der Dir nach Gottes Willen jetzt als der richtige erſcheint — ich meine, daß wenn Du glaubſt, noch bleiben zu müſſen, ich mit Dir den Wegen und Gedanken Gottes ſtille halten will. Er wird endlich doch durchs Dunkel zum Lichte führen, und wird auch mir Muth und Kraft geben, den Kampf bis zu Ende mit Dir durchzukämpfen. — Meine Enttäuſchung über den Altkatholicismus wird nur zu bald ihre Beſtätigung finden; Du weißt, daß ich zu dieſer Enttäuſchung nur und direkt durch die eigenen Schriften und Reden der Altkatholiken gelangt und zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß ihre Sache eben eine kirchenpolitiſche, nach der Heilswahrheit nicht zuerſt fragende iſt. Aber es mag ja richtig für Dich ſein, erſt vollere Klarheit hierüber zu gewinnen. . . . O ich möchte Dich ſo gern in meinem Herzen leſen laſſen! Wie ſollte ich nach einem Briefe, wie wieder Deinem heutigen, nicht über das Heil Deiner Seele getroſt und ruhig ſein? Der HErr, dem Sturm und Wellen gehorſam ſind, wird ſtillen helfen, was noch unruhig in mir iſt. Beruhige nur auch den guten F.! Er konnte die Sache nicht anders anſehen und hat in vielem Recht; aber im übernatürlichen Lichte zeigt ſich oft gerade das als maßgebend, was unter den am großartigſten erſcheinenden Anſchauungen der Menſchen verſchwindet. . . . Papa habe ich alles mitgetheilt und vorgeleſen. Das ſcheint ſehr beruhigend auf ihn zu wirken. Er iſt der Meinung, daß Du Dich nach und nach vom Altkatholicismus losmachen und dann etwa zu Michaelis Deine Wohnung verlaſſen müſſeſt, aber nichts über-

eilen und überstürzen. — Nun geliebter Carl, Du hast aber auch mich in meiner Meinung verstanden, daß für die Wahrheit und gegen den Irrthum mit der That zu zeugen, wo beides klar erkannt ist, niemals inopportun sein kann, im Aufschub aber oft Gefahr ist. Sei innig umarmt von

Deiner Mutter."

„Du hast Dich also in das Unvermeidliche gefügt," lautet die Antwort des Sohnes auf den mütterlichen Brief, „und willst Dich nicht weigern die Nothwendigkeit meines Ausharrens zu erkennen. Die Existenzfrage hätte mich nicht tingirt, wohl aber sehe ich ein, daß ich folgerichtiger Weise die Lösung der Bekenntniß- und der Reformfrage abwarten muß, die beide mit dem Protest gegen die Unfehlbarkeit keineswegs gelöst sind. Lassen sich dabei — ohne Verletzung höherer Pflichten — auch die Rücksichten gegen Staat und Freunde nehmen, so ist solches ja freilich auch Pflicht. Letztere würden aufhören, sobald ein Unrecht von mir verlangt würde. Wenn das Binden des eigenen Willens von Gott kommt, so muß ich es ja gern geschehen lassen, und habe ich Ihn und Sein heiliges Evangelium, so habe ich ja auch unter erschwerenden Umständen das, was ich brauche: Reichthum für die Seele, Waffen zum Kampfe und auch noch den Samen, um davon auszustreuen, wo ich zum Ausstreuen berufen werde. Wie verschieden sind doch die Aufgaben, die Gott Seinen Kindern stellt! Die meinige scheint mir in vieler Beziehung eine andere zu sein, als ich gedacht hätte. Nun, Gottes Wille soll mir lieb sein; hat Er im Augenblick die Situation geklärt, so wird Er's ja auch weiterhin thun. — Was F. mir als

‚Reue‘ auslegt, hat bei mir noch eine andere Auffassung“ — wir verstehen: seine altkatholische Episode faßte er als richtiges, von Gott geordnetes Stadium seines Weges auf. „Meinem Kopfe ist zum Aufhören mit Schreiben zu Muthe. So schließe ich denn, Euch und mich dem HErrn befehlend und das Beste hoffend. In herzlichster Liebe

Dein treuer Sohn Carl.“

Eine merkwürdige Fügung war es, daß ein Brief von v. R.'s Bruder Eugen um mehrere Tage verspätet ankam: dieser bot ihm mit freudigstem Entgegenkommen sein Haus zur Wohnung an, wenn er seinen Vorsatz ausführen und in die Malerschule Lessing's in Carlsruhe eintreten wollte. „Wer weiß, was geschehen wäre,“ schreibt die Mutter an ihre Tochter Mathilde, „wäre dieser Brief früher als der von F. angekommen!“

Die den wehen Kopf ihres lieben Carl betreffende Aeußerung im obigen Briefe rief die zärtliche Mutter auf zwei Tage zu ihm nach Breslau. Hier hatte sie nicht nur die entlastende Freude, ihn weit munterer, als sie gefürchtet, zu finden, sondern durfte auch im Kreise nächstverbundener Freunde Trost und Stärkung empfangen. „Viele,“ schreibt sie darüber, „die vorhin mit mehr oder weniger Bedenken oder auch mit bestimmter Mißbilligung Carl in seiner Stellung bleiben sahen, sind nun, da sie über seine Gesinnung in dieser Hinsicht Klarheit gewonnen haben, beruhigt und rathen zum Ausharren.“

So war wieder ein 31. Januar — v. R.'s Geburtstag — herbeigekommen. Der Mutter Geburtstagsbrief hat zur

Ueberſchrift den Spruch: „Das Warten des Gerechten wird Freude ſein“ (Spr. 10, 28). „Als ich heute vor einem Jahre an Dich ſchrieb, ſchien mir Dein Schifflein ſo ruhig auf glattem Meeresſpiegel hinzuſchwimmen, daß ich harmlos in die Zukunft blickte und mein Brief wohl ein ziemlich farbloſes Gepräge hatte. Doch hatteſt Du ein Wort aufgefaßt als für Dich geeigneten Wunſch — was es war, erinnere ich mich nicht (vergl. S. 241) — indem Dir bereits der erſte Blick in den bevorſtehenden Kampf eröffnet worden war. Wenn ich nun heute zurückſehe auf das ſturmbewegte Jahr und Deinen äußeren und inneren Stand mit dem damaligen vergleiche, ſo ſehe ich Dich freilich immer noch auf bewegten Meereswellen, und der HErr hat auf den Ruf, der ſo manchesmal aus dem geängſteten Herzen erpreßt wurde: ‚HErr, hilf uns, wir verderben!‘ nicht plötzlich Stille geboten; aber Er iſt bei Dir im Fahrzeug. Mag es darum auch von außen noch brauſen und gähren, ſo iſt doch der Glaube an den einigen allmächtigen Helfer, der dem Wind und Meer gebieten kann, nicht erſchüttert, ſondern geſtärkt worden, und die Waffen des geiſtlichen Kampfes ſind nicht ſtumpf geworden, ſondern geſtählt in der rechten Rüſtkammer des Wortes Gottes und der inneren Glaubenserfahrung. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich vorausſetze, daß Du mit anbetendem Danke auf die Kämpfe des vergangenen Jahres zurückblicken wirſt, um des Gewinnes willen, den ſie für das geiſtliche Leben eingetragen haben, ſo daß Du Dir den Troſt wirſt aneignen können: ‚Weil du Gott lieb wareſt, mußte es ſo ſein; ohne Anfechtung mußteſt du nicht bleiben, auf daß

du bewährt würdest' (Tob. 12, 13). Und wenn ich — trotz aller scheinbaren Glorie der Römischen Kirche in ihren sogenannten Verfolgungen — jetzt z. B. die schauerliche Abbildung des ‚unfehlbaren Papstes' im Vatican mir ansehe, oder eine andere in der Zusammenstellung der beiden Akte; wie Jesus den Jüngern die Füße wäscht, und wie der Papst in seinem Gepränge sich den Pantoffel küssen läßt — dann muß ich immer wieder des Wortes gedenken: ‚Ich bin bei ihm in der Noth, Ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen — und will ihm zeigen Mein Heil' (Ps. 91, 15. 16). Ein Theil dieses Wortes ist bereits in Erfüllung gegangen, und da der HErr niemals auf halbem Wege stehen bleibt, sondern alles ganz thut, so wird Er Seine Heils- und Friedensgedanken an Deinem ihnen offen stehenden Herzen auch sicherlich zu Seiner Ehre vollenden. Du hast mich einstmals mit so lieblichen ‚Geburtstagsgrüßen' in Abschriften einiger köstlichen Verse und Lieder hocherfreut, und weil Du mir ein anderes Geschenk nicht gestattest, so wollte ich gern in ähnlicher Weise Dir meine Wünsche und segnenden Gedanken ausdrücken, habe auch mancherlei Sprüche und Liederverse zusammengestellt — aber dann hatte ich allerlei Bedenken: ich wüßte nicht recht, in welcher Stimmung Du wärest, ob in getroster oder verzagter — die Herzenszustände sind ja so wechselnder Art — und dazu war mir auch bei der Fülle des Schatzes, woraus ich zu schöpfen hatte, alles zu aphoristisch und zu wenig. Kurzum, ich ließ es liegen und bitte Dich, statt dessen mein seit sechsunddreißig Jahren gebrauchtes Schatzkästlein von Bogatzki anzunehmen

— vielfach verunſtaltet, mit vielen in den verſchiedenen Lagen meines Lebens markirten Stellen, aber was die Hauptſache: viel chriſtliche Weisheit enthaltend, die oftmals meiner Seele zu Licht und Troſt gereicht hat.“ Die Entbehrung des Angeſichts der theuern Mutter an ſeinem Geburtstage wurde dem geſegneten Sohne durch dieſen Brief verſüßt, den er ſelbſt mit einem beſonderen Zeichen verſehen hat. Wie er ſeit lange an jedem wiederkehrenden 31. Januar gewöhnt war, ſo ſchrieb er auch dießmal an dieſem Tage, was er am liebſten ſchrieb:

„Meine liebe Mama!

Ja freilich! ‚weil du Gott lieb wareſt, mußte es ſo ſein . . .‘ Das iſt mir kein leeres Wort, ſondern volle Ueberzeugung; darum kann ich auch nur danken und vertrauen und ‚ſtille ſein zum HErrn‘, denn Seine Gedanken und Abſichten bleiben, was ſie immer geweſen ſind. Die Wege zu ihrer Erreichung ſind dunkel und wunderbar, über den Wegen aber iſt es hell, und da wir nicht von unten, ſondern von oben her ſind, ſo will ich weiter aufwärts ſchauen, und Gott wird mich bewahren, daß ich nicht in die Irre gerathe. Nachdem Du Deine irdiſchen Schätze weggegeben haſt, giebſt Du nun auch die Dir werthvolleren Schätze weg und ſchenkſt mir Dein ‚Schatzkäſtlein‘, das Dir ſo lieb iſt und ſo oft zum Segen war. Es muß mir eigentlich leid thun, daß Du auch deſſen Dich beraubſt, um mir nun den Segen zuzuwenden, den Du ſelbſt darin gefunden haſt. Möchte ich es nur ebenſo ſchätzen und gleichgroßen Gewinn daraus ziehen, dann würdeſt Du ja freilich mit dadurch geſegnet, und Dir würde es nicht leid

ſein, Dich von dem lieben Buche getrennt zu haben. Laß Dir alſo zunächſt nur aufs wärmſte dafür gedankt ſein.“ Seinen Dank für einen Geburtstagskuchen und andere kleine Geſchenke — beſonders „des lieben Papa's Hühnchen“ — begleitet er mit den Worten: „Es kommt ja alles von dem heimathlichen Heerde und von dem elterlichen Herzen, dem der 42jährige Sohn in dem vergangenen Jahre gar viel zu ſchaffen gemacht hat. Allerdings war es nicht nur ein wichtiges, ſondern das ernſteſte Jahr meines Lebens, das mir manche Träume zerſtört, aber auch manche Wahrheiten klargelegt hat und darum nicht ſegenslos, ſondern ſegensreich geweſen iſt. Das Feuer brennt, aber es läutert auch, das habe ich wohl erfahren. Möchte es weiter läutern und das Geläuterte bewahrt bleiben und nicht aufs neue verdorben werden!“ Von ſeiner am vorigen Sonntage gehaltenen Predigt konnte er ſeiner Mutter etwas Tröſtliches ſagen: er hätte dießmal ſelbſt verſpürt, daß ſich der Heilige Geiſt ſeiner Stimme bedient hätte, darum wäre es auch manch einem Zuhörer zu Herzen gegangen. „Aber wie ſelten iſt man dem Einfluſſe des Heiligen Geiſtes ſo völlig zugänglich, wie man ſein ſollte! Daher unſere zahlloſen dürftigen Predigten und ihre ſo höchſt geringe Wirkung auf die Hörer. Und wo das Predigtwort auch einmal eindringt, wie vieler Tropfen bedarf es, um auch nur einen Stein zu höhlen! Mein Trieb zum Predigen iſt durch die mannigfach gefundene Anerkennung nicht größer geworden, denn ich fühle recht gut, daß die gewinnende und wirkende Kraft über mich kam und nicht aus mir ſelbſt; darum konnte ich auch alles Lob immer ſchnell

wieder abſtreifen, um auf der Stufe zu bleiben, wohin ich gehöre. Das iſt auch eine Gnade; ſonſt würde man bald Mittel gebrauchen, durch die das Reich Gottes in den Seelen wohl zerſtört, aber nicht gebaut wird.“ Zuletzt giebt er eine Beſchreibung ſeines Geburtstagstiſches, welchen z. B. die Roſtocker Geſchwiſter mit einer Photographie des ſinkenden Petrus bedacht hatten. „Nun habe ich aber ſechsundzwanzig Briefe zu beantworten und eile zum Schluß. In herzlicher Liebe gedenkt Euer Dein treuer Sohn Carl.“

Unter den ſechsundzwanzig zu ſchreibenden Antwortbriefen war einer an ſeine Schweſter Mathilde, zu welcher er (am 3. Febr.) folgendermaßen ſich ausſpricht: „Gott wolle Deine und Bernhard's treuen Wünſche erfüllen und mich ſtark machen im Glauben. Mit meinen ſämmtlichen inneren Kräften iſt es durch eine lange Reihe von Jahren hin wie ein ſtetes Wogen geweſen, das mit zeitweiſem Schlafe gewechſelt hat. Bald ließ ſich's an, als wäre man ſtark, bald war man ſchwach; bald groß, bald klein; bald oben, bald unten; und ſo habt Ihr in der That recht gethan, durch das Bild des ſinkenden Petrus und des rettenden HErrn mich an das zu erinnern, was vor allem noth thut, und mir vor Augen zu ſtellen, an wen man ſich zu halten habe und in wem allein alles Vermögen zu finden iſt. Kam ich im Glauben dem HErrn entgegen, ſo half Er mir über manche Wogen in unerwarteter und unverdienteſter Weiſe hinwegwandeln; wandte ich aber meine Augen abwärts, ſo ließ auch mich der HErr ſinken und bis an die Grenze des Verſinkens in die eigene Schwachheit kommen, ſo daß ich jetzt wohl klug ſein ſollte, wenn nur nicht

leider das Fleiſch ſich täglich ſchwächer zeigte als die Willigkeit des Geiſtes. In dem letzten Jahre gingen die Wogen gewaltig hoch; Ihr alle waret ja theilweiſe deß Zeugen. Und doch mußte es ſo kommen, um den HErrn deſto mehr aus Erfahrung preiſen zu können. Noch immer iſt der Horizont ſchwarz verhüllt, und es droht wohl noch manches Unwetter. Da will ich nicht ſagen, daß ich nun um ſo ſicherer wandeln werde, denn ich bin ja kaum ein anderer als ich geweſen bin, meine Schwachheit hat ſich nicht geändert; wohl aber ſollte die Erfahrung mich um ſo feſter an den HErrn geknüpft haben, der dem Meeresſturme gebietet und allezeit in allem Sieger bleibt."

Mich ſelbſt erfreute er mit einer lieben Erwiederung einiger Begleitzeilen zu meiner ihm zum Geſchenk gemachten Auslegung des Römerbriefes. „Möge ſich Ihre Abſicht erreicht finden, mir Inhalt und Verſtändniß des Römerbriefes recht nahe zu bringen. Ich weiß recht gut, wie dieſer Brief die gebräuchlichen römiſchen Glaubenstheorieen in den Schatten ſtellt, indem er dem Glauben einen weit intenſiveren Werth beimißt, als dieß dort meiſt zu geſchehen pflegt, daher ich auch das von Ihnen angeführte Wort Luther's verſtehen kann: ‚Durch Gottes Gnade bin ich erleuchtet worden, daß ich aus dem Römerbriefe die Gerechtigkeit des Glaubens, welche uns zu Chriſten macht, und die Kennzeichen des Chriſtenthums, und was daſſelbe ziert, gelernt habe.' Demgemäß hoffe auch ich den abſoluten Glaubensgrund als die vom Worte Gottes bezeugte Heilsbedingung unerſchütterlich feſtzuhalten und wünſche nur, daß dieſer Grund ſich auch bei

mir zu einem für dieſſeits und jenſeits fruchtbaren Boden geſtalte. Je tiefer und feſter ich mich in den apoſtoliſchen Sinn hineinlebe und je entſchiedener ich mich durch dieſen zum Handeln drängen laſſe, um ſo mehr werde ich mich freuen."

Unter v. R.'s nachgelaſſenen Papieren befindet ſich das von ſeiner Hand geſchriebene Concept eines Entwurfs zu einer Anſprache ſeitens der altkatholiſchen Geiſtlichen in Deutſchland „an ihre katholiſchen Mitprieſter und Mitbrüder". Ob dieſe Anſprache vielleicht bei der Bonner altkatholiſchen Synode (im Mai 1874), welcher er beiwohnte, beantragt, oder ſchon früher anderweit veröffentlicht werden ſollte, iſt uns nicht bekannt geworden. Dagegen läßt ſich mit leidiger Sicherheit annehmen, daß die Anſprache ſo, wie ſie in v. R.'s Concept lautet, nicht die Geltung eines gemeinſchaftlichen altkatholiſchen Zeugniſſes erlangt hat. Jedenfalls verlohnt es ſich, folgende Stelle daraus hier anzuführen:

„Wir bekennen uns alſo freudigen Herzens zu der geſammten katholiſchen Glaubenslehre, ſo weit wir dieſelbe in Uebereinſtimmung bringen können mit dem Evangelium Jeſu Chriſti, zum Glauben an welches Er uns verpflichtet hat, und in welchem wir die Gotteskraft erkennen, ſelig zu machen alle, die daran glauben. Darum ſind wir auch entſchloſſen, für dieſen Glauben und dieſes Evangelium, für dieſes Reich Gottes, welches auf Erden in Seiner Kirche ſichtbar iſt, mit Wort und That einzutreten und daſſelbe zu bekennen. Dabei ſtellen wir nicht in Abrede, daß die Kirche im Laufe der Jahrhunderte eine innere und äußere geſchichtliche Entwicklung ge-

habt hat, deren volle Berechtigung wir vielmehr anerkennen, weil sie dazu dienen soll, das Reich Gottes und dessen beseligende Wahrheit in um so heller leuchtendes Licht zu stellen. Doch erscheint uns in dieser Beziehung Vorsicht in Betreff des Zukünftigen und Prüfung in Betreff des Vergangenen nothwendig, insofern hier Faktoren sich geltend machen mögen, unter denen der reine Glanz des Heiligthums Gottes leiden *kann* und nach unserer Ueberzeugung auch bereits gelitten *hat*. Wir betrachten es daher als die unerläßliche Aufgabe der Kirche, sich einem *Reinigungsproceſſe* nicht zu entziehen, vielmehr demüthig ihre Schuld zu bekennen und muthig Hand an das Werk zu legen, um wieder abzuthun, was *nicht* Gottes ist, und wieder *ganz* anzunehmen und zu geben, *was* Gottes ist."

Hieraus versteht sich denn deutlich genug, was v. R. im Sinne hatte, wenn er schrieb: Gottes Absicht mit ihm möchte sein, daß er das, worin er das rechte Fundament einer Reformbewegung erkännte und was seine Triebkraft wäre, nun um so lauter und entschiedener zur Anerkennung zu bringen suchen sollte (S. 397). Hätte dieß ihm gelingen können, ohne lutherisch zu werden, so würde er ohne Zweifel altkatholisch geblieben sein.

Eine Woche nach seinem Geburtstage kam der Geburtstag seines Vaters. Wie diesen Tag mitzufeiern und was für einen andern Tag im Elternhause mitzuerleben ihm beschieden war, das hat die Hand seiner Mutter in folgenden Zeilen niedergeschrieben.

* * *

Acht Tage nach dem 7ten Februar, dem Geburtstage seines Vaters, erwartete Carl ein nothwendiges Geschäft in Hohenfriedeberg. Theils deßhalb — denn zweimaliges Reisen so bald nacheinander hatte seine Schwierigkeiten — theils aber auch, weil es ihm ja fraglich sein mußte, ob seine Gegenwart den Geburtstag des Vaters nicht eher trüben als erheitern würde, gedachte er nicht persönlich an der Feier desselben theil zu nehmen. Allein sein Vater schien betrübt, als er davon hörte, und sagte mir eines Morgens: „Aber Agnes — die bei ihrem Bruder in Breslau war — kann doch kommen?“ Diesen deutlichen, mir so tröstlichen Wink theilte ich Carl sogleich mit und stellte ihm vor, wie leicht dieß der letzte Geburtstag seines Vaters sein könnte, dessen Kräfte den Winter über sichtlich abgenommen hatten, und welche Vorwürfe wir uns machen würden, wenn keiner seiner Söhne zugegen gewesen wäre. Demzufolge traf Carl mit Agnes (deren Geburtstag am 9ten bevorstand) am 6ten Mittags in Hohenfriedeberg ein und sein Vater freute sich dessen. „Wie war Papa in den letzten Tagen noch so heiter und wandelte im stillen Frieden Gottes!“ schrieb Carl ein Jahr hernach an mich in dankbarster Rückerinnerung.

Den Geburtstagsmorgen begannen wir in vergnügter Gemeinschaft; aber es war dem Hausvater sehr schwer, daß gerade an diesem Tage der Pfarrer ohne erheblichen Grund die Frühmesse aussetzte, welche er nur höchst selten zu versäumen pflegte. Schon seit einiger Zeit hatte er sich mit Sterbegedanken beschäftigt, und seine verlängerte Privatandacht, so wie die ernste Stimmung, die auch unter erheiterndem

Besuch den Tag über ihn nicht verließ, deutete darauf hin, daß er der Zukunft mit Bangigkeit und mit Herzensbereitung entgegenginge. Abends las ihm Carl aus geographischen Blättern seines Bruders vor und spielte Schach mit ihm. Der darauf folgende Sonntag-Morgen brachte noch nachträglich ihm besonders lieb- und werthvolle Andenken von seinen Rostocker Kindern. Er besuchte dann trotz Schnee und Glätte die Kirche, von wo er sichtlich ermuntert und gestärkt zurückkehrte, um dann wie gewöhnlich zur Besorgung seiner Pfleglinge in das Glashaus zu gehen. Unterdessen meldeten sich Krampfkranke an, wie solche ihn öfters aufsuchten und seine Hülfe begehrten. Vielleicht um sie nicht zu lange warten zu lassen, mochte er seine Schritte etwas beschleunigt haben. Ich war im geschlossenen Vorzimmer beschäftigt, und Carl befand sich im anstoßenden Wohnzimmer. Da hörte ich einen schweren, schlotternden Schritt die Treppe herauf auf die Glasthür zu kommen. Ich rief nach Carl, indem ich gewahrte, daß es sein Vater war, der dann in unsern Armen bald zusammenbrach und nur mit Mühe auf den Lehnstuhl gebracht werden konnte. Die Augen fest geschlossen, eine Beule an der Schläfe und eine Wunde an der linken Hand, die ganze linke Seite vollständig gelähmt, antwortete er auf unsere angstvolle Frage, ob er gefallen sei, nur schwer verständlich, den Schmerz im Kopf und in den Augenhöhlen andeutend. Carl stand bei ihm an der rechten Seite, unterstützte seinen Kopf und hielt seine rechte Hand. Da zog der Kranke sie aus der seinigen, streichelte ihm diese hastig und suchte liebkosend sein Angesicht. Hatte ich auch das Gefühl, daß er

vielleicht nicht recht erkannte, wer ihn unterstützte, und daß dieses bewußt scheinende Abschiednehmen mir gelten mochte, daher ich mich noch an Carls Stelle zu drängen suchte und das Gleiche erfuhr, so war es mir doch unendlich rührend und wohlthuend, daß gerade dieser Sohn seine letzten Liebkosungen empfangen durfte.*)

Er wurde nun von Carl und dem Orts-Chirurgus zu Bett gebracht, wo er zwar noch einige Lebenszeichen gab, aber bald darauf in Agonie verfiel, aus welcher der herbeigeholte Arzt trotz aller angewandten Mittel ihn nicht mehr zu erwecken vermochte. Tief schmerzlich war es — nicht für ihn, denn er empfand nichts mehr, aber für uns, daß nicht sein Sohn, der excommunicirte Priester, sondern der ihm widerliche Ortspfarrer ihm die letzte Oelung und General-Absolution ertheilen mußte. Darnach aber betete Carl vor, und wir alle mit ihm, theils aus dem schönen Cöthener Gebetbuch, theils in der allerangemessensten, dringendsten Fürbitte aus dem Herzen. Unter solchem abwechselnden Beistand für Leib und Seele, inwieweit es unserer Ohnmacht möglich war, entschlief der theure Kranke nach acht Stunden, besinnungslos, aber ohne schweren Kampf. Wir aber mußten auch im tiefsten Schmerz die Gnadenführung Gottes preisen, wonach es Carl gestattet war, den sterbenden Vater zuerst in seine Arme zu fassen und ihm im letzten Stündlein beizustehen. Er fand hernach im Garten, an einer glatten, der einzigen noch nicht

*) „Sie gleichen dem Segen," schreibt die Mutter einmal, „welchen Jakob empfangen hat."

vom Eise befreiten Stelle, des Vaters Cigarrenspitze und eine Blutspur, woraus wir ersahen, daß der Verstorbene ausgeglitten und hingefallen war, aber obgleich vor- oder nachher vom Schlage getroffen, noch die letzten Kräfte angestrengt haben mochte, um die Gartentreppe hinunter und die Haustreppe hinauf zu kommen. Es war ein „schneller," aber kein „böser" Tod gewesen, und uns tröstete die Hoffnung, daß er im Frieden ruhte in seinem HErrn, an den er geglaubt und den er bekannt hatte. Wie viel Kummer und Schmerz über die weiteren Führungen seines geliebten Sohnes wurde durch diesen Heimgang ihm erspart! Und auch dieser wurde durch den schmerzlichen Verlust des allertiefsten Wehes enthoben, den theuern Vater fortdauernd kränken zu müssen, so daß er zwar verwaist und betrübt, aber doch auch unter weniger schwerem Druck im weiteren Kampfe ausharren konnte.

* * *

Da von nun an auf längere Zeit hin v. R. zur Stütze und zum Troste seiner in den betrübten Wittwenstand versetzten Mutter so häufig und so lange als möglich in Hohenfriedeberg weilte, so fließt die Correspondenz-Quelle nur spärlich, welcher dieses Lebensbild die sprechendsten Züge verdankt. Nur eine kleine Nachlese bleibt uns übrig.

An seinen — aus den heißesten Tagen der Conflictszeit her dem Leser bekannten — ältesten katholischen Freund schreibt der um seinen Vater von Herzen trauernde Sohn am 15. März: „Für die mir und den Meinigen bezeugte Theilnahme bei dem Verluste, den wir erfahren mußten, sage ich Ihnen herzlichen Dank. Sie wissen, wie lieb wir unsern

guten Vater hatten, und daß uns darum die in dem Familienkreise entstandene Lücke recht schwer sein muß, werden Sie mit Recht voraussetzen. Ich kann es Gott nicht genug danken, daß Er mich bei dem Tode meines seligen Vaters hat zugegen sein lassen, daß ich ihm noch die letzten kleinen Liebesdienste habe erweisen dürfen, und daß jede Art von Spannung zwischen uns ausgeglichen war, so daß ich noch in besonderer Weise die letzten Liebkosungen des Sterbenden dahinnehmen durfte, ja daß ich dieselben als den väterlichen Segen ansehen darf, den ich mir erhalten will, und der auf mir, so hoffe ich, auch beruhen bleiben wird, denn der Eltern Segen hat so köstliche Verheißung. Wie schmerzlich meinem Vater der kirchliche Riß zwischen uns sein mußte — unter dem ich kaum weniger zu leiden hatte — so wußte er doch auch eine selbstlose Ueberzeugungstreue, nach der ich wenigstens aus ganzer Seele strebe, zu schätzen, und dieß hat ihn denn auch zu der Versöhnung geführt, die ihm Gott um so mehr vergelten wolle, je schwerer sie ihm bei seinem hingebenden kirchlichen Sinne mag geworden sein. Diese Erfahrung war für ihn bitter und war das letzte Glied in der Kette von Enttäuschungen, die Gott ihn durchmachen ließ, um ihn ganz von der Welt abzulösen und ihn für das Himmelreich reifen zu lassen. Ich hoffe, er ist im vollsten Frieden hinübergegangen in die Ewigkeit; sein ganzes Verhalten gab davon in den letzten beiden Tägen unsers Zusammenseins ein so wohlthuendes Zeugniß. Allerdings muß der Schlag, der sein Ende herbeiführte, mit dem dadurch verursachten Falle erschütternd und schrecklich für ihn gewesen sein, doch mit dem

im Laufe einer Stunde ſich verlierenden Bewußtſein haben ſich wohl auch die Schmerzen verloren. Sehr ſchwer iſt meiner Mutter die erlittene Trennung, nachdem ſie durch 46 Jahre Freude und Leid mit dem Heimgegangenen getheilt hat; doch iſt ſie gefaßt und ruhig. Der Gedanke an den Entſchlafenen entſchwindet ihr keine Stunde aus dem Sinne, und hat ſie lange Zeit gar nicht ſchlafen können; jetzt fängt ſie an ſich zu erholen. Den größeſten Theil der Zeit ſeit Papa's Todestage habe ich bei ihr in Hohenfriedeberg zubringen können und werde auch bald wieder für einige Zeit dahin zurückkehren, da ich mich hier (in Breslau) ſo ziemlich übrig weiß und meine kirchliche Thätigkeit auf ein Minimum reducire.

Letzteres hängt damit zuſammen, daß mein Vertrauen zur altkatholiſchen Bewegung noch immer auf ſchwächſten Füßen ſteht, und ich noch immer auf den Beweis dafür warte, ob die Sache aus Gott ſei oder nicht. Daß ich mit der Maſſe liberaliſtiſcher Elemente, die das Gros der Bewegung bilden, nicht ſympathiſire, werden Sie mir gern glauben; allein da es ſich nicht um die Perſonen, ſondern um die Sache handelt, ſo wird dieſe erſt noch zu weiterer Entwicklung fortſchreiten und ſich klarer geſtalten müſſen, ehe man zur Sicherheit im Urtheil darüber gelangen kann. Ihrerſeits haben Sie Sich allerdings ein Urtheil bereits gebildet und der ganzen Bewegung einen ſchnellen Untergang prognoſticirt (vergl. S. 265). Fällt dieſe Sache aber auch in Trümmern, worüber ich nicht einen Augenblick mit Gott rechten werde, wenn es Ihm ſo gefällig iſt, ſo ſind damit

die Mißstände in der katholischen Kirche für mich noch nicht gehoben. Gott wird dann weitere Opfer von mir verlangen, und ich hoffe, ich werde nicht anstehen, sie Ihm zu bringen. Dann, wie jetzt, bleibt für mich als oberster Grundsatz bestehen das Wort des Heilands: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum erkennen.“ Dieß — mit dem hierin beschlossenen Schatze der heilsamen Lehre — bleibt mir das Centrum des Evangeliums,*) welches mich die Entbehrungen wird tragen lassen, die mir Rom aufgelegt hat, und es ist mir außer Zweifel, was dann vor Gott mehr Geltung finden wird: die vernichtende Excommunication Roms, die ich nicht anerkennen kann, oder dieses Evangelium, an welchem ich trotz derselben mit Leib und Seele festzuhalten hoffe, und mittelst dessen ich trotz des Ausschlusses aus der mir lieb gewesenen Gemeinschaft auf das Himmelreich nicht Verzicht leisten zu müssen mich getröste.

Halten Sie mir meine Deductionen freundlichst zugute; sie fließen mir manchmal zu schnell aus der Feder. Daß Sie noch immer mild über mich urtheilen, wolle Ihnen Gott vergelten; ich schließe dieß daraus, daß Sie ja — wie mir das sonst von allen Seiten widerfährt — die Gemeinschaft nicht ganz abgebrochen und Ihre Theilnahme mir ausgesprochen haben, wofür ich noch einmal von Herzen danke.“

*) Kaum hat es wohl jemals zwei Christenmenschen verschiedneren Charakters gegeben, als v. R. und Ludwig Harms, die doch beide in diesem Worte Christi den Heilsmittelpunkt gefunden zu haben bekennen.

Sehr schwer mußte es ihm bei seiner auch in diesem Briefe wieder ausgesprochenen Herzensstellung zur Sache des Altkatholicismus werden, derselben noch weiter als Prediger und Seelsorger zu dienen. Aber nachdem er einmal zum Bleiben und Abwarten sich entschlossen hatte, hielt er es nun auch für seine Pflicht, zu thun, was er thun konnte, um Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen. In Breslau hatte er für den Handel mit dem Evangelium geringe Aussicht auf reellen Gewinn. Aber nicht vergeblich wollte er zur Arbeit — ohne Erfolgsucht — sich ermahnt haben lassen. Hielten diejenigen, auf deren Rath er zu hören hatte (Bischof und Synodal-Repräsentanz), sein Verbleiben in der staatlich geschützten Domherrn-Stellung noch für sachlich geboten, so wünschte er doch dringend, anstatt vor neugierigem „Publikum" Reden zu halten, die mancherlei bald verrauschten Beifall, aber wenig bleibende Frucht wirkten, heilsbedürftigen Seelen den HErrn Jesum Christum zu predigen. Nun, vielleicht ließen sich an andern Orten in seiner heimathlichen Provinz häufiger als in Breslau solche Anhänger der „kirchlichen Bewegung" antreffen, welche auf dem altkatholischen Wege ernsthaft ihrer Seelen Seligkeit suchten und sich von der vaticanischen Verwechslung des Papstes mit Christo deßhalb abwandten, weil ihnen der rechte Christus unentbehrlich war. Wenigstens achtete es v. R. des Versuchs für werth. Durch ein Schreiben des Bischofs Reinkens vom 10. März wurde er daher zur Vornahme geistlicher Functionen in der Provinz Schlesien „überall da, wo es gewünscht würde," autorisirt. Zunächst reiste er auf an ihn ergehende Bitten zu einzelnen

Familien, wie zu sich bildenden altkatholischen „Vereinen“, und seine Stimme — als „eines Predigers in der Wüste“, wie er selbst sich nannte — hat er wirklich nicht geschont. Später erst ging er auf längere Zeit zur Aushülfe in der Seelsorge nach Oberschlesien.

„Kein Kreuz und Trübsal ist so tief, mein Heiland thut darein ein'n Griff; Er führt mich aus durch starke Hand, wer mich will halten, wird zuschand!“ So sang am Osterfeste v. R. mit der lutherischen Gemeinde in Waldenburg. Recht österliche Erquickung war ihm und den Seinigen hier bereit. Seiner Mutter Geburtstag fiel gerade auf den Charfreitag. Seine Schwester Mathilde war soeben mit ihren Kindern zu uns gekommen, um ihre beiden Töchter meinem Confirmanden-Unterrichte anzuvertrauen, mit Freuden aufgenommen im gastfreien Hause einer lieben Freundin, während ihre beiden jüngeren Söhne die Pfleglinge der Großmama in Hohenfriedeberg wurden. Unvergeßlich ist der Charfreitags- und Ostersegen, der auf ihn niedertriefte wie aus geöffnetem Himmel, meinem seligen Freunde geblieben, und noch heute gedenkt seine theure Mutter dankbaren Herzens an jenen ihren Char-Geburtstag, einen rechten Gnadentag. „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“ — wohlgeübt war sie im Nachseufzen dieser Marienfrage, aber sie kam auch der seligen Erfahrung entgegen: „Und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzt war.“ Beim mehrmaligen Besuche seiner Schwester und Nichten kehrte v. R. während der folgenden vier Monate auch in meinem Hause öfter ein, und wenn mir mein Handlangerdienst beim Zeichnen dieses

Lebensbildes nicht ganz mißlungen ist, so habe ich das wesentlich dem Vertrauen zu danken, womit er von dieser Zeit an mehr und mehr, als Freund dem Freunde, sein Inneres mir aufschloß. „Was aber Du und ich miteinander geredet haben, da ist der HErr zwischen mir und Dir ewiglich“ (1 Sam. 20, 23).

In der Pfingstwoche sollte in Bonn die altkatholische Synode stattfinden. Obgleich Bischof Reinkens fast in jedem Briefe — aus den Monaten von März bis Mai finden sich deren vierzehn unter v. R.'s Papieren — ihm dringend das Kommen zur Synode ans Herz legte und ihn als „lieben Gast“ aufs freundlichste zu sich einlud, wünschte dieser doch — nachdem er auch einer früher beabsichtigten Erholungsreise nach der Schweiz und Ober-Italien entsagt hatte — seine Mutter in der Zeit ihrer tiefen Wittwentrauer nicht einsam zu lassen, und hatte die Reise nach Bonn beinahe aufgegeben, als ihn ein Brief des altkatholischen Geistlichen H. in E. umstimmte. „N. N.*) theilt mir mit,“ schrieb ihm dieser am 3. Mai, unter Beifügung der bezüglichen Mittheilung, „daß auf der nächsten Synode die Liberalen sehr radikale Forderungen erheben werden, und ersucht mich darum Ew. Hochwürden zu bitten, doch ja auf dem Kampfplatze nicht fehlen zu wollen und auch Prof. Weber in diesem Sinne zu beeinflussen . . . Am besten wäre es übrigens, wenn auf der Synode eine Ausscheidung der Ultraliberalen einträte. Würden die Gemeinden

*) Da der Gemeinte um Verschweigung seines Namens bat, bleibt dieser auch hier unbezeichnet.

auch numeriſch noch ſchwächer, als ſie es ſo ſchon ſind, das ſchadete nichts. Gern wollte ich mir in ſolchem Falle die Reduction meines Gehalts auf die Hälfte gefallen laſſen. In Gemeinden, wie ſie jetzt ſind, iſt die öſterliche Zeit für den Prieſter eine peinvolle Zeit." Da der Briefſchreiber überdieß eine perſönliche Bitte an v. R. richtete, ſo legte dieſem auch die Liebe, womit er ſo gern jedem Bruder diente, die Reiſe zur Synode nahe, um dort H. von Perſon kennen zu lernen; vor allem aber beſtimmte ſeinen Entſchluß die Kriſis, welche dieſe Synode, wie es den Anſchein hatte, mit ſich bringen würde. Es wurde ihm klar, daß die Reiſe eine Pflichtreiſe für ihn wäre, und ſeine Mutter ſtimmte ihm vollkommen bei.

So hat er denn an den Verhandlungen der Bonner Synode Theil genommen. Sein brieflicher Bericht darüber an ſeine Mutter (vom 30. Mai) findet ſich nicht mehr vor. Alles hierauf Bezügliche, was von ſeiner Hand vorliegt, iſt in folgenden (Darmſtadt den 31. Mai datirten) Zeilen enthalten: „Um mein geſtriges Verſprechen doch nicht ganz unerfüllt zu laſſen, ſchreibe ich wenigſtens einige Zeilen, obgleich es in der zwölften Stunde Abends iſt. Eine intereſſante Woche liegt hinter mir, wenngleich ſie an dem Stande der Dinge nichts geändert hat, d. h. das Glaubensgebiet blieb unberührt. Immerhin aber ſind die beſchloſſenen Reformen in Betreff der Beichte und des Faſtens und namentlich die dadurch zum Ausdruck gelangten Principien von ſehr großer Bedeutung; die von Euch hierin vertretenen Grundſätze ſind weſentlich auch die unſrigen geworden. Weiteres darüber zu ſchreiben, muß

ich mir für einen Tag der Ruhe vorbehalten.“ Solch einen Ruhetag scheint er aber auf seiner weiteren Reise (über Carlsruhe) nicht gefunden zu haben. Die erwartete Krisis war also auf der Synode nicht eingetreten; dagegen brachte v. R. von Bonn einigermaßen gestärkten Muth zu weiterem Ausharren in die Heimath mit zurück.*)

In diesem Sinne sprach er sich auch in den schönen Tagen aus, die wir Anfang Juli zusammen in Waldenburg und in Weißstein verleben durften. Am Confirmationstage seiner beiden Nichten fand er sich im Kreise der gesegneten Richthofen-Maltzan'schen Familie, darunter dießmal auch sein Schwager Bernhard und sein Bruder Ferdinand. An der öffentlichen Confirmanden-Prüfung nahm der „liebe Onkel Carl“ mit besonders lebendigem Interesse Theil und hatte seine

*) Unter seinen hinterlassenen Papieren findet sich die Abschrift einer — wahrscheinlich bei der Synode einzureichenden — Petition um vier Reformstücke: 1. Ungehinderte Verbreitung der heiligen Schrift; 2. Spendung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt; 3. Aufhebung der Ohrenbeichte; 4. Aufhebung des Priester-Cölibats. Diese Petition leitet sich durch die Klage über den großen Jammer ein, daß seit Jahrhunderten das arme verführte Volk der katholischen Kirche in der Finsterniß sitze: „Statt zu lehren, daß man nur durch den Glauben an die allein vor Gott geltende Gerechtigkeit Jesu Christi, die Er uns am Kreuze erworben hat, selig werden könne, lehrt man eine Werkheiligkeit aufrichten, daß man durch sogenannte gute Werke vor Gott gerecht werden und den Himmel verdienen solle, und so das Verdienst Jesu Christi, welches Gott dem bußfertigen Gläubigen aus Gnaden beilegt, gering achten.“

Freude an dem Gange durchs Ganze der Christenlehre an der Hand des lutherischen Katechismus. Am Mittage des Confirmationstages waren die Familienglieder und etliche Freunde in Weißstein zusammen zu Tische, wo Carl v. R. folgenden Trinkspruch brachte: „Man schreibt dem Kaiser Napoleon I. die Aeußerung zu: der glücklichste Tag seines Lebens sei der seiner ersten Communion gewesen. Hätte derselbe die volle Erkenntniß gehabt, so würde er die Erfahrung gemacht haben, daß für denjenigen, welcher dem HErrn Jesu angehört, dem Tage der ersten Communion noch glücklichere folgen, denn ‚wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe'. In solcher Erkenntniß sind die Neucommunicirten unter uns" — nebst den beiden Nichten v. R.'s der Sohn einer befreundeten Familie (v. G.) — „unterrichtet worden, und die altlutherische Kirche, mit welcher in naher Berührung zu stehen ich das Glück habe, hat vorzugsweise das Streben, die Abendmahlslehre treu nach dem Worte und Willen des HErrn zu bewahren. Deßhalb sei mir gestattet, dem ersten Vorsteher und Repräsentanten derselben, Herrn Geheimenjustizrath Dr. Huschke, ein Hoch auszubringen."

Schon vor der Bonner Synode hatte er von einem lutherisch gesinnten Geistlichen der Evangelischen Landeskirche Preußens (D. in L., Provinz Sachsen) — der durch einen Vortrag über die Infallibilität v. R.'s Sympathie gewonnen hatte — einen Brief (den dritten dieser Art) erhalten, welchen er mir in diesen Julitagen zu erwünschter Befruchtung unserer Gespräche zu lesen gab. Dieser (am Himmelfahrtstag geschriebene) geistvolle Brief wirft auf die „altkatholische Epi-

sode", deren Ende damals immer näher in Sicht kam, ein so schlagendes Licht, daß wir etwas daraus mitzutheilen uns nicht versagen mögen. Ueberdieß gehört es zur vollen Anschauung der „kirchlichen Kämpfe der Gegenwart", mitten in welche v. R. sich gestellt sah und die er an seinem Theile mitdurchzukämpfen hatte, daß wir auch einen landeskirchlichen „Lutheraner", gewiß keinen unedlen Vertreter seiner Richtung, unter den verschiedentlich denominirten Bekennern des Einen HErrn Jesu Christi, mit welchen das hier beschriebene Leben sich glaubensverwandtschaftlich berührt hat, redend einführen.

„Gelobt sei Jesus Christus! Mit diesem Gruße, den alle Glieder an dem himmlischen Haupte, alle Glieder der Una sancta catholica apostolica auf Erden verstehen und zu beantworten wissen, lassen Sie mich auch Ihnen gegenüber beginnen. Angesichts Ihrer bevorstehenden Pfingstsynode und unserer neuen von der Kammermajorität mit bedrohlichen Verheißungen ausgestatteten Generalsynode rufe ich Ihnen und mir zum Troste zu: Sedet ad dextram Dei Patris omnipotentis, unde venturus est judicare vivos et mortuos. Daraus habe ich heute mir selbst Muth und Freudigkeit ins Herz predigen müssen. Denn äußerlich-menschlich betrachtet sieht es mit unserer ev. Kirche, besonders lutherischen Theils, ungleich trübseliger aus, als mit Ihrer altkatholischen Kirchengemeinschaft, die wenigstens unterm Schutze augenblicklicher Staatsgunst und als Faktor kirchenpolitischer Staatskunst äußerlich gute Tage hat. Aber auch Ihr Brief vom 20. Januar verräth gerechte Besorgniß in dieser Richtung, und ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich und meine Gesinnungsgenossen die

schwere und sehr begründete Befürchtung hegen, daß Ihre kirchliche Gemeinschaft gerade an dieser Freundschaft und Gunst des modernen liberalen Staates, wenn nicht zu Grunde gehen, so doch schweren inneren Reinigungskrisen wird entgegengeführt werden. Denn Ihre Gemeinschaft, die, solange sie noch kein in Position und Negation festes und klares Bekenntniß hat, als eigentliche Kirche wir beim besten Willen noch nicht anzuerkennen vermögen, wird es nicht vermeiden können, auch in der Lehre kritisch resp. reformatorisch vorzugehen, nicht bloß in Cultus und Verfassung. Denn soweit wir außerhalb Stehenden urtheilen können, scheinen im Schooße des Altkatholicismus — ähnlich und analog wie im Protestantismus — drei Strömungen neben- und durcheinander zu gehen und gährend nach Abklärung zu ringen. Die Einen scheinen das Tridentinum mit Haut und Haar conserviren und nur dessen Zuspitzung im infallibeln Papste perhorresciren zu wollen. Die Zweiten scheinen die Nothwendigkeit einer innern Revision resp. Reform in Lehre und Cultus einzusehen und anzustreben, dagegen die Verfassung mit einigen Modifikationen intakt erhalten zu wollen. Die Dritten endlich scheinen ein ins Katholische übersetzter Protestantenverein und von philosophisch-modernem Liberalismus angesteckt zu sein. Habe ich Recht mit dieser Diagnose? Wenn ich Recht haben sollte, dann müßte ich hinzusetzen: mit der ersten und dritten Art und Gruppe von Altkatholiken ist für uns absolut keine Sympathie, geschweige ein Zusammengehen möglich. Mit der mittleren Gruppe, zu welcher Sie, verehrter Herr Domherr, zu gehören scheinen, habe ich große Sympathie und In-

tereſſe, wenn ich auch bis jetzt nicht einzuſehen vermag, wie Sie zwiſchen der Scylla des römiſchen Pontifex mit ſeinem ganzen Drachenſchweife und der Charybdis eines verſchwommenen Liberalismus werden hindurchſchiffen wollen, ohne ſich entſchieden auf das Schifflein Chriſti und Seines Evangeliums zu ſetzen, welches weder die petra romana noch das Narrenſchiff dieſer Zeit zu fürchten braucht, weil ſein Anker ‚hinter den Vorhang‘ reicht (Hebr. 6, 19). — Doch das ſind eben unſere Anſchauungen von der Lage Ihrer Sache, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Erfolg der weiteren Entwicklung des Altkatholicismus zeigen muß. Der HErr nennt Seine Kirche: ‚meine Taube, meine Fromme.‘ Will ſich Ihre Gemeinſchaft dieſe fromme Taubenart erhalten und für die Dauer an dieſer Chriſtentugend participiren, dann muß ſich die Taube vor zu intimer Freundſchaft mit gewiſſen andern Vögeln hüten, die oft eine ſonderbare Auslegung des Suum cuique im Kopfe haben; auch hat man noch nie gehört, daß Tauben mit Adlern u. ſ. w. fruchtbare Ehen eingehen. Gott, der ‚ein jegliches nach ſeiner Art ſchuf‘ — auch Staat und Kirche — bewahre Ihre und unſere Kirche vor der antichriſtiſchen Mißgeburt, die allein aus einer ſolchen Mesalliance hervorgehen könnte: vor einer kaiſerlich-deutſchen Nationalkirche d. h. Allerweltskirche. Rufen Sie nur — und wir wollen's fürbittend mit Ihnen thun — bei Ihrer Pfingſtſynode recht de profundis: ‚Veni sancte Spiritus‘ und trauen Sie nicht auf Menſchenklugheit, Staatsgunſt u. ſ. w. ‚De profundis‘ und ‚ex angustiis cordis‘ iſt die Reformation einſt geboren. Ohne dieß wird's auch dem Altkatholicismus nicht

gelingen. — Nicht wahr, Sie verzeihen mir diese offene Aussprache? Wir Lutheraner vermissen, offen gestanden, bei Ihrer ganzen Sache allzu oft dieß de profundis und diese terrores conscientiae. Bei vielen Ihrer Koryphäen scheint das wissenschaftliche Gewissen im Vordergrund bei ihrer Opposition zu stehen, und das erschrockene, nach persönlicher Heilsgewißheit dürstende Herzensgewissen noch nicht zu Worte gekommen zu sein, weil der Bann des Tridentinischen Satzes: ‚daß man seines Heils auf Erden nicht gewiß werden könne,' außer durch die Zugehörigkeit zu der dasselbe garantirenden Kirche, d. h. zur römischen Kirche, noch auf ihnen liegt. Hier wird man — meines Erachtens — bei einer eventuellen Revision der Lehre einzusetzen haben, sonst wird man aus bloß peripherischen Versuchen nicht ins Centrum kommen. Ohne das Verständniß dieses Punktes ist auch kein Verständniß und keine Anerkennung für unsere arme Kirche auf Ihrer Seite möglich. Ach! wir können es Ihnen ja, abgesehen von diesem Centralpunkte, wahrlich nicht verdenken, daß Ihnen, denen die Vorstellung von irgendwelcher Herrlichkeitsgestalt der Kirche auf Erden durch Ihren Lebens- und Bildungsgang in Fleisch und Blut verwachsen ist, die armselige Magdgestalt unserer Kirche wenig Anlockendes hat. Sie ist aber äußerlich jetzt schwärzer und häßlicher denn je, und es fehlt nicht viel, so soll sie auch noch die Paar Lumpen, die man ihr gelassen, von Staats Gnaden zu Lehn tragen. Da müssen sogar wir, ihre eigenen Kinder, uns oft besinnen, daß ihre Schönheit eine himmlische, verklärte und nicht irdisch-sichtbare ist. Wie sollten wir erwarten dürfen, daß katholische Augen sie

erblicken könnten? Davon ist Möhler's Symbolik und Klee's Dogmatik ein redender Beweis, indem diese beiden Gelehrten trotz aller wissenschaftlichen Tüchtigkeit und persönlichen Frömmigkeit ein kaum begreifliches Mißverständniß oder vielmehr Nichtverständniß der lutherischen Rechtfertigungslehre und des daraus fließenden Wesens der lutherischen Kirche offenbaren. Nun, der HErr wird es den Aufrichtigen unter Ihnen dennoch gelingen lassen. Ich kann nur wünschen, daß man der nothwendigen Klärung im Schooße des Altkatholicismus nicht aus dem Wege gehe, vielleicht aus kirchendiplomatischer Vorsicht und Furcht vor Zersplitterung*) oder vor Verlust der Staatsgunst, deren verhängnißvolles Geschenk Sie wohl eine Zeitlang zusammenhalten, aber für die Dauer das Abklären der in Ihrer Gemeinschaft gährenden Elemente nicht aufhalten wird. Gott gebe, daß die vielen Juristen unter Ihnen mit ihrer Staatsklugheit Ihnen keinen Streich spielen und den jungfräulichen Kranz der Gemeinde der Heiligen nicht um den schnöden Lohn irdischer Menschen- und Fürstengunst preisgeben. Mögen die evangelisch gerichteten Theologen und Priester unter Ihnen wach und auf der Hut sein! Wir fürchten fast, daß die Pfingstsynode für Sie finis Poloniae werden könnte."

*) Den gleichen Wunsch drückt jener altkatholische Geistliche, dem an v. R.'s Kommen zur Synode sonderlich viel gelegen war (S. 422), etwas derb so aus: „Im besten Falle könnte es dann zu einer Secession der Ultraliberalen kommen, eine Eventualität, der man auf die Dauer nicht wird vorbeugen können, wie sehr man sich auch bemüht, das Ganze im Leim zu halten."

Was v. R. in diesem Briefe zur Erwiederung auf von ihm (in einem Schreiben vom 6. Dec. des vorigen Jahres) geäußerte Bedenken zu lesen bekam, würde sich in gewisser Beziehung dem folgenden Abschnitte unsers Buches am passendsten einfügen lassen; doch weil es eben Bedenken betrifft, wie sie uns in manchen mitgetheilten Briefen bereits begegnet sind, so mag es gleich hier seine Stelle finden, und der Leser wird am gehörigen Orte sich daran zurückerinnern.

„Wenn Sie sagen: ‚Ich finde in dem strengen Lutherthume leider dieselbe schroffe Verurtheilung alles dessen, was nicht mit den symbolischen Schriften des 16. Jahrhunderts stimmt,‘ so dürften Sie dabei doch wohl das Bild eines Lutheraners im Auge haben, wie es heute keinen mehr giebt, selbst nicht unter den mir sehr nahestehenden Altlutheranern. Niemand denkt daran,*) die Dogmatik des 17. Jahrhunderts mit Ueberbietung der Symbole zu repristiniren. Allerdings sehen wir in den lutherischen Symbolen, diesen Meisterwerken, besonders in der Augustana invariata, den bis jetzt adäquatesten Ausdruck der evangelischen Schriftlehre, und wir verstehen überhaupt unter der Lehre, auf welche wir angeblich einen zu großen Nachdruck legen, nicht eine Summe von subtilen Paragraphen und dogmatischen Distinktionen, sondern die Gestalt, welche die evangelische Wahrheit annimmt, sobald sie aus dem unmittelbaren Besitze des gläubigen Her-

*) „Außer etwa unter den von Professor Walther geschulten Missouriern,“ hätte der Briefschreiber einschränkend hinzufügen mögen.

zens — der freilich allein über die Seligkeit entscheidet — in die Erkenntniß und denkende Vermittlung des Kopfes übergeht. Denn da die göttliche Wahrheit den ganzen Menschen ergreifen will, so muß sie auch seine Erkenntniß ergreifen. Die Lehre ist uns also die Gestalt, in welcher die vom Heiligen Geiste erleuchtete Vernunft allein den HErrn Christus und Seine Wahrheit zu fassen vermag. Diese Gestalt ist als menschliche immerhin fehlsam, und die Seligkeit des Individuums ist von ihrer Correctheit nicht abhängig; wohl aber muß es für das kirchliche Lehramt eine durch klares Bekenntniß formulirte Lehrnorm geben, weil ohne Bekenntniß kein Einheitsband für die Kirche besteht. Darum gilt uns die Wahrheit mehr, als die gesetzlich-verfassungsmäßig zusammengehaltene Einheit. Das Bekenntniß ist also keine Beschränkung der Glaubensfreiheit — wer nicht bei uns bleiben will, kann gehen — sondern eine für das Wesen jeder sichtbaren Kirchengemeinschaft unerläßliche Beschränkung der Lehrfreiheit, denn (sagt Augustin): Ecclesia non est schola seu academia quaerentium, sed communio credentium et possidentium (ich kann nicht für die wörtliche Genauigkeit dieses Citats einstehen, aber der Sinn ist es). Sie werden bald in Ihrer eigenen Gemeinschaft erleben, wie nöthig und unentbehrlich ein klares, positiv und negativ bestimmtes Bekenntniß ist, denn auf die bloße Negation eines Irrthums läßt sich kaum irgend eine Gesellschaft, geschweige eine Kirche bauen und ebenso wenig auf das Privatchristenthum des einzelnen gläubigen Herzens. Jenes ist der Irrthum unseres After-Protestantismus, dieses

der Irrthum des Herrnhutischen Pietismus. Beide, so verschieden sie sonst sind, kennen nur Atomisirung in lauter souveräne Individuen. Darum kann ich Ihnen auch nicht beistimmen, wenn Sie eine Einigkeit in den christlichen Fundamentalwahrheiten für genügend halten. Diese Unterscheidung von Fundamental- und Nichtfundamental-Dogmen ist durch unsere unseligen Unionswirren mit Recht in allgemeinen Mißcredit gekommen. Was ist fundamental? Der eine zieht die Grenzen dieses Begriffs so, der andere anders. Nicht einmal das Apostolicum gilt noch als fundamental. Was verstehen z. B. Sie unter communio sanctorum im dritten Artikel, und was verstehen wir darunter? — Dagegen stimmen wir dem Altkatholicismus darin bei, daß er um jeden Preis (?) den Episkopat erhalten will, wenn wir auch von unserm Standorte aus der apostolischen Succession und Amtsgnade nicht die Bedeutung beilegen können, wie Sie. Die lutherische Kirche in Skandinavien hat ja auch Bischöfe, und halte auch ich diese Verfassung für die unserer Kirche adäquateste,*) ohne sie für die vom HErrn gestellte conditio sine qua non einer Kirche zu halten, da nach unserer Lehre die Verfassungsgestalt der Kirche nicht offenbart, sondern der menschlich-zeitlichen Entwickelung überlassen ist. Darum ist es mir auch

*) Weiterhin heißt es in dem Briefe: „Ich kann eine Garantie der reinen Lehre und ihrer Erhaltung für die Nachkommen nur erblicken in einem auf das Bekenntniß verpflichteten, womöglich episkopalen Kirchenregiment. Geht es nicht mehr mit dem summus episcopus, dann laß fahren dahin! dann geht es in die Freikirche.“

erfreulich gewesen, daß Sie nicht den Irvingianern zur Beute geworden sind. . . . Mit den Altlutheranern stimme ich fast in allen Stücken. Nur will mir der Huschke'sche Kirchenbegriff nicht einleuchten, weil er in die romanisirende Gefahr verfällt, die Kirche auf die unter dem Oberkirchencollegium in Breslau verfaßten Gemeinden zu beschränken."

Es wird für den Leser nicht ohne Interesse sein, bei dieser Gelegenheit über den „Huschke'schen Kirchenbegriff" aufgeklärt zu werden. Die „Altlutheraner" — diese werden meine Aussage nicht desavouiren — stimmen mit dem von P. D. im obigen Briefe so präcis und klar gefaßten Kirchenbegriffe in allen wesentlichen Stücken völlig überein, nur daß sie gegen die „unseligen Unionswirren" nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch (nach 1 Cor. 4, 20) protestiren und damit durchaus unverworren bleiben wollen. Auch in Bezug auf das „episkopale Kirchenregiment" sind wir mit P. D. in keinem grundsätzlichen Dissensus, da uns nicht zweifelhaft ist, daß eine so oder anders gestaltete Episkope zu den der Kirche vom HErrn gegebenen Gaben gehört, und daß die äußere Seite der Kirche als eines Organismus, wie ihn der Apostel Paulus 1 Cor. 12 darstellt, keineswegs außerhalb ihres geistleiblichen Wesens liegt, wobei unwesentlich nur die Namen und Titel sind, unter welchen die Funktionen der kirchlichen Aufsicht sich vollziehen. Uebrigens hat D. Huschke (in seinem Buche: „Die streitigen Lehren von der Kirche, dem Kirchenamt, dem Kirchenregiment und den Kirchenordnungen") den Beweis geliefert, daß ihm ein Kirchenbegriff, wonach die lutherische Kirche (denn von dieser ist doch die Rede; von der

mit der „ganzen Christenheit" sich deckenden hätte der Vorwurf überhaupt keinen Sinn) „auf die unter dem O.-K.-Collegium in Breslau verfaßten Gemeinden zu beschränken" wäre, absolut fern liegt. Wo für jemanden irgend eine „Gefahr", also auch eine „romanisirende" Gefahr anfängt, ist eine zu subjektive Frage, als daß man eine befriedigende Antwort darauf geben könnte; sachlich begründet aber wird diese — ziemlich weit verbreitete — Befürchtung kein aufmerksamer Leser des angeführten Huschke'schen Buches finden. Meinem seligen Freunde v. R. ist für das Studium desselben, welches er sich vorgenommen hatte, keine Zeit mehr geblieben; doch dient das hier Gesagte zugleich zur Inhaltsanzeige unserer oftmaligen Gespräche über die „Breslauer" Lehre von der Kirche, wobei er in seiner langsam-bedächtigen Weise wohl zuweilen sagte: „Darüber muß ich mir noch mehr Klarheit zu verschaffen suchen." Wir kommen hierauf später zurück.

Zu nicht geringer Stärkung in seiner Wartezeit gereichte ihm, daß einer seiner nächstverbundenen Freunde, F. L., auch ein durch das Vaticanum Vertriebener aus der katholischen Kirche, in welcher er vor dem protestantischen Rationalismus Zuflucht gesucht hatte, und jetzt evangelischer Geistlicher in Berlin — derselbe, mit welchem der Leser bereits S. 195 bekannt geworden ist — an ihn schrieb (5. Mai): „Es ist durchaus auch meine Meinung, daß Du vorläufig auf dem Dir doch auch vom HErrn angewiesenen Posten ausharrst. Es kann ja nicht lange mehr währen, bis sich noch klarer herausstellt, wo es mit dem Altkatholicismus hinaus will, welches die dominirenden Mächte in ihm sind, und was sein

Bekenntniß sein wird. Vorläufig gilt es da beobachtend zuschauen und besonnen prüfen, für Dich aber mehr, nämlich mitrathen und mitthaten. Den schönen, ernsten, aus der Tiefe des Wortes Gottes geflossenen Zeugnissen von Reinkens, Dir und andern stehen doch auch stark liberal gefärbte und vom ungläubigen Zeitgeiste tingirte Erklärungen gegenüber, und ich meine, alle, denen die Bibel die Quelle göttlicher Offenbarung und der Prüfstein der Wahrheit ist, sollen hier treu zusammenstehen und Fuß beim Male halten, damit eine Sache, mit welcher der HErr vielleicht noch Wunderbares vorhat, nicht bald im Keime durch die Thorheit der Menschen verdorben werde. Ich glaube, augenblicklich könnte dem Altkatholicismus kaum mehr Abbruch geschehen, als wenn einer von Euch, die Ihr im Vordergrunde der Bewegung steht, sich von ihm trennte."

Unter v. R.'s nachgelassenen Papieren finden sich zahlreiche Briefe seines „lieben Franz", alle durchweht von dem linden, sanften Hauche evangelischen Geistes und innigen Glaubenslebens, worin sich die beiden gleichgesinnten Freunde eng und fest verbunden wußten. Aus einem dieser Briefe (geschrieben schon am 17. Februar 1874, in verständnißvoller Theilnahme an des Freundes und der Seinigen Familientrauer) etliches mitzutheilen wird hier der geeignetste Ort sein — neben einem Vertreter der confessionellen Richtung innerhalb der Union ein solcher des „Privatchristenthums des einzelnen gläubigen Herzens", obgleich derselbe das Prädikat „herrnhutisch-pietistisch" mit gutem Fug ablehnen würde.

„Ich komme nun zu Deinem Briefe vom 16. Januar.

Das ist so ein rechtes Seufzen aus der Tiefe, aber darum auch gewiß ein erhörliches, und gewiß wird Gott aus der Tiefe zum Lichte in die Höhe führen. Eine Zeit lang hatte ich ja, wie Du weißt, Hoffnung für die Sache des Altkatholicismus, besonders seitdem es ihm gelungen war, den vielen so unentbehrlich scheinenden Episkopat wieder aufzurichten; aber wie Dir, so schrumpft sie nicht allein mir, sondern vielen zusammen. Ich lege Dir einen Brief von B. bei; auch er ist kleinmüthig geworden und preist mich sogar glücklich, daß ich damals alsbald der evangelischen Kirche mich zugewandt habe. Auch hier ist ja vieles, was nicht nach Gottes Reich aussieht. Die immer noch traurige Abhängigkeit vom Staate, obwohl derselbe jetzt so gut wie religionslos geworden, bringt uns viel Wirrniß. Daß in den Kammern selbst Juden und Judengenossen mithelfen wollen, der evangelischen Kirche ihr Verfassungskleid anzupassen, ist eine Schmach . . . Und dennoch, mein theurer Freund, liegt dahinter viel, viel Herrlichkeit. Mag immer der und jener von den Pastoren ein erklärter Christusleugner sein (Sydow!), mag —" was hier in seinem Briefe folgt, wünscht Herr P. L. vielleicht nicht gedruckt zu lesen, weßhalb es sicherer wegbleibt — „das bleibt doch bestehen: noch wird weit und breit in ihr Gottes Wort rein verkündigt, und das Evangelium, die Gnadenbotschaft von Dem, in welchem allein Heil ist, wirft noch weithin seinen hellen Schein, und niemand darf es wagen, uns aus dem unmittelbaren Verhältniß zu Gott unserm Heilande zu verdrängen. Wir sind auch durch Ihn frei geworden und haben durch Ihn einen offenen Zugang zu Gott. Hüben wie

drüben sind ja die Massen zum großen Theile todt. In der katholischen Kirche so viel Mechanismus! — wie oft hat selbst Dein seliger Vater darüber im Stillen zu mir geklagt und nur gebeten, ich möchte es Dir nicht mittheilen, weil er fürchtete, Dich dadurch immer in neue innere Kämpfe zu schleudern — in der evangelischen Kirche so viel erklärter Unglaube! Aber das ist doch der Unterschied, daß für jenes die katholische Kirche selbst verantwortlich ist, für dieses aber nur oder doch zum größten Theile die Untreue derer, die an Stelle des Evangeliums — also im Gegensatze zur Lehre der evangelischen Kirche — nicht Gottes Wort predigen, sondern ihre Menschenansichten dem Volke auskramen . . . Du hast aber ganz bestimmte Fragen an mich gestellt, und ich will versuchen, sie in Kürze zu beantworten.. Mein lieber, theurer Freund! Nach Deinem eigenen Geständniß stehst Du auf dem sogenannten Formal- und Material-Princip der evangelischen Kirche: normative Bedeutung der heiligen Schrift und Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch den Glauben an die Gnade Gottes in Christo. Und das ist die Hauptsache. Daß Rom sich von der Schrift losgelöst und diese Lebensquelle den Christen abgegraben, ist ihm ja ebenso verhängnißvoll geworden, wie daß es an den Worten vorübergegangen: ‚Der Gerechte wird seines Glaubens leben‘ — ‚Wer an den Sohn Gottes glaubt, der hat das ewige Leben.‘ Mindestens muß man doch sagen: ganze Berge von Satzungen verdecken diese kräftigsten Schriftwahrheiten. Laß Dich nicht kümmern, was Du mir schreibst über die Mitthätigkeit des freien Willens im Menschen. Die evangelische Kirche leugnet dieselbe ja auch

nicht; aber daß der freie Wille die Gnade Gottes im Glauben ergreift (denn allerdings muß der Mensch glauben wollen, um zum Glauben zu kommen), das ist doch selbst schon Gnade oder Wirkung der Gnade, von der wir uns nach all und jeder Richtung hin abhängig wissen. ‚Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbige (nämlich das Glauben) nicht aus euch, Gottes Gabe ist es.' Was die evangelische Kirche hierüber lehrt — das Wechselverhältniß zwischen Gnade und Freiheit — ist wesentlich nichts anderes als das, was die strengere Schule des hl. Thomas von Aquin — die ja allerdings als die deterministische bezeichnet wird — in der katholischen Kirche auch lehrt. Schwieriger freilich ist Deine Frage, die sich auf das geistliche Amt, zunächst auf die apostolische Succession bezieht, und ich weiß, wie lange ich selbst hier nicht recht vorbei konnte. Aber abgesehen davon, daß weder die heilige Schrift noch das apostolische Alterthum davon etwas weiß — ich glaube, der erste, bei dem sich Anklänge daran finden, ist Irenäus — so habe ich auch hier manchen Fingerzeig bei Augustin gefunden, der mindestens ein Dutzend mal darauf zurückkommt, daß der HErr die geistliche Gewalt der Kirche als Ganzem übergeben (Petrus figuram ecclesiae gessit, sagt er wiederholt zu Matth. 16, 18), und daß die Kirche sie dem Einzelnen überträgt. Da ist nichts weder von Primat, noch von apostolischer Succession. Jedenfalls ist mir klar und steht mir fest, daß von jener mindestens halb magischen Auffassung der Uebertragung der geistlichen Aemter, wie sie jetzt in der katholischen Kirche herrscht, die Bibel schlechterdings nichts weiß. Doch Du fragst: ‚Fehlen

nicht dem ganzen geistlichen Institute in der evangelischen Kirche wesentliche Momente?' Vielleicht denkst Du dabei an das ‚priesterliche' Moment, das die katholische Kirche so sehr betont. Nun freilich, einen eigenen priesterlichen Stand mit besonderem Opfer kennt die evangelische Kirche nicht. Aber, lieber Carl, ich kann Dir kaum beschreiben, wie oft ich — ganz abgesehen von allem Unfug, der sich an das Messelesen angehängt hat — bei dem Darbringen des Meßopfers mit mir selbst zu kämpfen hatte, wenn mir die Stellen aus dem Briefe an die Hebräer einfielen: ‚Mit Einem Opfer hat Er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden' u. s. w. Ich habe oft danach gerungen, mir die katholische Lehre von dem unblutigen Opfer anzueignen, ohne doch je dabei zu Ruhe zu kommen. Worauf basirt diese Lehre? Theils sind es Combinationen von einzelnen Schriftstellen, in denen man mit einiger Mühe ja eine Spur solcher Gedanken finden kann; theils eine Paralleliſirung des neutestamentlichen mit dem alttestamentlichen Amte. Hatte der alte Bund Opfer, so muß auch der neue, sagt man, Opfer haben, nur vollkommnere. Kurz, es wird doch hier viel theologische Consequenzmacherei getrieben. ‚Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde' — ‚Er ist die Versöhnung für unsere Sünde': das ist das einzige Sühnopfer, welches die Bibel neuen Testaments kennt. Es ist gewiß zu bedauern, daß in der evangelischen Kirche, zwar nicht im Princip, wohl aber in der Praxis, das heilige Abendmahl mehr zurücktritt (obwohl gerade die lutherische Kirche sich rühmt, die Kirche des reinen Wortes und Sacraments zu sein, und z. B. meine

hiesigen Amtsbrüder mit mir die Feier des heil. Abendmahls für den Höhepunkt jedes christlichen Gottesdienstes halten); aber es ist dieß Zurücktreten doch erträglicher, als — wenigstens nach mancher Seite hin — die Art mit dem heiligen Sacramente umzugehen, wie sie in der katholischen Kirche üblich ist . . . Was endlich die Beichte betrifft, so sind wir, glaube ich, ganz derselben Meinung. Wie wenig Luther sie abschaffen wollte, darüber setze ich nur einen Ausspruch her: ‚Wenn tausend und aber tausend Welten mein wären, so wollte ich alles lieber verlieren, denn daß ich wollte dieser Beichte das geringste Stücklein aus der Kirche kommen lassen.‘ — Nun, der HErr erleuchte Dich mit dem Licht Seiner Gnade! Das weiß ich, sollte die Entscheidung also ausfallen, daß Du Dich zur evangelischen Kirche bekennen würdest, tausend offene Arme würden Dich mit Freuden willkommen heißen, und Du würdest auch — denn in dem Amte, das die Versöhnung predigt, würdest Du ja doch bleiben wollen — bald eine Deiner würdige Stellung erhalten.“

Wenngleich dieser Brief für v. R. den von seinem Freunde mit Vorliebe gewünschten Erfolg nicht gehabt hat — wovon im nächsten Abschnitte die Rede sein wird — so hat ihm derselbe doch zur Förderung in evangelischer Erkenntniß gedient, und ich erinnere mich lebhaft eines Abends in Hohenfriedeberg, wo er mir aus dem Briefe vorlas und lächelnd sagte: „So studirt man am liebsten die Unterscheidungslehren.“

Die Bonner Synode hatte ihn zu dem Entschlusse ermuthigt, noch einmal zur Arbeit auf Hoffnung die Hand an den Pflug zu legen. Nur wünschte er anderswo als in

Breslau Helferdienste in der Seelsorge zu thun, womit Bischof Reinkens sich einverstanden erklärte. Am liebsten hätte ihn dieser auf eine Weile im Badischen wirken sehen. Aus Freiburg i. Br. und Säckingen erhielt er denn auch von altkatholischen Gemeinden Einladungen, seinen Wohnsitz in ihrer Mitte zu nehmen. „Von sofortiger Einrichtung der Seelsorge in Säckingen," schrieb man ihm (27. Juli), „hängt es ab, daß die Bewegung den ganzen Schwarzwald ergreife, dann ist alles gewonnen. Staut die Bewegung im Oberlande aus Mangel an Seelsorge, dann kommt vielleicht alles ins Stocken." Aber schon hatte v. R. eine bescheidnere, weniger großartige Aufgabe vorgezogen und den in Oberschlesien zerstreut wohnenden Altkatholiken seine Hülfe zugesagt. „Mit tiefgefühltem Danke," schrieb ihm der altkatholische Kirchenvorstand in Gleiwitz (16. Juli), „haben wir Ew. Hochwürden opferwilligen Entschluß erfahren, unserer geistlichen Noth abzuhelfen." Das war wirklich und im vollen Sinne des Wortes sein herzliches Begehren.

Auch für die ökumenische Mission, womit er so gern (wie wir aus manchem mitgetheilten Briefe uns erinnern) den Altkatholicismus von Gott berufen sehen wollte, ein Werkzeug zu werden zur Wiedervereinigung der in Confessionskirchen getrennten Christenheit, hob sich in diesen Tagen noch einmal sein gesunkener Hoffnungsmuth. Döllinger's Unionsbestrebungen hatten seine wärmste Sympathie. Auf einer Reise über München nach der Schweiz hatte mich ein Brief von ihm bei Döllinger eingeführt, und ich konnte die mir widerfahrene liebreiche Aufnahme, die ich meinem gütigen Freunde

mitverdankte, ihm schildern mit dem Gegengeschenke eines Berichts über ein zweistündiges mir geglücktes Gespräch mit dem größesten katholischen Theologen der Gegenwart, dem Urheber der altkatholischen Bewegung, der gerade damals die bevorstehende Unionsconferenz in Bonn mit bewunderungswürdiger geistiger Jugendkraft vorbereitete. v. R.'s erwiedernder, in fröhlicher Stimmung geschriebener Brief ist mir leider auf der Reise abhanden gekommen. Er legte mir darin ernstlich ans Herz, einer Einladung Döllinger's zufolge meinen Rückweg über Bonn zu nehmen und der dortigen Conferenz beizuwohnen, damit doch sammt Altkatholiken, Griechen und Anglikanern auch ein Lutheraner an diesem schönen Werke einer concordia catholica mitarbeitete. Ein „katholischer Lutheraner" oder ein „lutherischer Katholik" wollte er später am liebsten heißen, wie er in der Adventszeit 1875 von Leipzig aus an seine Mutter schrieb. Ihm bedeutete eben der Name katholisch etwas unveräußerlich Köstliches, nämlich: christlich, wie Luther im Katechismus die Sancta Ecclesia Catholica „heilige christliche Kirche" nennt und in der Kirchenpostille (zur Epistel des 17. Trinitatissonntags, Eph. 4, 1—6) sagt: „Daher heißt es eine einige, heilige, catholica oder christliche Kirche, daß da ist einerlei reine, lautere Lehre des Evangelii und äußerliches Bekenntniß derselben an allen Orten der Welt und zu jeder Zeit, unangesehen was sonst für Ungleichheit und Unterschied des äußerlich leiblichen Lebens oder äußerlicher Ordnungen, Sitten und Ceremonien sind."

„Jesus im Herzen und im Bekenntniß!" hatte

ſich v. R. einmal zum Wahlſpruch genommen. Im Lichte dieſes Wahlſpruchs hat ihn die Gnade unſers HErrn Jeſu Chriſti auf wahrhaftig katholiſchem Glaubenswege von Stufe zu Stufe hinangeführt zum Ziele wahrhaftig katholiſcher Hoffnung.

* * *

Nachdem meines Sohnes und mein ehrwürdiger Freund D. Beſſer die äußere und innere Entwicklung der kampfesreichen Wege deſſelben bis hierher gezeichnet hat, und ich nun der weiteren Ausführung des theuern Lebensbildes mich zu unterziehen habe, bin ich meiner Schwachheit dazu mir um ſo mehr bewußt, und trete mit Bangen an die Aufgabe heran, meinen geliebten Sohn nicht nur in ſeinen eignen Glaubenskämpfen, ſondern auch in den ſchmerzlichen und verletzenden Beziehungen zu ſo vielen geiſtesverwandten, in Einem HErrn, durch Eine Taufe, zu Einer Liebe ihm verbundenen Seelen weiter zu begleiten. Wie ich aber mich nicht berufen fand, in ſeine Wege einzugreifen, wohl aber zu zeugen von dem, was ich als Wahrheit zu vertreten hatte, ſowohl im Verneinen, als im Bekennen: ſo möchten von gleichem Geſichtspunkte auch die nachfolgenden Blätter aufgefaßt werden, zu deren näherem Verſtändniß ich dem hiſtoriſchen Bericht einige Bemerkungen vorausſchicken zu müſſen glaube, welche mich auf den Anfang der in den letzten Abſchnitten geſchilderten Kämpfe zurückblicken laſſen, um durch meine Stellung zu denſelben und deren weitere Conſequenzen die Darſtellung des Folgenden zu begründen.

Die vom Jahre 1869 an in der katholiſchen Kirche ſich

kundgebende Bewegung führte uns von entgegengesetzten Standpunkten zu demselben gemeinsamen Interesse zusammen, in welchem unsere lebhaftesten Wünsche und Hoffnungen sich begegneten. Die Concilsbeschlüsse traten vernichtend dazwischen. Für meinen Sohn handelte es sich darum, entweder seiner Ueberzeugung, seinem Gewissen und dem darauf geleisteten Eide Gewalt anzuthun oder um jeden Preis im alten Glauben fest zu bleiben. Er hatte sich eidlich verpflichtet, alles zu glauben, was die Kirche lehrt, — nicht aber das, was sie lehren werde; und welcher Ernst es ihm war mit seiner Unterwerfung unter das, was die Kirche lehrt, bezeugt sein Tagebuch aus dem Alumnat, in welchem er unter anderem sagt: „Ich freue mich, der Kirche Gottes anzugehören, als welche ich die katholische Kirche ansehe. In ihr nehme ich an, was ich von ihren Glaubenslehren verstehe und was ich nicht verstehe; denn wie könnte ich mit meiner schwachen Vernunft einer vom Heiligen Geiste geleiteten Lehranstalt entgegen treten wollen?“ In diesem Bekenntniß war ein „Dazuthun“ von Seiten der Kirche und der Glaube an die Zuthat keineswegs eingeschlossen, vielmehr hatte er das nach Offenb. 22, 18 für unmöglich gehalten. Indem daher sein kirchlicher Eid auf das Bestehende geleistet war, fand er durch die Opposition gegen etwas Neues denselben gar nicht berührt. Er wollte treubleiben dem, was er gelobt hatte, und der bittere Vorwurf der Eidbrüchigkeit von denen, die ihm die höchste Autorität gewesen waren, mußte zwar seine Seele mit dem tiefsten Schmerz erfüllen, konnte aber sein Gewissen nicht beunruhigen. Mit dieser Gesinnung befand er sich auf demselben Wege,

wie so manche der edelsten seiner Glaubensgenossen, und wurde mit ihnen aus dem Verbande der Kirche, der er mit allen Fasern seines Herzens angehörte, ausgeschlossen.

Ueber die Auffassung dieses, ihm Mark und Bein erschütternden Aktes haben wir uns niemals verständigen können. Während sowohl ich als andere ihm nahe stehende Personen, vom römischen Standpunkte aus, denselben als eine unabweisbare Nothwendigkeit und richtige Consequenz seiner Handlungsweise betrachteten und ihm solches immer wiederholten, blieb er fest dabei, es wäre eine Ungerechtigkeit, denn er wäre in seinem Glauben und Bekennen noch ganz derselbe, der er gewesen, und wollte es auch bleiben. Er urtheilte nun so: Um eines neuen Dogma's willen, welches das den Sünder errettende Erlösungswerk gar nicht berührte, vom Reiche Gottes im Himmel und auf Erden ausgeschlossen zu werden, wäre falsch. Das Zeugniß des Geistes von der Kindschaft Gottes in seinem Innern, so wie sein Verhältniß zu seinem Erlöser wäre dasselbe geblieben; Gott hätte ihn nicht aus Seiner Gnade ausgeschlossen; vielmehr hätte er Zutritt zum Gnadenthron und Trost des Gewissens. Aus alledem folgte für ihn, daß das kirchliche Lehramt nicht unfehlbar wäre, und damit war der Autoritätsglaube in ihm erschüttert, nicht aus subjektiver Vermessenheit, sondern um der Wahrheit willen, wie sie ihn gelehrt worden war, und wie er sich zu ihr bekannte.

Daß die Bischöfe, auf welche größtentheils die vom römischen Stuhl sich trennende Bewegung so sicher gehofft hatte, dieser Hoffnung nicht entsprachen, war ungemein

niederschlagend, und um so mehr kam nun alles auf den Probirstein des inneren Haltes an, welcher der Gemeinschaft des Altkatholicismus ihr Bestehen und Gedeihen sichern sollte. Als einen solchen Probirstein glaubten wir ein entsprechendes Bekenntniß der Reformbewegung erwarten zu dürfen, aber unser Hoffen, Fragen und Warten war vergeblich. Die Antwort lautete immer: was bedürfe es eines neuen Glaubensbekenntnisses, da man ja an dem alten nichts ändern wollte? Ob aber die Hinzutretenden mit Bewußtsein in demselben standen, ob ihrer nicht wenige im Anschluß an die Opposition vielleicht nur die kirchlichen Fesseln abschütteln wollten, das schien — soweit unsre Erfahrung in der Sache reichte — nicht genug geprüft zu werden. Nun soll ja, nach der Schrift, das Unkraut, welches sich unter dem Weizen befindet, nicht vor der Zeit ausgerauft werden; aber es in eine zu reformirende Kirchengemeinschaft ohne weiteres mit aufzunehmen und danach die Stimmen zu zählen, das mußte zur Verwirrung und zur Schädigung des wahren Christenthums führen.

Je wärmer von Anfang an meine Sympathie für einen Weg gewesen war, dessen Vorgängern und Leitern ich mit wahrer Verehrung zugethan war, und unter denen sich die nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen meines Sohnes befanden, um so banger wurde mir nun über manche getäuschte Hoffnung und über öffentliche Kundgebungen, wonach mir das im Geist angefangene Werk mehr eine kirchenpolitische als eine kirchlich- und christlich-gläubige Richtung zu nehmen schien. Für meinen Sohn gab es vorläufig einen anderen Weg nicht. Er wollte ja katholisch sein und bleiben. Man

hatte ihn ausgestoßen, der Preis der Umkehr war der seines Gewissens, und dieser war ihm zu hoch. Protestant wollte er nicht werden; und ob er gleich schon damals mit Ernst daran dachte, sich ins Privatleben zurückzuziehen, so wurde doch dieß mit Fug und Recht als verfrüht und als ein Unrecht gegen die Führer der Altkatholiken angesehen, da man über ihre Erfolge noch nicht urtheilen könnte. Indem er zunächst dieser Ansicht nachgab, nahm er, wie die vorstehenden Mittheilungen gezeigt haben, einstweilen eine zuwartende Stellung ein, und um nicht müßig am Markt zu stehen, verstand er sich zur Betheiligung am Predigtamt in der Breslauer altkatholischen Gemeinde, was aber nach den angeführten Zeugnissen sowohl mir als mehr noch seinem Vater das Herz schwer gemacht hat, zumal er noch die Curie bewohnte, die nur den Mitgliedern des Domkapitels zukam.

Es lag, wie schon gesagt, nicht in meinem Princip und Sinn, in meines Sohnes Wege eingreifen zu wollen. Ich würde es für ein Armuthszeugniß angesehen haben, wenn er durch menschliche Rücksichten sich zu einer Entscheidung für oder wider einen Weg hätte drängen lassen; ja ihm selbst lag dieß so fern, daß, als er später einmal die Meinung eines christlichen Freundes dahin mißverstanden hatte, als hätte er in dieser Beziehung nunmehr eine gewisse Verpflichtung gegen seine Mutter, er diese vermeinte Zumuthung mit Entschiedenheit abwies. Damit vertrug sich aber sehr wohl, daß er keiner Art religiösen Einflusses sich verschloß noch verschließen wollte. Sein Herz war dafür weit aufgethan, aber bestimmen ließ er sich durch fremden Einfluß nicht. Er war der Wahrheit

zugänglich, und nach dem Worte: „Prüfet alles, und das Gute behaltet“ hörte er nicht auf zu forſchen und in den alten und neuen geiſtigen Schätzen, welche von allen Seiten ihm dargeboten wurden, den Kern der Wahrheit zu ſuchen und feſtzuhalten. Da kam es wohl vor, daß er das eine oder das andere überſchätzte und eine Weile für maßgebend hielt, bis endlich das Wort Gottes ihm der alleinige Maßſtab und die untrügliche Richtſchnur wurde und für die letzten Entſcheidungen den Ausſchlag gab.

Einen weiten Weg der Enttäuſchungen hatte er bis dahin noch zu durchwandern, und mit innerer Angſt und Pein ſah ich ihn zunächſt in einer Verbindung, der er nach ſeinem inwendigen Menſchen nicht mehr angehörte, und in der er — nach einer Seite zwar in inniger Gemeinſchaft — nach der andern aber ſich fremder Sünden theilhaftig machen mußte. Er ſelbſt hat das nach und nach ſo herausgefühlt, daß ihm eben *dadurch der Werth des Bekenntniſſes ſo überaus hoch geſtiegen*, ja daß die Nothwendigkeit deſſelben ihm entſcheidend geworden iſt. Vorläufig glaubte er noch, mit allen Kräften und ganzem Vermögen der altkatholiſchen Sache weiter dienen zu ſollen, und ich hatte Verſtändniß dafür, daß er dieß als den ihm zunächſt noch angewieſenen Weg erkannte, in der Hoffnung, daß er mit voller Hingebung des Herzens weiter fortfahren würde in *dem* Sinne Gott ſeine Wege zu befehlen: „Führe *Du*, HErr, die Sache meiner Seele — Laß meinen Gang gewiß ſein in Deinem Wort, und laß kein Unrecht über mich herrſchen.“ So nahm er denn, wie im Vorgehenden bereits erwähnt, die vom Biſchof

Reinkens ihm zugewiesene Predigerstelle in Gleiwitz an, wo er im August des Jahres 1874 zum ersten Mal die Kanzel bestieg und im September, von der Gemeinde freudig begrüßt, die ihm von derselben mit rühmlichster Fürsorge bequem und angenehm eingerichtete Wohnung bezog.

Weil aber zu diesem auch auf die Umgegend sich erstreckenden Dienste die Fortbeziehung des Gehaltes, in welchem er von der Regierung geschützt wurde, wesentlich und förderlich war, so gab er den Stimmen Gehör, welche dieß als selbstverständlich und gerechtfertigt erklärten — wie z. B. sowohl der Ober-Präsident als auch Graf von Roon ihm hatten sagen lassen, er sollte jedenfalls in seiner Wohnung d. h. in Besitz des Kanonikats bleiben — obgleich dringende Bedenken und die gerechte Klage der Römisch-Katholischen ihn unaufhörlich darin beunruhigten. Auch dieses mußte seiner inneren Führung und eigenen Entscheidung überlassen bleiben.

Vor seiner Aufgabe in Gleiwitz war Carl sehr bange, doch durch die große Zuvorkommenheit der Gemeinde für sein äußeres Wohl sah er sich ihr als um so mehr verpflichtet an. „Es würde mich kein geringes Opfer kosten, nach Gleiwitz zu gehen," schrieb er, „wenn mir nicht in der Führung von oben zugleich das Mittel gegeben wäre, ruhig bleiben zu können, so daß ich im Augenblick noch nicht ängstlich sorge." Auf seiner neuen Station angekommen, schreibt er wehmüthig: „Die schöne Ferienzeit bei Euch ist zu Ende gegangen, um einem Ernst zu weichen, zu dem mir die Gabe des Rathes in besonderem Maße nöthig ist. Es wird in der That schwierig sein, den richtigen und zugleich gottgefälligen Takt

nach allen Seiten zu beobachten. Halbes Christenthum läßt man überall gern gelten; wahres Christenthum dagegen hat wenig Freunde, und so wird es hier wohl auch sein. Der Boden der bloßen Gutmüthigkeit, wie er mir hier aufs freundlichste entgegentritt, ist für den christlichen Ernst noch nicht ausreichend. Doch vielleicht finde ich mehr, als ich vermuthe, so wie umgekehrt viele in mir mehr vermuthen, als sie finden werden."

Die missionirende Thätigkeit bei den nach innen und außen noch ungeordneten Zuständen erschien ihm von hohem Werthe, aber er fühlte sich von Anfang an ihr um so weniger gewachsen, als er die Nothwendigkeit erkannte, der Predigt des Evangeliums auch weitere Kreise zugänglich zu machen. „Hätte ich die Begabung und Tüchtigkeit von P. B. oder anderen, so würde ich diese Aufgabe mit Jubel begrüßen; so aber kann ich kaum wagen, auf ein Feld mich zu begeben, auf welches ich meiner Natur nach nicht gehöre. Nur Pflichtbewußtsein wird mir den Muth geben es zu betreten." Er suchte dann in Groß-Strehlitz, Kattowitz, Rybnick die Gemeinden für kirchliches und christliches Leben zu erwärmen und die Gemeinschaft der Gemeindeglieder unter einander zu fördern. Im Allgemeinen gab er sich der Hoffnung des Gelingens der Reformbewegung hin, indem er noch sagen konnte: „‚Die Nacht ist im Vergehen, der Tag aber hat sich genaht', so wage ich hoffen zu dürfen. Möchte nur auch der Nachsatz zur durchgreifendsten Geltung kommen: ‚Lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichts.'"

Vom Bischof R. erhielt er ein ermuthigendes Schreiben, in welchem dieser unter anderem sagt: „Die mit Ihrer Aufgabe verbundene Selbstverleugnung, das größte Opfer Ihrerseits, verstehe ich um so besser, als es meiner eignen Natur verwandter ist, als Sie glauben. So oft ich hervortreten muß, habe ich innerlich zu kämpfen, wenn es auch oft nicht so scheint. Wenn ich in der ganzen altkatholischen Bewegung auch nur Sie und W. thätig sähe, so wäre ich überzeugt, daß sie von Gott angeregt ist."

Die in der Bonner Konferenz kurz zuvor angenommenen vierzehn (Döllinger'schen) Sätze hatten unsere Hoffnungen aufs neue belebt. Carl hatte sie mit hoher Freude begrüßt; wogegen sehr niederschlagende Nachrichten aus der Schweiz durch Augenzeugen in entgegengesetztem Sinne wirken mußten.

Nachdem uns Carl noch auf einige Tage besucht hatte, trennten wir uns auf lange Zeit, da ich Ende October nach Rostock reiste, um den Winter dort zuzubringen.

Sehr bald nahmen inzwischen seine Bedenken über den Stand der Sache, der er diente, überhand, um nach und nach in völlige Hoffnungslosigkeit überzugehen. „In R.," schrieb er, „soll ich nun auch mein Netz auswerfen, mit dem man allerdings weniger einverstanden sein wird, als wenn ich Kanonen aufführte gegen die Ultramontanen, denn das Niederreißen gefällt besser als das Sichgewinnenlassen für das Reich Gottes." Er äußert, seine Aufgabe könne eine immer ausgedehntere werden, wenn sich auch in anderen Städten Oberschlesiens die kleine Schaar der protestirenden, halbgläubigen oder nichtgläubigen katholischen Elemente zu-

ſammenthun und Hülfe beanſpruchen wollten. „Ich ſelbſt gehe langſam voran," fährt er fort, „wenn ich auch nichts Pflichtmäßiges verſäumen will. Meine Hoffnungen ſind weder in Betreff des Niederreißens noch des Aufbauens groß; aber ich weiß, daß der Erfolg meiner Thätigkeit allein in höherer Hand liegt. Wohl aber wird derſelbe nach einiger Zeit verſuchter Wirkſamkeit maßgebend dafür ſein müſſen, ob ich das Arbeitsfeld hier werde aufzugeben haben oder nicht. Bloßen Parteizwecken zu dienen, würde ich nicht als meine Aufgabe anſehen, und iſt überhaupt nicht Sache der Religion. Meine auswärtige Miſſion, wahrſcheinlich auch in Pleß, ſoll in dieſem Monat beginnen und würde mir für mich faſt komiſch erſcheinen, wenn ſie nicht ſo ernſt wäre. Wenn ich nur etwas pauliniſcher Tüchtigkeit und pauliniſcher Energie hätte! Gewiſſermaßen arbeite ich übrigens auch mit in Eurem Intereſſe und Sinne, da der Glaubensſtandpunkt mir lieber und mehr werth iſt als der Standpunkt der Reformen, daher ich mich auch, ſo lange der erſtere bei uns ein ſo dürftiger iſt, ſelbſt für mehr lutheriſch als altkatholiſch halten muß. Doch der Keim hat bei uns ſeine Aechtheit noch nicht verloren. Leider bleibt man aber auf eine langſame Entwicklung angewieſen, um zu ſehen, ob er gedeihen oder ausarten wird. Wie klein kommt man ſich da der unendlichen Aufgabe gegenüber vor, wo man auch nicht auf eine einzige Seele einen beſtimmenden Einfluß ausüben kann! Das iſt aber auch wieder gut. Man bleibt ſich um ſo mehr bewußt, daß man nur Zeuge für die geoffenbarte Wahrheit ſein ſoll, ſo daß man objektiv bleibt zwiſchen dem Evangelium, welches man ver-

kündigt, und denen, die es hören. Die Annahme geschieht in Freiheit und hat dann auch um so größeren Werth."

Kurze Zeit darauf schrieb er, an unser Familienleben in Rostock anknüpfend: „Möge Gottes Friede und Segen, unter dem Ihr zusammen seid, Euch auch mit vollem Herzen die Himmelsluft athmen lassen, unter welcher Gottes Saat wachse und blühe! Bedarf sie aber des Regens, so bewahre Er vor Sturm, daß die Halme nicht knicken, sondern um so fröhlicher sich wieder aufrichten zu neuem Wachsthum in dem HErrn. Meine Stimmung ist Tag und Nacht Joh. 16, 33: ‚In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden.' Ein Gemisch von Leid und Freude; ja, ich könnte manchmal sagen, von Angst und Wonne. Unten die Fremde und oben die Heimath; das erklärt ja alles. Unten der Mensch und die Menschen, oben Gott; unten Finsterniß und oben Licht über Licht. O wäre es erst so weit, daß wir ganz ‚Licht in dem HErrn' würden, damit wir leuchten könnten, wenn auch der Brennstoff unter dem Einfluß des Lichtes sich verzehren müßte, damit nur noch jenes wunderbare Licht übrig bliebe, das des Brennstoffs nicht mehr bedarf! Dann wird aber auch das Licht seiner Natur folgen und aufwärts schweben, um ganz da zu sein und zu bleiben, wohin es gehört."

Eine ungemein betrübende und schmachvolle Erfahrung hatte er in Folge einer Einladung zum Predigen in Neiße zu machen, wo die katholische Kirche verschlossen worden war und gewaltsame Auftritte stattfanden, die durch Militär bekämpft werden mußten. Persönlich hatte er sich davon

fern gehalten, und als er dann in der evangelischen Kirche predigen mußte, war freilich der Zudrang nur um so größer.

Sehr beunruhigt und betrübt in Folge stürmischer Zeitungsartikel über diese Ereignisse, schrieb ich ihm darüber: „Du kannst Dir denken, wie mir zu Muthe ist, Dich so an den Pranger gestellt zu sehen, allem Spott, aller Schmähung und Verkennung preisgegeben, und zwar nicht von Seiten der abgefallenen Welt, wo es um die Schmach Christi sich handeln würde, oder von Seiten anderer, die Dich als den Ihrigen betrachten, während Du doch nicht zu ihnen gehörst, sondern von so manchen ernsten Christen unter den eifrig Römisch-Katholischen, welche treu an ihrem Gott und ihrer Kirche hängen; vielleicht von so manchen Kindern Gottes, denen Du nun Anstoß und Aergerniß geben mußt! In solcher Bekümmerniß und Rathlosigkeit weiß ich nichts anderes als das Herz vor Gott auszuschütten."

Auch in Mecklenburg beschäftigten die altkatholischen Reformbestrebungen und die kampfreichen Wege meines Sohnes die Gemüther in und außerhalb des Kreises, in dem ich mich befand. Auf mein ausgesprochenes Befremden, warum eine Sache, welche auf so lauterem Grunde ruhe, scheinbar so wenig vom Heiligen Geist durchdrungen und gefördert werde, antwortete mir ein Bruder meines Schwiegersohnes ungefähr Folgendes, was ich meinem Sohne mitzutheilen mich gedrungen fand: „Jeder, auch der kleinste Widerspruch innerhalb der katholischen Kirche gegen eine ihrer Lehren gehört schon dem Princip der Reformation des Mittelalters an und schließt thatsächlich aus der römischen Kirchengemeinschaft aus. Die damalige

Reformation iſt eine weltgeſchichtliche Thatſache, eine Gottesthat. Daſſelbe wird ſo wenig ſich wiederholen, wie das Pulver zwei Mal erfunden werden kann. Jedes reformatoriſche Beſtreben muß entweder in dieſe Bahn einlenken, oder es muß verkümmern. Daß die Janſeniſten wie die Altkatholiken dieſe geſchichtliche Thatſache umgehen und Eignes daneben aufrichten wollen, das iſt ihre Hinderung und wird ihr Untergang werden."

Mir leuchtete dieſe Anſchauung völlig ein, ebenſo wie die Anſicht über Carl's perſönlichen inneren Standpunkt, von welchem Baron v. M. äußerte: „Das Eine, was Frieden giebt, den Frieden Gottes — das hat er. Es handelt ſich bei ihm nur um den Bekenntnißſtand, und dazu ſind dogmatiſche Studien erforderlich; vielleicht auch, ſeinem Charakter nach, eine mächtige Perſönlichkeit, wie etwa Löhe geweſen ſein würde, wenn er noch lebte."

Die innere Bewegung in dem Glaubensleben meines Sohnes, die ihn immer mehr in lutheriſche Bahnen zu leiten ſchien, beſchäftigte mich ungemein. Ich konnte ihm das nicht verhehlen und ſetzte in dem betreffenden Briefe hinzu: „Laß Dir nur durch meine Expectorationen Deinen Frieden nicht ſtören und denke nie daran, in Deinen wichtigen Kämpfen und auf Deinen dem HErrn befohlenen Wegen eine Liebesrückſicht auf mich nehmen zu wollen. Ich werfe meine Sorge — und wohl auch meine Freude auf den HErrn und bin in guter Zuverſicht, daß Er Sein Werk in Dir nicht liegen laſſen, ſondern es vollenden wird bis auf den Tag Jeſu Chriſti. Du achteſt ja auf Seine Wege, und wie Er Dich

führen wird, so wird es am besten sein. Ich schrieb eben an Pf. T., daß, wenn mir auch um Dich bange wäre, mir doch noch viel bänger sein würde, wenn Du zu denen gehörtest, von denen Erzbischof Manning sagt, daß sie mit jeder Beichte und Communion ein Sacrilegium begingen; diejenigen, welche nicht mit ihrem ganzen Herzen an die unbefleckte Empfängniß Mariä und an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubten, daher nicht mehr Katholiken wären, und doch mit solcher Gesinnung die Sacramente empfingen."

An demselben Tage (9ten December) hatte Carl an mich geschrieben: „Unsere Gedanken müssen sich in diesen Tagen viel begegnet haben, und ich glaube, sie werden auch ziemlich übereinstimmend gewesen sein. Meine Schule in Gleiwitz, denke ich, geht ihrem Ende entgegen; wenigstens habe ich den Wunsch, sie zu Ende zu bringen. Ich habe keine Hoffnung für unser Wachsthum und möchte mit einem Schweizer Geistlichen, der seine Gemeinde verlassen hat, beinahe sagen: ‚Warum soll ich mich vor den Wagen des Unglaubens spannen lassen?' oder, besser gesagt, ich erinnere mich des Ausspruchs des Erlösers: ‚Wenn man eure Rede nicht aufnimmt, so verlasset denselbigen Ort und schüttelt auch den Staub von euren Füßen.' Zuhörer habe ich zwar auch gestern genug gehabt, die Kirche war zum Erdrücken voll; aber der Geist, der die Massen treibt, ist nicht der Geist, der allein zu einer Kirchenreform mächtig ist, und jenen Massengeist können auch die besten Elemente, die unserer Bewegung angehören, nicht überwinden. Ein edler Sinn und gute Absicht ist noch lange nicht der Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, die

vor Gott gilt, und wo dieser fehlt, da ist ein Wiederaufbau des Reiches Gottes nicht denkbar. Es ist zwar leicht gesagt, wir sollten denselben wieder zu wecken suchen; wenn aber Menschen allein solches zu thun niemals im Stande waren, um wie viel weniger in unseren Tagen! Meine Absicht ist also, das Feld einfach zu räumen, so wie ich eine Gelegenheit dazu gewinnen kann. Letztere möchte ich möglichst abwarten, um derer zu schonen, die ich durch meinen Rücktritt verletze. — Da somit die äußere Form der Kirche für mich zusammengebrochen ist, so bleibt mir nur der einfache Glaubensstandpunkt übrig, also der der Reformation des Mittelalters, und werde ich denn auch die Consequenzen ruhig ziehen, wenn ich noch über manches werde Klarheit gewonnen haben. Ob ich mich aber je wieder dazu werde entschließen können, eine geistliche Thätigkeit zu übernehmen, ist mir sehr fraglich. Daß ein äußeres Wachsthum des Altkatholicismus noch statt finden werde, glaube ich. Die Unionsversuche (Döllinger's) können sogar noch eine bedeutende Verbreitung herbeiführen, und es wird auch vieles verbessert werden; aber die Hoffnung, das Reich Gottes aus diesen Massen und diesen Reformen wieder erstehen zu sehen, habe ich nicht mehr. Menschen können und werden es nicht machen. Der Geist Gottes wird es thun in denen, die Ihn suchen."

Ueber die Bedeutung der ganzen Sache glaubte er immer noch denen beistimmen zu müssen, welche sie als ein Gericht Gottes betrachteten, und konnte deßhalb die Leiden, welche über die römische Kirche ergingen, als ein Martyrium nicht erkennen.

Auf dieſes in meiner Sorge um ihn mir ſehr troſtreiche Schreiben erwiederte ich: „Hat Dich Gottes Gnade auf kampfesreichen Wegen zu Deiner jetzigen Erkenntniß geführt, wonach Du der Reformation des Mittelalters Recht geben mußt, ſo wird Er Dir ja auch weiter zum muthvollen und entſchiedenen Bekenntniß verhelfen. Mir ſcheint doch, daß Du Deine bisherigen Kampfgenoſſen nicht lange darfſt im Zweifel laſſen über Deine gewonnenen Anſchauungen, ſowohl negativer als poſitiver Art, auch damit ein Vertreter für Dich geſucht werde, und Du um deßwillen nicht contre coeur und zum Anſtoß und Aergerniß anderer feſt gehalten werdeſt. Letzteres und die damit für Dich verbundenen Kränkungen glaubte ich tragen zu müſſen, ſo lange kein Ausweg Dir klar geworden; nun Du aber nach Gottes Wort und Willen in eine andere Bahn geführt und gedrängt biſt, würde mir das Opfer Deiner Perſon als unberechtigt erſcheinen. Laß Dich auch daran erinnern, daß es in der von Dir angezogenen, mir ſehr paſſend erſcheinenden Schriftſtelle, wo Chriſtus den Apoſteln befiehlt, auch den Staub von ihren Füßen zu ſchütteln, wo man ihre Rede nicht annimmt, nicht heißt: Wartet ab, ob ſich vielleicht noch etliche bekehren möchten, oder ſeid vorſichtig, daß es nicht zu auffallend und verletzend wird; ſondern der Befehl — wie in der Apoſtelgeſchichte die Ausführung — geſchieht kurz und bündig.“

Im Verlauf des ganzen Jahres hatte ſich von den verſchiedenſten Seiten und Geſichtspunkten aus ein mißbilligendes Bedauern über Carl's Dienſt innerhalb der altkatholiſchen Bewegung und noch viel ernſtlicher über ſein gleichzeitiges

Verbleiben in der Curie kundgegeben, aber den negativen Urtheilen in erſterer Beziehung fehlte ein poſitives Gegengewicht. Die meiſten riethen ein abwartendes Verhalten, manche ausgeſprochener Maßen, weil ſie die biſchöfliche Sedisvakanz im Auge hatten, und doch konnte ihm nichts tadelnswerther erſcheinen, als Unthätigkeit in ſo ernſt bewegter Zeit. Einmal hatte er, wohl ſchon einen Bekenntnißwechſel andeutend, geſchrieben: „Aus jenen Briefen erſehe ich, wie ich der Bedauerte bin. Da ich mich dem göttlichen Gnadenzuge nicht widerſetzen will, ſo wird ja auch das Bedauern aufhören, wenn gleich es dann von einer andern Seite angehen wird.“

Sein Bruder F. hatte ihm ſeine Befriedigung ausgeſprochen, daß er wieder einen Wirkungskreis habe. Demſelben antwortete er am 15ten December: „Deine Zeilen und Dein Gruß waren mir eine Freude, und danke ich Dir ſehr für beides. Wundere Dich aber nicht, wenn ich Dich enttäuſche. Ich habe zwar hier thätig eingegriffen, weil ich dieß für Pflicht hielt, indem ich der Sache, für die ich eingetreten bin, auch dienen wollte. Ich hoffe auch, ihr etwas mehr Achtung gewonnen zu haben, und ſehe, daß man dieß auch anerkennt; trotzdem halte ich die Arbeit für unfruchtbar und erachte es nicht für möglich, daß ſich aus unſerer Bewegung hervor das Reich Gottes regeneriren werde. Es ſind leider nur Einzelne unter uns, die überhaupt an dem Reiche Gottes wirkliches inneres Intereſſe nehmen. Proteſt gegen die vaticaniſche Kirche, Wiedervereinigung mit den andern Confeſſionen und Erleichterung in kirchlichen Dingen, das ſind die Intereſſen, von denen unſere Maſſen bewegt werden, und

dieſe ſind für das wichtige Werk, für das wir thätig ſein wollen, abſolut nicht ausreichend und können es nicht ſein. Verdenke es mir daher nicht, wenn in mir der Plan zur Reife gekommen iſt, der evangeliſchen Gemeinſchaft mich anzuſchließen; vorausgeſetzt, daß ich bei mehr Zeit und Studium noch über einige Bedenken hinweg komme. Ich weiß, es iſt ein ernſter, folgenſchwerer Schritt, aber er geſchieht nicht unüberlegt, und ich hoffe, er ſoll mir nicht zum Schaden gereichen. Was in derſelben in innerer Beziehung vertreten wird, dafür bin ich bisher auch eingetreten; nur Form und Schale ſind verändert, und das Aeußere iſt für mich nicht mehr maßgebend, ſeitdem man die vaticaniſche Täuſchung erleben mußte. Das Gebiet des Geiſtes giebt mir allein noch Halt — ich hoffe, auch immer noch einen feſten Halt — und dieſes iſt in evangeliſchen Kreiſen hundert Mal mehr vertreten als bei uns. Ich weiß wohl Ausnahmen zu machen, namentlich bei unſeren Führern; dieſe ſind aber auch von Kindesbeinen an viel mehr mit dem katholiſchen Element verwachſen als ich. Darum iſt es mir auch begreiflich, wenn ſie ſich an die katholiſche Kirche feſtklammern und ſie nicht laſſen wollen. Ich ſuche die Kirche weder in ihrer äußeren Erſcheinung oder Verfaſſung, noch auf dem hiſtoriſchen oder Rechtsgebiet, ſondern ich denke daran, was der Erlöſer ſagt: ‚Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt,‘ und glaube, um ſo feſter daran halten zu müſſen, als die äußere Erſcheinung nur das Bild der Zerſplitterung bietet, ſo daß es dort kaum einen Anhaltspunkt mehr giebt, um zu erkennen, welche Partei Recht, welche Unrecht hat.

Ich weiß, Du wirst bei Deiner Theilnahme für mich über meinen Plan zuerst erschrecken und wünschen, daß ich ihn aufgebe. Doch würde nur eine Verzögerung desselben stattfinden können, denn ich werde wohl kaum zu einer anderen Anschauung kommen. Wankelmuth werden diejenigen in der Ausführung des angedeuteten Planes nicht sehen, welche bei meinem Anschluß an die altkatholische Sache es begreiflich gefunden haben, daß man an einer Form möglichst festhält, in der man so lange gelebt hat und die einem lieb gewesen ist. R. wird mein Entschluß schwer sein. Ich will auch nicht ohne weiteres weichen, sondern möglichst erst einen Nachfolger zu erlangen suchen, doch wird dieß allerdings schwer halten.

Den 18ten. Ich ließ den Brief drei Tage liegen, kann aber zu keiner anderen Anschauung kommen als: Aufgeben einer fruchtlosen Arbeit. Für die Katholiken, die uns angehören, soll ich nur eine Art von Ruhekissen abgeben, und ihnen Vorschub dafür leisten, daß sie sich berechtigt fühlen, eigener Willkür zu folgen, wie es jedem gutdünkt. Was sie aus persönlicher Rücksicht für mich thun, daran darf mir in geistlicher Beziehung nichts gelegen sein, denn das ist noch kein Gottesdienst. Wie vielen liegt aber auch dieses fern, die unsere Kirche z. B. noch nicht einmal betreten haben, und wie viele lassen sich nur durch ein gewisses Ehrgefühl treiben oder durch hergebrachte Gewohnheit. Ein inneres Glaubensleben, wie ich es bei so vielen Protestanten kenne, habe ich bis jetzt noch bei keinem einzigen Gemeindegliede gefunden. Ich rechne ihnen das nicht zur Schuld, denn sie sind das todte Formenwesen von früher her gewöhnt. Du wirst aber zugeben, daß das kein Boden

für eine kirchliche Reformation ist. Dazu gehört mindestens ein für die höchsten Interessen *empfänglicher* Boden; wogegen mir derselbe bei allen in einem Maße kalt erscheint, daß ich gar keine Erwartungen hegen kann. In solchem Falle freiwillig eine Seelsorge fortüben zu wollen, ist kaum möglich; ja ich glaube, daß es nun vielmehr Pflicht ist, den Reigen zum Anschluß an eine Gemeinschaft zu eröffnen, wo noch Glaube vorhanden ist. Mag dann innerhalb dieser Elemente das Verfassungsmäßige berathen werden, wenn die Zeit dazu reif ist. Ich werde mich jedoch dabei nicht zum Reformator aufwerfen, wie ich mich wohl überhaupt schwer dazu entschließen werde, eine geistliche Thätigkeit wieder aufzunehmen, wiewohl man mir eine solche wahrscheinlich anbieten würde.

Daß persönliche Rücksichtsnahme in solchem Falle bis zu einer gewissen Grenze schwinden muß, ist überaus schwer, besonders R. gegenüber; da ich aber durch Abwarten, eigene Thätigkeit und Beobachten glauben muß, das für mich maßgebende Urtheil gewonnen zu haben, so verlangt doch wohl Ehre und Gewissen, auch mit Charakterfestigkeit zu handeln. Ich kann es nicht bereuen, der Bewegung mich angeschlossen zu haben; allein es sollte eben nur ein Durchgang sein, um darin Erfahrungen zu sammeln und auf Grund derselben mit um so völligerer Klarheit weitere Schritte zu thun. Das halte ich für kein Schwanken, sondern für eine psychologisch gerechtfertigte Aufeinanderfolge der Lebensschritte.

Dir werden die vielen äußeren Momente schwer in die Wagschale fallen, allein in den wichtigsten inneren Beziehungen darf man diese doch nicht entscheidend sein lassen. Die Ge-

ſtimmung, die ich in zwei dem Druck übergebenen Predigten in altkatholiſchem Intereſſe ausgedrückt habe, wird zwar unterſchrieben werden; aber ich fühle, wie ich damit iſolirt daſtehe und viel ſtärkere Fühlung in gläubigen evangeliſchen Kreiſen habe."

Den Termin ſeines Zurücktretens vom Predigtamt nunmehr möglichſt kurz ſteckend, bereitete er alles darauf vor und ſah mit neuem Muthe dem neuen Jahre entgegen, „welches," wie er ſchrieb, „etwas Licht in ſeine Verhältniſſe bringen ſollte," wie ſchwer auch andererſeits eine ſo wichtige Entſcheidung ihm fallen mußte, weil der Bruch, der mit dem letzten Schritte erfolgen ſollte, ſowohl in Betreff der Vergangenheit wie der Zukunft die tiefgreifendſte Bedeutung für ſein Leben einſchloß. „Doch ich denke an das morgende Evangelium," ſchrieb er am 2. Januar 1875, „an die analoge Lage Joſeph's: ‚Nimm das Kind und ſeine Mutter und fliehe nach Egypten.' Sein unweigerlicher Gehorſam unter ſchwereren Sorgen iſt ein ſchönes Vorbild. War auch ich geflohen, um das Kleinod der Wahrheit mir zu bergen, ſo heißt es auch bei mir jetzt weiter: ‚Kehre zurück,' doch nicht nach Jeruſalem, ſondern nach Nazareth. Nun, Gottes Wille geſchehe! Er möge mich nicht nur zum Verlaſſen bereitwillig finden, ſondern noch viel mehr zu dem Bekenntniß: ‚Was willſt Du, HErr, das ich thun ſoll? Du haſt mich gerufen, hier bin ich.' Er gebe das abſolute Wollen und dann auch das Vollbringen, da ja beides von oben kommen muß. Die unbefangen Urtheilenden hieſelbſt (in Gleiwitz) verdenken mir meinen Rücktritt nicht. Hoffnung für die kirchliche Be-

wegung haben wenige. Meine hiesigen Gönner werden mich nicht gern fortlassen, wenn mein Abgang ihnen bekannt werden wird. Von einer Beeinflussung meiner Person zu dem beabsichtigten Schritte weiß ich nichts. In entgegengesetzter Weise wird sie unaufhörlich versucht, und der stärkste Druck wird erst noch kommen, doch wird die Sache wohl kaum einen weiteren Aufschub erleiden."

Seine Absicht war nun, sowohl beim Ministerium, als auch in Breslau seinen Austritt persönlich anzuzeigen, die Curie zu räumen und über seine Effekten weitere Dispositionen zu treffen.

Noch ahnte er nicht, daß inzwischen der Cultusminister ihn gegen eine, vom Fürstbischof in eigenhändigem Schreiben unterstützte Petition des Domkapitels, ihn nicht länger in der römisch-katholischen Pfründe zu belassen, in Schutz genommen und das Verbleiben in derselben staatsrechtlich begründet hatte. Mir war es eine Genugthuung, daß sein Plan im Stillen zur Reife gekommen war, ehe politische Fragen ihn direkt berührt und in zweideutigem Lichte hätten erscheinen lassen müssen. „Mein natürlicher Mensch zwar," hatte ich ihm schon früher in dieser Angelegenheit geschrieben, „und die natürliche Liebe will immer zu Dir sagen: ‚Schone Deiner selbst,' in Bezug auf allen Kampf um die Existenz, oder wo es um Ehre und Menschengunst sich handelt; aber der geistliche Mensch antwortet mir durch Dich mit Christi Worten: ‚Hebe dich weg, du bist mir ärgerlich, denn du meinst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist.' Ich glaube aber, daß auch Deine altkatholischen Freunde mehr auf des

‚menſchlichen‘ Petrus Seite ſtehen. Doch auch ſie, welche zu verletzen Dir nicht anders als ſchwer werden kann, werden ſolche Opfer, wie Du ſie äußerlich zu bringen haſt, reſpektiren müſſen. Viele, deren Mißbilligung und Befremdung Dir nicht gleichgültig ſein kann, werden Dir ihre Achtung wieder zuwenden, und jedermann wird erkennen müſſen, daß nur innere Beweggründe Deine Schritte leiten.“

Während wir nun aber meinten, es werde dieſer Jahresſchluß auch zu des Kampfes Abſchluß und damit zur Ruhe führen, ſollten wir erſt noch inne werden, wie es meinem Sohne faſt niemals beſchieden war, einfach ſeinen Weg zu gehen, ſo wie er ihn für recht erkannt hatte, ſondern zur Rechten und zur Linken ſich erſt zur Wehre ſetzen und gegen Freunde und Feinde ſich durchkämpfen mußte. So geſchah es auch hinſichtlich ſeines projektirten Austritts aus der altkatholiſchen Gemeinſchaft und ſeiner Entfernung von Gleiwitz, wie ſein folgender Brief vom 8. Januar beſagt:

„Da meine Leiden und Kämpfe, meine Wünſche und Hoffnungen, meine Abſichten und Pläne und all mein inneres Denken und Sinnen bei den dunkeln und doch ſo wohlgemeinten Führungen Gottes von Dir getheilt und mitempfunden werden, ſo ſchicke ich Dir die beifolgenden Briefe. Lies dieſelben erſt, ehe Du den meinigen weiter lieſt.“ Sie enthielten allerdings die verſchiedenſten, zum Theil ſchlagendſten Argumente in äußerer und innerer Beziehung, um ihn noch in Gleiwitz und ſeiner ganzen bisherigen Lage und Stellung feſtzuhalten. „Nun nimm hinzu,“ ſchreibt er weiter, „welche Beſtürzung mein Weggehen von hier erregt hat, und Du

wirst Dir vorstellen, wie mir zu Muthe war. Ich bin jetzt wieder ruhig geworden, nachdem ich mir überlegt habe, welche Absicht Gott damit haben kann, mir solchen Widerspruch entgegenzusetzen. Meine Anschauung hat sich natürlich nicht geändert, aber ein Aufschub wird vielleicht heilsam sein. War und ist auch der eine Grund meines beabsichtigten Ausscheidens gerechtfertigt, nämlich der, welcher sich auf die kirchliche Bewegung bezieht, so mochte das Abschüttelnwollen des mit meiner Stellung verbundenen Joches und das geringe Interesse an meiner geistlichen Aufgabe Gott doch nicht gefallen. Ich sehe das „aufgeschoben" aber nicht als „aufgehoben" an. Mein Austritt ist wenigstens vorbereitet und wird auch müssen öffentlich vorbereitet werden durch Klarlegung dessen, wovon ich allein den guten Ausgang einer Reformbewegung erwarten kann. Man wird dann wenigstens meinem Austreten nicht mehr „Feigheit" oder Verrath oder Undank u. s. w. vorwerfen können. Auch hätte ich wohl erst bei dem Kaiser um meine Entlassung nachzusuchen und den Bescheid abzuwarten, ehe ich plötzlich quittire. Wohl mag es unrecht sein, daß ich dem vielseitigen Widerspruche gegenüber immer wieder nachgiebig werde, obwohl ich nicht alles zugestehe, was man mir schreibt, und meine Anschauung weder ganz willkürlich noch beeinflußt ist. Mir ist es immer, als sei der ‚Stachel' dabei mit thätig, dem zu widerstreben schwer sein wird.

Interessant war es mir, gestern einem Worte von Martin Boos zu begegnen, als er die verschiedensten Aufforderungen erhielt, in die evangelische Kirche überzutreten. ‚Wahr ist's,' sagt er, ‚es ärgert mich vieles an meiner Mutter (der Kirche),

aber an andern Müttern ärgert mich auch vieles. Wo sollen wir hin, um kein Unkraut unter dem Weizen zu finden? Bloß um der zeitlichen Ruhe willen, die ich noch ein oder zwei Jahre zu genießen hätte, möchte ich nicht einen Schritt thun, der so viele ärgerte und beunruhigte. Jätet uns unsere Mutter als Unkraut aus vor der Ernte, so bleibt uns freilich keine andere Wahl übrig; wir müssen froh sein, wenn eine andere mitleidige und barmherzige Mutter uns als arme und hinausgeworfene Waisen an- und aufnimmt. Aber selbst zu gehen, sollten wir uns fürchten.' Und von Goßner las ich vorhin das Wort aus einem seiner Briefe, das ich gern unterschreibe: ‚Gott hat uns längst die Barmherzigkeit gethan und die Augen geöffnet zu sehen, daß das Heil allein in Ihm, in Christo, und nicht in dem Namen und der Form: lutherisch oder katholisch liege.' Daher er sich auch bei der Einsegnung der Kinder folgender Formel bediente: ‚Ich segne euch hiermit ein und nehme euch auf nicht in die katholische, nicht in die lutherische oder reformirte Kirche, sondern in die einzig wahre und allein selig machende allgemeine.'

Meine Anschauung über die Bewegung bleibt die der Wüste, die ohne besonderen Gnadenthau von oben nicht fruchtbar zu machen ist; und wie wenig geschieht, um denselben zu erlangen! Wie gering müßte übrigens ihr Werth sein, wenn man gerade auf mich dabei so stark rechnen zu sollen meinte. Schmerzlich wird es Euch sein, Eure Hoffnung vorläufig getäuscht zu sehen. Der Sache nun ‚bloß zum Opfer zu fallen', wie E. schreibt, und gegen meine Ueberzeugung, dazu habe ich in der That nicht Lust. Unterdessen

aber kann und darf ich mich an das Berechtigte dabei halten, und das ist und bleibt die von Gott mir zugetheilte Ehre, von Seinem Evangelium Zeugniß geben zu dürfen. Aber wie fehlt es dazu mehr wie je an aller Tüchtigkeit, und wie wird die Freudigkeit dazu auch nur für die geringste Dauer zu erhalten sein, wenn sich alles als fruchtlos erweist? Ich muß Gott danken, daß man mich mit meiner schwachen Leistungsfähigkeit noch trägt und zum Theil mich auch gern hört. Gern gehört werden und doch so wenig ausrichten zeigt recht, wie sehr es dem Prediger an der rechten Weisheit fehlt, und daß er der dazu erforderlichen Mittel sich zu wenig bedient, aber auch dazu gehört ein anderer Mensch, als ich bin.

Wie lange mein Warten noch dauern soll, steht in Gottes Hand. Komme ich dahin, daß es ‚meine Speise' wird, ‚Gottes Willen zu thun', so kann ich ja allerdings immer und überall zufrieden sein; nur ist leider der entgegenstehende Wille zu stark, und daher der Kampf und alles, was er im Gefolge hat. Doch es heißt ja auch: ‚Freuet euch, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet,' und dann wird auf den Segen der Anfechtung hingewiesen; also darf man sich nicht zu sehr beunruhigen. Indessen will ich weiter hoffen und versuchen, dem Sterne (Epiphanias) weiter nachzuziehen. Mit Gottes Hülfe wird ja das ersehnte Ziel auch noch erreicht werden."

Mein Antwortschreiben und nachfolgende Briefe enthielten unter anderm Folgendes: „Ich kämpfe, bete und leide mit Dir; der HErr wird Dir Kraft geben, nicht zu unterliegen unter so schweren Anfechtungen. Allerdings waren die betreffenden

Briefe, jeder nach ſeiner Weiſe, voraus zu ſehen, und daß Deine Waffenrüſtung ihnen nicht widerſtand, zeigt wohl entweder, daß Du in der That nachgeben ſollteſt, oder daß Dein Entſchluß noch nicht klar und reif geweſen iſt. Er war in Deinem Herzen noch nicht auf göttlichen Befehl geſtellt, noch nicht auf irgend ein Dir nicht Ruhe laſſendes Gotteswort gegründet, und ſo wird Dein Kampf, mein armer, geliebter Sohn — und mit ihm der meinige — wohl noch lange nicht aufhören. Tröſtlich iſt es mir, daß Du ſchreibſt: ‚Deine Anſchauung habe ſich nicht geändert,‘ und ebenſo iſt mir die Meinung von P. B. beruhigend, daß, ſo einverſtanden wir in negativer Hinſicht mit Dir ſein müßten, ſo könnten wir doch nicht anders wünſchen, als daß weitere entſcheidende Schritte noch nicht geſchähen, was auch die Anſicht Deines Schwagers iſt.

Auf Deinem Poſten feſtgehalten, wirſt Du Dir zunächſt neue Kraft und neuen Muth erringen müſſen. Nenne es nicht Trägheit und Unluſt des natürlichen Menſchen, wenn Du nicht mit Freudigkeit das Evangelium zu verkündigen vermagſt. Wiederholt haſt Du es ausgeſprochen, wie Du Dir darin Gewalt anzuthun und den alten Menſchen zu kreuzigen ſuchteſt, ſo daß ich glaube, die Verleugnung, die Du bereits geübt, und die Anſtrengungen, die Du gegen Deine Natur gemacht, müßten ſchon mit fühlbarem Segen, Frieden und Freude gekrönt werden, wenn dieſer Weg der Dir von Gott angewieſene wäre. Es iſt mir deßhalb der Vergleich Deiner Lage mit der des Apoſtels Paulus, wie ſolcher in einem der an Dich gerichteten Briefe gemacht wurde, nicht richtig erſchienen.

Paulus stand in vollster Gewißheit der göttlichen Berufung, war nicht ‚als einer, der in die Luft streicht', sondern that gewisse Tritte, predigte mit aller Kraft und Zuversicht, ohne Zweifel und Zagen das Evangelium, weil er in diesem Dienste als in seinem Elemente sich fühlte. Davon ist ja bei Dir gerade das Umgekehrte der Fall. Nicht das Evangelium ist Dir fremd, Gottlob! sondern das Gebiet, auf dem Du es fruchtlos verkündigst. Dagegen scheint mir das Gleichniß vom ‚Stachel', worüber ich Deine Auslegung zwar nicht recht zu deuten weiß, hierher zu gehören. ‚Es wird dir schwer werden, wider den Stachel löcken' (luth. Uebers.), was ich mir so auslege: ‚Es wird Dir schwer werden, da weiter zu wirken, wo Dich Gott nicht haben will.' Die Citate von Boos und Goßner sind auch mir sehr anziehend gewesen. Nun aber: ‚ausgejätet und ausgeworfen' bist Du bereits, denn ich kann die Altkatholiken nicht mehr als im Verbande mit der katholischen Kirche ansehen; da fragt es sich also, welche der fremden Mütter Dir Aufnahme gewähren wird? Ihre Arme nach Dir ausstrecken werden sie alle; aber Dir werden sie vielleicht nicht alle gefallen. Darum liegt alles daran, daß Gott, der Heilige Geist, selbst Dich in alle Wahrheit leite und Dir den Weg zeige, den Du gehen sollst.

Meine heutige Morgenbetrachtung über Matth. 7, 9—11 fängt mit den Worten an: ‚Je dunkler der Grund, um so besser hebt sich von ihm aus die helle Farbe, und gegenüber der Finsterniß leuchtet das Licht in seinem vollen Glanze.' Dunkel ist es ja um Dich, aber es fehlt Dir auch nicht an Licht von oben. In dunkler Nacht nur sieht man die Sterne;

das Tageslicht muß erst verschwinden. Aber auch die Sonne wird Dir wieder scheinen. Ich schließe mit der Abschrift einiger Verse:

Reiche Deinem schwachen Kinde,
Das auf matten Füßen steht,
Deine Gnadenhand geschwinde,
Bis die Angst vorübergeht.
Wie die Jugend gängle mich,
Daß der Feind nicht rühme sich:
Er hab ein solch Herz gefället,
Das auf Gott sein Hoffnung stellet.

* * *

Ich traue Deinen Wunderwegen,
Sie enden sich in Lieb und Segen.
Genug, wenn ich Dich bei mir hab!
Ich weiß, wen Du willst herrlich zieren
Und über Sonn und Sterne führen,
Den führest Du zuvor hinab.

Nun, ‚des HErrn Rath ist wunderbar, aber Er führt es herrlich hinaus.‘ Dessen getröstet sich für Zeit und Ewigkeit

Deine Mutter.“

Im Ganzen war meinem Sohne das nun eingetretene Provisorium leichter zu ertragen, als die demselben vorausgegangene Krisis, die zur Entscheidung drängte, ohne daß jemand darauf vorbereitet war, während nun sein Austritt allen nur als eine Frage der Zeit erschien; ja, diese Wendung der Sache überhob ihn der für ihn so schwer wiegenden Verantwortlichkeit, eine Gemeinde plötzlich zu verlassen und in üblere Lage zu bringen, als sie vor seinem Eintritt gewesen,

welche ihm mit Vertrauen entgegen gekommen war und durch viele Opfer ihm ihre Anerkennung an den Tag gelegt hatte. Es waren Persönlichkeiten darunter, welche ihm an kirchlicher Gesinnung und religiösem Interesse zu wachsen schienen, und an denen er Seelsorge gern weiter fortgeübt haben würde.

Da er die Berechtigung der kirchlichen Bewegung nach wie vor anerkannte und innerhalb derselben einen Standpunkt einnahm, von welchem aus er nur das positiv Christliche mit offnem Bekenntniß vertrat, so meinte er um so eher durch das Hinausschieben seiner Trennung der Nächstenliebe ein Opfer bringen zu dürfen. Er schreibt weiter darüber: „Ich weiß wohl, daß das Reich Gottes Gewalt leidet und ein männliches Handeln erfordert. Auf der andern Seite verlangt es aber auch, daß wir werden wie ein Kind, das sein Gemüth für alle guten Eindrücke offen erhält. Das verursacht ja eben Kampf. Wie viel leichter wäre derselbe, wenn man über die Grenzen der erlaubten Rücksichten immer im klaren wäre. Durch diese Schwierigkeit leidet freilich die männliche Entschiedenheit, und doch führt Gott zu den nothwendigen entscheidenden Handlungen, wenn die genommenen Rücksichten vor Ihm Anerkennung finden; und so denke ich, wird es in dem gegenwärtigen Falle auch sein."

Eine so beruhigende Sprache kam meinem Bedürfniß sehr entgegen, denn leider konnte ich unter so unklaren und schwankenden Zuständen meiner Besorgniß und Ungeduld kaum mächtig werden. Besonders lag mir das ungewisse Hinausschieben der Amtsniederlegung und Verzichtleistung auf Gehalt und Wohnung in der Curie — in deren Beibehalt ich stets eine

Rechtsverletzung erkannte — centnerschwer auf dem Herzen; so wie auch die Bekenntnißfrage — wiewohl ohne Noth — mir gefährdet schien. Es raubte mir Schlaf und Ruhe, und ich konnte nichts als an den armen Hartbedrängten denken und das Gedachte niederschreiben, zumal das wohlthuendste in solchen Fällen, nämlich persönliches Aussprechen mit ihm, als wodurch sofort immer alles Dunkle licht zu werden pflegte, bei der weiten Entfernung mir versagt blieb. Er antwortete darauf: „Bei Deinen Briefen denke ich immer an die Henne, die den Raubvogel in der Ferne erblickt und dann voll äußerster Besorgniß ist," und sprach mir sein Bedauern unter tröstlichen Betrachtungen aus.

„Das Bild von der Gluckhenne," erwiederte ich, „ist sehr treffend und würde eine heitere Illustration zu meinen Briefen abgeben. Bei den letzteren mußt Du Dir aber vorstellen, daß, sobald der gährende Stoff übergeflossen ist, immer Erleichterung eintritt, und wenn vollends ein Brief wie Dein letzter hinzukommt, immer im engsten Zusammenhange mit unserm gemeinsamen Verhältniß zu Gott, so wird der Gleichmuth wiederhergestellt, dessen beklagenswerthe Beweglichkeit noch die ungezähmte Herrschaft des alten Menschen mit seinem Unglauben und seiner Verzagtheit beweisen, zu meiner großen Beschämung und Eurer Beunruhigung."

Die Zeit der interimistisch fortgesetzten Amtsthätigkeit, für welche übrigens eine Ablösung in Aussicht trat, war nur geeignet die inneren Fragen zu weiterer Entwicklung zu fördern. So hatte er in einem die Gründe seines vorläufigen Verbleibens in Gleiwitz betreffenden Schreiben hinzugefügt:

„Was aber die Hauptsache ist: in meiner Anschauung vom Altkatholicismus selbst und in meinem Pflichtbewußtsein, nach der bereits gewonnenen Klarheit über die mangelnde Lebensfähigkeit dieser ganzen kirchlichen Bewegung aus derselben auszuscheiden, hat sich nichts geändert. Die gegen mein Scheiden von hier vorgebrachten Argumente sind mir sämmtlich nicht stichhaltig und vermögen nicht, mich zu einer andern Ueberzeugung zu bringen. Selbst mein edler Freund W. hat eine zu wissenschaftliche Auffassung von der Kirche und dem Christenthum. Er theilt nicht den absoluten Glaubensstandpunkt und kann deßhalb mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Kirche nicht brechen. Hat nun auch das Werthlegen auf die letztere seine Berechtigung, so verschwindet es mir doch der Hauptsache gegenüber."

Daß er diesem seinem Herzensfreunde, dem Vorbilde seiner Jugend, dessen Einflusse er sich immer so 'gern hingegeben hatte, weil er ihn sich weit überlegen fühlte, dennoch entgegen handeln und trotz der Voraussicht, ihm auf das empfindlichste wehe zu thun, das nachfolgende briefliche Bekenntniß — gleich wie einige Wochen früher seinem Bruder F. — ablegen konnte, bestätigt das Urtheil D. B.'s, welcher das Vertrauen zu ihm ausgesprochen hatte, daß, sobald ihm eine Ueberzeugung gewiß und zur Gewissenssache geworden, er ihr auch um jeden Preis und jedes Opfer folgen würde. In dem erwähnten Briefe an seinen Freund W. aber heißt es unter anderm: „Zu dem Kampfe für das Reich Gottes in seiner ganzen Gestaltung, wie wir ihn unternommen haben, gehört eine Schar, wie sie Gideon zur Seite hatte, und diese fehlt

uns. Wer weiß, ob ſolche Glaubenskraft auch nur in einem Einzigen unter uns vorhanden iſt . . . Thäten wir auch möglichſt das unſrige, und Gott das Seinige, aber der Boden nähme den ausgeſtreuten Samen nicht auf, ſo retteten wir wohl unſere eigene Seele durch Gottes Gnade, die der Treue nicht vergißt; aber die Frucht fürs Ganze bliebe dennoch aus. Den nöthigen Fruchtboden habe ich bis jetzt nicht gefunden, wenn wir auch eine Menge braver Menſchen haben. Das Reich Gottes will in die tiefſten Tiefen der Seele hineindringen; dazu reicht ein wenig oberflächliche Frömmigkeit nicht hin. Man hört und hört doch nicht, wenn das Wort Gottes gepredigt wird; darum kann es in der Seele nicht Wurzel faſſen und ſie nicht umwandeln; und geſetzt auch, es machte bei einigen Eindruck — daß das Senfkorn zu einem Baume werde, unter dem die Völker ſich ſammeln, daran iſt nicht zu denken . . . Die eigene Luſt am Amte wird vollſtändig abgeſtumpft, wo ſoll da der Segen Gottes herkommen? Buchmann ſagt ganz recht, daß die Leute nicht reif ſeien zu einer ſolchen Reformation. Was dieſe als Nahrung für ihre Seelen brauchen, das konnten ſie, meine ich, auch auf dem vorigen Wege zur Genüge finden. Sie hätten auch noch gegen manchen ſchlimmeren Feind zu Felde zu ziehen, als gegen die Unfehlbarkeit. Da dieß aber nicht geſchieht, ſondern im Gegentheil die Freiheit nur um ſo mehr als Deckmantel der Bosheit benutzt wird, ſo kann unſere Bewegung auf keinen Erfolg rechnen, auch wenn ſie zehn Mal ſo umfänglich wäre . . . Kurz, mir fehlen ſämmtliche Momente, welche zu einer Wiederherſtellung der Kirche Gottes unter uns gehören, vor allen

anderen: der Glaube — und was nützt mir dann die Form? Was nützt mir die Reinigung von diesem und jenem, wenn die Hauptsache fehlt? Ich rede nicht von einem oberflächlichen Glauben, sondern von dem apostolischen Glauben, wie er in dem Römerbriefe, Galaterbriefe u. s. w. beschrieben wird. Lieber verzichte ich also auf die Form und halte mich an den Kern, und dieser ist in der lutherischen Reformation als das alleinige Princip aufgestellt, weßhalb ich für diese weit mehr Sympathie habe als für die unsrige, wenngleich ich dieser die relative Berechtigung nicht absprechе . . . Ich weiß, daß ein Ausscheiden für mich demüthigend sein wird vor der Welt, und leider wird es auch für Euch demüthigend sein, und das thut mir unendlich leid. Wie gern hätte ich meinen Schritt aus Liebe für Euch vermieden, allein ich habe geprüft und erwogen, habe mit gearbeitet, habe meine Erfahrungen gesammelt; nun ist es Zeit, auch das Facit zu ziehen und demgemäß die weiteren Pläne zu machen. Mein natürlicher Mensch empfindet es dabei genug, wie das Himmelreich Gewalt leidet; allein Gottes Gnade verlangt es, und ich kann und will mich dem nicht widersetzen, so sehr mir auch die Mitbetheiligten dabei leid thun. Du glaubst, ich würde mich in der lutherischen Kirche unbefriedigt fühlen, und R. meint das gleiche und weist mich hin auf die ecclesiola. Suche ich aber wirklich das Innere, so werde ich mich auch über das Aeußere hinwegzusetzen wissen und dieß um so mehr, als mir bei uns das letztere schwer zu tragen ist. Wenn ich mir z. B. bei jeder Messe sagen muß: das ist nicht die Abendmahlsfeier, wie sie dein Heiland eingesetzt

hat, und dabei auf ein Warten für lange Zeit soll angewiesen bleiben, so wird das peinigend und unerträglich."

Ein neues Lebensjahr sollte nun für Carl beginnen. Ich schrieb ihm dazu am 29. Januar: „So ist denn wieder ein Jahr heißen Kampfes vorübergegangen, und der Eingang in das neue Jahr findet Dich noch auf dem Kampfplatze, den Du eine ‚Wüste' nennst, aber durch Gottes Gnade wohl nahe am Ausgang derselben, so daß ich zwar noch unter Hoffen und Harren, aber doch in der frohen Zuversicht diesen neuen Lebensabschnitt mit Dir begrüße, daß er einer ruhigeren und geistig klareren Zukunft Dich entgegenführen wird ... Ich zweifle nicht, daß Du auch auf viele besondere Gnadenerfahrungen zurückblicken wirst beim Schlusse dieses Jahres nach der Verheißung: ‚Ich will sie locken und in eine Wüste führen und freundlich mit ihr reden,' und daß Deine Seele voll Dank und Anbetung die Treue Deines Gottes preisen wird. Er wolle auch ferner Sich zu Dir halten als der treue Gott und Heiland, der es ‚den Aufrichtigen gelingen läßt'."

Hofacker's Predigten und Löhe's drei Bücher von der Kirche waren ihm liebe Geschenke, so wie ihn zu Weihnachten ein Haus-Choralbuch sehr erfreut hatte. Aus allem schöpfte er gern und fleißig die Nahrung, für die er immer mehr Geschmack und Verständniß gewann. In der Beantwortung des Geburtstagsbriefes seiner Schwester Mathilde schreibt er: „Ich habe ja freilich Ursache Gott zu preisen, daß Er mich durch nun schon dreiundvierzig Jahre so väterlich getragen hat. Wie weit müßte man sein, wenn man sich so recht hätte

führen lassen und der Treue mit Treue begegnet wäre! Und umgekehrt, in welcher Tiefe läge man längst, wenn Gottes Langmuth nicht an Stelle der Gerechtigkeit getreten wäre, und wenn Er hätte der endlosen Untreue gedenken wollen! Möge Gottes Langmuth und Barmherzigkeit kein Ende nehmen, damit ich nicht einem selbstverschuldeten Gerichte anheimfalle! Doch es ist ja verheißen: ‚In Ewigkeit währt Seine Barmherzigkeit.‘ Also dieser Anker bricht nicht, wenn wir uns nicht selbst ihm entwinden. O möge unser HErr und Heiland uns alle fesseln, damit Sein starker Arm durch die hochgehenden Wogen dieser gegenwärtigen Zeit uns glücklich und sicher hindurch- und hinüber trage. Mein Reisegepäck für die diesseitige Reise, sollte man meinen, müßte sehr gering sein, da ich allein stehe, und ich müßte also so frei und fröhlich durch die Welt gehen können, daß alle Hindernisse leicht zu überwinden wären; und doch ist der Mensch sich selbst so viel Gepäck, und legt sich selbst so viele Fesseln an, lähmt seine eigenen Füße und sieht so viel abwärts statt aufwärts, daß die Reise gar langsam geht, und daß statt Freiheit oft Knechtschaft gefühlt wird. Ich erzähle Dir damit nichts Neues, denn es geht uns ja leider allen so, daß wir die fröhlich machende Freiheit der Kinder Gottes so leicht preisgeben. Trotzdem fühlen wir doch auch die letztere noch immer in uns, denn wir wissen und empfinden: ‚Ist Gott für uns, so sind in dem Einen mehr für uns als wider uns.‘ Schwach und doch immer wieder gekräftigt; blind, und doch immer wieder erleuchtet; gedrückt, und doch immer wieder erhoben; verwundet, und doch immer wieder geheilt! Welch endloses Loblied müßte also unser Leben

neben allem eigenen Jammer ſein! Möge es denn ſo ſein, und möge auch aus der Schwachheit Gottes Ruhm erwachſen! Er bleibe gelobt, geliebt und geprieſen in allem und durch alles; ja mögen wir ſelbſt Sein Loblied werden, indem Sein Wille vollkommen an uns geſchehe! — Laß Dich aber durch die mit der Schreibfeder aufgefangenen Funken nicht täuſchen, als brenne es in mir. Das Reiſegepäck verbrennt nicht ſo leicht. Dieſe Art von Ballaſt iſt leider ſo feuerfeſt, daß es nur ein Feuer giebt, welches ſie zu verzehren vermag, und an dieſem fehlt es eben."

Noch immer war an einen Nachfolger für ihn in Gleiwitz nicht zu denken, und ſo blieben die Verhältniſſe proviſoriſch. Weil wir länger als gewöhnlich keine Nachricht hatten, ſo ſchrieb ich ihm am 4. März: „Sollteſt Du wieder in neue Kämpfe verwickelt ſein, ſo beſorge nur nicht mich aufzuregen. Mein Vertrauen in Deine Geſinnung und in die Wege Gottes mit Dir nach innen und außen wird mich ſtille machen, wie es auch kommen möge. Wenn auch z. B. ein eventuelles Verbleiben im Kanonikat mir wieder zur Anfechtung werden ſollte, ſo würde es mich doch nicht irre an Dir machen. Ich bitte inzwiſchen beſtändig um des Heiligen Geiſtes Licht und Kraft für Dich, daß Er Deinen Gang gewiß machen möge nach Gottes Worte." Es war mir keineswegs verborgen, welchen äußeren Bedrängniſſen mein Sohn durch die innerlich gebotene Niederlegung ſeines Amtes entgegen ging; aber wie mit geſchloſſenen Augen ſah ich darüber hinweg, und manchen mochte meine Sorgloſigkeit wie Leichtſinn erſcheinen. Schon früher hatte ich darüber geſchrieben: „Es iſt mir faſt befremd-

lich, daß, sobald Du auf dem Wege bist, wo die Frage entsteht: ‚Woher nehmen wir Brot?‘ ich froh und fröhlich bin, und sobald Du wieder in sicherem Gehalte bist (aber nicht direkt um deßwillen), wird mir angst und wehe ums Herz; wenn auch zugleich wohl und behaglich in äußerer Hinsicht. Ersteres kommt wohl nicht aus Fleisch und Blut, sondern vom Geiste Gottes. Die Versuchungen und Anfechtungen werden bei mir nachkommen, aber ich fürchte sie nicht. Durch solche Dunkelheit strahlt Gottes Hülfe und Herrlichkeit am tröstlichsten hindurch, wenn auch oft nur wie aus weiter Ferne.“

Nicht ohne Sorge begleitete ich Carl im Geiste nach Breslau, wohin er im Interesse seiner Gemeinde, hauptsächlich um beim Ober-Präsidenten in der Gehaltsfrage für seinen Nachfolger in Gleiwitz Klarheit zu gewinnen, zu reisen gedachte, und wo er in seinen Entschlüssen leicht wieder aufgehalten werden konnte; aber ich erhielt tröstliche Nachrichten durch D. B., der ihn dort besucht hatte. Ihm selbst hatte dieser geschrieben: „Ich bin seit unserm Zusammentreffen sehr getrosten Muthes Ihrethalben; der HErr wird Sie Seinen Weg zu großem Frieden gewiß wissen lassen und mit Seinen Augen Sie leiten. Ob ein Ersatz für Sie in Gleiwitz in Aussicht stehen mag? So dringend Sie dieß wünschen müssen, dennoch wird Ihre schließliche Entscheidung nicht davon abhängen können, denn sonst läge es ja im Interesse derer, welche Sie festhalten wollen, für einen Ersatz so langsam als möglich zu sorgen.“

Ich rücke hier noch einen meiner Ermuthigungsbriefe aus

neben allem eigenen Jammer ſein! Möge es denn ſo ſein, und möge auch aus der Schwachheit Gottes Ruhm erwachſen! Er bleibe gelobt, geliebt und geprieſen in allem und durch alles; ja mögen wir ſelbſt Sein Loblied werden, indem Sein Wille vollkommen an uns geſchehe! — Laß Dich aber durch die mit der Schreibfeder aufgefangenen Funken nicht täuſchen, als brenne es in mir. Das Reiſegepäck verbrennt nicht ſo leicht. Dieſe Art von Ballaſt iſt leider ſo feuerfeſt, daß es nur ein Feuer giebt, welches ſie zu verzehren vermag, und an dieſem fehlt es eben."

Noch immer war an einen Nachfolger für ihn in Gleiwitz nicht zu denken, und ſo blieben die Verhältniſſe proviſoriſch. Weil wir länger als gewöhnlich keine Nachricht hatten, ſo ſchrieb ich ihm am 4. März: „Sollteſt Du wieder in neue Kämpfe verwickelt ſein, ſo beſorge nur nicht mich aufzuregen. Mein Vertrauen in Deine Geſinnung und in die Wege Gottes mit Dir nach innen und außen wird mich ſtille machen, wie es auch kommen möge. Wenn auch z. B. ein eventuelles Verbleiben im Kanonikat mir wieder zur Anfechtung werden ſollte, ſo würde es mich doch nicht irre an Dir machen. Ich bitte inzwiſchen beſtändig um des Heiligen Geiſtes Licht und Kraft für Dich, daß Er Deinen Gang gewiß machen möge nach Gottes Worte." Es war mir keineswegs verborgen, welchen äußeren Bedrängniſſen mein Sohn durch die innerlich gebotene Niederlegung ſeines Amtes entgegen ging; aber wie mit geſchloſſenen Augen ſah ich darüber hinweg, und manchen mochte meine Sorgloſigkeit wie Leichtſinn erſcheinen. Schon früher hatte ich darüber geſchrieben: „Es iſt mir faſt befremd-

lich, daß, sobald Du auf dem Wege bist, wo die Frage entsteht: ‚Woher nehmen wir Brot?‘ ich froh und fröhlich bin, und sobald Du wieder in sicherem Gehalte bist (aber nicht direkt um deßwillen), wird mir angst und wehe ums Herz; wenn auch zugleich wohl und behaglich in äußerer Hinsicht. Ersteres kommt wohl nicht aus Fleisch und Blut, sondern vom Geiste Gottes. Die Versuchungen und Anfechtungen werden bei mir nachkommen, aber ich fürchte sie nicht. Durch solche Dunkelheit strahlt Gottes Hülfe und Herrlichkeit am tröstlichsten hindurch, wenn auch oft nur wie aus weiter Ferne.“

Nicht ohne Sorge begleitete ich Carl im Geiste nach Breslau, wohin er im Interesse seiner Gemeinde, hauptsächlich um beim Ober-Präsidenten in der Gehaltsfrage für seinen Nachfolger in Gleiwitz Klarheit zu gewinnen, zu reisen gedachte, und wo er in seinen Entschlüssen leicht wieder aufgehalten werden konnte; aber ich erhielt tröstliche Nachrichten durch D. B., der ihn dort besucht hatte. Ihm selbst hatte dieser geschrieben: „Ich bin seit unserm Zusammentreffen sehr getrosten Muthes Ihrethalben; der HErr wird Sie Seinen Weg zu großem Frieden gewiß wissen lassen und mit Seinen Augen Sie leiten. Ob ein Ersatz für Sie in Gleiwitz in Aussicht stehen mag? So dringend Sie dieß wünschen müssen, dennoch wird Ihre schließliche Entscheidung nicht davon abhängen können, denn sonst läge es ja im Interesse derer, welche Sie festhalten wollen, für einen Ersatz so langsam als möglich zu sorgen.“

Ich rücke hier noch einen meiner Ermuthigungsbriefe aus

dieſer Zeit ein: „Obgleich ich auf äußere und innere Bedrängniß im Gedanken an Dich und Deine Zukunft mich gefaßt mache, ſo ſteht doch Gottes Wort und Gebot maßgebend darüber: ‚Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches alles zufallen.‘ Je mehr ich in Deinem letzten Briefe erkenne, daß der Blick in die Zukunft Dir Bangigkeit macht, deſto mehr vermerke ich auch zu großem Troſte die Macht des Glaubens und der Wahrheit, welche allein ſolches überwindet, und ich bete lobpreiſend Gott an, der Dich nöthigt mit der That zu ſprechen: ‚Nein ab und Chriſto an.‘ Laß Dich's nur keinen Augenblick gereuen, auch dann nicht, wenn Schwierigkeiten über Schwierigkeiten folgen werden; Chriſtus, Dein Meiſter und HErr, welcher nicht hatte, wo Er Sein Haupt hinlegen konnte, wird Dir überwinden helfen.

Sich in Ergebung darein finden, wenn man von anſehnlichem Gehalt, Ehrenſtelle und bequemer Wohnung nicht allein auf nichts reducirt wird, ſondern nach allen Mühſeligkeiten und des Tages ertragener Laſt und Hitze wieder von vorne anfangen muß, ſich Beruf und Exiſtenz zu ſuchen, iſt wohl ſchwer; aber viel ſchwerer iſt doch, ſolches um des Gewiſſens willen freiwillig ſelbſt veranlaſſen. Darum wiederhole ich, daß dazu nur die Macht der Wahrheit, wie wir ſie in Chriſto ſelbſt ergriffen haben, das Vermögen darreicht. Er müßte Sich ja ſelbſt verleugnen, wenn Er Seinen getreuen Diener und Nachfolger im Stich laſſen wollte. Muß es auch aus einem Läuterungsfeuer ins andere gehen, bis Seine Schmelzarbeit vollendet iſt und Er Sein eigen Bild im gereinigten

Silber erkennt, so wird es eben der Weg zum Frieden sein, schon diesseits und wie viel herrlicher noch jenseits!"

Ehe der entscheidende Schritt geschah, schrieb Carl am 11. März: „Da ich keine Ablösung bekomme, so werde ich hier in einschneidender Weise wehe thun, wenn ich fort gehe, und doch bleibt nichts anderes übrig. Wundere Dich übrigens nicht, wenn ich diesen Abbruch erst nach meiner Rückkehr von Berlin" — woselbst er um seine Entlassung persönlich einkommen wollte — „vollziehe. Gerade die Reise dahin soll mir festeren Anhalt dafür geben, denn in dieser Sache verständlich werden ist kaum möglich. Der Fall ist ungefähr der, wie wenn Waisenkinder einen Pfleger gefunden haben und werden von diesem plötzlich wieder an die Luft gesetzt; oder denke ich an mich selbst, so gebe ich mir das Ansehen eines Soldaten, der vor dem Feinde die Flucht ergreift, oder jenes Arbeiters, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nun rückwärts schaut, oder jenes Miethlings, der die Schafe dem Wolfe überläßt, oder jenes Leviten, der keine Barmherzigkeit zu üben Lust hatte, oder jenes faulen Knechts, der das Schweißtuch dem Schweiße vorzog u. s. w. Kurz, die Situation ist nicht gerade angenehm, muß aber durchgemacht werden."

Den Plan einer Reise nach Berlin hatte Carl aufgegeben, aber am 18. März sein Entlassungsgesuch an den Minister abgeschickt. Ich sprach ihm die tiefste mütterliche Theilnahme an diesem wichtigen Schritte aus, verbunden mit der Zuversicht, daß der HErr sein Opfer wohlgefällig ansehen und ihn auch im äußeren nicht verlassen noch versäumen werde. „Zwar wird der böse Feind die Situation nicht unbe-

nutzt lassen wollen," schrieb ich weiter, „und vielleicht durch andere oder in unseren eigenen Herzen Anfechtungen und Fragen der Reue und des Bedauerns erwecken; aber der ihn besiegt hat, ist mit Dir und wird nicht zugeben, daß der Friede Dir gestört werde."

Der Abschied von Gleiwitz, wo er in der Fastenzeit noch reichliche Arbeit hatte, rückte immer näher, und ohne genaue Nachrichten darüber zu haben, durchlebte ich im Geiste mit ihm, was ihm nach außen und innen das Herz schwer machen mußte, und einen „schönen, stillen Gründonnerstag Morgen beschließend," schrieb ich ihm: „Wie wichtig wird Dir in diesen Tagen der Abschluß Deiner geistlichen Thätigkeit sein! Es ist kaum zu fassen, was darin liegt für Vergangenheit — Gegenwart — und Zukunft. ‚Jesus Christus gestern — und heute — und derselbe in alle Ewigkeit,' das ist Ueberschrift und Schlüssel für alle drei Abschnitte und — laß uns getrost hinzusetzen: ‚So lange Christus bleibt der HErr, wird's alle Tage herrlicher' — dem Fleische nach freilich oftmals nicht, aber das Reich unsers gekreuzigten und verherrlichten Erlösers ist ja nicht von dieser Welt, und so wir mit Ihm leiden, werden wir auch mit Ihm verherrlicht werden. Das widerstreitet obigem Denkspruch nicht, denn — ‚ob ihr gleich leidet, seid ihr doch selig,' sagt ja der Apostel Petrus durch den Heiligen Geist." An einem Morgen der Osterwoche, wo ich recht besorgt seiner gedachte, wurde mir zum Troste der Spruch geschenkt: „Der HErr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht, was können mir Menschen thun?" (Ps. 118, 6) nebst dem Liedesverse: „Muß ich auch gleich hier feuchten mit

Thränen meine Zeit, mein Jesus und Sein Leuchten durchsüßet alles Leid.“ Ich schickte ihm beides und schrieb dazu: „Du bist so allein mit Deinem Kampf und Deinen Schmerzen; das thut mir im Herzen wehe — und doch bist Du auch nicht allein, denn der HErr ist mit Dir und wird Dir Muth geben zum Handeln und Dein Herz fest und gewiß machen, daß Du ausgehen mußtest aus einer Gemeinschaft, die Dir fremd geworden ist, und in der Du nach der Dir gegebenen Erkenntniß in voller Lauterkeit und Wahrheit nicht mehr bleiben konntest. Die Osterepistel sagt deutlich: ‚Feget den alten Sauerteig aus — lasset uns Ostern halten im Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit‘.“

Gleichzeitig erhielt ich ein Schreiben von ihm, auch vom Gründonnerstage, begleitet von mehreren wichtigen Briefen, welches mich in die sturmbewegte Lage, in der er sich wieder befand, einen Blick thun ließ. Es lautet:

„Ich schicke Dir einiges Material zum Lesen. Nimmst Du noch Deputationen, Bittgesuche, Beschwören u. s. w. hinzu, so wirst Du einen Schluß machen können auf meine Charwochenstimmung. Willst Du mir nur mit einigen Worten Deine Anschauung über das Gelesene mittheilen, so werde ich Dir sehr dankbar sein. Ich könnte auch noch mehr Material hinzufügen und stehe so isolirt gegenüber alle dem, was auf mich einstürmt.“

Die mir zur Begutachtung zugeschickten Briefe waren meist von ernsten Christen; entweder solchen, die ihn noch immer fest halten wollten zum Besten der altkatholischen Sache, oder solchen, die sowohl den äußeren als den inneren Zu-

kunftsfragen mit Rathschlägen der rettenden Liebe zu Hülfe kommen wollten. Von einem der ersteren wurde ihm mit Hinweis auf 2 Tim. 4, 2: „Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit oder Unzeit" dringend zur fortgesetzten, missionirenden Thätigkeit mit Verkündigung des Evangeliums unter den Altkatholiken gerathen. Dagegen hatte ich folgendes einzuwenden: „Um als Missionar zu wirken, wie N. N. es für die Altkatholiken von Dir begehrt, und wie Dich selbst diese Frage bewegt hat und vielleicht noch bewegt, muß man doch nicht in der Gemeinschaft derer stehen, denen man Besseres verkündigen und bringen will. Was hinderte sonst ernste Christen in den Protestantenverein zu treten, da es dort am dürftigsten um das lebendige Christenthum aussieht? Nach diesem Princip würde es geboten sein, ‚am fremden Joch mit den Ungläubigen zu ziehen.' Ich meine, Du darfst Dich dadurch nicht irre machen und Deine weiteren Schritte nicht aufhalten lassen. Das erste und richtigste ist gewiß, daß man ein thatsächliches Zeugniß ablege für die gewonnene bessere Erkenntniß und Ueberzeugung; das ist wohl die kräftigste Predigt!"

Einer seiner damaligen Amtsbrüder, Pf. G., sah eine so eingreifende Schädigung des altkatholischen Interesses in seinem Austreten, daß er ihm als Gewissenspflicht vorzustellen suchte, in seiner Stellung zu verbleiben. Allein bei allem Verständniß für dessen Anschauung und allem Mitgefühl für das Bedauern über Carl's Verlassen der Sache, schien uns dieß doch keineswegs maßgebend, denn sollte eine kirchliche Reformbewegung durch den Verlust eines einzigen, wäre es auch des

edelſten und wirkſamſten Mitgliedes ſo arg erſchüttert werden, als könnte ſie ohne daſſelbe kaum beſtehen, ſo wäre überhaupt wenig Kraft und Erfolg zu erwarten. Am allermindeſten wirkte auf ihn der von anſehnlicher altkatholiſcher Stelle her kommende Wink, bei der vorausſichtlichen „Sedisvacanz" in Breslau wäre ſein Rücktritt doppelt beklagenswerth. Mochte er früher dergleichen hochfliegende Gedanken aus Rückſicht auf die gute Meinung ſeiner Freunde nicht ſtracks abgewieſen haben, jetzt ſtörten ſie ihn nicht mehr. „Nein," ſagte wohl ein Freund, „für ſolche Funken iſt kein Zunder in ihm." Und ſo war denn des Haltens und Bleibens länger nicht. Da es aber zu einer entſcheidenden Antwort auf die Fragen von innerer Bedeutung aus den andern betreffenden Briefen noch langer Zeit bedurfte, ſo erſcheint es angemeſſen, die Mittheilungen über dieſe Periode der kirchlichen Bekenntniß-kämpfe in einen neuen Abſchnitt zuſammenzufaſſen und vorher nur noch der äußeren Umſtände zu gedenken, welche Carl's Austritt aus dem altkatholiſchen Verbande und ſeinen Rück-tritt ins Privatleben begleiteten.

Ehe er Gleiwitz verließ, erhielt er ein Schreiben des Miniſters mit dem Beſcheide, daß er in Betreff der Nieder-legung ſeines Amtes an die zuſtehende kirchliche Behörde ſich zu wenden, alſo mit anderen Worten, ſeinen Austritt derſelben anzuzeigen habe. Dabei wurde er aufmerkſam ge-macht, daß er auf den geraden oder ungeraden Monat achten möchte, weil davon die Wiederbeſetzung der Stelle durch Biſchof oder Regierung abhängig wäre; die letztere hätte das Beſetzungs-recht für die ungeraden Monate. Da nun Carl von dieſer

Seite seine Stelle erhalten hatte, so glaubte er auch mit der Abmeldung darauf Rücksicht nehmen und diese demgemäß bis zum Monat Mai verschieben zu müssen.

Am Sonntage nach Ostern hielt er seine Abschiedspredigt. Gern nähme ich diese Predigt (deren Concept nachgeblieben ist) hier auf, weil er darin — nun „sehend geworden" — seinen Rücktritt vor der Gemeinde verantwortet, der er ein halbes Jahr gedient hatte; doch würde dieselbe des Raums zu viel einnehmen, daher genüge folgender Auszug daraus.

Die Predigt fängt an und endigt mit dem Sonntagsepistelworte: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube" (1 Joh. 5, 4). Mehr zur Melodie als zum Texte hat dieselbe dieß apostolische Wort, indem sie bezeugt, daß der heutige Abschied des Predigers von der Gemeinde deßhalb geschehe, weil er nicht die Zuversicht habe gewinnen können, daß der weltüberwindende Glaube, als dessen Zeuge der heilige Apostel Johannes hier rede, der Hebel der altkatholischen Bewegung sei. „Geht ein Führer seinen Weg nicht mit Sicherheit, ist es dann nicht seine Pflicht, die Führung einzustellen? Würde er es anders vor Gott und vor denen, die ihm Vertrauen schenkten, verantworten können?" Auf einer Eisdecke gehe doch gewiß kein Führer aus Liebe zu denen, die ihm folgten, weiter voran, wenn ihm die Decke zu dünn erscheine, eben so wenig auf einer Brücke mit wankenden Pfeilern. „Nun, die Kirche soll ja eine Brücke sein; aber nicht jede Kirche ist die rechte Brücke." Allerdings stehe es ihm unzweifelhaft fest, daß seine und seiner Glaubensgenossen Trennung von der römischen Kirche der richtige Weg gewesen sei.

„Nun können wir aber nicht jeden beliebigen Weg weitergehen, ohne zu prüfen, ob wir uns feſt auf dem Wege Gottes befinden. Und da muß ich geſtehen, daß mir für meine Perſon ein Stillſtand geboten erſcheint zu weiterer Orientirung über den einzuſchlagenden Weg.“ Es handle ſich in dem altkatholiſchen Kampfe um einen Hauptzweck und um Nebenzwecke. „Hauptzweck alles kirchlichen Lebens und jeder kirchlichen Gemeinſchaft iſt ohne Zweifel das Reich Gottes, d. h. die Erhaltung und Förderung der gnadenreichen Anſtalt, die der Sohn Gottes ſelbſt für uns geſtiftet hat zu unſerm zeitlichen und ewigen Heil.“ Dieſem Hauptzwecke untergeordnet ſeien die Nebenzwecke: Vertheidigung gegen diejenigen, die uns das Ziel verrücken, alſo auch gegen den römiſchen Irrthum; Abſchaffung von Mißbräuchen in der Kirche und Befreiung von unbefugtem kirchlichen Zwange, Anerkennung der ſtaatlichen Ordnung in chriſtlicher Unterthänigkeit, damit nicht das Gegentheil Verweltlichung der Kirche zur Folge habe; Wiedervereinigung der verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen zu Einer Gemeinſchaft. Alle dieſe edeln und berechtigten Zwecke jedoch müßten in den Dienſt des einigen Hauptzwecks geſtellt werden, d. h. der Wiederherſtellung, Förderung und Reinhaltung des von Jeſu Chriſto unter uns geſtifteten Reiches Gottes zum Erlangen unſeres ewigen Heils. „In Ihm ſelbſt, der da ſagt: ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, und niemand kommt zum Vater denn durch Mich‘ muß alles kirchliche Intereſſe ſeinen Ausgangs- und Gipfelpunkt ſuchen.“ Stelle man nicht die Lebensſonne und das Lebenselement des Chriſten-

thums obenan in einer kirchlichen Bewegung, und beugten deren Anhänger nicht mit „feurigstem Interesse“ ihre Kniee in dem Bekenntniß, „daß es keinen Mittler zwischen Gott und den Menschen giebt, als allein den menschgewordenen Sohn Gottes, dann würden wir nicht die alte Kirche sein, wie sie in der heiligen Schrift uns entgegentritt.“ — Wie sehr es aber mit dem Interesse um das Reich Gottes, mit der Bekümmerniß um das Eine, was noth ist, mit dem Fragen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ in der altkatholischen Bewegung aus? Die Allermeisten begnügten sich mit den Nebenzwecken, um den Hauptzweck bekümmerten sich nur wenige. Die Merkmale des wahren Christenthums, welche nach der heutigen Epistel die Gläubigen an der Stirn trügen, wären in den altkatholischen Gemeinden spärlich zu finden. Er — der Abschiedsprediger — habe auf Besserung gewartet und gewartet; aber wie könne es besser werden, wo man die Mittel zur Besserung nicht achte und nicht brauche, sich nicht sehne nach dem lebendigmachenden Geiste und nicht hungere nach der Seelenspeise des Wortes Gottes? (Hier las Carl einen Aufsatz vor, welchen er jüngst unter der Ueberschrift: „Ein Fastenwort für altkatholische Christen“ in einem altkatholischen Blatte [„der Katholik“] hatte drucken lassen, und worin die Beweiszeichen des Geistes und der Kraft, durch welche sich die altkatholische Bewegung als von Gott stammend zu legitimiren habe, mit großem Ernste besprochen werden.) Endlich redet die Predigt von dem Unterrichte (zur Vorbereitung auf die erste Communion), welchen er zu ertheilen gehabt hatte. „Dieser Unterricht ist mir ungemein schwer ge-

wesen, weil ich mit dem römischen Katechismus in nicht wenigen Dingen nicht mehr übereinstimmen kann, und doch eine Feststellung des Lehrinhalts unsererseits noch nicht hat getroffen werden können. Das Fundamental-Christenthum ist mir unzweifelhafte Hauptsache, darum habe ich mich an dasselbe in Predigt und Unterricht halten können; es liegt aber über dasselbe so manches hinaus, was ich nicht von meiner eigenen augenblicklichen Anschauung abhängig machen möchte, wofür ich darum auch nicht eintreten kann, und was ich doch als Geistlicher mit zu vertreten hätte." Nach warmem Danke für alle ihm persönlich reichlich widerfahrene Liebe schließt er seine Predigt — es sollte seine letzte überhaupt sein — so: „Ich wünsche, daß Gottes Gnade und Segen bei der Gemeinde und bei jedem Einzelnen bleibe, und daß alle wachsen und zunehmen an dem, was zum Reiche Gottes gehört, damit auf den großen Kampf auch der große Sieg folge. Das ist aber der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube. Ohne Glauben aber ist es unmöglich Gott zu gefallen. Amen."

In den ersten Tagen des April reiste er von Gleiwitz ab, hielt sich noch einige Tage unterwegs bei Freunden auf und kam am 8. Abends in Breslau an. Von dort schrieb er: „In Gleiwitz wollte mein Fortgang nicht gefallen. Noch viel mehr begegne ich hier in Breslau, wohin ich auch komme, in Betreff meiner Amtsniederlegung lebhaftem Widerspruch."

Am 15. April, wo er Abends in Hohenfriedeberg eintraf, fand er mich mit seiner Schwester und Cousine, aus verschiedenen Gegenden heimgekehrt, bereits vor.

Am Tage vorher hatte sein Nachfolger im Hohenfriedeberger Pfarramt dasselbe verlassen, um, wie sich nach und nach herausstellte, wegen Schulden und Kassendefekten niemals wiederzukehren. Je nach den sich darüber verbreitenden Gerüchten glaubte die Gemeinde in Carl ihren früheren Hirten wieder zu gewinnen, denn viele ihrer Glieder waren ihm noch treu ergeben und hatten ihn oft schmerzlich vermißt. Nun kamen von verschiedenen Seiten Deputirte, die es ihm nahe legten, eine altkatholische Gemeinde in Hohenfriedeberg zu gründen. Daß er dieß ohne Sünde nicht vermochte, war und blieb allen völlig unverständlich, wie sich aus den von Zeit zu Zeit immer wiederholten Anträgen und Aufforderungen, ihnen geistliche Dienste zu leisten, ergab. Mehrere Gemeindeglieder, die es mit seinem Nachfolger gehalten hatten, verurtheilten ihn streng, sollen ihm auch seine Ankunft, gerade nach der Flucht des Pfarrers, übel ausgelegt haben; im Ganzen aber ist ihm ein treues Andenken in Liebe und Achtung unter seiner früheren Gemeinde bewahrt geblieben.

Am 8. Mai zeigte er dem Bischof und dem Domkapitel die Niederlegung seines Amtes an. Hierauf erfolgte — aus Johannisberg — ein Schreiben des Fürstbischofs (vom 11. Mai) folgenden Inhalts: „Ew. Hochwürden gefälliges Schreiben aus Hohenfriedeberg vom 8. d. M. ist mir von Breslau aus zugesandt worden. Wenn Sie darin sagen, daß Sie Ihre Stelle im Breslauer Domkapitel niederlegen, so bedurfte es für mich und mein Domkapitel dieser Erklärung nicht, denn Sie hatten sich selbst von Uns geschieden und erhielten durch ein Machtgebot der K. Regierung nur die Dotation für ein

Amt, das Sie nicht mehr bekleideten und nicht mehr bekleiden konnten. Wie Sie als Priester ein solches Verhältniß, in welches Sie sich lediglich selbst gebracht, zu beurtheilen hatten, hat Ihnen Ihr Gewissen gesagt, das beweist mir Ihr gegenwärtiger Schritt, zu dem ich Ihnen aufrichtig und herzlich glückwünsche, denn ich schöpfe die Hoffnung daraus, daß Gott Sie in Seiner Barmherzigkeit auf dem nun betretenen Wege weiter und in den Schooß Ihrer heiligen Mutter, der Kirche, zurückführen wird. So, und nur so werden Sie den verlorenen Frieden für Ihre Seele wiederfinden; was von ganzem Herzen wünscht und wofür so warm als beharrlich betet

Ihr theilnehmender Bischof
† Heinrich."

Von Seiten der Regierung erfolgte dann die Bestätigung der Resignation am 3. Juli. — Rührend war in Folge dieses Schritts die briefliche Stimme eines uns ganz fremden katholischen Geistlichen aus Prag, welche — wohl als das Organ von tausenden anzunehmen — bei allem, was uns fremdartig klang, doch einen wohlthuenden Eindruck auf uns machte. Sie lautet:

„Hochwohlgeborner, Hochgeehrter Herr Freiherr!

Mit aufrichtiger Genugthuung wird Ihre an den hochwürdigen Herrn Fürstbischof überreichte Resignation von Millionen Katholiken aller Länder betrachtet und dafür unserm HErrn Jesus Christus, dem Bräutigam der heiligen katholischen Kirche, herzlich gedankt, denn Er ist es, der Sie, hochgeehrter

Herr, der unaussprechlichen Gnade auch jetzt noch würdigte, Sich in Demuth dem Ausspruche seines Apostels gebeugt zu haben.*)

Empfangen Sie die Versicherung, daß Tausende guter und braver Menschen den HErrn der Barmherzigkeit vertrauensvoll bitten, dieser Ihr Schritt möge das Mittel sein, Ihr Herz noch mehr zu rühren, auf daß der Heilige Geist Ihr ganzes Innere erleuchte und Sie überzeuge, welchen unheilvollen, schrecklichen und so vielen armen Menschen zum tödtlichen Aergerniß gereichenden Weg Sie, verblendet und verführt von den Feinden der Kirche Christi, durch Ihre unwürdige Auflehnung gewandelt. Verzeihen Sie, hochgeehrter Herr, das freimüthige Wort eines treuen Sohnes unserer heiligen Kirche, dessen innigster Wunsch es ist, Sie mögen keinen Augenblick zögern, zur herrlichsten und höchsten Freude der ganzen streitenden und triumphirenden Kirche, Sich durch nichts abhalten zu lassen, reuevoll und vollständig in den Schooß Ihrer und unser aller so liebevollen und so schmachvoll beleidigten Mutter zurückzukehren, wozu die Gnade Jesu Christi Sie stärke auf das inständigste Gebet vieler und eines für Sie in christlicher Liebe aufrichtig fühlenden Bruders in Christo

Prag, d. 25. Mai 1875. Anselm Steinhauser.

Bei Uebersendung dieses in Carls Abwesenheit angekommenen Schreibens fügte ich hinzu: „Mit tiefer Bewegung habe ich den Brief gelesen und mit dankbarem Aufblick zu Gott, welcher Dir so viele edle, christliche — obgleich kirchlich irrige —

*) Hier ist nebenan ein Fragezeichen vom Adressaten gemacht.

Herzen wieder zugewandt hat, mit denen wir ſicher in innerer Gemeinſchaft ſtehen, und welche durch den altkatholiſchen Verband und Dein Verbleiben im Kanonikat ſo ſchwer gekränkt ſich fühlten. Wie ſie Deine Reſignation als einen erſten Schritt zum Rücktritt in die römiſche Kirche anſehen können, gleichwie der Biſchof, dafür habe ich freilich kein Verſtändniß; nur erſcheint dadurch jedenfalls Dein weiterer Weg in einer Gott wohlgefälligen Weiſe geebnet."

8.

Suchen und Finden.

Sage mir an, Du, den meine Seele liebt, wo Du weidest, wo Du ruhest am Mittage, daß ich nicht hin und her gehen müsse bei den Heerden Deiner Gesellen.
Hohesl. 1, 7.

So war nun mit dem Austritt meines Sohnes aus dem Kanonikat und dem altkatholischen Verbande seine Trennung von der katholischen Kirche überhaupt thatsächlich vollzogen, ohne daß er noch einer andern Kirchengemeinschaft sich hätte anschließen können. Er stand auf neutralem Gebiete — als Christ wie er selbst sagte, ohne weitere Denomination, und viel hätte er darum gegeben, wenn er in dieser Stellung hätte bleiben dürfen, ohne den Vollgenuß der kirchlichen Gnadenmittel im heiligen Altarsacrament zu entbehren.

War er seit längerer Zeit schon der „Vielumworbene," wie es jemand ausdrückte, gewesen, so gab jetzt seine von jeglicher Kirchenordnung unabhängige Lage besondere Veranlassung, daß alle kirchlichen Genossenschaften, mit denen er in Berührung kam, ihre Arme nach ihm ausstreckten, um in den sichersten Hafen ihn einzuführen. „Diejenige Hand jedoch,"

schrieb ich ihm, „welche allein retten kann und zugleich die unfehlbare Wahrheit selber ist, hast Du ja durch Gottes Gnade auf ewig bereits ergriffen.“ Es hat nun seine Lebensgeschichte bisher genugsam gezeigt, wie seine innere Entwicklung, ihm selbst lange unbewußt und unbeschadet der wärmsten und treusten Hingabe an die römisch-katholische Kirche, der er diente, immer mehr den lutherischen Glaubensanschauungen sich zugewandt hatte. Seit dem über ihn gekommenen Conflicte aber war es ihm zur Pflicht geworden, sich genau mit der Lehre der lutherischen Kirche zu beschäftigen. „Unter den theologischen Schriften,“ hatte ich aus Breslau schon im August 1873 geschrieben „von denen Carl umgeben und womit er beschäftigt ist, scheinen ihm zunächst unsere kirchlichen Symbole am anziehendsten zu sein. Er war überrascht, die Augustana so gut wie ganz unterschreiben zu können — ähnlich, wie einst Martin Boos — ‚da sie ja auch die Messe beibehalten habe.‘ Wir achteten dann auf den Begriffsunterschied, und er las uns mit sichtlichem Interesse aus der Apologie die betreffende Auslegung vor, welche zwar über den Opferbegriff ziemlich kurz, aber doch klar und entschieden den römischen abweisend, hinweggeht, allein um so mehr gegen das opus operatum eifert, welches Carl noch mit einigen Bemerkungen vertheidigte. Hinsichtlich des Opfers im Sacrament kam er von selbst auf die Anschauung einer ‚Opfer-Mahlzeit,‘ wie z. B. Gerlach sie so schön in seiner Schriftauslegung darlegt, wofür ich immer, gegenüber der römischen ‚Darbringung‘ des Opfers ein mich befriedigendes Verständniß hatte.“

Mit gelehrten theologischen Schriften, deren ihm mehrere

mitgetheilt wurden, war ihm wenig gedient, denn er war zu anhaltender geistiger Anstrengung und Gedankenarbeit nicht angelegt, machte sich aber seinen Mangel an Ausdauer darin oft zum Vorwurfe. Er sprach in dieser Zeit des „Suchens" sehr wenig über die Fragen und Dinge, die seine Seele bewegten; aber deutlich konnte man wahrnehmen, daß sie ihn unaufhörlich beschäftigten, und wie gründlich er dabei in aller Stille verfuhr, bezeugen seine hinterlassenen Notate und angezeichneten Stellen in allem, was er auf diesem Gebiete zu Selbstunterricht und Erbauung gelesen hat.

Der Begriff von „Kirche" war ihm — was die äußere, anstaltliche Seite der Kirche betrifft — durch seine erschütternden Erfahrungen fast ganz verloren gegangen. Sein Glaubensschifflein befand sich wie auf weitem, bewegtem Meere. Der HErr war darinnen, darum konnte es nicht untergehen; aber das Bedürfniß nach einem sicheren Ankerplatze konnte nicht lange auf sich warten lassen. „Ich kann mir allerdings vorstellen," schrieb ich ihm, „daß Du vorläufig einfach als Christ, nicht ‚Kephisch' noch ‚Apollisch' noch ‚Paulisch' Dich betrachten und von diesem neutralen Standpunkte aus forschen könntest nach der rechten Antwort auf Deine Frage: ‚HErr, was willst Du, das ich thun soll?' Indessen verlangt das sacramentliche Bedürfniß den Anschluß an einen Altar, und das darf gewiß nicht übereilt werden; aber es gestaltet sich dadurch die Lehr- und Bekenntnißfrage auch unabweislich zur Kirchenfrage."

Da die Kirche der Reformation, welcher Carl seiner Gesinnung nach bereits angehörte, in verschiedene Abtheilungen

gespalten ist, so daß es sich nicht schlechthin um die „evangelische“ Kirche handelte, und da keine derselben, sei es in der Lehre oder in der Verfassung, ihn ganz zufrieden stellte, so erwuchsen daraus solche Schwierigkeiten, daß kaum abzusehen war, wie er zur Entscheidung gelangen sollte. „Schmerzlich ist mir's,“ hatte ich deßhalb zu schreiben, „daß Du mit dem Ausgange aus dem einen Kampfe in den andern eintrittst. Denn wenn Du nicht ins Ausland gehen willst, so stehst Du doch vor der Alternative: ob Preußische Landeskirche oder altlutherische? Bei der Wahl der ersteren erschiene es nicht viel anders, als ein ‚Wrack‘, wie Du selbst den altkatholischen Verband bezeichnest, verlassen, um in ein morsches Gebäude einzutreten, welchem, wie man jetzt immer häufiger und oft zum Erstaunen aus dem Munde ihrer eignen Angehörigen zu hören bekommt, naher Einsturz droht. Nun ist es aber doch etwas ganz anderes, in solchem Hause aufgewachsen sein und aus alter Anhänglichkeit meinen, daß man noch länger darin sich aufhalten dürfe, als aus freiem Entschluß erst hineintreten, um darin Wohnung zu nehmen.“ Obwohl er aber diese Anschauung wesentlich theilte, so machten Bedenken auf der andern Seite sich nicht minder geltend. Die Autorität der Kirche war es hauptsächlich, die mit der römischen Unfehlbarkeit ihm gefallen war, so daß ihm jede Art von Kirchenregiment als eine menschliche Einrichtung, die gefährlich wäre, erschien. Darüber schrieb er nach einem Gespräch mit D. Besser, aus welchem dieser selbst uns einiges mitgetheilt hatte, Folgendes:

„P. Besser hat also über mich referirt; demnach werdet

Ihr von meinen gewichtigen Bedenken gegen das Ober-Kirchen-Collegium erfahren haben, über welche ich durchaus noch nicht hinweg bin. Wie und wodurch das Kirchenregiment in Sachsen und Mecklenburg repräsentirt wird, weiß ich nicht. Das Verlangen des Gehorsams seitens dieser Behörde (des O.-K.-Coll.) gefällt mir nicht, auch wenn nichts gegen das Gewissen verlangt werden soll. Die römische Kirche sagt auch, sie verlange nichts gegen das Gewissen; wohl aber soll sich bei ihr das Gewissen nach dem Verlangten richten. Zusagender würde mir Ehrfurcht sein, als Gehorsam. Ich halte diese kirchliche Obrigkeit bis jetzt nur für eine von den Gemeinden zur Verwaltung der Disciplin und äußerer Angelegenheiten bestellte, der ein Mitglied der Gemeinde sich freiwillig unterzuordnen hätte, ohne zum absoluten Gehorsam sich verpflichten zu müssen. Auch daß diese Behörde den eigentlichen Bischof bilden soll, will mir noch nicht in den Sinn. Daß ferner den Felsen Petri in der bekannten Stelle das Predigtamt bilde, halte ich für römische Lehre: Es will mir dieß nicht recht damit stimmen, daß ja die lutherische Kirche den gesammten Kirchenbau auf den Glauben stützt. Dieser muß die Festigkeit geben, nicht das Amt, wenn auch die Predigt vorausgehen muß. Der Glaube muß das Gewissen binden, nicht das Amt, sonst habe ich den Zwang wie in der römischen Kirche. ‚Alles ist mir erlaubt, doch nicht alles nützt', das ist die schöne, apostolische Freiheit, die sich an das erkannte Nützliche freiwillig bindet, ohne anders dazu verpflichtet zu werden, als allein durch das nach dem Glauben gebildete Gewissen. Der Zwang hat ja gerade in

der römischen Kirche das heillose Unglück herbeigeführt. Sie wollte absolute Einheit und die ist — wie sich herausgestellt hat — nicht möglich. Der Apostel ließ Meinungsverschiedenheiten gern gelten, wenn nur die Einheit in der Christuslehre gewahrt blieb. Ersteres scheint mir doch in der altlutherischen Gemeinschaft nicht gestattet zu sein und ich erinnere mich an die Excommunication (?) des P. W., dem es, obgleich er ja wohl im Glauben blieb, nicht besser ergangen ist als mir. Ich kann dergleichen nicht unberührt lassen, wo es sich um etwas so wichtiges handelt, und wo jene Verfahrungsweise in der römischen Kirche mich bittere Erfahrungen sammeln ließ. Natürlich will ich damit nicht der Freiheit des Protestantenvereins das Wort reden, aber die Einheit wurzelt doch auch nicht in dem Ober-Kirchen-Collegium. Ich muß daher auch noch sehr bezweifeln, ob es mich in seine kirchliche Gemeinschaft würde aufnehmen können, auch wenn ich die Augsburgische Confession annähme, wenn ich nicht eine andere Anschauung von der beanspruchten Autorität gewinne. Das laß Dich aber durchaus nicht stören. Es ist einer von den Punkten, über die ich erst zu größerer Klarheit kommen muß, und dieß ist wohl begreiflich, nachdem ich erfahren mußte, wohin das römische Autoritätsprincip, dem ich ja angehörte, führt. Ich würde meinen: der allgemeinen Synode gebührt Gehorsam — ‚sage es der Kirche' — ihren Vertretern Ehrfurcht. Die Vertreter bilden noch nicht die Kirche, wie es der Papst von sich sagt und eben so die Bischöfe und eben so (in der „Oeffentlichen Erklärung") die Oberkirchenbehörde."

Zunächst schrieb ich ihm darauf: „Ich freue mich, daß

Du Dich so eingehend mit der Kirchenfrage beschäftigst. Wie und wo sie Befriedigung finden wird, sei dem Herzenskündiger, dem HErrn Seiner Kirche und dem Bischof Deiner Seele überlassen. Ich stehe nicht so, daß mich Disputationen darüber beunruhigen könnten, außer wenn sie aus der Negation und dem Indifferentismus entstehen. Meinerseits finde ich die Erklärung des Gehorsams, der dem Oberkirchencollegium gebührt, darin, daß dasselbe ja in der That ein von der Synode, also von der Repräsentation der Gesammtgemeinde geordneter Dienst und ein Organ der Kirche ist." Da sich in D. Besser's Briefen an meinen Sohn hierauf Bezügliches nicht vorfindet, so habe ich denselben gebeten, die Hauptpunkte seiner mündlichen Erwiederung auf jene Bedenken hier anzuführen.

* * *

Wiewohl in obigen Zeilen dem Kerne nach schon enthalten ist, was geeignet war die Bedenken meines seligen Freundes zu beseitigen, so komme ich doch gern dem Wunsche seiner ehrwürdigen Frau Mutter nach, indem ich die wesentlichen Momente des Gesprächs, auf welches der mitgetheilte Brief Bezug nimmt, so wie nachfolgender Unterredungen hier angebe. — Es lag nahe, ihn an den Brief P. D.'s (S. 425) zu erinnern, der ihm ein Jahr zuvor so wichtig und förderlich geworden war, und der doch fast in allen Stücken mit den „Altlutheranern" Uebereinstimmung bekundete; aber gerade in diesem Briefe kam ja der abschreckende Satz vor von „Gefahr des Romanisirens" auf unserer Seite. Und dieß war eben begreiflicher Weise der wunde Punkt im Gemüthe des dem

römiſchen Irrthum kaum Entronnenen. Dennoch war ihm mit der Erledigung von der Zuthat zur Wahrheit der Sinn für dieſe ſelbſt, wie ſie in der lutheriſchen Lehre von der Kirchengewalt ſchriftgemäß ſich ausſpricht, nicht völlig abhanden gekommen. Gelangte er auch nicht in Eile darüber zur Klarheit, daß von dem „Sage es der Kirche", welches er reſpektirte, der Gehorſam gegen das Kirchenregiment, welchen er ſcheute, ſanktionirt wird, ſo trat doch in unſern Geſprächen immer deutlicher hervor, daß er auch in dieſem Stücke nicht ſeinem eigenen Geiſte, ſondern dem Worte Gottes nach der Glaubensanalogie folgen wollte. Wie der oben mitgetheilte Brief zeigt, gährten und wogten in ihm noch unabgeklärt verſchiedenartige, einander widerſprechende Meinungen; Eins jedoch hat ihn beſchirmt vor der Verirrung auf ſpiritualiſtiſche, independentiſtiſche, antinomiſtiſche und andere enthuſiaſtiſche Abwege, nämlich ſein unbedingter Glaubensgehorſam gegen das Evangelium, welches er nicht mit der Luft ſeiner Gedanken, ſondern in dem Hauche des Heiligen, im äußerlichen Worte und im Sacramente wirkſamen Geiſtes einathmete. Von dieſem Lichtpunkte aus gewann er zunehmend klaren Einblick in das Geheimniß der Kirche, die nicht ein Verein von gläubigen Perſonen iſt, die ſich beliebig zuſammengethan haben, ſondern ein vom Heiligen Geiſte durchwohnter und von dem Geiſtesworte durchwalteter Organismus, deſſen gliedliche Lebensgeſchäfte ſich nach ihm immanenter Ordnung vollziehen. Einſtweilen waren in Folge ſeiner ſchweren Kämpfe ſeine Augen getrübt zum Nichtfaſſen der Thatſache, daß Chriſtus Seine Kirche nicht bloß als eine Glaubensgemeinſchaft, ſon-

dern nach dem von Ihm gegebenen Worte auch als eine Lebensordnung mit Aemtern und Gemeinden, und daher auch mit einer nothwendigen, dem Wüstewerden wehrenden Autorität gestiftet hat und erhält. Der Grundunterschied zwischen dem römischen und dem lutherischen Kirchenregiment liegt aber darin, daß dort die Autorität des Amtes zum Ersten und Obersten gemacht, auch auf die Glaubenslehre (credenda — decreta fidei) erstreckt und so schlechthin über die Gemeinden gestellt wird, was eine „absolute", nicht erst nach Gottes Worte zu prüfende „Unterwerfung" ergiebt; während hier, wie die heilige Schrift es verlangt, die Autorität des Amtes und der Gemeinden (bei uns in ihrer synodalen Repräsentation) sich nur auf die Anwendung der ins Bekenntniß der Kirche gefaßten Glaubensregel auf das kirchliche Leben beziehen kann, und Aemter und Gemeinden zusammengenommen zuerst dem allein unfehlbaren Regimente des Wortes Gottes untergeben sind. Wo aber diese Stellung der Kirche zu ihren einzelnen Genossen nicht von Gott, wie es in der heiligen Schrift geschieht („es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein HErr," 1 Cor. 12, 5), sondern vom Glauben der Einzelpersonen, also von unten, abgeleitet wird — wie solches die „Immanuelsynode" und die Missourier thun — da verfällt man wieder, nur von entgegengesetzter Seite her, in Menschenknechtschaft. — Dieß ungefähr war der Hauptinhalt meiner Gespräche über das Kirchenregiment und dessen Autorität mit meinem lieben Freunde. Worin er aus überreizter Aengstlichkeit vor römischem Wesen auf den ersten Blick Romanisirendes zu entdecken meinte, z. B. in der Erklärung unserer

Symbole (Schmalk. Art., v. d. Gewalt und Obrigkeit des Papstes, Müller'sche Ausg. S. 333) vom Felsen Petri als „dieser Predigt und Predigtamt" (ministerium), darin hat er hernach mit allmählich wachsender Klarheit die richtig bekennende Antwort zu Gottes Worte erkannt. Wie der Leser weiterhin finden wird, betrafen die Bedenken, um deretwillen er in einer lutherischen Kirche des Auslandes Aufnahme suchte und fand, nicht mehr das Breslauer Ober-Kirchen-Collegium oder überhaupt die Kirchenregiments-Frage, sondern die nach seiner damaligen Meinung zu eng gesteckten Grenzen der Abendmahlsgemeinschaft. B.

* * *

Das Gebiet kirchlicher Forschung oder vielmehr Kirchenerforschung war aber für Carl nicht allein auf das Gebiet des Protestantismus beschränkt, sondern von einer anderen Seite traten Eindrücke und Einflüsse an ihn heran, welche in vieler Beziehung seinem geistlichen und kirchlichen Bedürfniß, wie es sich, seit er die römischen Fesseln gesprengt, in ihm gestaltet hatte, so analog waren, daß der Gedanke eines Anschlusses nahe genug lag an diejenige Gemeinschaft, welche gewöhnlich die der Irvingianer genannt wird, die sich selbst aber „Apostolische Gemeinde" nennt. Ihr gehören — wie dem Leser bereits bekannt ist (vergl. S. 340) — theure Verwandte an, welche seit langer Zeit weithin als Vorbilder christlichen Sinnes und Wandels leuchten. Schon zu Pfingsten des vorigen Jahres, wo Carl bei ihnen zum Besuche war, hatte er der „Versiegelung" einer Cousine beigewohnt und tiefen Eindruck von den überaus feierlichen Gottesdiensten empfangen; auch

darf man annehmen, daß, wiewohl er selten kund gab, was im Heiligthum seiner Seele vorging, sein Fragen und Forschen nach der Stätte, wo er seinen HErrn im Geist und in voller Wahrheit werde anbeten können, sich besonders nach dieser so naheliegenden Seite hin gewandt hat. Wie sehr diese lieben Verwandten, mit denen er in herzlicher Liebe verbunden war, ihm ein gläubiges Ergreifen neuer göttlicher Gnaden, wie sie solche in der Sendung neuer Apostel zur Rettung der Christenheit empfangen zu haben glauben, wünschen mußten, war sowohl von ihrer Begeisterung für dieses „Werk" im Allgemeinen, als auch von ihrer Theilnahme für einen kirchlich verwaisten und vereinsamten Erdenpilger, wie mein Sohn es damals war, zu erwarten. Es erging daher eine offene und herzliche Einladung an ihn zu nochmaliger eingehender Prüfung der wichtigen Sache durch einen Brief seiner Cousine (vom 29. Januar), der in ihr treues Gemüth und ihre tiefchristliche Gesinnung einen erbaulichen Einblick gewährt. Doch muß ich dessen Mittheilung mir versagen, damit für ein späteres, den Irvingianismus vertretendes ausführliches Schreiben Raum bleibe. Carl schickte mir den Brief seiner Cousine mit der mich überraschenden Bemerkung zu: da die „Apostolische Gemeinde" einem dem römischen ähnlichen Autoritätsprincipe huldigte, so zöge sie ihn nicht an (vergl. S. 343). Darüber mochte er in seiner Beantwortung eingehender geschrieben und dadurch eine Gegenantwort veranlaßt haben, welche die frühere Einladung wiederholte und erläuternd motivirte. In Bezug auf diesen zweiten Brief schrieb mir Carl (dem von der näheren Prüfung einer in solcher Weise ihm ans Herz gelegten

Sache abzurathen ich Scheu getragen hatte): „Daß G. in der Exclusivität der altlutherischen Gemeinschaft eine für mich sehr wunde Stelle getroffen hat, weißt Du. Im Princip hat ja das lutherische Bekenntniß diese Exclusivität durchaus nicht; da gestattet es vielmehr so viel Freiheit, wie es mir anziehend ist, aber die thatsächliche Erscheinung ist dem (meinem Verständniß nach) widersprechend, wie ich schon öfters andeutete." Hierbei hatte er vorzüglich die nach seiner Ansicht zu eng gezogenen Grenzen der Abendmahlsgemeinschaft im Auge.

Ehe er jedoch der liebreichen Einladung seiner Verwandten Folge leistete, beschloß er einen anderen längst beabsichtigten Besuch zu machen bei dem ihm von Angesicht nach unbekannten, der inneren und brieflichen Gemeinschaft nach aber bereits nahe verbundenen Gönner und Freund, dem Grafen v. d. Recke-Volmarstein in Kraschnitz bei Militsch, welcher ihm im Frühjahre 1873 auf Anlaß der Erklärung, die seine Excommunication herbeiführte, in warmer Theilnahme zuerst geschrieben hatte. „Wie gut gefällt mir der Wunsch des Grafen," schrieb Carl schon vor Antritt seiner Thätigkeit in Gleiwitz, „mit welchem er seinen Brief schließt: ‚der HErr möchte es mir schenken, recht viele Seelen zu Seinen durchbohrten Füßen zu ziehen.' Man sieht aus allen seinen Briefen, wie ihm das am Herzen liegt, was allen Christen Herzenssache sein sollte; recht beschämend für mich, dessen Mund so wenig übergeht von dem, wovon das Herz gleichfalls voll sein müßte. Zum Theil entspringt solches Schweigen allerdings aus der Scheu, die Wahrheitsgrenzen der inneren Gesinnung nicht mit Worten zu überschreiten; die weitere Quelle aber

ist Mangel an einem gewissen Reichthum, um den ich andere beneiden würde, wenn dieser Mangel, ja diese Armuth nicht selbst verschuldet wäre."

Je mehr nun bei seiner beabsichtigten Amtsniederlegung die Frage nach einer neuen Berufsthätigkeit sich geltend machte, desto lebhafter dachte auch Graf Recke an die Verwirklichung seines Planes, daß Carl ihm in seinem Samariterstifte geistlichen Beistand leisten möchte, und erneuerte deßhalb seine Vorschläge an ihn. Ungeprüft diesen Weg zurückzuweisen, würde um so bedenklicher gewesen sein, als natürliche Neigung dazu nicht vorhanden war, und da ein Besuch bei dem Grafen ohnedieß in Aussicht genommen war, so wurde derselbe im April ausgeführt. Ein herzliches Freundschaftsband, auf dem Grunde der innigsten Glaubensgemeinschaft für die Ewigkeit geschlossen, war zunächst die Frucht davon. Auch Graf R. und die Seinen waren allen confessionellen Schranken abhold, und so verstand sich Carl damals um so besser mit ihnen über das in Gott mit Christo verborgene Leben der Seele, in welchem Eins zu sein ja die beste Gemeinschaft aller Kinder Gottes ist. Ein solcher Standpunkt war zugleich sehr empfänglicher Boden für das damals mit steigender Bewunderung begleitete Auftreten des auch in Deutschland schon berühmt gewordenen Amerikaners Pearsall Smith, der eben großartige Versammlungen in Brighton angekündigt hatte, für welche die Engländer in ihrer praktischen Begeisterung bedeutende Summen zur Disposition stellten, um auch der Geistlichkeit auf dem Continent die Theilnahme daran zu erleichtern und womöglich eine Anzahl Missionsprediger im

Sinne von Pearsall Smith zu gewinnen. So wurden denn auch von dieser Seite Hoffnungen auf Carl gegründet, und in der liebenswürdigen Recke'schen Familie wurde ihm die Aussicht zu einer Einladung nach London und Brighton eröffnet. Auch noch andere Fragen wurden in den Gesprächen vom christlichen Leben berührt, von denen ich eine nicht ganz übergehen zu dürfen glaube. Der Graf betrachtete den Priester-Cölibat als einen „Greuel vor Gott" und deutete Carl an, daß er theoretisch und praktisch Zeugniß dagegen abzulegen hätte. Dieser schrieb darüber: „Ohne dieser Frage unbedingt ausweichen zu wollen, sehe ich die Sache doch unter meinen Verhältnissen für kaum mehr ausführbar an und halte dafür, daß jener Lebensweg für mich nicht in den Absichten Gottes liegt." Sein Lebensgang bis ans Ende hat diese seine Ansicht bestätigt. Bei aller schönen Gemeinschaft und Uebereinstimmung der Gemüther förderte der Aufenthalt Carls in Kraschnitz doch den Wunsch des Grafen nicht, ihn zum Beistande für die geistliche Pflege in der Idiotenanstalt zu gewinnen; er fühlte sich weder berufen noch geschickt dazu und kehrte nun zunächst nach Hohenfriedeberg zurück, um dann das Pfingstfest bei den Verwandten in Liegnitz zuzubringen.

In weiteren Kreisen wurde bereits mit Gewißheit von seinem Anschluß an die „Apostolische Gemeinde" gesprochen. Er schrieb darüber aus Liegnitz: „Selbstverständlich kann ich die neuen Breslauer Gerüchte nicht, gleichsam über Nacht, zur Wahrheit werden lassen. Wie ich Dir vielmehr schon sagte, wird es vielleicht lange dauern, ehe ich in einer so wichtigen Angelegenheit auch nur einen Schritt thue. Es

würde meinem Sinne und ebenso dem B.'s und G.'s wenig entsprechen, mich, wie manche dieß als natürlich vorausſetzen zu dürfen glauben, ‚wie die Maus in der Falle fangen' zu laſſen. Ich ſehe freilich mit dem langen Warten auch einem langen Faſten entgegen, was in ein um ſo größeres Verlangen nach kirchlicher Gemeinſchaft (oder im ſchlimmen Falle in Gleichgültigkeit) übergehen kann und wird; allein ich bin mir doch der Wichtigkeit und Verantwortlichkeit zu ſehr bewußt, um unbeſonnen zu Werke zu gehen."

In Liegnitz hatte Carl wieder wohlthuende und lebendige Eindrücke empfangen, auch mehrere Schriften zur Prüfung mit nach Hauſe gebracht, ging aber dann ſogleich nach Breslau, um die Curie zu räumen, und ſchrieb von dort an ſeine Couſine G. v. R. Im Verlaufe dieſes Briefes heißt es: „Hieran ſchließe ich nun meinen wiederholten Dank, daß Ihr mich in ſo freundlicher, liebenswürdiger Weiſe Eure Gaſtfreundſchaft genießen ließet und damit mir auch die Gelegenheit zu der feiertäglichen, kirchlichen Erbauung gewährtet. Daß ich nicht ohne Sympathie für die ‚Apoſtoliſche Kirche' in der von Euch anerkannten Geſtalt bin, wird Euch nicht verborgen geblieben ſein. Ich habe mich aber noch mit manchen inneren und äußeren Faktoren auseinanderzuſetzen, was mich zu weiteren Studien und weiterer Prüfung drängt, ehe ich mir ein Urtheil über die mir von Gott zugedachten Wege zutraue. Blinder Glaube iſt zwar das Leichtere, liegt aber nicht in Gottes Abſichten, ehe man nicht über die Vorausſetzungen völlig im Klaren iſt. Seitens der Meinigen und mancher Freunde wird mir — bei beſter Abſicht ihrerſeits —

das Urtheil in dieser Sache noch mehr erschwert. Der eigene natürliche Mensch thut in schwachen Stunden auch das seinige noch dazu. Die Vollendung der Kirche von den (bei Euch wiederaufgerichteten) Ordnungen abhängig zu machen, erscheint mir bis jetzt noch kaum möglich, so großen Werth ich ihnen auch zuerkenne. Auch das ist mir bis jetzt undenkbar, daß nicht glaubensvolle treue Christen anderer Confessionen, die bona fide leben, auch ohne apostolische Versiegelung in gleicher Weise an der Zukunft des HErrn Theil nehmen sollen, wie die Versiegelten. Können doch selbst die wichtigsten Gnaden, als: Taufe, Absolution, Abendmahl u. s. w. im Nothfall auch geistiger Weise ersetzt werden . . ."

Jene Klage wider die „Seinigen und Freunde" klingt mir wehmüthig — ja wie der einzige Mißton in der Harmonie der Erinnerungen — nach. Speziell weiß ich sie nicht zu deuten; aber ohne Begründung würde er sich ja so nicht ausgedrückt haben, ohne damals wissen zu können, zu welchen weittragenden Voraussetzungen seine Worte — besonders nach dem späteren Resultate seiner Wege — Veranlassung geben würden. Es sei dem Herzenskündiger befohlen.

Inzwischen war die Einladung nach England eingetroffen und in der zuvorkommendsten Weise ihm der Weg dahin geebnet worden, so daß er am 22. Mai seine Reise antreten konnte.

Er berichtete auch bald aus London, daß er in der Familie H—y die liebenswürdigste Aufnahme gefunden hätte und sich ganz heimisch dort fühlte. Freilich reichte sein Bißchen Englisch, welches er in den Knabenjahren gelernt und nun während einiger Zeit wieder aufzufrischen gesucht hatte, lange

nicht aus, besonders zum Verstehen von Vorträgen, während er in der Familie die gütigste Nachsicht fand. Am ersten Tage wohnte er einem Meeting der Herren Moody und Sankey bei, „in einer Versammlung von sechs- bis achttausend Menschen," wie er schreibt; „sechs Etagen über einander in ungeheuerem Raum, Kopf an Kopf; dabei lautlose Stille, während Herr Moody in populärer und einschneidender Rede die Bekehrung zu Gott predigte und in drastischer Weise die Erzählung von Elias und den Baalspriestern mit einflocht. Daß manches Gemüth auf das ernsteste angefaßt sein mochte, bezweifle ich nicht. Einen merkwürdigen, jedenfalls auch erfreulichen Eindruck machte es, den Namen Gottes von Laien in solchen Räumen und in so ernster Weise verkündigt zu hören. Es ist eine Art Milch, die freilich nicht jedem schmackhaft erscheinen wird, über die ich mir selbst auch kein abschließendes Urtheil anmaße, die aber auch nicht ohne Nahrungskraft ist und für ein derartiges Publikum, wie es die Redner größtentheils vor sich hatten, jedenfalls sehr geeignet sein mag." Am dritten Tage fuhr die Gesellschaft nach Brighton, von dessen großartiger Schönheit Carl sehr hingenommen war. Er schrieb, daß dort für zehntausend Personen Wohnung besorgt wäre, die an den Meetings Theil nehmen wollten, und man fürchtete, daß dieß noch nicht ausreichend sein würde. „Die Meetings selbst," schreibt er weiter, „gestalten sich nach und nach — ich kann es kaum anders sagen — wie ein stiller Segensthau, der wie unbewußt von oben kommt, und ich hoffe, es bleibt auch so. Man hört zwar kaum etwas Neues; es ist die Wiederholung dessen, was man

darüber gehört oder gelesen oder zum Theil selbst erfahren hat, allein das gemeinsame große Interesse an der Person unsers Erlösers und die lieblichen Gesänge zu Seiner Ehre und der stete Hinweis auf dieses Leben unsers Lebens durch solche, die zum Theil durch innere Erfahrung und den Umgang mit Ihm auch zu Herzen sprechen können, das erbaut und erwärmt das Herz . . . Ueberall dagegen, wo sich etwas Gewaltsames hineinmischt, wie solches manchen Rednern eigen ist, da ist auch die menschliche Zuthat fühlbar. Herrn Pearsall Smith habe ich zwar persönlich gesprochen, aber wenig, da er über die Maßen in Anspruch genommen ist. Sein Gesicht ist für den, der da weiß, von welchem Geiste er sich bringen läßt (?) eine stille Predigt. Tiefer Seelenfrieden prägt sich in seinen Zügen aus. Ganz eigenthümlich ist die Erscheinung seiner Frau . . . Wäre sie ein Mann, ich glaube, sie müßte einem Evangelisten Ehre machen, während das weibliche Gewand abstoßend wirkt. Dennoch habe ich ihr heute mit Freuden zugehört, nachdem ich mich in eine möglichst harmlose Auffassung ihres öffentlichen Auftretens hineingedacht oder vielmehr das Aeußere über den Inhalt ihres Vortrags zu vergessen gesucht habe. Ihre Kleidung ist schwarz und höchst einfach. Sie trägt einen schwarzen Strohhut nach früherer Form, dunkle Handschuhe und die Bibel in der Hand, als „das Schwert, mit dem Gott ihre Seele erobert habe" . . . und mit dem sie weiter zu erobern sucht. Ich halte sie für die halbe Seele ihres Mannes und darum auch der Meetings, wenngleich ihr nur wenig von der Zeit des Redens überlassen ist. . . . Was das geistliche Leben überhaupt hier betrifft, so ist

mir daſſelbe im höchſten Grade intereſſant, da mir darin ſo viele neue Erſcheinungen begegnen, wie man ſie bei uns in Deutſchland kaum kennt. Es ſind wohl nicht immer *geſunde* Erſcheinungen, meiſt aber von der Art, daß ich das engliſche Volk bewundere. Aus den Meetings wird Dein Sohn wohl unverändert zurückkehren, aber ſie wirken erfriſchend und erbauend. Die ſich daraus entwickelnde Stimmung iſt ‚Friede und Freude im Heiligen Geiſt.‘ Milde, Verſöhnung, Hingabe an den geprediգten Erlöſer, das ſind die Erſcheinungen, wie ich ſie beobachten kann, und die nicht bloß von Menſchen herkommen, weßhalb ich auch nicht zweifelhaft bin, daß dem neuen Miſſionswerke weitere Abſichten Gottes zu Grunde liegen, ohne gegen die menſchlichen Seiten blind zu ſein. Auch iſt das *eine* geprediգte Dogma mit ſeiner unvergleichlichen Segensfülle noch nicht die ausgebaute Kirche. Vielleicht ſoll ſie ſich aber wieder ſammeln, nachdem man das Fundamentaldogma des Chriſtenthums in ſeinem vollen Werthe lieb gewonnen haben wird.“*)

*) Zur Kennzeichnung des Geiſtes, deſſen Stimmen harmoniſch in ihm wiederklangen, möge eins von den Liedern dienen, die er uns mitbrachte:

Laid on Thine altar, O my Lord divine,
Accept my gift this day for Jesus' sake.
I have no jewels to adorn Thy shrine,
Nor any world-famed sacrifice to make.

But here I' bring within my trembling hand
This will of mine, a thing that seemeth small,
And only Thou, sweet Lord, canst understand,
How, wen I yield Thee this, I yield mine all.

„Die Tage in Brighton sind zu Ende," schreibt er in einem anderen Briefe, „die große Versammlung ist nach allen Himmelsrichtungen auseinander gestreut. Viele kamen leer und kehrten mit vollen Garben nach Hause zurück. Meinerseits freue ich mich in Brighton gewesen zu sein, denn es war ein Stückchen Lebensschule, was einem dort zu Theil geworden, und ich machte Erfahrungen, deren Bedeutung ich nicht verkenne. Noch die letzte Versammlung bot ergreifende Momente, wo Gottes Segen sichtbar und fühlbar war. . . . Eine gemeinschaftliche Abendmahlsfeier Tags vorher, an der ich nicht Theil nahm, die ich mir aber ansah (sie war nicht von Herrn Smith veranlaßt), war wie kaltes Wasser auf die

---

Hidden therein, the searching eye can see
Struggles of passion, visions of delight,
All that I love, or am, or fain would be —
Deep loves, fond hopes, or longing infinite.

It hath been wet with tears and dimmed with sighs,
Clenched in my grasp, still beauty it has none;
Now from Thy footstool, where it vanquished lies,
The prayer ascendeth: May Thy will be done!

Take it, O Father, ere my courage fail,
And merge it so in Thine own will, that e'en
If in some desperate hour my cries prevail,
And Thou give back my gift, it may have been

So changed, so purified, so fair have grown,
So one with Thee, so filled with peace divine —
I may not know or feel it as mine own,
But gaining back my will may find it Thine.

Wärme, die man in ſich aufgenommen hatte, und war mir eine ſehr eindringliche Lektion für die Nothwendigkeit einer geordneten Kirche, die mir ja ſtets in ihrer Wichtigkeit vorſchwebte. Die an mich ergehenden Aufforderungen, in London, Berlin oder Baſel für das chriſtliche Fundamentaldogma von der Erlöſung durch den Sohn Gottes einzutreten, habe ich natürlich abweiſen müſſen, da ich weit mehr brauche und ſuche und zu vertreten wünſche, als nur jene eine Perle aus dem ganzen uns geſchenkten, koſtbaren Schatze der chriſtlichen Wahrheit. Daß der Wunſch zur Wiederaufnahme der einſt übernommenen Aufgabe ſich oft regte, kann ich nicht leugnen, doch bleibt die weitere Beſtimmung darüber Gott überlaſſen, der ja die Mittel und Wege in Seiner Hand hat, uns zur Klarheit über Seinen Willen zu führen."

In Brighton hatte Carl eine Einladung nach dem unweit London gelegenen Albury erhalten, dem Aufenthaltsort der noch lebenden drei Apoſtel der Irving'ſchen Gemeinden und zugleich eines Herrn von Pochhammer, der dort in voller Hingabe an den Dienſt der Gemeinden thätig iſt, von welchem einer ſeiner auch uns naheſtehenden Freunde in Bezug auf Carl uns ſagte: „Dem kann er nicht widerſtehen!" Auch D. Beſſer erwähnt deſſelben in einem Briefe aus dieſer Zeit in folgender Weiſe: „Von Herzen gönne ich Ihrem Herrn Sohne die genoſſene geiſtliche Mahlzeit in England und Ihnen die Brocken, die er mitbringen wird. Herrn von Pochhammer kenne ich von Leipzig her ſehr wohl. Er hat nichts verſäumt, um mich für das „Werk Gottes" zu gewinnen. Ihn ſelber habe ich als ein Werk Gottes lieben und ehren gelernt." Carl

schrieb von der großen Liebenswürdigkeit desselben mit dem Zusatze: „Die Unterhaltungen mit ihm lassen manchen Blick in seine Seele thun, an dem man sich erquickt.“ Zu idcell mochten seine Vorstellungen von den „Aposteln“ gewesen sein. Er bedauerte, daß Herr Woodhouse, ein sowohl seines Amtes als seiner Person wegen in besonderem Ansehen stehender Mann, dem er so wohlwollende Gastfreundschaft verdankte, sich zu sehr zurückgezogen habe. Albury fand er paradiesisch schön, die religiösen Beziehungen waren ihm von nicht geringem Interesse; aber er meint: manche andere, welche schon der Gedanke an Albury mit Freuden erfüllte, würden diesen Aufenthalt weit besser auszunutzen wissen. „Ich denke wohl nüchterner,“ schreibt er, „wünsche aber göttlichem Segen alle Spalten und Falten meines Herzens offen zu erhalten, auf welchem Wege derselbe mir auch immer entgegengebracht werden möge.“

Durch andere habe ich später erfahren, was er selbst mir ganz verschwiegen hatte, daß er nach so langer Entbehrung des heiligen Abendmahls dasselbe in Albury zu empfangen gehofft und von Herrn Woodhouse erbeten hatte, ohne damit der „Apostolischen Gemeinde“ gliedlich sich anschließen zu wollen. Jener hatte sich inzwischen von Carl's Auffassung der Pearsall Smith'schen Bewegung unterrichtet und soll auf Grund seiner ganzen Denkweise überhaupt ihm die Theilnahme am Sacrament nicht gestattet haben. Mochte das auch für Carl eine schmerzliche Täuschung gewesen sein, so hatte ich, als ich davon hörte, doch weit mehr Verständniß dafür, als für eine Weitherzigkeit, wie sie früher ein Diener der Gemeinde selbst

mir erklärte, wonach ihnen (den Irvingianern) gestattet wäre, selbst bei Lutheranern am heiligen Abendmahl Theil zu nehmen — obgleich er dem Sacrament bei diesen die Consecration und folglich die wahrhaftige Gegenwart des Leibes und Blutes des HErrn absprach — mit dem Bemerken, die Gnade müsse ersetzen, was der Sache mangle. Nach dem Genießen einer „Gastfreundschaft der wohlthuendsten Art," wie er schrieb, kehrte Carl Ende Juni aus England zurück und setzte mit erfrischtem Geiste die Prüfung der kirchlichen Fragen fort. Je mehr ihm innerlich etwas gewiß wurde, desto weniger pflegte er darüber zu sprechen, wogegen er über streitige Punkte auf dem Wege der Diskussion Klarheit zu gewinnen suchte. Ich glaubte mich mit dem Gedanken vertraut machen zu müssen, daß er der „Apostolischen Gemeinde" sich anschließen würde. Hatte ich in der altkatholischen Verbindung den Mangel an geistlicher Gemeinschaft für ihn gefürchtet, so wußte ich dagegen hier, was die Gemeinschaft mit lebendigen Christen betraf, für ihn einen reichen Tisch gedeckt. Auch insofern wäre er wohl geborgen gewesen, als ihm bald eine geistliche Thätigkeit angewiesen sein würde, die weder hohe theologische Gelehrsamkeit noch besondere Rednergabe voraussetzte. Dagegen hatte ich den Schmerz zu bekämpfen, daß wohl kein anderer Weg so trennend für uns gewesen sein würde als dieser. Confessionelle Schranken scheinen mir immer nur die Peripherie zu betreffen, während man sich des gemeinsamen Centrums im Glauben an die Erlösung durch den Sohn Gottes zu hohem Troste bewußt bleibt. Dort aber bildet die Lehre von den „Aposteln" gleichsam ein neues Centrum, von welchem die-

jenigen, die nicht durch die Versiegelung der Gemeinde einverleibt sind, natürlich ausgeschlossen sind; daher bleibt zwischen der Verbindung zu Einem Leibe durch die heilige Taufe und jenem besonderen Verbande doch immer noch eine große Kluft, durch welche nicht wir uns in der Zusammengehörigkeit der Kinder Gottes würden stören lassen, aber deren vermeintliches Vorhandensein wir von dorther empfinden. Die Tiefen und Geheimnisse eines Werkes, um welches ich so viele lebendige Glieder der christlichen Kirche begeistert sich scharen sah, hatten, seit ich davon Zeuge war, in mir ein großes Interesse erregt und erschienen mir des Anspruchs auf ernste Prüfung werth. Hat diese auch nur lückenhaft bei mir geschehen können, so habe ich doch gern jede Gelegenheit auf mündlichem und schriftlichem Wege — oftmals zu großer Erbauung — dazu zu benutzen gesucht; aber ich kam doch nie zu der Ueberzeugung, daß ich in dem, was ich als Lehre der heiligen Schrift über Gottes Wege mit Seiner Kirche empfangen hatte, falsch berichtet worden sei, und daraus bildeten sich Anschauungen, wie sie im wesentlichen D. Besser S. 343 u. f. ausgesprochen hat. Ich habe auch bei meinem Sohne eine andere Stellung zur Sache nicht wahrnehmen können. Wir hatten gemeinsam aus einigen Schriften auf diesem Gebiete hohen Genuß; aber es ging uns dabei wie bei der Ausführung eines Tonstückes, wo verwandte Klänge die Harmonie verstärken und sich in eins verschmelzen, jeder fremde Ton aber sich von selbst ausschließt. Gar vieler köstlichen Harmonie erfreuten wir uns; aber wie aus einer Seele wiesen wir ab, was einer fremden Tonart angehörte, und daraus glaube ich

ſchließen zu dürfen, daß nicht menſchliche Beeinflußung, ſondern ſeine eigene Glaubenserfahrung ihn der Lehre von der Göttlichkeit der neuen Apoſtel unzugänglich gemacht hat. Ueberall habe ich mich für berechtigt gehalten, für die erkannte Wahrheit Zeugniß abzulegen; aber ich durfte auch zu Carl das Vertrauen hegen, daß er ſelbſtſtändig ſeinen eigenen Weg gehen würde. Er ſtudirte in dieſer Zeit beſonders viel für ſich allein und notirte ſorgfältig das pro und contra in den betreffenden Schriften. Während ich demnach vorausſetzte, daß er ſich ganz in die Sache hinein gelebt hätte, überraſchte es mich nicht wenig, als er ſehr ernſt mir eines Tages ſagte, er habe mit den „Apoſteln" abgeſchloſſen. In der Hoffnung und mit dem Verlangen der allumfaſſendſten Weitherzigkeit mochte er an das Studium der berühmten Schrift: „Zeugniß der Apoſtel" herangetreten ſein und fand nun durch neue, gewaltige Autoritätsſchranken ſeine Illuſion zerſtört. Er ſchrieb alsbald darüber an Herrn von Pochhammer, wiewohl er deſſen Schmerz ſich vorſtellen konnte.

Noch ehe deſſen mit Spannung erwartete Antwort erfolgte, begleitete mich Carl nach meinem Geburtsorte Carlsruhe in Oberſchleſien, woſelbſt die zuvorkommende Güte der verwittweten Herzogin Eugen von Württemberg, meiner hohen, theuern Gönnerin, uns einen Beſuch geſtattet hatte, von welchem auch mein lieber Sohn die wohlthuendſten Eindrücke heimbrachte und in dankbarer Erinnerung behielt.

Das inzwiſchen eingetroffene Antwortſchreiben des Herrn v. Pochhammer möge hier ziemlich vollſtändig ſeine Stelle finden:

„Theurer und verehrter Herr von Richthofen!

Mit Freude und mit erneutem Schmerze komme ich endlich dazu, Ihnen auf Ihre inhaltreichen Briefe vom 18. und 27. Juli zu antworten. Ihre lieben Briefe haben mich sehr tief geschmerzt. Als ich Sie zuerst in Albury gesehen und nur wenig gesprochen hatte und darnach in die Kirche kam, ergriff mich auf einmal ein tiefer Schmerz. Ich glaubte zu empfinden, daß Sie nicht im Stande sein würden, die Hand Gottes zu erkennen, noch Seine Stimme zu vernehmen. Ich habe bittere Thränen geweint, nicht über Sie allein, sondern über den Zustand, in den wir, die ganze heilige Kirche Christi, herabgesunken sind. Ich fühlte und erkannte aufs neue, daß uns nur ein Gnadenwunder die Augen öffnen kann. Darum, theurer Herr Baron, sprach ich von Anfang an so viel mit Ihnen über die Nothwendigkeit einer göttlichen Erleuchtung. Ich habe es versucht, Sie dahin zu bringen, daß Sie wie ein armer Blinder vor Gott hintreten möchten und auf Seine Frage: ‚Was willst du?‘ wie jener Blinde im Evangelium antworten möchten: ‚HErr, daß ich sehen möchte.‘ Aber nicht nur der nächste Erfolg hat es bewiesen, daß mir das nicht gelungen ist, sondern auch Ihre Briefe bestätigen es. Sie sprechen in denselben so sehr menschlich von Ueberzeugung und Gründen und Eindrücken, als ob es möglich wäre, auf diesen menschlich guten Dingen einen göttlichen Bau aufzurichten, oder als ob der Glaube eben nicht göttlicher Natur wäre. Ach, theurer Bruder, was können meine armen Zeilen ausrichten, da unsere mündlichen Gespräche so wenig genützt zu haben scheinen? Mir ist oft der Muth entsunken, Ihnen

zu ſchreiben, und ich habe anderen Sachen den Vorrang gegeben, weil ich mir oft ſagte: Will denn Hr. v. R. eine Antwort von dir haben? Ihre Briefe enthielten nicht die leiſeſte Andeutung davon. Nirgends iſt irgend eine Frage. Sie ſprechen das Verwerfungsurtheil mit einer Beſtimmtheit aus, die alle Hoffnung abſchneidet. Was kann ich da thun? Weinen und beten. Das wird nicht vergebens ſein. Aber ein Brief? wird der nicht vielleicht noch mehr ſchaden? Sie ſprechen freilich mit ſehr großer Liebe von meiner armen Perſon; aber das Beſte, was ich habe: mein Amt, das iſt Ihnen doch eigentlich nichts; ſo daß ſelbſt Ihre Liebe mich ſchmerzt, weil ich ſehen muß, daß Sie nur das Geringſte erkennen, nämlich die Perſon, aber das Höhere, den Auftrag, mißkennen.

Johannes der Täufer nannte ſich ‚eine Stimme‘, und das iſt ja jeder Diener Gottes, denn ſein Auftrag, den er ausrichtet, iſt ja unvergleichlich mehr als ſeine Perſon. Meine Perſon haben Sie lieb gewonnen, aber die ‚Stimme,‘ die Verkündigung, daß Gott Sein Volk beſucht hat, weiſen Sie ab Das iſt als ob ein Arzt zum Kranken eilt, weil er hofft, ihm helfen zu können, und der Kranke will wohl ſeinen theilnehmenden Beſuch annehmen, aber nicht die Medizin. Aber dennoch kommt wieder und wieder eine innere Stimme zu mir, die mir ſagt, daß ich Ihnen ſchreiben ſoll, und daß Sie einen Brief doch gut aufnehmen würden. So thue ich's denn, wenn auch nicht ohne Kampf. Sie wiſſen ja, wie ſehr wir es ſcheuen, die himmliſchen Dinge aufzudringen, weil das gewöhnlich nur noch mehr Oppoſition hervorruft oder nur

einen ungesunden Erfolg hat. Aber welchen Schein diese Zeilen auch haben mögen, ich will Ihnen so offen und schlicht sagen, was ich denke, wie ich es nur kann, mag der gnädige Gott es segnen, wie und wann Er will. — Ich weiß es aber schon im voraus, daß ich Ihnen oft wehe thun werde, und das wird mir herzlich schwer. Und werden Sie auch darin die Liebe erkennen können? . . .

Und nun frage ich Sie, mein Theurer, wann hat der Geist Gottes eine andere Sprache (d. h. als die Apostel in ihrem Testimonium) geredet? Welcher unmittelbar von Gott gesandte Bußprediger hat weniger scharf die Gesammtsünde des Volkes gestraft? Welcher hat sich auf die Unterschiede der Parteien eingelassen und Ausnahmen gemacht? Welcher hat nur die offenbar Gottlosen gestraft, die Frommen aber in Ruhe gelassen? Werden nicht gerade die, welche die Besten sind, gewöhnlich am schärfsten getadelt? und ist das nicht ganz recht und in der Ordnung? Oder welche Kirchenpartei ist rein geblieben von der Verachtung der ewigen Ordnungen Gottes? Welche hat nicht menschliche Erfindungen an die Stelle des ewigen Organismus des Leibes Christi gesetzt? Welche hat das Wort Gottes in den Theilen, die ihr nicht paßten, nicht gering geschätzt und praktisch verachtet, indem sie es unbeachtet bei Seite gelassen hat? Welche hat das Maß der Vollkommenheit bewahrt? Welche hat die Hochzeit des Lammes nicht vergessen? Welche hat die Gaben des Geistes nicht gering geschätzt und praktisch gedämpft? Welche hat den Heiligen Geist nicht gekränkt und gedämpft und durch menschliche Weisheit und Kunst zu ersetzen gesucht?

Welche hat nicht eingeſtimmt in den Streit der babyloniſchen Verwirrung und hat die Zerriſſenheit der Einen Kirche dadurch beſtätigt und befeſtigt, daß ſie ſich für die wahre Kirche erklärt hat? Welche iſt nicht an dem unter die Mörder gefallenen und halb todten Leibe Chriſti, der Einen, Heiligen, Katholiſchen, Apoſtoliſchen Kirche vorbei gegangen? Oder haben die Heiligen, die Beſten unter uns und unſeren Vätern, dieſe furchtbare Sünde auch nur erkannt und dagegen geeifert? Haben nicht viele von ihnen die Uebel noch ärger gemacht? Ja, faſt unheilbar, weil ſie ſie durch ihr Beiſpiel und den Glanz ihrer Heiligkeit beſtätigt haben? Oder ſehen Sie nicht in Franziskus, Ignatius, Luther, Calvin u. ſ. w. ſchon die Principien, die ſpäter zur Immaculata, zur Infallibilität, zum Staatskirchenthum, zur kirchlichen Demokratie u. ſ. w. geführt haben? — Erſchrecken Sie nicht! Ich verkenne dieſe Helden Gottes nicht. Ich erhebe mich nicht über ſie. Ich liebe und bewundre ſie. Aber ich ſage, daß ‚das ganze Haupt krank iſt, und das ganze Herz iſt matt. Von der Fußſohle an bis zum Scheitel iſt nichts Geſundes an ihm, ſondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, nicht verbunden, noch mit Oel gelindert ſind.‘

Und hier, mein theurer Freund, hier liegt Ihr Fehler. Sie erkennen den Abfall des Volkes Gottes nur theilweiſe, und darum können Sie die Hülfe, die Gott ſendet, auch nur theilweiſe erkennen. Wie demüthig Sie auch für Ihre eigene Perſon ſein mögen, für die Geſammtheit ſcheinen Sie noch viel Selbſtgerechtigkeit in Anſpruch zu nehmen. Die Unfehlbarkeit des Papſtes erkennen Sie als die gottesläſterliche An-

maßung, die sie wirklich ist, aber von der vermeintlichen Unfehlbarkeit der Kirche scheinen Sie noch nicht los zu sein, obgleich jene doch nur eine Blüthe dieses Baumes ist.

Sie scheinen noch nicht zu sehen, wie furchtbar die ganze Kirche abgewichen und abgefallen ist, und darum scheint Ihnen die Sprache der Wahrheit zu hart und ungerecht zu sein. Sie halten den brennenden Eifer des Heiligen Geistes für liebloses Richten und den Zorn des lebendigen Gottes für menschliche Unduldsamkeit. — Der Maaßstab, den Sie an die Kirche Gottes und an die einzelnen Christen legen, ist zu niedrig und nicht geistlich genug. Wo Sie wahren Glauben und heilige Liebe sehen, da sind Sie schon zufrieden. Und wenn dann solche wahre Kinder Gottes ebenfalls zur Buße gerufen werden, so scheint es Ihnen, als ob man ihnen die Seligkeit absprechen wollte. Und wer einen durch den Glauben ‚seligen' Petrus doch noch einen ‚Satan' nennen kann, der begeht nach Ihrer Meinung ein schweres Unrecht. Sie scheinen, wenigstens zu Zeiten, zu vergessen, daß wir Gläubigen es sind, die die Welt verführen, daß wir, die Kinder Gottes, die Kirche ruinirt haben. Die ungläubige Welt hätte niemals das Heiligthum so zerreißen und entweihen können, wie wir und unsere Väter es gethan haben. Nicht von außen, sondern von innen her ist die Kirche zerrissen und entweiht und verweltlicht worden. Und nun zürnt der heilige Gott mit Seinen geliebtesten Kindern und ruft sie zur Buße und Umkehr und droht ihnen, nicht die Hölle, aber eine Trübsal, wie sie noch nie über die Kirche Gottes gekommen ist.

Und wenn nun die Boten Gottes diesem ungeheuern

Schmerze Ausdruck geben — wenn nun endlich nach Jahrhunderten der Heilige Geiſt den Mund wieder findet, durch den Er den Schrei Seiner Schmerzen laut werden laſſen kann — und wenn die Apoſtel das thun in der größten Milde, indem ſie alles durch die Sanftmuth Chriſti mildern und ſich ſelber in die härteſten Urtheile mit einſchließen, — ſo iſt Ihnen das doch zu hart — weil Sie es für menſchlich halten und nur menſchlichen Maaßſtab anlegen. Vielleicht erſcheine ich Ihnen jetzt übertrieben mit allem, was ich ſage. Ich kann es Ihnen freilich nicht zeigen, wie ich mich im Geiſte vor dem Bilde der Kirche Gottes, wie ſie vor uns ſteht, entſetze. Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, wie ich über uns alle, jeden Einzelnen, weinen möchte; denn ach! was ſollten und könnten wir ſein? und was ſind wir? — Oder ſcheint es Ihnen, daß ich darum die Kirche unterſchätze? und daß ich die Kinder Gottes nicht mehr für Kinder Gottes hielte? Wenn es Ihnen ſo erſcheint, dann irren Sie ſich. Gerade weil ich ſo hoch von der Kirche denke, darum erſcheint mir ihr Fall ſo tief. Gerade weil ich uns als Kinder Gottes und Erben der Seligkeit anerkenne, darum bin ich über unſern Zuſtand ſo entſetzt. Ich glaube nicht blind gegen die Schätze, Gnaden und Tugenden zu ſein, die noch in der Kirche geblieben ſind, und ich liebe ſie mit der tiefſten Kraft meiner Seele; nächſt dem HErrn Selber am meiſten, aber eben darum begreife ich ein wenig von dem verzehrenden Liebeseifer des HErrn über dieſe Seine heilige Braut, die ſo tief in Unheiligkeit geſunken iſt.

Und wie kann derſelben geholfen werden? Welches iſt

das Mittel, das Gott verordnet hat? Ist es nicht der Heilige Geist, wie Er waltet und wirkt in dem heiligen Organismus, der Kirche heißt? Der Vater hat die Welt geschaffen; der Sohn hat sie erlöst; und ist es nun nicht der Geist, der sie schließlich heiligen und durch den der HErr sie verklären wird? Und wacht und waltet Er nicht in der Kirche, die Er zuerst vollenden wird, ehe die Fülle des Segens auf die Welt überfließen kann? Und sind nicht die Aemter Christi die verordneten Kanäle, durch welche in Wort und Sacrament die Segnungen Gottes dem ganzen Leibe und jedem einzelnen Gliede mitgetheilt werden? Aber was machen Sie, theurer Freund, mit den klaren und ausdrücklichen Worten der Schrift, die das lehren? Sie suchen ein Wort Gottes durch das andere abzuschwächen. Ist das recht? Ist das die Furcht Gottes, die der Weisheit Anfang ist? Im Psalm steht: ‚Ich fürchte mich vor Dir, daß mir die Haut schaudert, und entsetze mich vor Deinen Rechten.‘ Und Sie stellen die Liebe als einen zweiten noch köstlicheren Weg dar, der den ersten der Ordnungen Christi vielleicht entbehrlich machen könnte. Sie wissen, daß Paulus schreibt, daß kein Glied zum andern sagen kann, ich brauche dich nicht, und meinen doch, daß der HErr denen den ganzen Organismus ersetzen würde, die trotz ihres guten Willens nun einmal nicht im Stande sind, denselben zu erkennen. Ist das Ehrfurcht vor Gottes Wort? Ist das Treue gegen dasselbe? Ich will nicht hart sein, aber ich muß Ihnen die ganze Wahrheit sagen, um Ihnen vielleicht zu helfen. Ich verstehe Sie recht gut, und ich bin ja gern bereit den Gehalt von Wahrheit anzuerkennen,

den ich noch in Ihren Worten finde; aber ich muß Sie aus Ihrer äußerſt gefährlichen Unklarheit zu wecken ſuchen. Vielleicht meinen Sie, daß man doch all das Gute nicht ganz verwerfen dürfte, das auch in denen iſt, die Gottes Werk jetzt noch nicht erkennen. Und darin gebe ich Ihnen recht. Gott iſt barmherzig und gerecht. Er wird nichts Gutes unbeachtet und unbelohnt laſſen. Aber Er wird auch nichts Schlimmes ungeahndet laſſen, wenn es nicht bei Zeiten erkannt, bekannt und abgelegt wird. Und was muß es in Seinen Augen ſein, wenn Seine Kinder Ihn in Seinen Boten nicht erkennen und Seine Gnadenhülfe abweiſen? Sie wiſſen es, daß ich nicht von Ihnen erwarte, daß Sie etwas annehmen ſollten, das Sie nicht im Lichte Gottes als wahr und gottgeſandt erkennen können, aber ich ſage: welche Schuld der Sünde und Ungeiſtlichkeit muß auf uns liegen, daß wir unſern Gott nicht beim erſten Worte, das Er zu uns redet, erkennen! Ich ſchließe mich ſelber in dieſes Wort ein, denn es hat mich auch ein paar Monate und viel Gebet und Thränen und ſehr eifriges Suchen in der Schrift gekoſtet, ehe ich die Apoſtel mit göttlicher Gewißheit annehmen und mich ihnen unterordnen konnte; aber ich habe das weder damals entſchuldigt, noch rechtfertige ich es jetzt. Ich ſchäme mich deſſen von Herzen; aber Sie, theurer Freund, tröſten ſich ſehr leicht über ſolche gewaltige Dinge.

Es iſt ja wahr, daß die Segnungen Gottes dem reichen Strome gleichen, der ſeine Ufer überfließt; aber iſt damit geſagt, daß man ſich deßhalb bei der Entbehrung der Ordnungen Gottes beruhigen dürfe? Wann hat der HErr verſprochen,

die Segnungen der Sacramente auch ohne dieselben zu geben? Wir wissen wohl, daß der Schächer auch ohne Taufe ins Paradies gegangen ist; aber können Sie behaupten, daß er auch der göttlichen Natur theilhaftig geworden und zu der Stufe erhoben worden ist, die auch Johannes der Täufer nicht hatte, da der HErr von ihm sagte: ‚Der Kleinste im Himmelreich ist größer denn er'? Oder wann hätte der HErr jemals gesagt oder nur angedeutet, daß man Seinen Leib und Sein Blut anders genießen könnte, als im Sacrament des Altars? Und spricht Er nicht ohne alle Ausnahme: ‚Werdet ihr nicht essen des Menschensohnes Leib und trinken Sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch'? Spricht Er damit den Heiligen des alten Bundes die Seligkeit ab? Nein. Aber Er sagt damit, daß sie das Leben, welches Er uns im Sacramente zur Nahrung giebt, nicht haben noch haben konnten. Oder sagt Er, daß die verloren gehen, die nicht das Abendmahl genießen? Nein. Aber Er sagt, daß dieses die rechte Speise ist, durch die Sein Auferstehungsleben in uns ernährt und erhalten und zur Vollendung geführt wird. Wenn einer das heilige Abendmahl nicht hat noch haben kann, so mag ihm Gott die andern Gnadenmittel, z. B. das geschriebene Wort, den Umgang der Gläubigen, das stille Gebet u. s. w. um so mehr segnen, so daß er seine Seele retten kann; aber wo ist die Nachweisung, daß ein Segen den andern wirklich ersetzen werde? Mißverstehen Sie mich nicht. Ich binde Gott nicht die Hände. Er ist Gott und mag und kann thun, was Ihm wohlgefällt. Er kann viele Ausnahmen machen, und die Schrift lehrt uns, daß Er öfters solche

Ausnahmen gemacht hat; aber wir sind an die Ordnungen Gottes gebunden, und haben keine Verheißung, daß Er uns entschädigen werde, wenn wir in sündiger Blindheit Seine ausgestreckte Hand zurückstoßen.

Es wird mir herzlich schwer, so harte Worte zu schreiben, aber ich halte es für meine Pflicht und für das Gebot der Liebe, daß ich Sie daran erinnere, daß es eine sehr sündige Blindheit ist, die ein Kind Gottes hindert, Seine Boten zu erkennen. Ich will damit nicht behaupten, daß irgend welche besondere Sünden auf Ihnen lägen. Nein. Eben weil die Kirche eine heilige Einheit ist, darum leiden alle Glieder und jedes einzelne mit dem allgemeinen Zustande. Aber eben darum sehe ich auch nicht, wir wir von dieser Blindheit erlöst werden können, so lange wir sie nicht erkennen und als Schuld empfinden.

Ich kehre zum Schlusse zu dem zurück, was ich von Anfang gesagt habe: Nur eine Gnadenthat Gottes kann Sie oder irgend ein Kind Gottes befähigen, einen Schritt in der Erkenntniß der Wege und Thaten Gottes vorwärts zu gehen. Und diese Gnadenthat ist nichts Geringeres als eine wirklich göttliche Erleuchtung, die uns eine Stufe höher hebt in unserm geistlichen Leben. Und Sie wissen ja, das geht nicht, ohne zugleich eine Stufe tiefer zu steigen in der Schätzung unser selbst. Jeder Erhöhung geht ja nothwendig eine neue innere Erniedrigung voraus. Aber Sie fragen mich vielleicht, ob ich Sie denn für stolz oder hochmüthig halte? Mein theurer Bruder, Sie erheben sich gewiß nicht bewußt oder gar absichtlich; aber Ihr Brief zeigt es deutlich, daß Sie sich

ganz unbefangen zum Richter und Beurtheiler der Apostel machen. Wenn Sie es einmal erkennen werden, daß diese wirklich Gesandte des HErrn sind, und wenn Sie es richtiger beurtheilen werden, wo das klarste Licht und wo die Finsterniß ist, dann werden Sie mit tiefer Beschämung und mit Schmerz an die Aussprüche zurück denken, die Sie jetzt thun. Aber verlange ich denn, daß Sie Sich blindlings unterwerfen sollen? Nein, gewiß nicht. Ich verlange von Ihnen und von allen Kindern Gottes, daß Sie die Wahrheit Gottes erkennen und mit eigenem festen Glauben ergreifen sollen. Und wenn Sie das nicht können, so sage ich, daß die tiefste Beugung vor Gott der erste Schritt zur nöthigen Erleuchtung ist. Ich behaupte, daß jedes Kind Gottes wissen sollte, daß nur Gott uns sagen und leiten kann, was wir zu thun haben, und daß wir Ihn daher demüthig bitten müssen, daß Er uns das rechte Licht gebe. Bisher aber, theurer Freund, behandeln Sie eine heilige Sache noch fast so menschlich, als ob es eine Frage der Wissenschaft oder der Politik wäre.

Ihr lieber Brief gäbe mir noch viel Stoff, diesen Brief noch viel weiter zu führen; aber ich fürchte, daß ich schon mehr gesagt habe, als Ihnen willkommen sein mag, darum breche ich jetzt lieber ab. Wenn Sie mir die Freude machen wollen, mir zu antworten, so bitte ich Sie, mir offen zu sagen, ob ich Ihnen Unrecht gethan oder Sie mißverstanden habe. In jedem Falle aber bitte ich Sie, an meiner Liebe und Hochachtung nicht zu zweifeln . . ."

Das vorstehende, mitten ins Herz des Irvingianismus einen klaren Blick bietende Dokument hatte mein Sohn an

D. Besser (bei Gelegenheit eines Geburtstagsschreibens) mitgetheilt, welcher darauf erwiederte: „Theurer Herr Baron! Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für Ihr segnendes Gedenken. Möge Ihr Gruß auf mir beruhen als auf einem Kinde des Dürstens und des Trinkens! (Joh. 7, 37.) Der HErr erhalte uns verbunden in Seiner Gemeinschaft zu immer köstlicherer Erfahrung Seiner Zusage: ‚Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.‘ Für die Mittheilung des hierbei zurückfolgenden Briefes des Herrn v. Pochhammer bin ich Ihnen zu Dank verbunden. Man muß die Person des Schreibers liebgewinnen, weil Hingabe ans Ideale ihn beherrscht und ein warmer Hauch der Liebe seinen Eifer durchweht; aber fast räthselhaft ist mir sein Nicht-Erleuchtetsein zum Erkennen des circulus vitiosus, worin sich seine Argumentation bewegt: ‚Wir müssen Buße thun über unsere Blindheit, die uns am Aufnehmen der Apostel (nämlich der neuen) als göttlicher Boten hindert‘ — das ist doch der Kern seiner Vorhaltungen; aber es gehört wirklich eine außerordentliche Naivetät im Voraussetzen dazu, um uns einer Sünde zu zeihen, wo das Gebot, gegen das wir sündigen, in unseren Augen eine Menschenerfindung ist.“ D. B. sagt dann weiter, daß während der Schreiber jenes Briefes unsere Augen von der Decke des Hochmuths verhüllt nenne, er nicht den Hochmuth derer wahrnehme, welche sich zu Richtern über die Kirche aufwerfen auf Grund einer Schriftauslegung, wonach dieselbe durch achtzehn Jahrhunderte hin ein verstümmelter Leib gewesen wäre. „Sie setzen eben die angeblichen Gaben des Geistes, wodurch sie sich für legitimirt halten, über das

in der heiligen Schrift feste Wort des Geistes und ihre Inspirationen über die offenbarte, in der wahrhaftig apostolischen Kirche gegenwärtige Wahrheit (2 Petr. 1, 12)."

Es ist mir schwer die Mittheilung der späteren in Milde und Liebe geschriebenen Briefe des Herrn v. Pochhammer an meinen Sohn des Raumes wegen mir versagen zu müssen. Wenigstens der Eingang des nächstfolgenden möge noch Aufnahme finden. „Theurer und verehrter Herr Baron! Ihren lieben und sehr willkommenen Brief habe ich heute zu meiner großen Freude erhalten. Ich habe ihn zwei Mal und mit großer Theilnahme gelesen. Ich erkenne mit innigem Mitgefühl, aus wie tiefen Schmerzen und Kämpfen heraus Sie ihn geschrieben haben, und ich muß fürchten, daß ich nicht den rechten Ton getroffen oder mich nicht deutlich und vorsichtig genug ausgedrückt habe. Um so mehr danke ich Ihnen für Ihren ausführlichen Brief, der mir viel Einblick in Ihre Gedanken und Ueberzeugungen gegeben hat. Und obgleich Sie manche meiner Worte nicht verstanden haben, wie ich sie gemeint habe, so denke ich doch, daß unser Briefwechsel nicht vergeblich ist. Ich würde mich allerdings sehr freuen, wenn Sie schließlich die Apostel anerkennen würden; aber wenn Sie auch in diesem Leben es niemals thun sollten, so werde ich mich doch von Herzen freuen über jeden Schritt vorwärts, zu dem ich Ihnen sollte helfen können; ebenso wie ich von ganzem Herzen gern von Ihnen lernen werde, was Sie mir vielleicht zu sagen haben mögen."

Während und nach dieser Correspondenz hat Carl immer noch den Stimmen von jener Seite sein Herz offen erhalten;

aber die Gnade, welche allein das Herz feſt und gewiß macht, hat er in dem Worte der Apoſtel gefunden, deren Namen leuchten auf den Edelſteingründen des neuen Jeruſalems.

Schon vor einiger Zeit hatte mir D. Beſſer in Bezug auf die bedenkliche Unklarheit meines Sohnes in der Kirchenfrage geſchrieben:

„Wie lebendig und tief mich der Gang Ihres verehrten Herrn Sohnes Carl bewegt, wiſſen Sie ja, th. Fr. B. Nach den heute über ihn erhaltenen Briefen habe ich den wehmüthigen Eindruck, daß ihm mit der römiſchen Kirchengeſtalt alle kirchliche Leiblichkeit, ſo weit ſie in die Sichtbarkeit tritt, zerbrochen und abhanden gekommen iſt, ſo daß er leider nicht zur lutheriſchen Kirche ſich wenden, ſondern in ‚evangeliſchen Kreiſen‘, gleichviel in welcher äußeren Kirchengemeinſchaft, ſeines perſönlichen Glaubens zu leben ſuchen wird. So leid es mir thut, verſtehe ich dieß doch; was ich aber nicht ganz verſtehen würde, iſt das Phänomen, daß ein ſo edles, der himmliſchen Wahrheit erſchloſſenes Gemüth in der Preußiſchen Landeskirche ſich anſiedeln ſollte. Aber — ſtill ſein und mit unſerm Gebet ihn geleiten, weiter werden wir nichts thun können. Jede direkte Einwirkung würde nach meiner Meinung fruchtlos und ſchädlich ſein. So einverſtanden wir in negativer, dem Altkatholikenthum zugewandter Beziehung mit ihm ſein müſſen, doch können wir nicht anders als wünſchen, daß der entſcheidende Schritt nicht eher geſchehe, bis Ihr Herr Sohn Zeit gefunden hat, ſich über dieß Preußiſche Staatskirchenthum gründlich zu unterrichten. Ich komme immer wieder darauf zurück, daß es fürs erſte das Beſte ſein würde, wenn er nach

Mecklenburg ginge (ob auch nicht als Geistlicher), weil ja freilich das „Altlutherthum", wie es in Preußen sich darstellt, nicht jedermann's Ding ist und für Ihren Herrn Sohn vielleicht zu starke Speise wäre, wenigstens jetzt noch."

Es war meinem Sohne dieß alles selbst einleuchtend. So viel ich seinen Standpunkt beobachten und beurtheilen konnte, erschien er mir am meisten dem der Brüdergemeinde verwandt, und stellte ich mir vor, daß eine Predigerstelle innerhalb derselben für ihn geeignet sein könnte. Ich bat deßhalb meinen langjährigen würdigen Freund, den emeritirten Pastor Helmkampf in Gnadenfrei, seine Meinung und Urtheil uns darüber mitzutheilen. Bei seiner großen Theilnahme für meinen Sohn, den er persönlich wenig kannte, dessen inneres Leben aber dem seinigen sehr gleichartig war, beantwortete er nicht nur meine Anfrage aufs eingehendste, sondern verfaßte — obgleich er, beinahe erblindet, seine Meditationen nur diktiren konnte — lange Abhandlungen über die kirchlichen Fragen der Gegenwart, die er von Zeit zu Zeit uns zuschickte, um meinem Sohne die Prüfung auf diesem Gebiete zu erleichtern. Wider mein Erwarten fand er eine feste Stellung in der Brüdergemeinde nicht rathsam; im übrigen sah er großen kirchlichen Umwälzungen entgegen, wonach die confessionellen Schranken immer mehr fallen würden, und alle Kinder Gottes schon jetzt die dringende Aufgabe hätten, sich im lebendigen Glauben und christlichen Bekenntniß und Wandel zu vereinigen. Wenn ich auch in wesentlichen Punkten nicht übereinstimmen konnte, so hatte ich doch vor der ihm eigenthümlichen christlichen Weisheit, der ich in meinem Leben sehr vielen

Segen zu verdanken hatte, große Hochachtung, und auch für meinen Sohn waren die erwähnten Abhandlungen von nicht geringem Interesse, wobei mir nicht entging, daß sie seinem „interconfessionellen" Standpunkte einigermaßen Nahrung gaben. Seine beiden zu verschiedenen Zeiten verfaßten Antwortschreiben an P. Helmkampf gewähren einen Maßstab dafür, wie in dieser letzten Periode seine Erkenntniß sich nach und nach fortentwickelte.

Am 30. September schrieb er, nach warmem Danke für alle Mühe und Theilnahme, welche Pastor Helmkampf ihm gewidmet und noch weiter in Aussicht gestellt hatte:

„Der Hauptsache nach wird Ihnen, verehrter Herr Pastor, meine kirchliche Gesinnung durch die Briefe meiner Mutter bereits bekannt sein, so daß es in Beziehung darauf nur einiger Erinnerungen bedürfen wird. Mein Standpunkt innerhalb der römischen Kirche war bis zu der Zeit des vaticanischen Concils der der absoluten Hingabe an die in der Kirche mir gegebene Autorität. Letztere erschien mir eine durchaus nothwendige Beilage der Kirche, und ich weiß, wie wohlthuend es war, dieselbe über mir zu wissen und in ihr eine Sicherheit für das ganze Glaubensgebiet zu besitzen, ohne über den Inhalt desselben eine spezielle Verantwortung haben zu dürfen. Störend war mir zwar innerhalb der Kirche nicht weniges, was ich nur mit Schmerz tragen konnte, aber doch in der Hoffnung, Gott werde auch wieder Zeit und Mittel finden, Seine Kirche von allen Unlauterkeiten zu säubern. Ein Aufgeben der Autorität, so viel Mißbrauch auch mit derselben und durch dieselbe getrieben wurde, wäre mir damals absolut unmöglich

erschienen, wenn nicht Gott in der allergewaltsamsten Weise durch das vaticanische Concil mir die Augen geöffnet hätte. Die Operation war ganz ungemein schwer und schmerzlich, aber ich danke Gott, daß sie geschehen ist, denn sie hat mir eine köstliche Freiheit wiedergegeben. Habe ich auch in verschiedener Beziehung an geistlichen und irdischen Gütern darüber einbüßen müssen, so habe ich doch mehr gewonnen als verloren.

Die Autorität der römischen Kirche war also für mich gefallen, und wie ein freigelassener Gefangener oder wie ein plötzlich Sehendgewordener wußte ich nicht, wohin. Noch fühlte ich mich mit der bisherigen Kirche, ihren Lehren und Institutionen verwachsen und glaubte das alles — trotz Excommunication — festhalten zu können; nur fragte es sich: wo ist die Autorität, welche die nöthige Reinigung innerhalb dieser Institutionen vornehmen kann? Es war dieß der altkatholische Standpunkt, der seine volle Berechtigung hat, und der bei anderem Geiste der ihm angehörigen Massen nicht nur die schönste Aufgabe haben konnte, sondern auch ein Sauerteig für die gläubige katholische Christenheit hätte werden können. Man hielt an der bischöflichen Autorität und der alten Synodalverfassung unter Zuziehung von Geistlichen und Laien fest. Das alles wäre schön gewesen und hätte zu den besten Hoffnungen berechtigt, wenn nicht die Hauptsache gefehlt hätte und noch immer fehlte. Mit menschlicher Klugheit dachte man das Haus zu bauen, das nur der Geist Gottes bauen kann. Nicht tiefer lebendiger Glaube mit dem Mörtel ächter Gottesfurcht wurde dem Bau zu Grunde gelegt, son-

dern Wissenschaft und guter Wille in den Vertretern der Bewegung, während die Masse der Theilnehmer ein so lose zusammengewirbelter Sand ist, daß das Schicksal des hoffnungsvoll unternommenen Baus leicht einzusehen ist. Meiner Ueberzeugung nach ist er weder aus Gott, noch kann er den Stürmen auch nur für kurze Zeit widerstehen. Mit der Klarheit darüber war ich mir also einer zweiten erfahrenen Täuschung bewußt worden, und wieder trat die Frage an mich heran: Wohin? was thun? Einen Gewinn glaube ich auch hier davon getragen zu haben, und das ist das Brechen mit menschlicher Autorität in Glaubenssachen, als bindender und verpflichtender, mag sie nun in Papst oder Concilien oder in Synoden bestehen, wogegen ich Gottes Wort jetzt als einzige und um so mehr bindende Autorität festhalte. Zwar kann ich mir nicht anders denken, als daß Gott auch müsse Mittel und Wege gegeben haben, Zweifel in Betreff biblischer Auffassungen zu lösen, um Wahres und Falsches in der Auslegung unterscheiden zu können; allein so lange Gott nicht in wunderbarer Weise mir die Augen darüber öffnet, welche der verschiedenen Ansichten über solche Autorität die richtige ist, und welche heute noch das Richteramt in Sachen des Glaubens hat neben der heiligen Schrift, muß ich annehmen, daß ich nur an die heilige Schrift selbst und die Auffassung nach eigener Erkenntniß und eigenem Gewissen gebunden bin. Das evangelische Schriftprincip theile ich also damit, obwohl mir solcher Subjektivismus auch wieder schwer fällt, weil er mit so vielen Gefahren verbunden ist und zu so vielen kirchlichen Denominationen geführt hat. Da ich aber einen unfehl-

baren Subjektivismus, der ja auch so viel vorhanden ist, unbedingt verwerfen würde, so führt mich meine Anschauung dahin, daß ich mich mit allen ernsten Christen verbrüdert weiß, auch wo ich nicht in allem ihre Ueberzeugung theile. Ich denke mir also die christliche Kirchengemeinschaft sehr weit, trotz aller confessionellen Unterschiede, und freue mich gerade dieser weiten Gemeinschaft. Ich fühle mich mehr noch katholisch, als ich es in der römischen Kirche war, wenngleich ich auch da schon nicht verurtheilen konnte; doch theilte ich damals die Anschauung, daß Vollbesitz der Wahrheit nur in jener einen Kirche zu finden wäre, und schloß die Möglichkeit des umgekehrten Falles aus. Ich will nun nicht gesagt haben, daß die Grenzen der Gemeinschaft ad infinitum auszudehnen seien; ich sehe vielmehr die Nothwendigkeit eines Bekenntnisses ein, wie auch die Unentbehrlichkeit gewisser Schranken der Sacramentsgemeinschaft, welche ich vorläufig schmerzlich entbehren muß, weil man bei der Zulassungsfrage meist über das Bekenntniß hinausgeht, d. h. mehr fordert, als dasselbe besagt. Diese Mehrforderungen betreffen namentlich das Kirchenregiment, das ich weder in seinem Absolutismus (so kommt mir wenigstens dessen Gestaltung hie und da vor), noch in seiner Zusammensetzung überall anerkennen könnte. Theilweise würde man auch bei einer Abendmahlsbetheiligung mehr voraussetzen, als richtig wäre. Z. B. wird in der evangelischen Landeskirche bei Abendmahlsgemeinschaft die Kirchengemeinschaft stillschweigend vorausgesetzt." Uebrigens theilt er hier mit, daß auch Dr. W., den er in Brighton kennen gelernt hatte, ihn zum Eintritt in die evangelische Landeskirche nicht einladen

zu dürfen geglaubt habe, „weil derselbe gleich vielen fühlt, in welchem Zersetzungsprocesse sie sich gegenwärtig befinde.“ Endlich schreibt er: „Wenn ich nun auch glaube, das lutherische Bekenntniß mir ganz zu eigen machen zu können, so leugne ich doch nicht, daß mir in den dasselbe vertretenden Gemeinschaften vieles fehlen würde; namentlich das Sacrament als Mittelpunkt alles kirchlichen Gottesdienstes und die bischöfliche Verfassung. Nach alle dem werden Sie einsehen, daß ein Wiedereintritt als Geistlicher in eine Confessionskirche für mich vorläufig und wohl überhaupt kaum möglich ist. Den Eintritt in eine engere Gemeinschaft hoffe ich, wenn gleich das Herz weit bleiben soll. Die gefühlten kirchlichen Mängel oder subjektiven Anschauungen öffentlich zu vertreten, ohne kirchliche Autorität, wage ich nicht. Auch bin ich viel zu wenig Dialektiker und habe viel zu wenig Freude an kirchlichen Kämpfen, um mich da aufs neue hineinbegeben zu wollen. Ich glaube auch nicht, daß dieß Gottes Wille mit mir sein könne oder werde, nach dem, wie ich Seine Führungen bisher an mir erfahren habe. Da ist ja nun freilich die Smith'sche Bewegung, welche allem Kampf und Confessionalismus fern steht und doch die schönsten christlichen Interessen mit der wohlthuendsten Wärme vertritt, und ich bin mehrfach aufgefordert worden, für dieselbe mit einzutreten; allein Kirche und Beruf fehlen mir da, und das sind mir unabweisbare Bedürfnisse, die ich nicht missen kann für mein Glaubensleben sowohl als für eine geistliche Thätigkeit meinerseits.“

Von seinen früheren altkatholischen Gesinnungsgenossen bemühte sich besonders eifrig Pf. Michelis (ehemals Pro-

fessor der Philosophie in Braunsberg), Carl davon zu überzeugen, daß er bei den Lutheranern (oder „Altlutheranern") nicht finden würde, was er suchte. Schon am 24. März hatte ihm derselbe geschrieben: „Aus der lutherischen Gemeinde wird sicher nie eine Kirche werden; daran aber, daß die katholische Kirche einen Auferstehungsmorgen feiern werde, brauchen wir noch nicht zu verzweifeln," und hatte ihm später seinen „Abriß der Kirchengeschichte" zugeschickt, zu welchem — wie er schrieb — ihn eigentlich das Verhältniß zu den Altlutheranern getrieben hätte. Jedoch vermochte weder die darin unternommene Bestreitung der lutherischen Rechtfertigungslehre Carl's in diesem Stück erfahrungsmäßigen Glauben zu erschüttern, noch konnte es dem gewiß mit Herzensüberzeugung dem Altkatholicismus ergebenen Gelehrten gelingen, seinen ehemaligen Kampfgenossen zum Wiederergreifen der niedergelegten altkatholischen Waffen — am liebsten in Baden — zu ermuthigen, auch nicht mit der Versicherung: „Wenn Ihnen die Bedeutung des Teufels in meiner Philosophie einleuchtend wäre, so würden wir, glaube ich, uns verständigen."

Während eines mehrtägigen Besuchs seines Bruders Ferdinand in dieser Zeit wurden allerlei Zukunftspläne für Carl besprochen, aber sie waren mehr oder weniger von der Bekenntnißfrage abhängig, welche zur Entscheidung drängte und doch innerlich erst zur Reife kommen mußte. Meine auf eigene Erfahrungen gegründeten Anschauungen über die ihm bevorstehende Wahl hatte ich ihm schon früher bei seinen ersten Kundgebungen über seine Wendung zum Protestantismus folgendermaßen schriftlich ausgesprochen: „So unmittelbar

vor einer entſcheidenden Alternative Deinerſeits glaube ich mancherlei noch ſagen zu ſollen und zu dürfen, was mir in ſchlafloſer Nacht für Dich in den Sinn gekommen iſt. Ich ſagte mir, daß ich innerhalb der unirten Kirche — ohne aber die geringſte Erkenntniß von derſelben gehabt zu haben — zum Glauben gekommen und Frieden gefunden hätte, daß alſo derſelbe unabhängig von aller äußeren Kirchengemeinſchaft wäre; aber ich war wie auf weitem Meere ſchwimmend, in der Kirche und doch nicht getragen von derſelben, ja ich erkannte je länger je mehr, daß ich keinen äußeren Halt und keinen Grund und Boden hatte. Im Kampfe mit der katholiſchen Kirche wurde ich — faſt contre coeur — wie von höherer Hand zum Anſchluß an die Lutheraner gedrängt. Bereut aber habe ich es nie. ‚Der Ausgang, der geſchehen, iſt uns fürwahr nicht leid!‘ Von welcher Wichtigkeit wurde mir auch gerade dieſer — damals ſo trennende und gewaltſame — Bekenntnißweg, als ich ſah, daß es der einzige war, auf dem eine innere Glaubensgemeinſchaft bei Papa nach und nach hat Anerkennung finden können; denn er lernte die Altlutheraner ſchätzen, und ſagte oft, wenn er den Proteſtantismus und alle Proteſtanten im allgemeinen verwarf, oder wenn wir über ungerechte Anklagen und Vorwürfe der katholiſchen Preſſe uns beſchwerten: ‚Das trifft Euch nicht; Ihr ſteht ganz anders wie die anderen Proteſtanten.‘ Er ſah uns nicht für verloren an, und ſo würde auch in Bezug auf Dich dieſer Weg am erſten bei ihm Billigung gefunden haben.

Um der Treue zu dem Worte Gottes und der daraus erkannten Wahrheit willen laden die Lutheraner den Vorwurf

des Aergernisses, der Unduldsamkeit, Engherzigkeit und Liebloſigkeit auf ſich; aber ich glaube, daß es ihnen oft ſchon zum Herzbrechen ſchwer geweſen iſt, im Gehorſam der gewonnenen Erkenntniß ſo ſtreng zu ſein, und daß, weil es um des HErrn und Seines Wortes Willen geſchieht, ſie doch zuletzt den Sieg behalten werden. So ſehr ich, wie Du, geneigt wäre, namentlich die Sacramentsgrenzen zu durchbrechen, ſo weiß ich doch, daß nur der Schein der Liebloſigkeit vorhanden iſt, nicht dieſe ſelbſt, und daß nur lautere Gewiſſenhaftigkeit die Vertreter der Kirche leitet, vor welcher Reſpekt zu haben ich mich verpflichtet finde.

Du biſt ein vielgeübter Streiter Jeſu Chriſti und wirſt Dich durch Menſchenworte nicht irre machen laſſen in dem, was Dir als Gottes Wille mit Dir gewiß wird. Eben deßhalb glaubte ich auch in dieſem Briefe meine gewohnte offene Ausſprache gegen Dich nicht unterdrücken zu dürfen. Menſchliche Urtheile zu tragen biſt Du gewöhnt, aber die Kraft zu tragen würde auf die Länge nicht widerſtandsfähig ſein, wenn ſie auf bloß ſubjektiver Meinung gegründet wäre. Solches zu erkennen gebe der HErr Dir fernerhin Licht und Weisheit und Gnade. Vorſchreiben kann und will ich nicht, denn ich verſtehe es nicht, ſondern das Wort auf Dich anwenden: ‚Befiehl dem HErrn Deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird es wohl machen.‘“

D. Beſſer ſchrieb mir über ſeine Sorgen und Wünſche für Carl Folgendes: „Mitten in mancherlei Paſtornöthen und Seelſorgerſchmerzen trage ich doch Ihres geliebten Herrn Sohnes Lebensangelegenheit mit täglicher Bewegung im Herzen.

Nur eins will ich heute sagen: wenn er doch in den Kirchendienst zu treten dem Staatsdienerwerden vorzöge,*) so möchte ich aufs neue und allerdringendste bitten, daß er in einer lutherischen Landeskirche (Sachsen oder Mecklenburg zunächst) eine — gewiß unschwer zu erlangende — Anstellung suche. Ja, ich gehe so weit zu glauben, daß er dieß Ihnen schuldig ist, um Ihnen den Schmerz über seinen Eingang in die Preußische Landeskirche zu ersparen. Ob Sie ihm diese meine Meinung mittheilen mögen, stelle ich Ihnen anheim; es ihm selbst zu sagen bin ich nicht nur bereit, sondern entschlossen."

Bei Carl's innerlich schon ausgeprägter lutherischer Erkenntniß handelte es sich hier nicht um eine Gewissensschranke, sondern nur um Gebiet und Form, wo und wie nun das entsprechende Bekenntniß geübt und praktisch bethätigt werden sollte. Er mißverstand es aber, und sprach an D. Besser sein Bedenken, ja sein Befremden darüber aus. Derselbe antwortete ihm:

„Hochverehrter Herr Baron!

Lassen Sie mich zur Erklärung jener Aeußerung, womit ich Ihnen einen doppelten ‚Riegel' vorgeschoben habe, und in Erwiederung auf Ihre lieben Zeilen Folgendes Ihnen aussprechen. Gewiß würde ich mich scheuen, irgend welche Rücksicht, und wäre es die menschlich höchste, Ihnen zuzumuthen, wenn Sie nach Ihrem Erkenntniß- und Gewissensstande Sich für verpflichtet hielten, ein Glied der Preußischen Landeskirche zu werden. Weil ich aber der Meinung war und noch bin, daß,

*) Es war von gewisser Seite her daran gedacht worden, daß er ein Schulinspektorat suchen sollte.

was Sie zuerſt ſuchen, lauteres Wort und rechtes Sacrament iſt, und daß Sie zu einem Altar außerhalb der Union ſelbſt lieber und mit mehr Freudigkeit Sich halten werden als zu einem Altar innerhalb der Union, der Ihnen zwar allenfalls erträglich ſein würde — weil Ihnen die societas externa durch die Erfahrung römiſcher Ueberſchätzung nun entwerthet worden iſt: ſo hielt und halte ich die Rückſicht des Sohnes, der mit ſeiner Mutter in Altargemeinſchaft zu ſtehen herzlich wünſcht, nicht nur für erlaubt, ſondern für chriſtlich recht. Andererſeits reſpektire ich vollkommen Ihr Bedenken, aus Pietätsrückſicht dazu Sich beſtimmen zu laſſen, daß Sie ‚Altlutheraner‘ werden und in den Dienſt einer Kirche eintreten ſollten, deren Grundſätze über Kirchen- und Sacramentsgemeinſchaft Sie noch nicht gänzlich theilen. Deßhalb halte ich noch heute den Weg, welchen ich ſchon vor Jahr und Tag Ihrer lieben Frau Mutter bezeichnete, nämlich den Anſchluß an eine lutheriſche Landeskirche, reſp. den Eintritt in ihren Dienſt, für den gegenwärtig am meiſten gebahnten Weg für Sie, theurer Freund! Aber, wie auch Ihr Gang ſich wenden möge, daß er Ihnen nur ein nach Gottes Wort gewiſſer und vom Geiſte der Wahrheit gezeigter ſei! Niemals werde ich daran zweifeln, daß Sie am erſten danach trachten, Gott zu gefallen und Ihm zu gehorchen, ſelbſt dann nicht, wenn mir der Schmerz nicht erſpart bliebe, Sie einen Weg gehen zu ſehen, welchen ich für irrig halte, weil mir das ‚consentire de doctrina evangelii‘ der Auguſtana (Art. 7) als genugſame, aber auch nothwendige nota unitatis ecclesiae ein Stück des Bekenntniſſes göttlicher Wahrheit iſt. Vielleicht

werfen Sie einmal einen Blick in meinen Epheser-Brief (zu Cap. 4, 5. 6), wo ich versucht habe, von dem Geheimniß der Una sancta im lutherischen Knechtsrocke zu reden. — Stahl folgt anbei."

Dieß war Stahl's Buch: „Die lutherische Kirche und die Union," welches auf Carl einen außerordentlichen Eindruck machte und wohl bedeutend dazu beigetragen hat, ihn von der Union zurückzuhalten. Er sagte beim Lesen desselben wiederholt: „Warum hat man mir dieß Buch nicht eher gegeben?" Auch hatte er besondere Freude an Max Frommel's Schrift: „Die Kirche der Zukunft und die Zukunft der Kirche," worin die wahre und falsche Union, so wie die wahre und falsche Separation anziehend und geistvoll behandelt wird. In allen seinen mündlichen und schriftlichen Kundgebungen aus jener Zeit finde ich auch ganz besondere Uebereinstimmung mit der kleinen Uhlhorn'schen Schrift: „Das römische Concil." Aus den zahlreichen, von seiner Hand angestrichenen Stellen hebe ich nur folgende heraus: „Nur das entschiedene und treue Festhalten des protestantischen Schriftprincips ist der rechte Gegensatz gegen Rom, nur das lautere Gotteswort die Waffe, die zum Siege führt . . . Soll ein Mensch zu dem Glauben kommen, daß er nicht mehr glaubt um der Menschen Rede willen, sondern aus eigener Erfahrung (Joh. 4, 42), so kann ihm der innerliche Kampf, der mit jeder Glaubensentwicklung verbunden ist, nicht erspart bleiben. Wer den scheut, muß nicht protestantisch werden. Aber eben auf diesem Wege wird er auch zur vollen Glaubensgewißheit hindurch dringen, die ihren Felsengrund dann nicht hat in Menschenwort und

Menschenlehre, sondern in dem Worte Gottes, das ewiglich bleibt. Ich räume es ein, daß dabei Irrthümer möglich sind. Der Einzelne kann irren, das Lehramt der Kirche kann irren, die Kirche selbst in Irrthum gerathen. Wir haben weder einen unfehlbaren Lehrstand, noch eine unfehlbare Kirche. Aber wir haben ein unfehlbares Gotteswort." (Von Carl selbst unterstrichen.) „Dieß ist nicht Schuld am Irrthum, sondern unsere Sünde; dieß bietet uns vielmehr jederzeit das Mittel, den Irrthum zu erkennen und zu beseitigen, durch zeitweiliges Irren hindurch die Wahrheit um so tiefer zu erfassen, um so völliger zu erkennen. Die Verheißung, daß auch die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen werden, ist damit so wenig aufgehoben, wie die Hoffnung des Einzelnen, das vorgesteckte Ziel der himmlischen Berufung zu erreichen. Nur daß die Entwicklung nicht immer eine geradlinige ist; nur daß der Fortschritt durch Kampf hindurchgeht. Wer das scheut, ich sage es nochmals, der muß nicht zu uns kommen."

Man vernimmt hier gleichsam das Echo in Carl's Seele zu diesen Grundanschauungen. Eben so geistesverwandt war ihm auch Dr. Zillgens, der um des Concils willen denselben Weg wie er aus der römischen Kirche zur lutherischen gegangen ist. Auch im Interesse dieser Welt blieben mancherlei Aufgaben und Uebungen für Carl nicht aus, in denen er Zeugniß von dem Leben des Geistes abzulegen hatte. Eine vorzugsweise liebe Beschäftigung war ihm nebenbei die in schwarzer Tusche ausgeführte Copie eines Bildes (zur silbernen Hochzeit der Groß-Rosener Verwandten), wo ein Hausvater dem versammelten Familienkreise den Morgensegen aus der

heiligen Schrift vorlieſt, mit der Unterſchrift: „Dein Wort iſt meines Fußes Leuchte.“ — Seine letzte künſtleriſche Leiſtung.

Im Innern ging bei Carl alles in der Stille vor ſich. Niemand wußte, wie weit er auf dem Wege zur Entſcheidung gekommen war, und die guten Hohenfriedeberger nannten ihn immer noch: „Herr Kanonikus.“ Wie ſchwer auch dieſe letzten Entſcheidungskämpfe noch waren, wird man ſich kaum vorſtellen können. Der völlige Bruch mit der Vergangenheit ſchien Carl ſo ſchwer zu werden, daß ich ihm einmal ſagte: „Aber lieber Carl, noch haſt Du den entſcheidenden Schritt nicht gethan. Bitte, thue ja nichts, was Dich nachher gereuen könnte, und prüfe Dich immer wieder, ob Du nicht etwa zur römiſchen Kirche zurückkehren willſt.“ Er antwortete: „Wie kannſt Du mich ſo wenig verſtehen!“ Und das war für den Augenblick das tröſtlichſte. Darnach ſchrieb ich am 30. Nov. in mein Tagebuch: „Ich ſchlief faſt gar nicht und war in tiefer Bewegung wegen des theuern Carl, deſſen kirchliche Kämpfe zwiſchen zwei ganz heterogenen Parteien: Altlutheraner und Unionsfreunden peinvoll ſind, und ich leide mit ihm unbeſchreiblich und kann doch nur verſchlimmern, ſtatt zu tröſten. Ach HErr, wie ſo lange!“ Darauf leſe ich vom 1. December: „Allgemeine Volkszählung. Carl bekennt ſich als: ‚im Begriff lutheriſch zu werden,‘ überwindet alſo die Rückſichten auf das Urtheil der Katholiken, beſonders hier am Orte. Wieder denn ein Schritt vorwärts — gelobt ſei Gott! Ach HErr, hilf weiter!“

Es lag ihm ja auch noch manches andere ſchwer auf dem Herzen, und als ich deßhalb am 3. December mit allerlei

Plänen, ihn aus seiner Einsiedelei herauszubringen, in sein Zimmer ging, erklärte er mir mit heiterem Angesicht seinen Entschluß, „nächsten Montag" nach Leipzig zu reisen. Dieser Plan war uns zwar bekannt, schien uns jedoch noch in weiter Ferne zu liegen.

Am 8. December trat er seine Reise an und schrieb unterwegs eine Karte, wovon mir die Worte erinnerlich geblieben sind: „I shall be a lutheran catholic, as you are." Von Leipzig theilte er uns alsbald mit, daß er sich dem D. Ahlfeld vorgestellt hätte, und dieser würde ihn am nächsten dritten Adventssonntage an der Abendmahlsfeier Theil nehmen lassen. Freilich hatte ihm derselbe den traurigen Umstand nicht verschwiegen, daß vielleicht bei der Abendmahlsspendung ein protestantenvereinlich gesinnter Geistlicher mit fungiren würde. „Jedoch hält D. Ahlfeld," schrieb er, „die katholische Anschauung dabei fest" — nach dem achten Artikel der Augsb. Confession — „daß die Gültigkeit des Sacraments weder von dem Spendenden noch von dem Empfangenden abhängig sei. Daß Ihr meiner fürbittend gedenken werdet, dafür herzlichen Dank! Gott wird es nicht ungesegnet sein lassen. Er weiß, was ich suche, was ich vermisse, was ich brauche, was ich dankend, glaubend, hoffend anerkenne, und Er giebt mir jedenfalls das, was mir nützlich und selig ist, und so viel als meine Seele zu verarbeiten vermag. Also ER sei und bleibe gelobt auch von der unter der eigenen Last geschlagenen Seele, die mehr erhalten soll, als sie dahinzugeben hat."

Dankbar für allen nach innen und außen empfangenen

Segen, auch durch die interessanten Bekanntschaften — nächst dem „väterlichen" Ahlfeld mit den Professoren Kahnis, Delitzsch und Luthardt, welche alle ihm warme Theilnahme erwiesen hatten, kehrte er am 18ten nach Hohenfriedeberg zurück, während gleichzeitig die Zeitungen seinen Uebertritt verkündigten. Da machte es einen fast komischen Eindruck, als sofort einer der Häupter der hiesigen katholischen Gemeinde erschien und zu ihm sagte: „Aber, lieber Herr Baron, was haben Sie uns angethan! Ich hatte gerade funfzehn Mann von hier und Simsdorf zusammengebracht, und wir wollten zu Ihnen kommen und Sie bitten, daß Sie doch wieder unser Pfarrer werden möchten, — und nun sind Sie lutherisch geworden!"

Wir hatten alljährlich einen schönen Transparenten mit dem Lobgesange: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind," welchen er früher einmal angefertigt, zur Weihnachtsfeier aufgestellt. In aller Stille, obgleich sehr angegriffen und beschäftigt, ersetzte er diesen durch einen anderen, auf welchem die letzte Strophe nach der lutherischen Uebersetzung lautete: „und den Menschen ein Wohlgefallen."

An seine Schwester Mathilde schrieb Carl einige Tage nach seiner Rückkehr von Leipzig: „In aller Kürze meinen herzlichsten Dank für Deine Theilnahme und Liebe und den Ausdruck Deiner Freude zu dem Schritte, der mich in die evangelisch-lutherische Kirche geführt hat. Allerdings muß ich Gott danken, daß Er mir den Muth und die Kraft gegeben hat, auf das Unwesentliche zu verzichten, um mich desto mehr an das Wesentliche des Christenthums, wie es in der lutherischen

Confession Hauptsache ist, zu halten. Wer nicht in den geordneten Verhältnissen der katholischen Kirche, unter ihrer Autorität, ihrer Zucht, in der Liebe zu ihr u. s. w. gelebt hat, kann nicht wissen, wie schwer es ist, einer andern Gemeinschaft sich anzuschließen, deren Gewand dagegen so mangelhaft ist; doch freilich trägt die ächte Perle ihren Werth vorzugsweise innerlich. Das Evangelium, an welches die lutherische Kirche allein sich halten will, ist eine solche Perle, die darum von so vielen verkannt und zertreten wird, und doch die Gotteskraft in sich schließt, selig zu machen alle, die daran glauben. Darum streife ich gern das Falsche ab, das mir aufgebürdet war, will gern das Mangelhafte tragen, wenn ich nur im Besitze der Wahrheit bleiben kann, zu der wir berufen sind, in der wir schon jetzt so glücklich sein können, und in der wir nach Gottes Verheißung selig werden sollen. Gott lasse nur meinen Eingang in die lutherische Kirche dazu gesegnet sein, daß der innere Mensch, auf den es allein abgesehen ist, in der That wachse, daß Hunger und Sättigung desselben nicht abnehmen, sondern zunehmen, daß die Seele zu einem Tempel Gottes sich gestalte, in dem alles ersetzt werde, was sie in äußerer kirchlicher Beziehung wird entbehren müssen. Erfreute man sich auch oft an dem glänzenden Gewande des Gottesdienstes zur Ehre Gottes, wie ja auch David und Salomo thaten, so hat doch Gott selbst das Gewand zu bestimmen, und will Er, daß Ihm in einfacherer Weise gedient werde, so geschehe sein Wille, wenn nur das Tedeum im Herzen nicht aufhört, und die Früchte nach außen der Art sind, daß sie Gott zur Ehre gereichen." Domherr Professor

D. Kahnis, „der" — wie Carl ſchrieb — „mit ſeinem feſten, lebendigen Glauben ihm beſonders imponirt" hatte, und der ſammt ſeiner liebenswürdigen, mir von früher her ſehr theuren Gemahlin ihn ſo überaus gaſtfreundlich aufgenommen, erfreute ihn mit einem Briefe, dem ich folgendes entnehme: „Uns war Ihre Erſcheinung in unſerm Hauſe eine große Freude." Er gedenkt dann ſehr liebevoll der früheren Beziehungen zu unſerm Hauſe in Breslau und fährt fort: „Laſſen Sie, da Sie nicht gedrängt werden, noch einige Zeit vorüber gehen, um Sich erſt noch tiefer in die evangeliſche Lehre zu verſenken. Dann wird der HErr Sie gewiß zu Seiner Zeit in ein Arbeitsfeld rufen, wie es gerade Ihren Kräften entſpricht. Die Ueberzeugung habe ich aus unſerer Begegnung gewonnen, daß Sie in erſter Linie Chriſt ſein wollen und dann der auf Chriſti Wort ruhenden evangeliſch-lutheriſchen Kirche dienen. Fängt man mit Chriſto an und thut alles nur in Ihm, ſo gewinnt man auch bald zu der Confeſſion, der man angehört, die rechte Stellung. Alle, die lebendig an Chriſtum glauben, ſind Glieder Seines Leibes. Ich glaube aber, daß die lutheriſche Kirche, die natürlich nicht die Kirche (insgemein) ſein will, doch das Amt hat, die treue Zeugin der Wahrheit zu ſein." Die theure Frau Domherrin Kahnis ſchrieb an meine Tochter nach Mecklenburg: „Jetzt muß ich vor allem anderen Ihnen erzählen, daß am vorigen Sonntag Vormittag elf Uhr Ihr theurer Herr Bruder Carl gemeinſchaftlich mit meinem Mann und mir, meinen Söhnen und dem theologiſchen Studentenverein, der ſich uns anſchloß, in der Nicolaikirche das heilige Abendmahl empfing und ſomit zu unſerer luthe-

rischen Kirche übertrat. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief mich das Ganze bewegte; wie ich den ganzen Tag die Augen Ihrer geliebten Mutter auf uns gerichtet sah, wie ich den Lohn ihrer Gebete, ihrer treuen Mutterliebe mit Händen greifen konnte. Möge Gott an Seiner Hand ihn weiter führen, mit Seinen Augen ihn leiten und ihm alles das tausendfältig ersetzen und wieder geben, was er um der Wahrheit willen dahinten ließ, und das war nicht wenig! Möchte ihm doch der HErr ein Arbeitsfeld in Seiner Kirche wieder bescheren und anvertrauen, auf dem er seine schönen Kräfte im Dienst des Reiches Gottes verzehren könne! Sie glauben nicht, wie lieb wir ihn gewonnen, wie hoch wir ihn achten gelernt haben. Welch ein durch und durch edler Charakter ist er, und wie sympathisch berührt einen diese im Kampf und Sturm des Lebens still gewordene, in das Innere versenkte Seele, welche ein zartes Ohr für Leiden und Freuden ihrer Mitbrüder hat, und der man wie geborgen sich vertrauen dürfte. Sie haben ein großes Gut an diesem Bruder . . . Am Sonnabend Abend hielt mein Mann uns allen und den Studenten, die mit zum Abendmahl gingen, in der Universität eine vorbereitende Andacht, die ihm auch wohlzuthun schien; wie überhaupt meines Mannes kirchlicher, ächt ökumenischer Standpunkt sich mit dem seinigen vielfach berührte und verstand . . . ."

Aus einem Briefe Carl's aus jener Zeit an eine katholische Freundin habe ich folgendes aufbewahrt: „Was mir die Reise nach Leipzig so schwer machte, ist überwunden. Ich war zu sehr mit der katholischen Kirche verwachsen, als

daß es mir nicht unendlich schwer hätte werden sollen, einer Kirche anderer Denomination mich anzuschließen. Ich wollte ja auch nichts anderes werden als was ich war, und will es im Grunde auch noch nicht; nur eine Läuterung des Glaubens begehre ich. Von der äußeren Kirchengestalt muß ich sehr vieles preisgeben, um die Anbetung im Geist und in der Wahrheit zu gewinnen, von der Jesus zu der Samariterin redet. Was nützt mir alle äußere Herrlichkeit auf Kosten der Wahrheit?"

Das Weihnachtsfest verlebten wir in stillem Frieden. Auch Ferdinand war bei uns. Carl hatte sich dem hiesigen Superintendenten als lutherischen Christen vorgestellt und besuchte an einem der Festtage die Hohenfriedeberger evangelische Kirche. Am zweiten Festtage Nachmittag wohnten wir in Freiburg unserm lutherischen Gottesdienste zusammen bei. Nach dem Fest beschäftigte sich Carl mit eingehenden Briefen an entfernte Freunde über seinen vollzogenen Uebertritt, aus denen wir zum letzten Mal seine Sprache vernehmen. Am 28. December schrieb er an Pastor Helmkampf. Nachdem er für neue Opfer an Zeit und Arbeit, welche dessen umfassende Abhandlungen ihn gekostet, ihm warmen Dank gesagt, setzt er ihm auseinander, daß zwei Gründe ihn von der Preußischen Landeskirche fern hielten, nämlich das zwiespältige Bekenntniß und die staatsobrigkeitliche Verfassung. Am Anschluß an die altlutherische Kirche aber habe ihn das Ausschließen aller, auch der lutherisch-gesinnten Unirten vom Altarsacrament, wenn sie dasselbe begehrten, gehindert. Er halte ein Sonderbekenntniß für nothwendig zur Wahrung der Lehre, verlange aber die Auer-

kennung der gemeinsamen Zugehörigkeit aller ernsten Christen zum Reiche Gottes und Seiner Kirche. Um beiden bezeichneten Bedenken auszuweichen, habe er seinen Uebertritt in Leipzig vollzogen. „Gemeinschaft wünsche ich mir mit allen Gläubigen des gleichen Bekenntnisses durchaus zu erhalten," fährt er fort, „aber das Bekenntniß muß eben eins sein, weil nur eins zu Recht bestehen kann. Die Verfassung anlangend, lasse ich mir staatlichen Schutz zwar gern gefallen, aber staatliches Regiment gehört meines Erachtens nicht in die Kirche. Die Reformatoren haben dieß ja selbst als einen Nothstand erkannt ... Man fühlt diese Mängel auch in den ernsten Kreisen der lutherischen Landeskirche Sachsens sehr wohl, doch merkwürdiger Weise hat man nicht den Muth, dagegen aufzutreten ... Vielfach sagt man mir, das Bleiben in der Preußischen Landeskirche sei, wenn man ihr einmal angehöre, leicht verständlich; der Eintritt aber in dieselbe unter den gegenwärtigen Verhältnissen sei schwer begreiflich. Wenn ich dieß sogar von geistlich gesinnten Mitgliedern dieser Kirche, selbst von einem Consistorialrath höre, dann werde ich natürlich in dieser Beziehung um so bedenklicher. Schon in Rücksicht auf meine Mutter und auf ein inniges und ernstes kirchliches Leben müßte ja, wenn solche Rücksichten maßgebend sein dürften, die altlutherische Gemeinschaft von mir vorzuziehen sein ... Wie sehr fürchte ich alle eigenen Wege! Dieß allein schon ist mir ein mächtiger Antrieb, Den um Hülfe anzurufen, der da Licht ist und keine Finsterniß in Ihm, der die Wahrheit ist und der die nach Wahrheit Suchenden unmöglich in der Irre lassen kann. So hoffe ich denn, daß Er, der

mich durch ſo manche dunkle Nacht hindurch geführt hat, auch mein Leitſtern und Führer bleiben wird. Oft genug ſchien es mir faſt unmöglich, Ihm zu folgen, und doch mußte es ſchließlich geſchehen, wenn auch in einer Stimmung, welche die Geduld des himmliſchen Führers in ſchwerſter Weiſe herausforderte. Anbetend preiſe ich dieſelbe; ſie verpflichtet mich auf das äußerſte und ſtärkt mich immer wieder mit neuem Muth und neuer Hoffnung."

Am 30. Dec. ſchrieb er an einen katholiſchen geiſtlichen Freund: „Sie haben mich wiederholt ſo freundlich grüßen laſſen, daß ich wohl ſehe, daß Sie das römiſche Urtheil über mich nicht theilen, wofür ich Ihnen nur herzlich danken kann. Daß Sie vor ähnlichen Prüfungen wie ich bewahrt worden ſind, freut mich, denn oft hätte ich mit Jeremias ſagen mögen: ‚Du biſt mir, HErr, zu ſtark geworden,' und doch muß ich mich freuen, daß Er der Stärkere geblieben iſt, wenn ich auch darüber zum Spott und Aergerniß geworden bin. Ja, Gottes Wege ſind unbegreiflich. Er weiß, wie ich die katholiſche Kirche lieb hatte, und doch erwies Er Sich als der Stärkere und führte mich hinaus. Welch ein Opfer koſtete es mich, nach außen und innen ſo vieles aufzugeben und mich dafür ausſchließlich auf geiſtliche Güter anweiſen zu laſſen; aber freilich die abſolute Freiheit im Verhältniß zu Gott und der Glaube, der nur den Schatz göttlicher Offenbarungen zur Grundlage hat und dem allein die Verheißungen gelten, das iſt der Gewinn, in dem meine Seele Ruhe findet, und in dem mir Erſatz für alles Preisgegebene bereit iſt. Ich bin zwar den Menſchen und den Engeln zum Schauſpiel geworden und möchte mich

selbst dem Wurme vergleichen, der nur des Zertretens werth ist, und doch weiß ich zu meinem höchsten Jubel: das Urtheil, welches die katholische Kirche über mich gesprochen hat, hat Gott nicht gesprochen und nicht bestätigt, denn Er hat Sich auch mir in unbeschreiblicher Weise als einen Vater der Barmherzigkeit und den Gott alles Trostes bewiesen. Wie bin ich arm, und doch so reich! nichts habend und doch noch immer alles besitzend! Ich leugne aber nicht, daß dieser Glaubensreichthum nicht selten in eine Glaubensschwachheit sich verwandelt, die sich um die äußere Situation kümmert und dann zu Zeiten in Schwermuth sich gehen läßt. Gegen die mancherlei Mängel in der evangelischen Kirche bin ich durchaus nicht blind, und sie werden mir immer schwer zu tragen bleiben; allein sie treten zurück gegen das Princip, welches derselben zu Grunde liegt und welches ich durchaus theile, nachdem ich die furchtbare Enttäuschung hinsichtlich des Autoritätsprincips der römischen Kirche erfahren habe. Gegenüber der letzteren werden Sie vielleicht Erbitterung oder Erregtheit in mir voraussetzen; doch weiß ich mich — Gott sei Dank! — davon frei. Ich weiß, was ich ihr zu danken habe und erkenne sie heute noch — nach wie vor — für einen Theil der Kirche Gottes an, deren Gliedern ich mich eng verbunden weiß, mit denen ich auch nach wie vor gern verkehren würde, wenn ihnen solches nicht verboten wäre."

In ähnlicher Weise sprach er sich in einem Briefe an eine Ordensschwester aus, die ihm ihr Vertrauen nicht entzogen hatte. „Hoffentlich," so schließt dieser Brief, „zeigt der liebe Gott mir die weiteren Wege, die ich zu gehen habe. Nur

solche Wege wünsche ich zu gehen, die ich mit gutem Gewissen gehen kann. Das kann aber nur langsam geschehen, da man über jeden Schritt erst volle Klarheit gewinnen muß, ehe man ihn thun kann. Bis jetzt haben mich diese Wege nicht von Gott abgeführt, sondern sie trieben gewaltig ins Gebet, und dadurch tritt man ja auch Gott näher und schließt sich um so inniger an Ihn an. Ich kann also Gott nur danken für den Segen, den ich auf solche Weise von Ihm gewonnen habe. Ich hoffe, wir werden Ihm auch treu bleiben, mit Seiner Hülfe."

Es waren nach dem Leipziger Ereigniß viele Beglückwünschungsschreiben eingegangen, die mich zum Theil jubelnd begrüßten; aber bei der langen Zeit des Suchens und bei noch immer nicht völlig geklärter Lage war die Freude sowohl für Carl als für mich immer noch gedämpfter Art, eine Freude, die nicht mit Einem Mal zum lauten Durchbruch kam, sondern erst nach und nach; die aber dann vielleicht um so begründeter und tiefer empfunden wurde. Hatte seine Seele unter den Opfern, welche die Vergangenheit erforderte, auch schwer zu leiden gehabt, so hatte er doch gelernt, was ihm Gewinn gewesen, für Schaden zu achten, und ungetrübter Friede spiegelte sich wieder — besonders seit Anfang des neuen Jahres — in seiner Stimmung wie in seinen Zügen, so daß wir sahen und hindurchfühlten, daß sein Finden nicht ein bloß äußerliches, sondern eine Thatsache erfahrener Gnade war zur Besiegelung jenes Wahlspruchs aus der Exercitienzeit vom Jahre 1867: „Jesus im Herzen und im Bekenntniß." Wie kehrte er doch von seiner letzten Kirchfahrt

nach Waldenburg — am Epiphanienfeste, an einem schneestürmischen Tage, zu Schlitten — so fröhlich zurück! Der Stern Bethlehems leuchtete in seinem Herzen.

Zu tiefem Schmerze gereichte ihm in diesen Tagen die erschütternde Kunde von dem Gerichte, welches über den unglücklichen Pearsall Smith ergangen war. Von dem bußfertigen Bekenntnisse desselben hat er nichts mehr erfahren; in seinem Falle aber hat er — ohne pharisäische Anwandlung — dieselbe Warnungsstimme erkannt, welche allen von dem so anlockend verheißenen „höheren Leben" Angezogenen von Gott verordnet war.

Noch einmal trat in der anziehendsten Weise die Frage nach der Wiederaufnahme des geistlichen Amtes an ihn heran, indem der regierende Fürst von Reuß-Schleiz ihm den Vorschlag machen ließ, sich zu der nächst eintretenden Pfarr-Vacanz in seinem Lande im voraus zu melden und sich einstweilen persönlich mit den Verhältnissen bekannt zu machen. Abgesehen davon, daß diese ihm den reichsten geistigen Genuß versprachen, wäre er in der schönendsten Weise über die Wahl, welcher lutherischen Kirche er sich anschließen sollte, hinweggekommen; aber er glaubte hinreichender theologischer Befähigung zum Amte eines lutherischen Pastors zu ermangeln und deßhalb das huldreiche Anerbieten ablehnen zu müssen.

Er selbst, mein theurer Sohn, möge nun diesen vorletzten Abschnitt seines Wandels auf Erden beschließen, wie im Vorgefühl der Herrlichkeit, in welche ihn der HErr zu ewigem Frieden durchs Leiden des Todes hindurch führen wollte. An die vorerwähnte Ordensschwester schrieb er in Erwiederung ihrer

Neujahrswünsche, nicht ahnend, daß es sein Schwanengesang sein sollte: „Endlich wünsche ich Ihnen die Erfüllung der Verheißung, welche in Abraham allen gleich ihm im Glauben treu erfundenen Kindern Gottes gegebenen ist: ‚Ich Selbst will dein Schutz und dein sehr großer Lohn sein.‘*) Diese Verheißung war mir heute sehr erquickend, und ich wünsche, daß sie es auch Ihnen sein möge. Dergleichen Verheißungen entschädigen ja für so vieles, was man Gott hinzugeben oder für Ihn zu tragen hat. Halten Sie Sich recht fest an Den, der alles weiß, nichts vergißt und tausendfältig vergelten kann und will. Auch in der Einsamkeit bleibt Er doch der beste Freund und treueste Begleiter und kann durch keinen Menschen ersetzt werden, am wenigsten aber, wenn es mit uns zu Ende geht für diese Welt, und das wird ja auch nicht lange mehr ausbleiben. Dann möge sich das Meer Seiner Barmherzigkeit erst recht für uns eröffnen, auf daß wir an dem unverdienten Lohne Seiner unendlichen Gnade und Herrlichkeit Theil gewinnen. Das wird doch schön sein, wenn wir dann mit allen Heiligen in den ewigen Siegesgesang einstimmen können und das Lob Gottes nicht mehr von unsern Lippen weicht. Ja, selig, die überwunden haben! Sie ruhen aus von ihren Werken (so elend sie waren), und es soll ihnen geschehen, wie sie geglaubt haben. Bis dahin gilt es, viel Geduld, viel Glaubensmuth und Stärke, viel Hoffnung und Vertrauen zu bewahren und in der Liebe nicht zu erkalten,

*) Die Bibelstellen sind in diesem — als an eine Katholikin gerichteten — Briefe nach der Uebersetzung von Allioli angeführt.

sondern immer wieder warm, recht warm zu werden. Und wie sollten wir nicht diese Wärme zu erlangen suchen? Ist Er, unser Heiland, doch für uns in die menschliche Armseligkeit hinabgestiegen und hat uns geliebt bis zum Tode am Kreuze! Verzehrende Dankbarkeit müßte unsere Seele durchglühen und unsere Wonne müßte es sein, unserm treuen HErrn nachzugehen und in allen Verhältnissen unsers Lebens treulich Ihm zu dienen. Mit solchem Wunsch und Streben lassen Sie uns das neue Jahr betreten haben und aushalten — aushalten, bis wir bei Ihm sind, dann wird uns alle Trübsal dieser Welt wie Spielerei vorkommen, gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll; ‚die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen damit,‘ heißt es zu unserm Troste.

So nimm denn meine Hände, und führe mich
Bis an mein selig Ende und ewiglich!
Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt,
Wo Du wirst gehn und stehen, da nimm mich mit!

In Deine Gnade hülle mein schwaches Herz,
Und mach es endlich stille in Freud und Schmerz!
Laß ruhn zu Deinen Füßen Dein schwaches Kind,
Es will die Augen schließen und glauben blind.

Wenn ich auch gar nichts fühle von Deiner Macht,
Du bringst mich doch zum Ziele — auch durch die Nacht!
So nimm denn meine Hände, und führe mich
Bis an mein selig Ende und ewiglich!“

9.

Die letzten Tage.

Per crucem ad lucem.
Lobe den HErrn, meine Seele!

So war uns nun durch Gottes Gnade Friede und Ruhe nach innen und außen beſchert, und der Blick in die Zukunft geſtaltete ſich freundlicher. Aber — „wir empfangen Troſt in dieſer Welt zu keinem anderen Zwecke, als um uns vorzubereiten auf kommende Unruhe," hat einer der Kirchenväter geſagt. Wie uns dieß Wort heimkommen ſollte, war uns einſtweilen noch verborgen.

Die wichtigſte unter allen Fragen, welche Carl bewegten, war ſeit dem dritten Adventsſonntage in Leipzig gelöſt; jedoch manche andere damit zuſammenhängende war es noch nicht. Zur Förderung weiterer Entſcheidungen hatte er eine Reiſe nach Berlin zu etwa vierzehntägigem Aufenthalte bei ſeinem Bruder Ferdinand beſchloſſen. So anziehend ihm dieſer Beſuch war, trennte er ſich doch ungern von ſeiner „Einſiedelei", wie wir ſeine im Anbau des Hauſes gelegene Wohnung zu nennen pflegten, und ſagte am Morgen ſeiner Abreiſe beim

Frühstück: „Wenn ich doch erst wieder hier wäre!“ Ob irgend ein Vorgefühl ihm bange gemacht, ist uns unbekannt geblieben. Am Abend vorher hatten wir Jes. 55 gelesen, darin den Spruch: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht Meine Wege, spricht der HErr,“ und am Morgen, da er uns verließ — am 16. Februar — hatten wir gesungen: „Jesu, geh voran,“ also auch den Vers:

Soll's uns hart ergehn,
Laß uns feste stehn
Und auch in den schwersten Tagen
Niemals über Lasten klagen,
Denn durch Trübsal hier
Geht der Weg zu Dir.

Nach einer wegen angehäufter Schneemassen nicht gefahrlosen Reise war Carl, mehrere Stunden verspätet, bei seinem Bruder glücklich eingetroffen, welcher an seiner heiteren Stimmung sich freute, die auch alle Freunde und Bekannte, die ihn bei seinen Besuchen in den ersten Tagen gesehen und gesprochen, mit Wohlgefallen an ihm wahrgenommen hatten.

Am Sonnabend, wo er sehr weite Wege in der Stadt zu Fuß gemacht hatte, war er Abends ungemein ermüdet nach Hause gekommen, und nun folgte die schreckliche Nacht, deren Beschreibung ich den unmittelbaren Aufzeichnungen treuer Bruderhand verdanke, welche hier im wesentlichen folgen:

Sonntag, den 20. Februar. Um halb zehn Uhr kam Carl ganz heiter, wie er es überhaupt war, nach Hause.

Die beiden vorhergehenden Abende hatte ich mit ihm zusammen zugebracht. Gestern aber mußte ich ihn bitten, mir Urlaub zu geben, um der Einladung in eine befreundete Familie zu folgen. Carl sagte, das schadete nichts, er wäre von vielem Umherlaufen, wie er's nicht gewöhnt, sehr ermüdet und wollte sich frühe zu Bette legen. Ich empfahl ihn noch Frau B., indem ich dieser auftrug, ihm Thee zu bringen und für ihn zu sorgen, und brach mit Freund N. gegen zehn Uhr auf. Da ich die Einladung wesentlich aus Rücksicht angenommen hatte, so benutzte ich die erste Gelegenheit, die sich bot, um mich zu entfernen und trat gegen ein Uhr in meine Wohnung ein. Ich wunderte mich, durch das Fenster über der Thür noch Licht zu erblicken. Als ich aufmachte, rief mir Carl aus seinem kleinen Zimmer zur Linken zu, ich möchte einmal herein kommen; als ich näher trat, sagte er: er hätte sich die Hände verbrannt, und ich möchte entschuldigen, daß er mir dabei einige Sachen verdorben hätte. Mit Entsetzen starrte ich ihn an. Sein Gesicht war berußt, der Anblick seiner hoch aufgeschwollenen, aschgrau gefärbten Hände Grauen erregend. Sie trieften, da er sie eben aus dem Wasser gezogen. Sein Anzug war in größter Unordnung. Er war in Hemdsärmeln und überall saß Ruß. Ein kalter Wind fegte durch das offene Fenster und machte die Situation noch unheimlicher. Ich ahnte sofort das Schlimmste. Auf meine Frage, wie dieß gekommen wäre, antwortete er, er wüßte selbst nicht wie. Er glaubte beim Lesen an meinem Schreibtisch eingeschlafen zu sein, und das Erste, dessen er sich erinnerte, wäre, daß er zum halben Bewußtsein durch furchtbare Schmerzen

an Händen und auf der Bruſt gekommen wäre — um ihn her alles dunkel und niemand in der Nähe. Trotz entſetzlicher Pein hätte er erſt nach längerer Zeit überlegen können, wo er wäre, und ſich zu bewegen vermocht; wo er denn gefunden hätte, daß ſein Rock und der Teppich glimmten. Noch wäre ihm zu Muthe geweſen wie einem Erſtickenden. Er hätte wohl eine halbe Stunde gebraucht, um ganz zur Beſinnung zu kommen, Licht zu machen und in dem das Zimmer erfüllenden Qualme Fenſter und Thür zu öffnen. Das wäre etwa eine halbe Stunde her. Seitdem hätte er die Hände von Zeit zu Zeit in kaltes Waſſer geſteckt. Auf meine befremdete Frage, warum er den Leuten nicht geklingelt hätte, meinte er, er hätte ſie nicht ſtören wollen. Ich drückte ſofort einige Mal die Klingel — die Leute ſtürzten herbei, denn ſie waren noch gar nicht zu Bett gegangen. B. wurde ſogleich nach dem nächſten Arzt, Dr. Jonas, geſchickt. Frau B. half mir Carl in mein Bett legen, an dem ich rathlos ſtand, die Ankunft des Arztes erwartend.

Als ich den Thatbeſtand unterſuchte, wurde mir das räthſelhafte ſchreckliche Ereigniß klar. Unter dem Vorderrande meines Schreibtiſches lag die Lampe in Trümmern. Der Teppich war zum großen Theil verbrannt. Offenbar hatte eine hohe Flamme aufgeſchlagen, denn der herabhängende Theil des grünen Tuches auf meinem Schreibtiſch war verkohlt, das Holz an letzterem geſchwärzt und zum Theil angeglimmt. Der Berg von chaotiſchen Papieren auf dem Schreibtiſch aber war unverſehrt. Es hatte alſo keine Exploſion ſtatt gefunden; ſondern die Lampe, die Carl jedenfalls

Die beiden vorhergehenden Abende hatte ich mit ihm zusammen zugebracht. Gestern aber mußte ich ihn bitten, mir Urlaub zu geben, um der Einladung in eine befreundete Familie zu folgen. Carl sagte, das schadete nichts, er wäre von vielem Umherlaufen, wie er's nicht gewöhnt, sehr ermüdet und wollte sich frühe zu Bette legen. Ich empfahl ihn noch Frau B., indem ich dieser auftrug, ihm Thee zu bringen und für ihn zu sorgen, und brach mit Freund N. gegen zehn Uhr auf. Da ich die Einladung wesentlich aus Rücksicht angenommen hatte, so benutzte ich die erste Gelegenheit, die sich bot, um mich zu entfernen und trat gegen ein Uhr in meine Wohnung ein. Ich wunderte mich, durch das Fenster über der Thür noch Licht zu erblicken. Als ich aufmachte, rief mir Carl aus seinem kleinen Zimmer zur Linken zu, ich möchte einmal herein kommen; als ich näher trat, sagte er: er hätte sich die Hände verbrannt, und ich möchte entschuldigen, daß er mir dabei einige Sachen verdorben hätte. Mit Entsetzen starrte ich ihn an. Sein Gesicht war berußt, der Anblick seiner hoch aufgeschwollenen, aschgrau gefärbten Hände Grauen erregend. Sie trieften, da er sie eben aus dem Wasser gezogen. Sein Anzug war in größter Unordnung. Er war in Hemdsärmeln und überall saß Ruß. Ein kalter Wind fegte durch das offene Fenster und machte die Situation noch unheimlicher. Ich ahnte sofort das Schlimmste. Auf meine Frage, wie dieß gekommen wäre, antwortete er, er wüßte selbst nicht wie. Er glaubte beim Lesen an meinem Schreibtisch eingeschlafen zu sein, und das Erste, dessen er sich erinnerte, wäre, daß er zum halben Bewußtsein durch furchtbare Schmerzen

an Händen und auf der Brust gekommen wäre — um ihn her alles dunkel und niemand in der Nähe. Trotz entsetzlicher Pein hätte er erst nach längerer Zeit überlegen können, wo er wäre, und sich zu bewegen vermocht; wo er denn gefunden hätte, daß sein Rock und der Teppich glimmten. Noch wäre ihm zu Muthe gewesen wie einem Erstickenden. Er hätte wohl eine halbe Stunde gebraucht, um ganz zur Besinnung zu kommen, Licht zu machen und in dem das Zimmer erfüllenden Qualme Fenster und Thür zu öffnen. Das wäre etwa eine halbe Stunde her. Seitdem hätte er die Hände von Zeit zu Zeit in kaltes Wasser gesteckt. Auf meine befremdete Frage, warum er den Leuten nicht geklingelt hätte, meinte er, er hätte sie nicht stören wollen. Ich drückte sofort einige Mal die Klingel — die Leute stürzten herbei, denn sie waren noch gar nicht zu Bett gegangen. B. wurde sogleich nach dem nächsten Arzt, Dr. Jonas, geschickt. Frau B. half mir Carl in mein Bett legen, an dem ich rathlos stand, die Ankunft des Arztes erwartend.

Als ich den Thatbestand untersuchte, wurde mir das räthselhafte schreckliche Ereigniß klar. Unter dem Vorderrande meines Schreibtisches lag die Lampe in Trümmern. Der Teppich war zum großen Theil verbrannt. Offenbar hatte eine hohe Flamme aufgeschlagen, denn der herabhängende Theil des grünen Tuches auf meinem Schreibtisch war verkohlt, das Holz an letzterem geschwärzt und zum Theil angeglimmt. Der Berg von chaotischen Papieren auf dem Schreibtisch aber war unversehrt. Es hatte also keine Explosion statt gefunden; sondern die Lampe, die Carl jedenfalls

dicht an den Rand gestellt hatte, war herabgefallen, wahrscheinlich, indem er im Schlaf daran stieß. Merkwürdig ist es, daß er das Klirren bei dem Zerbrechen des Cylinders und des Petroleumgefäßes nicht gehört hat. Ich denke mir, daß die Lampe auf den über den Teppich hingebreiteten Zipfel seines langen und sehr dicken Hausrocks gefallen war und daher kein Geräusch gemacht hatte. Dann mag das Feuer entstanden sein. Der Teppich, der das ausfließende Petroleum auffog, wirkte wie ein Docht, und brannte doch nur so lange, bis die Flüssigkeit verbrannt war. Durch diesen Qualm der lange und offen brennenden Flamme mochte eine Betäubung bei dem Schlafenden eingetreten sein, wie sie dem Erstickungstode durch Kohlenoxydgas vorangeht, und die so tief war, daß er es nicht merkte, wie die Rücken seiner beiden herabhängenden Hände völlig geröstet wurden, wie das Feuer seinen Rock ergriff, an diesem weiter fraß, den rechten Ellbogen und Oberarm verbrannte und an der Brust weiter drang. In diesem Stadium muß er erwacht sein. Das helle Feuer war längst verloschen, ein großer Theil des Qualms hatte sich verzogen und dadurch hatte die Betäubung nachgelassen. So sehr mich das Unglückliche des Hergangs erschütterte, erkannte ich doch mit Schaudern, um wie viel größer noch das Unheil hätte werden können. Dicht neben der Stelle, wo die Flamme die Tischdecke erreichte, stand ein gefüllter Papierkorb. Wäre der in Flammen aufgegangen, so hätte sich das Feuer unfehlbar dem Tische mitgetheilt, und Carl wäre in seinem bewußtlosen Zustande rettungslos verbrannt. Daß dieß dadurch verhütet wurde, daß das Feuer rechtzeitig von selbst erlosch, ist fast

als ein Wunder zu bezeichnen. Auch von anderer Seite hatte Gefahr gedroht, denn die brennenden Theile des Rockes waren bis auf ein in einer entfernten Ecke stehendes Sofa geflogen und hatten dasselbe an einigen Stellen zum Glimmen gebracht. Einige andere Umstände klärten sich mir erst später auf. Die Uhr lag auf dem Boden. Die seidene Schnur, die sie hielt, war verbrannt, ebenso die Westentasche, und so glitt sie herab und ist um 11 Uhr stehen geblieben. Viel später war Carl aus seiner Betäubung erwacht. Er war viel hin und her gegangen. Der Wind hatte meine Manuscriptbogen im Zimmer herumgestreut. Darauf waren eine Menge berußter Fußtritte und Wassertropfen, die von seinen Händen herab gefallen waren.

Nach bangen zwanzig bis dreißig Minuten kehrte B. mit Dr. Jonas zurück. Wir fanden nun die volle Ausdehnung der Brandwunden, wie sie sich schon aus obigem entnehmen läßt, an Händen, dem rechten Arm und der rechten Schulter, wie auf der Brust, nebst einer Wunde am linken Oberschenkel von geringerer Bedeutung. Bart, Augenbrauen und Wimpern waren abgebrannt, also offenbar durch eine lodernde Flamme. Das Gesicht war an der rechten Seite verwundet. Es wurde sogleich Leinöl und Kalkwasser aus der Apotheke geholt und die Wunden damit eingepinselt, darüber ein Verband von Watte gelegt. Auch wurden in halbstündigen Intervallen halbe Dosen von Opiumpulver gegeben. Die Schmerzen waren furchtbar, aber Carl ertrug sie wie ein Mann. Dr. Jonas blieb bis halb vier; dann übernahm ich allein die Wache. Bei den unaufhörlichen Bewegungen in Folge der Schmerzen hatte

ich die Decke fortwährend zurecht zu legen. Um zwei Uhr ſtellten ſich Krämpfe in den Waden ein, die aber durch Einreibung von Rum gehoben wurden. Die Nacht war lang und ſchrecklich. Der Ausdruck unterdrückten Schmerzes lag auf Carl's Geſicht. Er jammerte wenig; oft aber betete er mit halblauter Stimme, ſtets voll Ergebung. Ich ſelbſt war am Morgen ſehr angegriffen, nicht ſowohl durch die Nachtwache als durch den Seelenſchmerz, einen heißgeliebten Bruder von reinem und edlem Gemüth, wie man es ſelten findet, von einer beiſpielloſen Aufopferungsfähigkeit, tiefer Demuth und religiöſer Innigkeit, der geiſtige Kämpfe und Leiden durchgemacht hat, wie ſie nur ein ſtreng auf die Erkenntniß der Wahrheit gerichteter, hoher und männlicher Sinn durchlebt — dieſen viel geprüften, mir ſo ans Herz gewachſenen Mann in namenloſen körperlichen Leiden zu ſehen. So ſollte es nicht genug ſein mit allem Bitteren, was er durchgekoſtet hat. Eben einer heiteren Stimmung zu lebensfroher Hoffnung auf beſſere und glücklichere Jahre hingegeben, nun wieder zurückgeſchmettert in einen Abgrund von Jammer und Elend, aus dem ihm (o möchte ich Unrecht haben!) menſchliche Kraft nicht erretten kann. Dieſe Hände, dieſe armen Hände, die wenige Stunden vorher ihren Dienſt nur zur Frömmigkeit und zu Zwecken der Liebe thaten und ſich nie zu etwas Schlechtem hingaben, ſie ſehen ſo furchtbar aus, daß ſie ihren Dienſt gewiß nie mehr verſehen werden. Aber die Geſchicke ſind unergründlich!"

Den 21. Februar. „Eine kurze Ruhe von 9 bis 10 that mir gut. Schon vorher war Dr. Jonas wieder da. Die Schmerzen waren durch das viele Opium gemildert, aber

Schlaf war noch nicht eingetreten. Um halb zwölf ging ich aus, erst zum D.'er Vetter, der mit tiefster Theilnahme meine Erzählung hörte; dann zu Geh.-R. Wilms, dem ich die Bitte, bald zu kommen, hinterließ; endlich zu Frau M. Auch hier warme Theilnahme und sehr werthvolle Vermittlung der Hülfe der grauen Schwestern, von denen eine, Schwester Quirina, schon Abends ihren Dienst antrat."

Während ich von Carl einen heiteren Reisebericht erhalten hatte und noch nicht ahnte, welch Entsetzliches ihm begegnet, empfing ich am 21sten von Ferdinand folgenden Brief:

„Meine theure Mama! Carl wünscht, daß ich Dir den inliegenden Brief von Prof. K. übersende. Er hätte gern selbst dazu geschrieben und weiteres über seinen Berliner Aufenthalt mitgetheilt, wird aber wohl für einige Tage kaum zum Schreiben kommen. Es ist ihm gestern ein Unfall zugestoßen, der, so hinderlich er ihm auch gegenwärtig ist, doch reichen Anlaß zu Preis und Dank giebt, da ein schweres Unglück wie durch ein Wunder abgewandt worden ist. Ich muß Dir den ganzen Hergang erzählen, damit Du siehst, wie schwer der Ausgang hätte sein können, und wie wir uns freuen müssen, daß es nicht schlimmer steht." Hier folgt nun in Kürze, nur etwas gemildert, die vorige Schilderung, mit dem Bemerken, daß die Heilung in vierzehn Tagen der Hauptsache nach beendet sein könnte. Dann fährt er fort: „Es ist das ein schwerer Schlag, da er vorläufig Carl's Pläne vollständig durchkreuzt und ihm eine bittere, schmerzensreiche Prüfungszeit auferlegt. Ich hatte mich so lange auf unser Zusammensein gefreut, und es fing so schön an. Carl war heiter und

mittheilend. Es ſchien, als ob wir von Tag zu Tag eingehender mit einander ſprechen würden, und er hatte ein Verlangen nach Mittheilung gegen andere. Beide Tage ging er aus, um Beſuche zu machen, und er blieb ſtundenlang bei jedem derſelben. Die andern, wichtigeren Beſuche ſollten heute gemacht werden. Aber es war anders beſtimmt! Die vorige Nacht wird mir unvergeßlich bleiben. — Carl ſuchte mannhaft die furchtbaren Schmerzen zu verwinden, ohne es doch zu können. Er betete dabei viel und ſchön mit halblauter Stimme. Heute iſt er ruhiger. — Ueber die Pflege kannſt Du unbeſorgt ſein. Die graue Schweſter iſt muſterhaft. Wilms iſt einer der größten lebenden Aerzte und erweckt das vollſte Vertrauen. Frau B. thut, was ſie kann. Die Verwandten bieten mir alles an, was nöthig ſein könnte. Ich werde Dir morgen getreu Bericht erſtatten. Der Gegenſtand iſt zu ernſt, um noch anderem in dieſem Briefe Raum zu geben, und ich ſchließe u. ſ. w.“

So groß mein Schrecken und meine Betrübniß waren, ſo war ich doch weit entfernt, die Tragweite dieſes Ereigniſſes zu ahnen; vielmehr ſtimmte ich in den Ausdruck von Lob und Dank in Ferdinand's Briefe — für die Bewahrung des theuern Lebens vor dem Feuertode — aus tief bewegtem Herzen ein und ſah als den Höhepunkt des erlittenen Unfalls die Frage an — welche ich gleichwohl in meinem Antwortſchreiben kaum auszuſprechen wagte — ob der ſo ſchwer Geprüfte wohl wieder in den vollen Gebrauch ſeiner Hände gelangen würde? Der Gedanke nach Berlin zu reiſen, beſchäftigte mich zwar, aber ich wollte den nächſten Brief erſt ab-

warten — ach! und der rollte ein noch viel jammervolleres Bild vor meinen Augen auf. Er lautet: „Dein sorgenvolles Mutterherz wird nach Nachrichten über unsern armen Carl bangen. Es dauert so lange, bis ein Brief zu Dir gelangen kann, und so oft ich auch schreiben wollte, würdet Ihr doch die Briefe nur jeden Tag um 11 Uhr bekommen. Carl hat die Nacht durch ein wenig geschlafen und seine Schmerzen sind geringer. Er trägt sie mit christlicher Geduld und Ergebung und zeigt große Festigkeit. So groß die physischen Schmerzen sind, scheint doch der jammervolle Eindruck, den ihm der Anblick seiner Hände macht, wenn ihre Hülle entfernt wird, ihn noch mehr zu bewältigen. Ich habe, glaube ich, in meinem gestrigen Briefe vergessen den Umfang der Verwundungen zu beschreiben" — der nun hier angegeben wird. „Die Verbreitung des Brandes gilt als nicht bedeutend, aber an einigen Stellen ist die Verletzung sehr intensiv und tiefgreifend. Es wird eine starke Eiterung eintreten und das damit verbundene Wundfieber soll nicht gefahrlos sein. Ich stehe tief erschüttert vor dem entsetzlichen Ereigniß. Jeder andere Gedanke ist verdrängt. An Carl's Bette geht mir gewöhnlich bald das Herz vor Jammer über, und ich kann meist nicht lange dableiben. Die anderthalb so mit ihm durchgemachten Tage erscheinen mir wie eine lange Zeit. Gerade bei ihm ist dieses Schicksal so ergreifend: daß er, der geistig gekämpft und gelitten hat wie wenige, nun auch ausersehen ist, körperliche Leiden zu ertragen, welche die schwersten ihrer Art sind. Ach! dieß ist so traurig, daß man es kaum fassen kann. — Die Heilung wird eine langwierige sein. Die beiden Aerzte haben

eben Consultation gehabt und mich auf mehrere Wochen gefaßt gemacht. Da wird es Dir gewiß kaum möglich sein, in Hohenfriedeberg zu bleiben, nur auf briefliche Nachrichten angewiesen. Für Carl wäre Deine Gegenwart ein Balsam, der mehr als alles andere zum leichteren Ertragen seiner Lage beitragen würde, und Du bist so daran gewöhnt mit ihm zu verkehren und ihn um Dich zu haben, daß Du hier gewiß mehr Ruhe finden wirst als dort. Ich freue mich jetzt, eine passende Wohnung für den so plötzlich eingetretenen schrecklichen Fall zu haben." Hier entwirft mir der liebe Briefsteller einen sorgsam ausgedachten, detaillirten Plan für meine Reise und die Aufnahme bei ihm, welchem er dann den Vorschlag beifügt, auch seine Schwester und seine Cousine mitzubringen. „Da die grauen Schwestern die Pflege in der vortrefflichsten Weise besorgen, so könntest Du Dich ungetheilt dem geistigen Umgang mit Carl hingeben. Wäre nur die Veranlassung zu dieser Einladung nicht eine so unendlich traurige! Ich bin in mancher verzweifelten Lebenslage gewesen, aber so tief hat mich noch keine erschüttert . . . ."

Diesen Brief lesen und unter schweren Gebetsseufzern sofort mit Agnes und Anna mich zur Abreise rüsten — war Eins. Mit dem folgenden Morgenzuge reisten wir ab.

Weil ich unterwegs Zeit hatte, Herz und Sinne vorzubereiten und zu waffnen auf den herzerschütternden Anblick des geliebten Leidenden, überraschte mich derselbe nicht. Die sorgsamste Bruderliebe hatte inmitten des geräumigsten Wohnzimmers sein Lager ihm auf das zweckmäßigste und bequemste eingerichtet. Die ärztliche Behandlung — Um-

hüllung der verbrannten Glieder mit Salicil-Watte und in Carbol-Säure getränktem Verbande — verbarg den Anblick der Brandwunden. Eine graue Schwester pflegte und bediente den Kranken, der ja ganz auf fremden Beistand angewiesen war in seiner hülflosen Lage. Friedlich, wie immer, lag er da und empfing uns mit wehmüthiger Freude und Zärtlichkeit: „Es ist alles ganz anders geworden, als wir dachten," war sein Begrüßungswort, worein ich im tiefsten Schmerz mit einstimmen mußte. Still bewegt hatte nun zunächst ein jeder mit sich selbst zu thun, um seine Empfindung zu bemeistern. Das Maß der uns gewordenen Aufgabe lag noch großentheils in Dunkel gehüllt vor mir; aber es war genug, um mich unter die Macht des Wortes zu stellen: „Unser Gott ist ein verzehrendes Feuer" und „Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen." Und mit bangem Schmerz erfüllte mich die Frage: Werde ich jemals wieder mit freudigem Glauben meinen Heiland umfassen können? Aber — um meinen Kleinglauben zu beschämen, hatte der HErr für die tief geschlagene Wunde schon den Balsam bereit, indem Er dem theuren, so hart Geschlagenen Seinen Frieden ins Herz gab und seinen Mund mit Trostworten erfüllte für uns, die wir kaum hofften, in die Nacht solcher Trübsal mit unseren Trostworten bei ihm eindringen zu können. Als ich nach kurzer Entfernung zu ihm zurückkehrte, war sein erstes Wort das halblaute Anliegen: „Abendgebet!" Er schien damit dem Dienste seiner Pflegerin zuvor kommen zu wollen und ließ sich jeden Morgen und Abend an meiner Schwachheit darin genügen.

Die ersten brennendsten Schmerzen waren im allgemeinen schon gemildert, jedoch war es sichtbar und leicht vernehmbar, wie sie ihn häufig durchzuckten, während ein Stöhnen oder Klagen fast niemals stattfand. In der ersten Zeit lag er unruhig, und nach ärztlicher Verordnung mußten die Umhüllungen des rechten Armes und der Hände fortwährend sorgfältig beaufsichtigt, wo die eiternde Flüssigkeit durchdrang, sofort mit neuer Watte bedeckt und dieselbe durch Binden von Gaze und Carbolsäure umlegt werden, so daß ihm gar keine Ruhe gelassen werden konnte, und der Arm nach und nach einen Umfang nach Länge und Dicke einnahm, als ob ein zweiter Mensch neben dem Kranken läge. Die Last dieser Lage unter der unerträglichsten Hitze und furchtbaren Schmerzen, das Peinvolle, welches auf die Länge in der völligen Beraubung des Gebrauchs der Hände lag, und zahllose Umstände und Beschwerden, die sich im Verlauf des Leidens häuften — alles dieß kann man sich kaum vorstellen; aber der Leidende wurde mit jedem Tage stiller und ruhiger. Man hörte ihn nur Friedensgedanken und Lobpreisungen aussprechen. Bald anfangs sagte er mir: er habe schon seit längerer Zeit erkannt, daß ihm zu seinem Heil große, körperliche Schmerzen nothwendig sein würden, und habe seitdem immer Gott gebeten, wenn die Stunde gekommen sein würde, ihm beizustehen und durchzuhelfen. Von dem schrecklichen Ereigniß selbst sagte er: „Das wird immer ein unerklärtes Geheimniß bleiben."

Die Aerzte waren erstaunt über seine Geduld und Herzensstille. Dr. J., welcher ihn täglich zwei bis drei Mal besuchte,

sagte mir, daß er besonders in jener Schreckensnacht seine außerordentliche Fassung und Seelenstärke bewundert hätte. Kein Schrei — keine Klage wäre über seine Lippen gekommen. Einmal sagte er zu ihm selbst: „Sie machen es Ihnen selbst und uns so leicht durch Ihre große Geduld.“ Geheimerath Wilms soll geäußert haben: er habe noch niemals einen so geduldigen Patienten gehabt.

Wie er immer eine stille, innerliche Natur gewesen, so geschahen ja auch auf seinem Schmerzenslager die Kundgebungen seines Seelenzustandes meist in der Stille, und nur wer ihm dauernd nahe bleiben durfte, wie es mir vergönnt war, konnte sie ihm ablauschen, theils von ihm selbst ausgehend, theils als Echo auf ihm dargebotene Gotteworte oder geistlichen Zuspruch. Der Inbegriff seiner Gedanken war das dringende Verlangen, seinen HErrn zu bekennen, Ihn zu verherrlichen und zu Gottes Ehre zu leiden. „Er will uns ganz — ganz! — wir müssen Ihm ganz angehören,“ sagte oder lispelte er oftmals. Von Lobpreisung des göttlichen Namens ging ihm stets das Herz über, so daß er sagen konnte: „Die Gesinnung des Te Deum's kommt gar nicht weg aus meinem Herzen. O welch Glück ist es, daß Gott mir so nahe ist!“ und dann: „Dein Lob soll immerdar in meinem Munde sein.“ Er pries sich glücklich, daß der HErr ihm so nahe wäre, und ließ seinen Freunden sagen: „Die Engel Gottes ständen um sein Lager.“ Er bat immer wieder, daß er nur treu bleiben, daß er Geduld behalten und nicht in Anfechtung fallen möchte. Er pries Gott so oft, daß Er ihm Frieden ins Herz gegeben, daß er völlige Ruhe

empfände und getrost sein könnte — auch unter den manchmal sich hervordrängenden Seufzern: „Es ist schwer — sehr schwer!“ Ich mußte des Morgens mich immer erst vorbereiten und um Kraft und Muth bitten zum erneuten Anblick der geliebten Jammergestalt. Da wurde ich nicht selten durch wahren Jubel seiner Seelenstimmung überrascht und beschämt. Einmal, als wohl noch der Reflex entsetzlicher Schmerzen auf seinen Zügen zu bemerken war, und ich zu ihm sagte: „Du hast wohl große Schmerzen?“ gab er mit gebrochener Stimme zur Antwort: „Ich bin ganz davon ergriffen, daß Gott so gut ist! Ach! wenn ich doch Sein ganzes, völliges Eigenthum würde!“ Ein andermal sagte er: „Ich bin so erquickt und habe so viel Köstliches erfahren.“ Als er in den ersten Tagen sich der Gefahr seiner Wunden bewußt wurde, rief er aus: „Ach, mit tausend Freuden will ich sterben, was habe ich doch hier auf der Welt?“ Aber es mochte ihm wohl innerlich nicht verborgen bleiben, daß ihm dabei noch Schwereres bevorstände, denn einmal sagte er: „Vielleicht ist alles bisher nur ein Spiel gewesen gegen das, was noch bevorsteht im Sterben.“ Dann wieder: „Ach! daß ich doch nicht schreien müßte: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen.‘“ Dabei tröstete ihn aber die Vorstellung, wie ja eben der Heiland um seinetwillen Sich von Gott verlassen gefühlt hätte, damit er nicht verlassen würde. Zu Ferdinand hatte er gesagt: „Wenn ich dieß überstehe, so sei Gott gepriesen, und wenn ich es nicht überstehe, so sei Gott auch gepriesen.“

Daß seine Hoffnung und Zuversicht allein auf dem Verdienst seines Heilandes beruhe, hat er oftmals ausgesprochen.

Sündenschmerz fand nur wenig Raum bei seiner Freudigkeit, aber doch vernahm ich Aeußerungen wie die: „Das habe ich ja mit meinen vielen Sünden verdient," und später einmal unter den Qualen der letzten Tage: „So wird man gestraft!"

Von Herzensdank für alle ihm so reich zu Theil werdende Liebe ging ihm auch vielfach der Mund über; für alle leibliche Labung und Stärkung, für die treue Pflege, deren er genoß, für die Opfer, die sein Bruder ihm brachte, so wie auch für das Glück, keinen Feind zu haben; denn auch von früheren Freunden und Kirchgenossen, die er hatte betrüben müssen, gingen die rührendsten Zeugnisse von Theilnahme, von Achtung und Liebe ein, theils an uns, theils an ihn direkt. Auch sein früherer Bischof hatte ihm verziehen und warme Theilnahme kund gegeben.

Eine Kindesseele hat er im Leben und Sterben bewahrt. Ich mußte oft des Wortes gedenken: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen;" aber in der Kampfes-, Prüfungs- und Forschungsschule hat sich auch das Wort an ihm bewähren müssen: „Seid nicht Kinder am Verständniß, aber an der Bosheit seid Kinder." Oftmals beschäftigte ihn mit mir das köstliche Gleichniß: „Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen," und daß (nach dem Ausspruch eines Goldschmieds) der Reinigungsproceß nicht eher vollendet wäre, als bis derselbe sein eigenes Bild in dem Silber erblickte. Einer Freundin und Gönnerin ließ er sagen: „Es wäre ja sehr, sehr schwer; aber ein süßer Trost läge in dem Worte: ‚Gold und Silber wird im Feuer geläutert, die Seele, die Gott lieb hat,

im Feuer der Trübsal'." Einmal, als er wußte, daß im Nebenzimmer an Freunde geschrieben wurde, rief er den Schreiberinnen zu: „Lazarus läßt alle grüßen!" Auch sprach er inbrünstige Wünsche aus, daß alle versöhnt mit Gott daheim sich vereinigt finden möchten. Wenn man mit geistlicher Nahrung lange verzog, verlangte er nach der heiligen Schrift, gab auch selbst vorzulesende Texte an, z. B. den 23sten Psalm, den er besonders liebte. Auch Liederverse sing er zuweilen an, wie: „Ach, bleib mit deiner Gnade," „Die Seele Christi heil'ge mich," „Jesus, meine Zuversicht," die ich dann weiter fortsetzen mußte. Die Melodie des letztgenannten Liedes ließ er sich von seiner Schwester Agnes auf dem nahestehenden Pianino vorspielen.

Von nah und fern wurde unser theurer Dulder, wie schon gesagt, mit Beweisen der Theilnahme durch Erquickungen aller Art wie überschüttet, wofür der HErr jedem Einzelnen ein reicher Vergelter sein wolle. Auch durch Blumen wurde er oft erfreut. Die lieben Freunde aus Hohenfriedeberg hatten ihm blühende Topfpflanzen geschickt. Auf seinen Wunsch wurden sie ihm vor Augen gestellt, und Ferdinand wußte ihm erfinderisch eine schöne Gruppe am Fußende seines Bettes aufzubauen. In der Mitte der segnende Christus nach Thorwaldsen (von der Hand lieber Verwandten), an beiden Seiten Blumen; darunter ein kleines Crucifix, daneben ein Christuskopf nach Carlo Dolce mit der Umschrift: „Durch Seine Wunden sind wir geheilt;" auf der andern Seite aber täglich wechselnde Schriftsprüche. Auf diese hatte er immer sein Augenmerk, oft auch, wenn ich ihn schlummernd glaubte; sobald

er die Stelle leer sah, sagte er wohl: „Einen — andern," oder ließ sich einen zweiten anheften. Der erste, den er sich alsbald selbst laut vorlas, war: „Weil du Gott lieb warst, mußte es so sein, und ohne Anfechtung solltest du nicht bleiben." Und als er ein andermal die Worte las: „Fürchte dich nicht, denn Ich bin bei dir," rief er aus: „Fürchte dich nicht — nein — ich fürchte mich nicht — vor wem sollte ich mich fürchten? Ich fürchte mich nur vor mir selber." Und in der That ist Angst oder Furcht niemals an ihm bemerkbar gewesen.

Eine seiner Pflegerinnen wollte ihm so gern zum Rücktritt in die römische Kirche verhelfen, wie er selber mir mittheilte. Er wies aber ihre Versuche aufs bestimmteste zurück. Einmal hörte Anna aus dem andern Zimmer, wie er mit einiger Aufregung zu ihr sagte: „Zu Gott sollen wir uns wenden — der Heiland sagt immer nur, daß wir zu Gott beten sollen." Sie wollte auch einen ihm bekannten Priester kommen lassen, der ihm die letzte Oelung ertheilen möchte. Er erwiederte: „Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen." Auch solcher Weise ist ihm sein brennender Wunsch erfüllt worden, daß er den HErrn Jesum Christum bekennen und ehren dürfe, und sein Wahlspruch: „Jesus im Herzen und im Bekenntniß!" hat den deutlichsten Ton gegeben im Todesthale.

Wir erhielten sehr viele Besuche theilnehmender Liebe, aber zu dem Kranken pflegten wir niemand zu lassen. Einmal sah ihn sein Freund, der Prediger Laake, und betete mit ihm; ebenso Dr. Wangemann, den er in Brighton kennen gelernt

und noch am Tage vor seinem Leiden besucht hatte. Auch Kirchenrath Lasius (Pastor der lutherischen Gemeinde in Berlin) besuchte ihn und betete mit ihm. Als derselbe fort war, sagte Carl: „Welch großer Segen!" und nach einer Weile: „Es ist so schön, wenn Christen zusammen kommen und mit einander beten." Dann wandte er sich noch besonders an die graue Schwester und sagte zu ihr: „Sehen Sie, so müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen."

Um die Mitte seines Krankenlagers besuchte ihn seine geliebte Schwester aus Rostock, ihm und uns allen zu großer Erquickung. Er freute sich von Herzen, hörte mit lebendiger Theilnahme auf alles, was sie ihm erzählte, wie er überhaupt ein ungeschwächtes Interesse für das Wohl und Wehe anderer behalten hatte. So empfand er, mitten in der Glut eigner Schmerzen, die Schmerzen seines Freundes und Gönners Gr. v. d. Recke mit, als die betrübte Nachricht zu uns kam, daß dieser — bei 85 Jahren! — sich das Hüftgelenk ausgerenkt hätte.

Nach dem Besuch des Kirchenraths Lasius äußerte Carl: „Herr Pastor Lasius würde mir wohl gern das heilige Abendmahl geben?" „Jawohl, sehr gern, wenn Du es willst," antwortete ich. Wir schwiegen dann beide davon. Nach den vorausgegangenen Erfahrungen, wonach ihm das Abbrechen mit der kirchlichen Vergangenheit so schwer gewesen, auch seine Bedenken gegen die „altlutherische Enge" noch nicht völlig geschwunden waren, hatte ich die Vorstellung, daß er die letzte heilige Communion vielleicht von seinem Freunde L., der selbst katholischer Priester gewesen war, begehren würde,

weil er bei dieſem für eine ſacramentliche Feier, wie ſie äußerlich ſeinem Herzensbedürfniß entſpräche, das meiſte Verſtändniß vorausſetzen durfte. Darum überraſchte es mich faſt, als er zwei Tage darauf das beſtimmte Verlangen ausſprach, Kirchenrath Laſius möchte ihm das heil. Abendmahl ertheilen; aber wo möglich in Abweſenheit der grauen Schweſtern, alſo zwiſchen acht und zehn Uhr Morgens, wo die eine fortging und nach zwei Stunden die andere kam. K.-R. Laſius wurde benachrichtigt, und wir hatten ihn Dinſtag früh zu erwarten. Es war jetzt Sonntag; Carl wußte den Tag genau, denn er fragte, wer in die Kirche gehen würde? — man möchte mit für ihn beten, er brauchte es ſo ſehr. An demſelben Abend um elf Uhr kam Ferdinand an unſere Thür, rief mich und ſagte, Carl verlangte nach mir. Erſchrocken kleideten wir uns ſchnell an. F. erwartete mich mit den Worten: „Du wirſt ihn etwas aufgeregt finden," und das war in der That der Fall. Das Eiterungsfieber hatte den höchſten Grad erreicht, der Kranke war in unbeſchreiblicher Aufregung. Körperlich war ſein Zuſtand angſtvoll, ja ſchauerlich anzuſehen. Stürmiſche Unruhe und Haſt in den Bewegungen, Zähneklappen, haſtiges Oeffnen und Schließen des Mundes, die Augen weit geöffnet — er glaubte zu ſterben, aber dabei war der Grundton und Ausdruck ſeiner Stimmung Jubel und Freude; wie im Triumph ſchien er die Erde verlaſſen zu wollen. „Ich dachte gewiß, der HErr wollte mich jetzt heimholen," rief er mit fliegendem Athem ſeiner Couſine Anna entgegen, die eben eintrat, „welch ein Te Deum wollte ich da ſingen!" Dieſe Art von Exſtaſe dauerte an drei Stunden. Einmal machte

er Anſtrengungen, als ob er fliegen wollte — die Augen gen Himmel aufſchlagend, rief er drei Mal laut: „Ich komme — ich komme! — ich komme!“ Dann rief er aus: „Wenn das Sterben heißt, wie iſt das ſchön, niemals hätte ich es mir ſo ausſuchen können! So viele Engel ſind geſchäftig, — ſo viele Engel tragen mich und wie — und wie!“ Endlich ſagte er: „Ich danke meinem Gott, daß Er mein Begleiter geweſen iſt, und daß ich von Ihm zeugen durfte,“ und zu mir mit den Augen ſich wendend: „Dir, liebe Mama, danke ich ſo für alle Liebe, die Du mir erwieſen — und den lieben Gott bitte ich um Vergebung aller meiner Sünden.“ Ich hatte ihm ein kleines Kreuz hingehalten, ſelbſt halten konnte er's ja nicht; er umfaßte es mit dem linken Arm und küßte es haſtig mehrere Mal nach einander. „Nein!“ ſagte er dann, „der Teufel ſoll nichts an mir haben; ich danke Gott durch Jeſum Chriſtum, daß ich Ihm angehöre.“ Allmählich wurde er ruhiger und ſagte leiſer: „Es iſt ſo dunkel — ich ſehe nichts.“ Mathilde fragte ihn: „Siehſt Du aber den HErrn Jeſum? und iſt Er bei Dir?“ — „Ja!“ antwortete er, „und das freut mich auch ſo ſehr, und bei Euch allen iſt Er auch!“ Halblaut für ſich fügte er hinzu: „Wie ſchön! wie ſchön!“ Als Mathilde zu ihm vom Wiederſehen mit den Vorangegangnen ſprach, beſonders von Papa, rief er entzückt: „Papa! — Papa!“ — als ſähe er ihn, und ſprach von den Engeln Gottes, die um ihn wären. Einmal ſagte er: „Wenn ich jetzt ſterbe, ſo weiß ich ganz genau, warum ich alle dieſe Wege geführt worden bin.“ Eine kurze Pauſe trat ein, dann phantaſirte er wieder. Mit der äußerſten

Anſtrengung wollte er knieen. „Iſt Mama nicht hier?“ fragte er, und als er mich ſah: „Iſt das Begräbniß ſchon geweſen?“ Auf meine Frage, welches er meine, ſah er mich groß an und erwiederte: „Meins!“ Der herbeigerufene Arzt erwartete einen Herzſchlag; aber es war Gottes Wille noch nicht, in dieſer Nacht ihn zu erlöſen.

In der erſten Morgenfrühe erinnerte ich ihn an das heilige Abendmahl. „Ach ja! wird Herr Paſtor auch kommen? Glaubeſt Du auch, daß ich angenommen werde?“ Dann vernahm ich nur aus ſeinem ſtillen Gebete: „Du willſt zu mir kommen.“ Ich verſuchte nun, bei ſeinen immer wieder überhand nehmenden Phantaſieen, durch von Zeit zu Zeit wiederholtes Vorſagen von Liederverſen ihn zu beruhigen. Wie ein Kind, das eingeſungen wird, ſchlief er endlich feſt und ruhig ein und erwachte nach anderthalb Stunden völlig klar. Er konnte ſich der Zuſtände während der Nacht ganz deutlich erinnern und ſprach davon nach der Weiſe, wie Paulus von „einem Menſchen in Chriſto“ redet (2 Cor. 12), der ins Paradies entzückt worden ſei. Es wäre eine „liebliche Nacht“ geweſen, und wunderbare Seelenzuſtände hätte er erfahren. Es wäre ihm geweſen, als ob die Seele ſchon abgeſchieden wäre; er hätte ſich wie zwei Perſonen gefühlt, der Kranke wäre ein anderer geweſen als er ſelbſt, daher hätte er mich auch gefragt, ob das Begräbniß ſchon geweſen wäre.

Wiederholt hatte ich mit der Befürchtung zu kämpfen, daß die Exaltation die Wirkung von Morphium ſein könnte; jedoch wurde mir verſichert, ſie wäre die erwartete, naturgemäße Folge des Eiterungsfiebers; aber als der liebe Patient

nach und nach wieder die Benommenheit der Kopfnerven empfand, beunruhigte er sich selbst ernstlich darüber und schrieb sie den narkotischen Mitteln zu. Er wollte gesammelt bleiben, sagte er, und jetzt wären seine Gedanken so verwirrt, er glaubte sich unter spiritistischem Einfluß und wollte keine Einspritzungen mehr. Hiermit kam er meinem dringenden Wunsche in überraschender Weise entgegen; aber späterhin mußten wir diese Betäubungsmittel doch als eine nicht abzuweisende Wohlthat erkennen.

Dinstag früh kam Kirchenrath Lasius, um dem Kranken und mit ihm auch uns das heilige Abendmahl zu reichen, zu Lob und Anbetung dieser wunderbaren Führung. Mit heiligem Ernst und nüchterner Sammlung hat Carl das hochwürdige Sacrament empfangen. Zur Privatbeichte hatte K.-R. Lasius ihn nicht aufgefordert, und er verlangte auch nicht danach. Das stimmte mit dem überein, was er kurz vor seiner Abreise über die Beichte mir gesagt hat. Seine Seele lag auch so lauter und offen vor Gottes und der Menschen Augen, und er hielt so gering von sich, baute so fest und allein auf das Verdienst seines Erlösers, daß er der Vergebung durch die Absolution auch ohne Privatbeichte wohl zuversichtlich gewiß sein durfte. Nach der beendigten gemeinsamen Feier sagte er zu seiner Cousine Anna: „Nun ist ja wohl Dein großer Wunsch erfüllt?“ Das hieß: „Nun bin ich ja mit Euch Eins geworden an Einem Altar.“ Zu Mathilde sagte er gleich nach dem heil. Abendmahl: „Wie war das schön!“ und an demselben Abend: „Das war ein schöner Tag!“ Darnach nahm seine Schwester unter schwerem Trennungs-

schmerz von ihm Abschied, doch noch nicht meinend, daß das Ziel seiner Leiden so nahe sein sollte.

Am folgenden Tage kamen um zwei Uhr die Aerzte, um die alten Bandagen endlich abzunehmen und neue umzulegen. Der Leidende hatte, als auf eine Wohlthat, sich darauf gefreut; aber — das wurde die härteste Stunde für ihn! Ich war nicht gegenwärtig und ahnte nicht, wie furchtbar er dabei zu leiden hatte. Nachdem es vorüber war, lag ein schauerlicher Schmerz auf seinen lieben, sanften Zügen ausgeprägt. In wenigen Worten suchte er zu schildern, was er ausgestanden. Nach ärztlicher Verordnung sollte er nun allein gelassen werden mit der Pflegerin, welche ihm wieder eine Einspritzung machen mußte. Wie gern wäre ich still bei ihm geblieben! Durch eine kleine Oeffnung in der Thür konnte ich öfters nach ihm hinblicken und gewahrte endlich, daß die Schwester niederkniete, um ihm vorzulesen. Da trat ich ein und übernahm die Tröstung aus den Psalmen, die er begehrt hatte. Er war ungemein schwach und von da an ging es sichtbar abwärts mit ihm. Freitag früh gab ich ihm zu trinken, setzte aber ab, weil er nicht schluckte. Er verlangte mehr, sagte jedoch, das Schlucken würde ihm schwer. Auch sonst konnte er nichts genießen, weil die Zähne den Dienst versagten. Damit war Lähmung eingetreten; aber wir erkannten noch nicht den ganzen Ernst des Zustandes. Gegen Abend besuchte ihn Missionsdirektor Wangemann und betete trostreich mit ihm. „Danke! — danke!“ flüsterte darauf der Kranke bewegt.

Nach dem letzten Abendbesuch des Arztes trat Krampf ein, der ihm die Zähne wie Eisen zusammenschloß. Er konnte

nur noch mit großer Anstrengung einige Worte sprechen. Wir wußten, daß Dr. Jonas über Land gefahren war. Ferdinand fuhr daher zu Sanitätsrath Veith, da Geheimerath Wilms zu weit wohnte, und kehrte in einer halben Stunde mit demselben zurück. Dieser verordnete eine verstärkte Einspritzung mit vierstündlicher Wiederholung als das einzige Mittel, um die weitere Verbreitung des Starrkrampfes aufzuhalten. Mir aber sprach er mit besonderem Nachdruck seine Theilnahme aus, so daß ich nicht in Zweifel sein konnte, daß der Krampf ein Vorbote des nahen Todes wäre. An den jüngeren Bruder Eugen wurde telegraphirt, daß er eilend kommen möchte. Geheimerath Wilms, der den andern Morgen auch geholt wurde, sprach mir ebenfalls in tiefer Bewegung und mit bedeutungsvollem Tone seine Theilnahme aus; so blieb mir kein Zweifel mehr, daß alle Zukunftsfragen für diese Welt nun entschieden waren. Wir konnten nichts als um Erlösung von seinen Leiden bitten.

Die Nacht war still gewesen, aber nach und nach traten die qualvollsten Zustände ein. Beim Einschlafen öffneten sich die Zähne und die Zunge kam dazwischen. Wenn sie sich krampfhaft wieder schlossen, schrie der Kranke auf, denn er zerbiß sich die Zunge und konnte sie nicht befreien — auch dazu fehlte ihm ja der Gebrauch der Hände! Mit Mühe wurde er von dieser Pein, die sich noch oft und besonders in der Nacht vor seinem Ende noch einmal entsetzlich wiederholte, immer wieder befreit. Er bat, man möchte ihn nicht einschlafen lassen (was ja überhaupt nur in Folge der Einspritzungen eintrat), damit ihm nur das nicht immer wieder

geschähe. Jeder Schluck Wasser war mit einer Anstrengung verbunden, von der er sich jedesmal nur langsam erholen konnte. Außer etwas Fleischbrühe konnte er nichts mehr genießen. Bei der überhandnehmenden Schwäche verlangte er oft nach Eau de Cologne und freute sich allemal des schönen Duftes. Sobald die Eisumschäge abgenommen wurden, rann der Schweiß von der Stirn. Die einzelnen Worte konnte er oft nur gewaltsam herausstoßen, theils um etwas zu begehren, theils um von seiner beständig in seinem Gott gelassenen Stimmung Zeugniß zu geben. Sein Bruder Eugen, der unterdeß angekommen war, konnte über solche Geduld nicht genug seine Bewunderung ausdrücken. Montag früh, als ich wieder mit Angst und Bangen bei ihm eintrat, empfing er mich mit der Bitte, ihm das Te Deum vorzubeten. O wie stimmte meine ganze Seele darin ein! Wie pries ich den HErrn darum, daß es so in seinem Herzen stand! Nachmittag im Halbschlummer beschäftigte er sich mit der Messe: „Miserere mei — mea culpa — mea culpa! — das ist ein bedeutungsvolles Bekenntniß!" Etwas später sagte er: „Viele tausend Engel bereiten . . . ." mir die Stätte, mußte ich ergänzend hinzudenken. Unterdeß hatte ich geglaubt, der Lobpreisung, die er im Herzen bewegte, Ausdruck geben zu dürfen, indem ich unter Schmerzenstränen den Spruch vor seinen Augen befestigte: „Lobe den HErrn, meine Seele!" Kaum glaubte ich, daß er es noch erkennen könnte; aber da hob er die linke, umhüllte Hand auf — zeigte darauf hin, nickte mit dem Kopfe und gab auch hörbar seine Zustimmung zu erkennen — als wollte er ausdrücken: „Das ist das

rechte!" Es begleitete ihn von da an, auch unter dem letzten harten Kampfe, in die Ewigkeit.

Als ich Dinstag Morgen gegen sieben Uhr in das Zimmer trat, kam mir Eugen entgegen und sagte, es ginge zu Ende. Als einen Sterbenden sah ich ihn wieder. Den Seufzer: „Erbarme Dich — erbarme Dich" — konnten wir noch verstehen. Wir knieten nach und nach alle um sein Bett. Krampfanfälle und heftige Zuckungen erschütterten ihn und wechselten ab mit stiller Ruhe. Die Augen waren gebrochen. In kurzen Zwischenpausen sagte ich ihm Gebete, Sprüche und Liederverse vor. „Wenn ich einmal soll scheiden" — „Laßt mich gehen, laßt mich gehen" — „Christus, der ist mein Leben" u. s. w. Wir glaubten, er vernähme nichts mehr; aber als ich das Lied anfing: „Jesus meine Zuversicht," fuhr er langsam und deutlich fort: „und mein Heiland ist im Leben," und als ich nach dem zweiten Verse inne hielt, bat er ebenso deutlich: „Weiter!" (das waren die letzten Worte, die ich von ihm vernommen), und ich durfte fortfahren:

Ich bin durch der Hoffnung Band
Zu genau mit Ihm verbunden,
Meine starke Glaubenshand
Wird in Ihn gelegt erfunden,
Daß mich auch kein Todesbann
Ewig von Ihm trennen kann.

Die gebrochenen Augen schlug er von Zeit zu Zeit noch zum Himmel auf, und sie blieben dann eine Weile in dieser Richtung. Die Pausen zwischen den schrecklichen Krampf-

anfällen wurden immer länger, endlich gegen zehn Uhr entschlief er sanft und ruhig unter unseren Gebeten. Ich hatte ihm schon vorher ein Crucifix auf die Brust gelegt, machte das Zeichen des Kreuzes über das geliebte Angesicht und sprach leise den Segen über ihm. Darauf knieten wir unter Thränen noch einmal um sein Lager und vereinigten uns in einem trostreichen Gebet „nach dem Abscheiden", unter der Empfindung, als würde seine Seele getragen, wie die Seele des Lazarus, von Engeln in Abrahams Schooß, um nun bei seinem HErrn zu sein allezeit, und unter dem durchdringenden Eindruck, daß „der Tod Seiner Heiligen ist werth geachtet vor dem HErrn."

O HErr, laß ihn ruhen im Frieden und das ewige Licht leuchte ihm!

Es wurde beschlossen, die Hülle des geliebten Entschlafenen auf dem Hohenfriedeberger Gottesacker zu begraben, in Berlin aber eine Einsegnungsfeier zu halten. Wir wollten den Kirchenrath Lasius ersuchen, den Trauergottesdienst zu halten; aber er war in Amtsgeschäften verreist und sein Hülfsprediger war uns persönlich unbekannt. Carl hatte Dr. Wangemann schätzen und lieben gelernt, und so vereinigten sich mehrere Stimmen in dem Wunsche, ihn um eine Ansprache bei der Einsegnungsfeier zu bitten, welche dann am 9ten in dem mit Gewächsen reich verzierten Zimmer stattfand, wo der mit Kränzen und Palmen bedeckte Sarg aufgestellt war. Vier Sänger des Domchors sangen zu tiefer Bewegung den Choral: „Jesus, meine Zuversicht" und beschlossen nach der ergreifenden Ansprache (welche später als Nekrolog in der Kreuzzeitung

erschien) und der darauffolgenden Einsegnung die Feierlichkeit mit einigen Versen aus dem Liede: „Christus der ist mein Leben." Am 10ten reisten wir von Berlin ab und am 11ten fand die Begräbnißfeier in Hohenfriedeberg statt, zunächst in dem uns liebreich eingeräumten evangelischen Gotteshause, wo D. Besser, dessen Gemeindeglied er noch auf dem Sterbebette geworden war, seinem tiefen Verständniß sowohl für die Wege des HErrn mit unserm Heimgegangenen, als für den Christencharakter desselben in der im Anhang beigefügten Leichenrede den schönsten Ausdruck gegeben hat. Am Grabe selbst sprach noch P. Hillberg aus Rohnstock erquickende Worte, und nach einem Herzensgebete desselben segnete P. Besser die Leiche zu ihrer Ruhe im Grabe und zur fröhlichen Auferstehung ein.

Die hohe Christusgestalt nach Thorwaldsen aus Bronze, womit Gräfin S., die theure Gönnerin und Freundin des Entschlafenen, sein Grab geziert hat, breitet ihre auch für ihn durchbohrten Hände segnend über seine Ruhestätte aus, und der schöne Granitblock, welchen seine Brüder in hiesiger Gegend dazu anfertigen ließen, trägt die Inschrift, welche diesem Schlußabschnitt unsers Buches zum Motto dient:

Per crucem ad lucem.

Lobe den HErrn, meine Seele!

Anhang.

1.

Aus dem Alumnats-Tagebuche.

1. October 1861. Um die Wissenschaft der Heiligen zu lernen, wurde uns am ersten Tage gesagt, wären wir hierher gekommen. Nichts für sich suchen, alles Gott zum Opfer bringen, über alles Ihn lieben, das ist die Wissenschaft der Heiligen, und die soll ich hier lernen. O, öffnete sich das Herz solcher Lehre und reihte es sich, wenn auch zuletzt nur, jenen Jüngern an, die alles verließen und Jesu nachfolgten.

Willst du andern ein Seelsorger werden, lerne es zuerst dir selber werden. Wer seinem eignen Hause nicht vorzustehen weiß, wie kann der der Gemeinde Gottes vorstehen? Darum „habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre" (1 Tim. 4, 16).

Ein großer Kampf steht mir jetzt bevor, das ist das Ringen nach Ordnung im Gebet, in der Betrachtung, in der Beschäf-

tigung, in den Arbeiten ſelbſt. Die Nothwendigkeit dieſer Ordnung erkenne ich, doch nur wenn Du mir hilfſt, mein Gott, und Du auch das Verlangen darnach zu einem dringenden Bedürfniß in mir machſt, nur dann wird das, was ich nie gekonnt, mir möglich werden. Wo anfangen, woher die Kraft und die Ausdauer nehmen? Willſt Du das Heil meiner Seele, mein Gott, ſo wirſt Du auch dazu mir helfen, Du, ohne den ich nicht weiter komme. Dieſer Kampf muß begonnen werden, und darin liegt für mich vielleicht die Gewalt, die das Himmelreich erfordert, um es an mich zu reißen. — Seele! kämpfe, denn du weißt nicht, wie bald der HErr kommt. Nicht zum Genießen biſt du hier, ſondern zur Arbeit, wenn anders du Gott mit der Bewerbung um den prieſterlichen Beruf nicht in Verſuchung führen willſt, und du weißt, daß nur wer an ſich ſelbſt Gewalt ausübt, hoffen kann ein Werkzeug zur Ehre Gottes in Seiner Hand zu werden.

---

8. October. Wenn ich doch jedes Wort, welches der P. R. zu uns ſpricht, meiner Seele einbrennen könnte und nichts davon verloren ginge! Wie legte er uns heute das Leſen der heiligen Schrift ans Herz, und gewiß hatte er Recht, wenn er ſagte, jede einzelne Viertelſtunde, die wir auf ein aufmerkſames Leſen der heiligen Schrift verwendeten, würde uns in unſerem ſpäteren Berufe als Seelſorger ſegenbringend ſein. Als eine Schande gilt es in unſerer heutigen Geſellſchaft, die Schriften unſerer erſten deutſchen Dichter nicht geleſen zu haben; und das Buch der Bücher, das Gott ſelbſt uns in die Hand gegeben hat, wie wenige kennen es! wie wenige kennen

es ganz, und wie wenige haben den Inhalt ganz zu ihrem Eigenthum gemacht, so daß sie ganz darin zu Hause wären! Als eine heilige Pflicht wurde es uns auf die Seele gelegt, erst uns mit dem ganzen Inhalt der Reihe nach bekannt zu machen und dann ganz besonders mit dem Neuen Testament, und zwar meditando. Nie aber sollten wir ohne Gebet das heilige Buch zur Hand nehmen, wie wir überhaupt nie in unserem ganzen Leben etwas ohne Gebet unternehmen sollten, auch das Geringste nicht, damit alles zur Ehre Gottes geschehe.

---

18. October. Als Betrachtung hatten wir heute die Unfehlbarkeit der Kirche und die Gnade Gottes, daß Er uns in Seine Kirche aufgenommen. Ich freue mich allemal, wenn mir recht zum Bewußtsein kommt, daß ich der Kirche Gottes angehöre, als welche ich die katholische Kirche ansehe. In ihr nehme ich an, was ich von ihren Glaubenslehren verstehe und auch was ich nicht verstehe, denn wie könnte ich mit meiner schwachen Vernunft einer vom Heiligen Geiste geleiteten Lehranstalt entgegentreten wollen? Alles nehme ich an, was sie lehrt, und beuge mich in Demuth, wie es meine Pflicht ist, vor ihr, wenn ich ihre Lehren nicht verstehe. Ich liebe die katholische Kirche und freue mich ihr anzugehören. Für zahllose herrliche Gnaden, die ich von Gott empfangen, war sie die Vermittlerin; wie sollte ich sie nicht lieben, sie, die Braut meines HErrn, sie, die von Ihm gestiftete herrliche Anstalt, die uns den Weg zum Himmel führt? Sollte ich wirklich nicht die Wahrheit haben, so überlasse ich das dem lieben Gott. Er wird ein redliches Suchen aus reiner Absicht nicht verachten

und würde mich die Wahrheit gewiß noch finden lassen, wenn ich sie nicht hätte. Ich glaube sie in der katholischen Kirche zu haben und freue mich dieselbe zu haben und danke Dir, mein Gott, innig dafür.

(Abends nach der Beichte, vor der heiligen Communion des folgenden Tages.) Als ob der Himmel in mir wäre, so froh ist mir ums Herz, und alles dieses ist die Gnade und Liebe meines Gottes, der mich vorwärts treibt, und ich weiß nicht warum. Wie ein Wunder kommt mir immer mein Leben vor, denn wie hätte ich aus eigner Kraft oder eignem Drange Gott so nahe treten können, wie ich Ihm nach und nach schon habe nahe treten dürfen? Gestoßen, gedrängt, geführt, getragen fühle ich mich und bin so voll Hoffnung, daß die Liebe und das Vertrauen noch wachsen wird. Das Ich muß bei solcher Liebe Gottes immer mehr verschwinden, und das soll mein Triumph werden, wenn ich mir selbst werde abgestorben sein, um nur noch Christo zu leben. Ein Haß muß in mir sich bilden gegen alles, was mich von Gott abzieht, also gegen jede Art Sünde, und ich hoffe, daß ich einem solchen Zustande näher kommen werde. — Herr P. R. sprach darüber, daß ich nicht nach Sünde in mir grübeln sollte. Wenn ich bei der Gewissenserforschung mir auch nicht gleich derselben bewußt wäre, dann sollte ich nach den Dingen forschen, die mir meine Ruhe nähmen. Bin ich im Innern nicht ruhig, so kommt dieß nicht von Gott. Es muß also irgend eine Unvollkommenheit zu Grunde liegen. Im Uebrigen aber sollte ich besonders Jesum in Seiner Liebe zu uns betrachten und suchen, Ihn recht wieder zu lieben.

23. October. Gestern Abend theilte mir der P. R. das Urtheil über die Meditation mit, die ich vor einigen Tagen ihm abgegeben. Er sagte, ich hätte Erfahrungen in meinem innern Leben bereits gesammelt, wie vielen dieß erst nach langen Jahren glückte, und wies mich auf die unendliche Gnade Gottes hin, die mich so ganz besonders heimgesucht habe in meinem Leben. Er sprach von der Liebe Gottes, in die ich mich nun so recht versenken sollte, und von der Treue, mit der ich aushalten sollte vor Gott. Er machte mich auch aufmerksam, daß wahrscheinlich die Versuchungen geistiger Trockenheit nicht ausbleiben würden, und ich sollte mich wohl und bei Zeiten darauf vorbereiten. Ich sagte ihm, daß ich mich hier in diesem Hause nicht davor fürchtete, weil die Gnade Gottes in zu überschwänglicher Weise uns hier entgegen käme. Er aber warnte mich, ja auf der Hut zu sein, denn davor sei niemand und zu keiner Zeit sicher. — Mir war nun in Folge dessen, was mir der P. R. über meine Arbeit Lobenswerthes gesagt hatte, bange vor geistlichem Hochmuth geworden, doch wurde mir eben während des heiligen Meßopfers alle Bangigkeit genommen. Ich ruhe an dem Herzen meines Gottes und fühle mich wie schlafend da, alles Aeußere zurückgedrängt. Die Versuchungen sehe ich zwar, aber als wäre ich ein Thor, wenn ich der geringsten derselben nachgäbe; so sehe ich sie nur von weitem, mich sicher fühlend an der Brust meines HErrn. Die Versuchungen müssen bleiben; umklammere ich aber die heilige Liebe meines Gottes, so vermögen sie nichts wider mich, und ich bin ohne Furcht. Wollte ich hochmüthig sein, ich würde diese reine, ungetrübte Freude in Gott verlieren.

Eine wunderbare Ruhe findet man in der heiligen Liebe Gottes; man braucht nicht besorgt zu sein um alle seine bösen Neigungen, man braucht sich nicht zu mühen um Vervollkommnung, denn alles thut Gott. Er erhält die Seele rein und giebt ihr, was nothwendig ist, den rechten Weg nicht zu verlieren. Eine solche Ruhe, einen solchen Frieden kennt nur der, der Gnade vor Gott gefunden hat und in dieser Gnade ruht. Selig, wer den HErrn gefunden hat und Ihn nicht wieder verliert. Freilich zerbricht das Gefäß leicht, wenn es nicht vorsichtig gehütet wird; doch der HErr selbst wird meine Hülfe sein, und nichts wird mir mangeln. — Nur schenke Vertrauen, o HErr, innige Liebe, aufrichtige Demuth.*) — Ordensleute brechen ihren Willen im Gehorsam gegen ihre Oberen, in denen sie Gottes Stimme erkennen; die dieß aber nicht sind, müssen sich unter Gottes Willen unmittelbar stellen, in vollkommner Liebe und demüthigem Gehorsam Ihn ganz in sich selbst regieren lassen, ganz und gar Seiner Leitung sich anheim stellen. Dadurch erringen wir den heiligen Gleichmuth, die sancta indifferentia, die fest gegründet in der Liebe zu Gott und Gottes heiligem Willen ruhig bleibt bei allen irdischen Dingen, allem zeitlichen Wechsel, bei Reichthum und Armuth, Ehre und Verachtung, Gesundheit und Krankheit,

*) Das Vorstehende scheint ziemlich genau dem Standpunkt von Pearsall Smith zu entsprechen; allein die Demuth war hier Hüterin der Gnade. Die Gefahr bei den überschwänglichen Gefühlen war sicherlich groß. Welcher Kontrast auch zu der Verzagtheit und den skrupulösen innern Kämpfen von einigen Jahren früher!

Leben und Tod, Freund und Feind, Orts- und Zeitverhältnissen. Man will dann nichts, als was Gott will, hofft nichts als von Gott, fürchtet nichts als die Sünde.

---

13. November. „Du sollst den HErrn deinen Gott lieben von ganzer Seele, von ganzem Herzen, aus allen deinen Kräften, mit deinem ganzen Gemüth und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Ein süßes Gebot für den, der etwas nur von der Liebe Gottes zu uns ahnt. Ich habe darin wunderbare Erfahrungen gemacht, nicht nur in meinem ganzen Leben, sondern auch ganz besonders noch in den sieben Wochen, die ich jetzt hier in diesem Hause bin; und so auch heute, daß ich es gar nicht wiedergeben kann, wie wunderbar mich die Liebe Gottes ergriffen hatte. Beinahe fürchte ich mich auch, etwas davon niederzuschreiben. Es wird mir jedoch in meinem späteren Leben sicher noch eine Stärkung werden, wenn ich durch diese wenigen Worte an die seligen Stunden, die ich hier verlebt, mich kurz erinnere. — Mächtigen Einfluß übt die Schrift von Faber: „Der Schöpfer und das Geschöpf“, die ich jetzt eben lese, auf mich aus, weil sie mit so herrlichen, kräftigen Zügen die Liebe Gottes zu uns zu beschreiben versucht. Dadurch wurde ich schon empfänglicher gestimmt, Erfahrungen solcher Liebe Gottes an mir selbst zu machen und dieselben mit des HErrn Gnade auch tiefere Wurzeln schlagen zu lassen. Denn wie Erkenntniß die Wurzel und nothwendige Stütze unserer Liebe zu Gott ist, das ist mir sehr klar. Darum ist es auch meine dringende Bitte an den HErrn, daß Er diese Wurzel immer tieferen Halt und Kraft fassen lasse, damit der Stamm

bei ſpäteren Unwettern nicht einmal brechen möge, oder ſollte dieß unter Zulaſſung Gottes wirklich geſchehen, der Stock noch immer Saft gewinne, einen neuen kräftigen Schößling zu treiben; allein bei wahrer Erkenntniß und rechtem Glauben halte ich ein ſolches Umbrechen für faſt unmöglich, und Gott wolle auch in Gnaden mich davor bewahren. Eine weltüberwindende Kraft liegt in dieſem Funken Liebe, der uns zuweilen aus jenem himmliſchen Lichtmeer der Liebe zufliegt. Ach! erhielte ſich dieſer einzige Funke wach in mir, ich würde manches in meinem künftigen Leben gern tragen, manchen Weg gern gehen, den der HErr mich ſchicken will. Ob dieſe Liebe ſich auch auf die Dornen und Kreuze beziehen wird, ob ſie ſo groß iſt, dieſe zu überwinden, das weiß ich nun freilich nicht, und doch — wenn dieſe Liebe wirklich ein göttlicher Funke iſt, ſo kann ich ſicher ſein, daß ich mich ſelbſt zertreten laſſe für Den, der das Leben nimmt und es wieder giebt. In Seiner Hand liegt mein Leben. Er wolle darüber beſtimmen und nehmen und geben und mich führen und mit mir machen und über mich beſtimmen, wie immer Er will. Nimm mich hin, o HErr, und führe mich!

---

18. November. Wie freue ich mich doch auf den Himmel, o Jeſus, wo ich Dich endlich ſchauen werde und die Herrlichkeit des Vaters und den ſtrahlenden Glanz des Heiligen Geiſtes! Daß doch die Himmel auch mir ſich einſt erſchlöſſen! Was kann bis dahin mir noch alles widerfahren? Wie wird meine Seele dann beſchaffen ſein? — Doch ich bange nicht. Sorget nicht für den andern Tag. Chriſtus iſt in mir, und in Ihm

bin ich selig und werde ich selig sein. Er wird die Quellen der Sünde verstopfen, daß sie die theuer erkaufte Seele ihrem Eigenthümer nicht entreißen. — Hinaufffliegen möchte meine Seele aus der Hütte; doch noch gilt es Geduld haben. Erst gilt es zu wirken; dazu giebt Gott dir jetzt die Stärke und Kraft, dazu rüstet Er dich jetzt aus, damit du erst einen guten Kampf kämpfest, wie Paulus ihn kämpfte, nämlich so, daß er wußte, die Krone des ewigen Lebens sei ihm beigelegt. Oft möchte ich bitten um ein baldiges Ende; doch wäre es unrecht, dem Willen Gottes entgegen zu treten. Auch bin ich ja noch lange nicht vorbereitet für den Empfang der ewigen Seligkeit, wenn ich auch nie . . . .*)

---

19. November. Fest der heiligen Elisabeth. In schöner Weise wurde der Tag verlebt. Als Officiant war ich bei dem Gottesdienst betheiligt und hatte Gelegenheit eine schöne Predigt zu hören. Das schönste, was darin vorkam, war der Zug aus dem Leben der heiligen Elisabeth, als sie verstoßen aus ihrem Schloß mit ihren Kindern in einer Winternacht ein Unterkommen in einem Gartenhaus gefunden hat und zur Mette in dem nahen Franziskanerkloster läuten hört (das sie mit ihrem Gemahl gestiftet), und nun hingeht, um ein Te Deum dem HErrn zu Ehren von den Mönchen singen zu lassen dafür, daß Er sie gewürdigt habe, im Leiden Demselben nachzufolgen.

---

*) Hier mochte die Aufzeichnung unterbrochen worden sein.

1. December. Seine Gnadenquellen erquicken mich täglich, und täglich bekomme ich es zu fühlen, wie reich ich bin, daß der HErr mein Antheil ist, und daß Er es noch immer mehr mir werden soll. Besonders freut es mich und muß ich besonders dankbar dafür sein, daß ich den größten Segen immer (ich glaube täglich) bei der heiligen Messe geerntet habe, und daß ich mit besonderer Vorliebe derselben beiwohnen durfte. Hat man aber auch nur eine geringe Ahnung von der Erhabenheit der heiligen Handlung bei der Messe, von der Unendlichkeit des Opfers und den unabsehbaren Segnungen und Gnaden, die daraus erwachsen: wer könnte dann noch kalt dabei bleiben? Wie viele Andersgläubige, wenn sie auch nur ein Mal den ganzen Segen eines solchen Meßopfers ernten könnten, würden eine andere Ansicht von unserer Kirche bekommen; sie müßten hineingezogen werden, wenn sie nicht eine Sünde wider den Heiligen Geist begehen wollten; davon bin ich fest überzeugt.*)

Abends (nach der Beichte). Wie gut ist der liebe Gott, dessen Langmuth so wunderbar ist! Rein bin ich durch die Gnade Gottes. Daß ich doch so bliebe und mein Leben ein reines, Gott wohlgefälliges Opfer würde! Hilf mir, o Gott, daß ich ein wahrer, wahrhaftiger Jünger meines Heilandes Jesu Christi werde! Ja, lieber HErr Jesus, Dein heiliges

*) Als Carl nach dreizehn Jahren, im Herbst 1874, mit dem früheren Benedictiner Weidinger (jetzt altkatholischem Geistlichen) bei einem Besuch in Waldenburg sich in unser Gotteshaus hatte führen lassen, und P. Besser auf die Altarbibel die Hand legend sagte: „Unser Sanctissimum", erwiederte er: „Ja, das beste!"

Blut hat mir Versöhnung verschafft; Dein Leben, das Du geopfert, hat mich dem Tode entrissen und unter Deine Jüngerschaar berufen. Heiliger Meister, ach zeige Dich mir und führe mich! Nimm weg alles, alles Vertrauen auf die eigene Kraft und sei Du meine Kraft, mein Leben, meine ewige Seligkeit. Ich hoffe, HErr, mehre mein Vertrauen, gieb Liebe, Glaube, Hoffnung und laß mich Dein sein in Zeit und Ewigkeit.

In Bezug auf die tägliche Gewissenserforschung, sagte Herr P. R., wäre eine Betrachtung des allgemeinen Zustandes der Seele, wenn diese Betrachtung nur kurz sei, wohl gut, doch sollte ich mich befleißigen, mehr ins Einzelne hineinzugehen. Irgend eine Tugend, eine Vollkommenheit, nach der wir zu streben hätten, sollte ich mir herausgreifen und an ihr nun betrachten, wie weit ich mich in derselben geübt oder wie fern ich derselben noch stehe, was mich von ihr abgehalten, welches Hinderniß der Ausübung derselben entgegen getreten, die Mängel, aus denen meine Handlungsweise hervorgegangen, zu erkennen suchen und an der Besserung nach Kräften arbeiten. Eine allgemeine Betrachtung des Seelenzustandes sei zwar gut, führe aber nie zu einer eigentlichen Besserung oder Vervollkommnung. — Fühle ich eine Erkältung der Liebe in mir eintreten (wie sie in der Regel Nachmittags eine ganz andere ist als am Morgen), so solle ich mich selbst darauf aufmerksam machen: „Seele, wo ist deine Liebe?“ und in einem kurzen Gebet zu Gott zurückkehren. In der Einsamkeit solle ich dann Gott wieder suchen, und wenn ich auch nur wenige Minuten darauf verwendete. Die Neigungen solle ich alle einzeln prüfen, in wie weit ich und warum, aus welcher Ursache ich denselben

nachgegeben. Nach der Beichte forderte mich Herr P. R. noch so freundlich auf, doch immer zu ihm zu kommen, wenn irgend etwas mir auf der Seele läge, wenn irgend eine Erkaltung einträte. Wie sehr wünsche ich oft selbst, mich mit Herrn P. R. unterhalten und von ihm lernen zu können; allein das Schwachheitsbewußtsein und die noch zu wenig klare Erkenntniß meiner Seele hielt mich immer davon ab. Scheu, Gefahr der Selbsttäuschung, wenn ich über meinen Seelenzustand rede, die Gefahr mich selbst zu suchen, das Gewicht der Trägheit, die mich zu einer recht eigentlichen Wachsamkeit über die Seele nicht kommen läßt — dieß alles hindert mich immer, die mir von Gott gebotene Gelegenheit in der Liebe und Erkenntniß zu wachsen, recht zu benutzen. Vergieb mir auch dieses Unrecht, lieber Gott, und gieb, daß ich an der Liebe meiner Vorgesetzten mich nicht versündige; führe mich zur Erkenntniß meines Seelenzustandes, zur Wachsamkeit, zu glühender Liebe. Oeffne mein Herz und meine Lippen, und mein Mund wird Dein Lob verkünden. Nimm alle falsche Scham von mir, daß ich mich weder scheue, meine Fehler und Gebrechen zu offenbaren, noch Deine heiligen Gnadenerweisungen zu bekennen. Beides muß mir zur Demüthigung dienen, wenn ich mich und Dich, o Gott, recht erkenne, und daß Du zu der eignen tiefen Selbsterkenntniß, wie zu der immer größeren Erkenntniß Deiner hochheiligen Liebe mir verhelfen wolleſt, darum bitte ich Dich aus der ganzen Tiefe meines Herzens. Mein Gott, ich bin Dein, o so hilf, daß ich mir nicht mehr diene, sondern Dir, daß ich nicht mich suche, sondern Dich, daß der Eigennutz mehr aus meiner Seele schwinde, und es meine innigste Freude

werde, mich ganz Dir zum Opfer zu bringen. — Jesus, meine innige Liebe, ich hoffe, Du lässest das angefangene Werk nicht liegen und wirst meine Seele in Deine Hände nehmen, um sie wie Wachs darin zu formen. Amen.

---

2. December. Das Ringen nach Charakterfestigkeit mache ich mir zum besondern Gesetz. Worin besteht aber des Christen Charakterfestigkeit? In der Liebe zu Gott, die ihn in allen Verhältnissen leitet. Sie giebt ihm die sicherste Lebensrichtung. Einen schöneren, stärkeren, festeren Charakter kann niemand haben als die ächten Schüler Christi. Alle Heiligen, Märtyrer und Bekenner zeigen dieß.

---

6. December. „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.“ „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Sind wir aber erst Kinder, so gilt auch uns der erstere Ausspruch des Heilandes, und Seine ganze Liebe gilt auch uns, und Er wird auch uns an Sein Herz drücken, wie jene Kinder, die Er zu Sich heranrief. Darum will ich sorgen ein Kind zu werden in Einfalt, Reinheit des Herzens und inniger, kindlicher Liebe. Mache Du selbst mich, lieber HErr, zu einem Kinde; nimm alles böse Selbstvertrauen aus meinem Herzen heraus, und auf Dich laß mich vertrauen; Dich laß mich innig, kindlich lieben, wie ein Kind den Vater liebt. Du hast Deine Vaterliebe auch heute schon Dein Kind vorkosten lassen, und ich möchte als Frucht meiner Vereinigung mit Dir gern bringen, mit der rechten Freudigkeit des Her-

zens Dir zu danken, denn nur ein freudiger Dank kann der rechte Dank sein. Wohlthaten empfangen und sich nicht freuen darüber, wenngleich gedankt wird, wäre der rechte Dank sicherlich nicht. Ein freudiger Dank kommt aber nur aus reinem Herzen, darum ist's gewagt dergleichen Vorsätze zu fassen; allein so lange Jesus selbst in meinem Herzen ist, so lange erhält Er es auch rein; und habe ich Ihn verloren, so soll es mein Bestreben sein, Ihn zu suchen und wieder zu finden. Wachsamkeit und Gebet sind die Mittel, in der Vereinigung mit Gott zu bleiben.

---

13. December. .... Habe ich die rechte Liebe zu Gott, wer ist dann glücklicher als ich? Ein Loblied, ein Freudenlied ist dann mein ganzes Leben, das im Jenseits seine Fortsetzung finden wird. Die Freude in Gott, die Seligkeit in Ihm, die kann kein Erdengut geben, und wird der Leib von Schmerzen gemartert, die Seele des wahrhaft Gott Liebenden bleibt doch frei. Erhaben über ihres Leibes Schmerz wird ihre Ergebenheit in den Willen Gottes eine Verherrlichung Gottes sein. Selige, selige Seele, die du Gott lieben kannst, lieben darfst; ergreife dein Glück, ergreife den Schatz aller Schätze, die einzige Weisheit, die vor Gott Geltung hat, und werde wahrhaft weise! Liebe Den, den du lieben kannst; liebe deinen Gott; liebe Ihn über alles, aus allen Kräften, von ganzem Herzen, mit deinem ganzen Gemüthe; dann werden alle Dinge dir zum Besten gereichen. Amen.

---

19. December. (Beim Beginn der Vorbereitung auf die

heiligen Weihen.) Als das Volk Israel im dritten Monat aus dem Lande Egypten ausgezogen war, kam es in die Wüste Sinai und der HErr sprach zu Moses: „Gehe zum Volke und heilige sie heute und morgen und laß sie ihre Kleider waschen und bereit sein auf den dritten Tag, denn am dritten Tage wird Jehovah herabkommen vor den Augen des ganzen Volkes auf den Berg Sinai.“ So sind auch wir hinausgezogen aus Egypten, sind auch nun drei Monate hier und nahen uns dem heiligen Berge und wollen ihn hinansteigen, um als Priester an den Altar Gottes zu treten. Das Volk Israel sollte drei Tage sich vorbereiten, um die Stimme Gottes nur zu hören; wie sollte nicht vielmehr noch uns diese Mahnstimme gelten, uns in die Einsamkeit zurück zu ziehen und uns mit allem Ernst vorzubereiten für den Hinaufgang auf den heiligen Berg. Wie in der Wüste einsam sollen wir jetzt sein, nach innen und außen von der Welt abgeschieden, und nur mit dem HErrn verkehren um uns zu reinigen, zu waschen, zu heiligen und uns vorzubereiten für den Empfang der heiligen Weihen. Mein Wunsch ist es, die Zeit so viel als möglich auszubeuten, nur dem Gnadenzuge Gottes, dem heiligen Verkehr mit Ihm mich hinzugeben, auf Ihn zu hören, von Ihm mich vorbereiten zu lassen für die Gnaden, deren Er mich will theilhaftig werden lassen. Mein Gott, mein Gott, wie gelange ich doch zu dem rechten Geiste, zu dem rechten heiligen Ernst, zu der völligsten Hingabe an Dich? — „Habe Acht auf Meine Stimme und thue was Ich dir sage,“ antwortet der HErr; „öffne Mir dein Herz, übergieb dich mit vollem Vertrauen, mit ganzer Hingabe des

Herzens, mit recht warmem liebenden Herzen Meiner Führung. Vertraue auf deinen Erlöser, deinen Hirten, deinen Heiland. Versenke dich ganz in dessen liebendes Herz, und der Segen wird dir nicht fehlen.“ O, werde mein Alles, Jesus, und sei mein Alles; gieb Mißtrauen auf die eigne Kraft; gieb mir die Erkenntniß meines Elends, meiner Schwachheit; nimm den Hochmuth fort; bewahre mich vor Kleinmuth; gieb die rechte Demuth, und dann laß mich folgen, wohin Du willst. Ich lege mich in Deine Hände, mein Gott; das Geschöpf in des Schöpfers Hände, der Erlöste in des Erlösers Hände, wie könnte mir denn bange sein? Den heiligen Berg will ich hinan, und was bin ich doch, daß ich es wage hin zu treten? War ich es, oder warst Du es, mein Gott, der mich gerufen hat? — Ich weiß es nicht; aber zuversichtlich ist meine Hoffnung, daß nicht ich, sondern Du es warst, der mich gerufen hat, und sollte es Deine heilige Stimme nicht gewesen sein, so höre doch das tiefe Seufzen nach dieser Erkenntniß, woher die Stimme, und laß nicht zu, daß ich einen Gottesraub begehe. Allein voll Muth und Hoffnung gehe ich vorwärts. . . Nein, o Gott, nein, ich bange nicht, Du bist mein Vertrauen und sollst es noch mehr werden und wirst es mehr werden. Ich bin schwach, aber Du bist stark; was ich nicht kann, das kann ich durch Dich, und besäße ich auch alle Wissenschaft, ein Nichts wäre mein Wissen, und was würde ich durch dasselbe wirken ohne Dich?

---

20. December. Eine besonders heilige Ehrfurcht wolle mir der HErr vor Seinem heiligen Worte schenken und eine

besondere Liebe zu demselben. Er wolle es meinen Schatz, meine Wissenschaft, meine Freude sein lassen. Erkenntniß wolle Er mir verleihen und mein Herz aufthun für die Wahrheiten der heiligen Schrift. Dazu schenke mir Gedächtniß, lieber Gott, um zu bewahren was ich höre, und meinen Glauben laß täglich Mahnung finden in Deinem heiligen Gesetze. Laß Du, o Gott, zur That werden, was Du mir sagen wirst; laß meinen Glauben lebendig werden und laß ihn demüthig sein, um des Namens Deines Kindes nicht unwürdig zu werden. — Meinen Glauben nimm Du selbst, o Gott! in Deine Hand. Was ich glaube, das glaube ich durch Dich. Erhalte mir den Glauben und mehre und stärke ihn, und laß mich wachsen in der Erkenntniß, als der Wurzel eines festen Glaubens.

Ein Mann des Gebets soll ich werden. Das ist seit Jahren mein Wunsch, und ich wünsche dieß jetzt noch ungleich mehr, denn wie könnte ich bestehen ohne Gebet? Was würde aus meiner Seele werden und was aus den anvertrauten Seelen? und welche Verantwortung für diese übernehme ich! Doch auch das Beten lerne ich nur von Gott. Ach! werde Du doch auch hier mein Lehrmeister und verleihe Kraft und Demuth und Innigkeit und Liebe und Wärme meinem Gebet; laß es ein Gebet werden, das die Himmel durchdringt.

---

21. December. So rückt denn die Stunde, wo ich Gnade vor Gott finden soll, wo Er mich in Seinen heiligen Dienst nehmen will, immer näher; die Stunde, in der ich Ihm das Opfer meiner selbst bringen will; die Stunde, in der ich das

Kreuz aus Seiner Hand annehmen will. Ach daß ſie geſegnet wäre, dieſe Stunde und ſegenbringend für mein ganzes Leben würde! — Du, mein Erbtheil und mein Antheil, o Gott! O komm, o komm und reiche Deine hülfreiche Hand, daß ich ſo mich ergebe wie Du es willſt; ſo folge, wie Du es willſt; ſo trage, wie Du es willſt, und daß ich nur noch in Dir lebe und in Dir ſterbe. Nur Dich noch will ich kennen, ſonſt nichts auf der Welt. Werde mein Leben und wirke in mir und durch mich; gieb, daß ich mich ſelbſt vergeſſe, um nur noch Dir zu leben. Dein laß mich ſein, mein Gott, mein Alles in Zeit und Ewigkeit. Amen.

Wenn Engel neiden könnten, ſie würden uns beneiden um den Dienſt am Altare. So laß mich denn auf's tiefſte, o Gott! von der Herrlichkeit und Erhabenheit meines heiligen Amtes, das ich lieb gewinnen will, durchdrungen werden. Dir, o HErr, gilt der Dienſt. Gieb mir darum, was nöthig, um in dem rechten, chriſtlichen, apoſtoliſch kirchlichen Geiſte dieſen heiligen Dienſt zu verſehen. Mache mich auch recht demüthig, daß nicht falſche Scham, Verachtung von anderen, oder die bloße Befürchtung deſſen mir andere Gedanken eingebe, ſondern immer laß mich dieß Amt als eine beſondere Auszeichnung, eine hohe Ehre, welcher ich gar nicht würdig bin, betrachten und laß alle fremden Gedanken, durch die ich mich verſündigen könnte, oder die Dir nicht Ehre machen würden, ganz fern von mir ſein, nicht nur bei dem Altardienſte, ſondern auch in meinem ganzen Leben.

Nach dem Himmel haben wir eben unſere Blicke gerichtet, einen jungen Kleriker, der den guten Kampf gekämpft hat, haben wir hinauf begleitet. An ſein Sterbebett traten wir. Er bangte nicht; nicht wegen ſeiner Vergangenheit und nicht wegen ſeiner Zukunft. So iſt der Tod des Gerechten. Sein Vertrauen iſt Jeſus Chriſtus, der die Vergangenheit ans Kreuz geſchlagen und nun die unverwelkliche Krone dem treuen Arbeiter reicht, weil koſtbar in den Augen des HErrn der Tod des Gerechten iſt. — Eine ſchöne Ausſicht iſt freilich der Tod, aber noch wage ich nicht dieſen Friedensboten zu erwarten. Wir ſollen uns ja erſt als Bewährte zeigen; wir ſollen erſt arbeiten, erſt wirken, und bis jetzt — habe ich nur erſt genießen dürfen; bis jetzt galten meine Tage erſt der Vorbereitung zum Kampfe. Das Kreuz kommt nach; der Kampf — die Arbeit — kommt nach. Morgen übernehme ich ſchon etwas von dem Kreuze. Mit Vertrauen will ich es von der Hand meines Heilandes annehmen und es tragen zu Seiner Ehre.

Sage mir, o Gott! was ſoll ich thun, um den guten Kampf zu kämpfen? — „Liebe Deinen Heiland über alles und folge Ihm nach. Vergiß Dich und ſuche nur Ihn!“ HErr Jeſus, Du biſt mein Erbtheil; Du biſt mein. Morgen bin ich ganz Dein! Ein neues Kleid, einen neuen Menſchen in Herrlichkeit und Gerechtigkeit geſchaffen, ziehſt Du mir an. Du ſollſt ganz in mir leben und Beſitz von mir nehmen. O Menſch, welche Würde erlangſt du! Vergiß es doch nie. Liebe doch endlich nichts mehr als Jeſum,

Jesum allein, der dir alles gegeben, alles immer wieder giebt und noch immer Gnade auf Gnade häuft. Folge Ihm, o Seele; an Seiner Hand gehst du in den Himmel. Nimm Seine Gnade an und arbeite und wirke, leide und dulde und liebe über alles, wie Jesus es von dir wird haben wollen. Wohlan, mein Gott! ich bin Dein — bleibe Du mein! — Zwar trage ich einen Feind mit mir herum, und erst der selige Tod wird mein sündliches Fleisch mir nehmen. Dem heiligen Paulus aber hast Du gesagt, als er Dich bat, Du möchtest ihm den Stachel nehmen: „Es genügt dir Meine Gnade.“ (Laß dir an Meiner Gnade genügen.) So laß Deine Gnade auch meine Waffe, laß sie meine einzige Waffe sein, und gieb mir das volle Vertrauen auf dieselbe, dann wird mir nicht bange werden, dann werde auch ich den guten Kampf kämpfen, dann werde auch ich einst Dich schauen und die höchste Gnade von Dir, die Krone Deiner Auserwählten erlangen. — Hilf, HErr Jesus, einem schwachen Sünder, hilf mir, hilf mir! Amen.

---

31. December. Ich schließe nun das Jahr 1861 im Namen Gottes. Tausendfältig sind die Gnadenerweisungen gewesen, die ich von Ihm in diesem Jahre erhalten und nie sind wohl die inneren Gnaden größer gewesen als in diesem Zeitraum. Und wie sind sie angelegt? Bin ich vorwärts gekommen? Stehe ich auch jetzt noch in dieser Gnade Gottes? Empfangen habe ich viel, aber die schwache Natur läßt es nicht fruchtbar werden in mir. Immer noch ist das: „Zweien Herren dienen“ — Gott und dem Fleisch zugleich — in

mir, und will ich selig werden, so muß das Fleisch weichen und müssen die Gelüste des Fleisches bezähmt werden. So sehe ich denn die Lebensaufgabe für das kommende Jahr schon klar vor mir. Es gilt, Gott ganz zu gewinnen, alles getheilte Wesen abzulegen, mit allem Ernst, mit aller Entschiedenheit und Kraft zu arbeiten, „halbe Liebe hält nicht Stich." Darum soll vom ersten Augenblick an mit vollem Ernst der Kampf geführt werden. Im Namen Gottes soll er begonnen und im Namen Gottes fortgeführt werden. HErr, höre auf mein Rufen und lehre mich beten und danken in der rechten Weise und aufs neue mich Dir auf das allerinnigste übergeben.

Wohl liegt ein Jahr — ein besonders gnadenreiches und besonders verantwortliches vor dir; doch, der dich gerufen hat — Er wird dich auch führen. Bange nicht, denn mit Seinem Trost und Seiner Hülfe wird Er täglich dir nahe sein. Hast du nicht eben Seine liebliche, Seine beseligende Gegenwart, Seinen stärkenden Trost erfahren? Hat Er dich nicht eben schon mit neuer Kraft ausrüsten wollen und dieß nicht auch gethan, wenn du empfänglich genug dafür warst? — Eins allein ist dir nothwendig. Hast du dieß, so hast du alles andere, was dir fehlen könnte, gleich mit erhalten; dieses Eine ist die innige Liebe zu Gott. Liebe Ihn, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist von ganzem Herzen, und du wirst Seine Herrlichkeit ganz gewiß einst sehen und wirst auch hier Seinem Namen Ehre machen, denn der Heilige Geist wird dich erleuchten, und der Sohn Gottes, der heilige

Rebſtock, wird dich mit Seiner heiligen Lebenskraft durchdringen. Er ſelbſt, Jeſus, wird in dir zum Leben werden und Wohnung bei dir nehmen. Mein Gott, gieb Vertrauen, ſo ruf ich mit bedrängtem Herzen zu Dir hinauf. Wo nehme ich all die Glaubenskraft her, um Dich, den dreieinigen Gott ganz zu gewinnen, wo nehme ich ſie her, um ſtandhaft zu werden gegen die Welt und gegen das Fleiſch, gegen ihre zahlloſen Verlockungen, gegen die tauſendfältigen falſchen Propheten, die ſich in Schafskleidern meiner Seele nahen; Glaubenskraft, um alles das Geheimnißvolle Deiner heiligen Religion ſo feſt zu halten, daß kein Zweifel in mir aufſteige, daß ich die eigne Willenskraft in mir ganz zum Schweigen bringe, um nur Deinen Willen, o Gott, zu kennen; woher die Glaubenskraft für alle geiſtige und leibliche Noth und das Kreuz und die Anfechtungen, die mich treffen können; woher die Kraft für die Uebernahme der erhabenen Würden Deiner heiligen Kirche, die Du in dieſem Jahre mir anvertrauen willſt; woher endlich die Kraft, um mich zu tragen und um Deine Liebe zu tragen? — Liebe deinen Jeſus; liebe Ihn vom erſten Augenblick an, und mit aller Glut deines Herzens umarme Ihn und halte Ihn feſt — und alle Sorge und alle Bangigkeit wird ſich löſen. Liebe Ihn, Er liebt dich ja ſo unendlich und du wirſt mit Ihm und durch Ihn und in Ihm den guten Lebenskampf kämpfen und den Sieg gewinnen.

---

3. Januar 1862. Ueber alle Beſchreibung hinaus geht doch das Ergriffenſein von der Gnade Gottes. Zu überaus

wunderbar ist dasselbe. Gestern und heute erfaßte mich diese gewaltige Kraft Gottes, und ich bewundere in nichts die Größe der dem Menschen eignen Gewalt mehr als darin, daß er dieser Kraft Gottes widerstehen kann. Daß dieß möglich sei, sollte man nicht glauben, und doch ist dem Menschen die Freiheit dazu gelassen und leider wird sie auch im nächsten Augenblick, nachdem sie sich eben hat unterwerfen lassen, schon wieder gemißbraucht ... Aber viel, viel besorgter als eine Mutter um ihr Kind, ist Gott um das Leben der Seele. Er wird nicht müde zu warten, zu lauschen, zu locken, zu suchen, zu lieben, zu beglücken, zu beseligen, und der Sünder — ist undankbar und will sich nicht erfassen lassen, weil es ihm so schwer wird, ein geistlicher Mensch zu werden, den Glauben fest zu halten und alles diesem Glauben unterzuordnen; und doch gerade in dem Glauben liegt unsere Gerechtigkeit vor Gott. Es ist schwer, dieß immer fest zu halten und danach zu handeln. Mit der Gnade Gottes aber ist es nicht schwer; nur Vertrauen! und auch dieses giebt Gott.

---

7. Januar. Der Stern Jakobs leuchtet so schön in mein Herz hinein. Ich will dem Glanze dieses Sternes folgen, wie die morgenländischen Weisen ihm gefolgt sind. Er wird auch mich sicher führen, wie er jene geführt hat, und ich werde meinen Gott noch schauen und werde Ihn anbeten und Ihn lieben können. O leuchte, leuchte mir, du heiliger Stern Jakobs, und führe mich sicher an mein Ziel! Dunkel liegt es vor mir, und wie mein Weg gehen wird — ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß Du, HErr Jesu Christe, der Weg,

die Wahrheit und das Leben bist. Du führst sicher, heiliger Stern! Dein Glanz ist wahrhaftiges Licht und ist kein Irrlicht, und wo Du bist, da ist das Leben, und in Dir und durch Dich finden wir das Leben, welches wir suchen. So leuchte uns und hilf uns finden! Amen.

---

18. Januar. Wenn ich den Zustand meiner Seele vom 4. d. M. und den nächstfolgenden Tagen mit dem heutigen vergleiche, dann kann ich recht erkennen, was von jener schönen Stimmung, in der ich lebte, nur mir angehörte, und was von Gott war. Bekleidet und erwärmt war ich von der Gnade. Heute bin ich nackt in aller Bosheit und Verdorbenheit meines Herzens. In Kälte liege ich da, und so tritt denn die ganze Adamsnatur in all ihrer Häßlichkeit hervor. Keine Kraft, kein Leben, keine Liebe; ohne rechte Ruhe; fortwährender Druck; schwach, und kein Vorsatz vermag etwas, denn aller Ernst fehlt demselben. Meine Neigungen sind stärker, das Gebet ohne Wärme und nachlässig verrichtet. Von Treue kann ich nicht reden; selbst in der heiligen Messe kann ich zu der rechten Herzenserhebung und zu der rechten Glaubenskraft nicht kommen. Entweder bin ich andachtslos, oder es ist nur halbe Andacht. Tief gedemüthigt bin ich und doch lange nicht genug, sonst würde die Demüthigung auch der Absicht Gottes entsprechend wirken. In tiefem Verderben liege ich und noch viel tiefer, als ich es weiß. Möchte Gott sich erbarmen und mich die ganze Tiefe meines Elends und meiner Sünde erkennen lassen, dann würde doch endlich das Selbstvertrauen aufhören; ich würde mich sehnen nach der

Quelle des Lebens; ich würde Hunger und Durst nach himmlischer Stärkung empfinden; ich würde nicht Zeit haben und nicht Lust in mir fühlen nach Genuß und Vergnügen, Zerstreuung und Bequemlichkeit; ich würde endlich Gott suchen mit ganzem, ungetheiltem Herzen und alle Halbheit und Lauigkeit würde endlich weichen, und ich würde Kraft und Ernst gewinnen.

---

31. Januar. Ich bin voll Muth und Vertrauen; nicht ich, Gott hat es mir gegeben, und Sein reicher, überreicher Segen ist mit mir. Herzlich hat Er sich meiner Seele angenommen, und lieblich und wunderbar läßt Er mich die Süßigkeit Seiner Lieben empfinden.

---

4. Februar. Kaum ist es mir mehr möglich mein Tagebuch in der bisherigen Weise fortzuführen. Vom Schreiben habe ich keinen Gewinn, und immer liegt mir die Gefahr und Versuchung schrecklichen Hochmuths nahe. Das wiederholte Lesen der Gnadenerweisungen Gottes an mir hat mich allerdings immer wieder angeregt, aber die Gefahr mich selbst in dem, was ich schreibe, zu suchen, liegt zu nahe und ist zu groß, als daß jener Vortheil aufgewogen würde. Wenn aber hier in dem, was ich für mich schreibe, schon die große Gefahr der Selbstgefälligkeit und des Hochmuths liegt, wie soll dieß bei dem öffentlichen Auftreten dann werden? Ach wenn ich aber doch keinerlei Besorgniß dieserhalb aufkommen lassen möchte! Das Vertrauen auf Jesum Christum ist ja Gegenmittel gegen alle Anfechtungen und Gefahren. Freue dich, daß du Christum gewonnen hast und frage nicht. Halte Ihn

feſt und ſorge nicht für die kommenden Tage. Demüthigungen dienen nur zum Segen, und kommen ſie im ſpäteren Leben, welcher Art ſie auch ſeien, jedenfalls wird die Gnade dir dann in erhöhtem Maße angeboten, ſo daß, wenn du dieſe ergreifſt, dir aus jeder Demüthigung und ſelbſt aus ſchweren Sünden der reichſte Segen erwachſen wird.

---

7. Februar. Warum ſind wir ſo ſtark, die Feſſeln, mit denen Jeſus täglich uns an Sich zieht, zu zerreißen, wie mächtig dieſelben auch ſind und ſo ſchwach die Sündenfeſſeln abzuwerfen? Werden ſie uns von Gott abgeſtreift, ſo greifen wir doch immer wieder nach denſelben, als ob ſie ſo ſanft und ſüß wären. Dem Fleiſche ſind ſie leider ſüß, und dadurch läßt ſich auch der Geiſt binden und opfert ſeine Freiheit. Aber nicht aufhören will ich nach Freiheit zu ringen, nach der herrlichen Freiheit des Geiſtes, die man in der Liebe zu Gott findet. Durch dieſe ganz allein kann man die Herrſchaft über das Fleiſch gewinnen. In dieſer Geiſtesfreiheit juble ich auf und freue mich meines Gottes. Er löſt täglich meine Bande auf wunderbare Weiſe am Altare, und täglich macht Er den Geiſt wieder frei, nachdem dieſer zu den alten Feſſeln ſich immer wieder bequemt hat. Durch meinen Erlöſer bin ich frei und freue mich in Ihm. Ihm ſei ewiger Dank! Amen.

---

20. Februar. Gott iſt mein Eigenthum. Dieß iſt kein leerer Ruhm, denn ich weiß, daß ich in Seinen Armen liege, und ich fühle einen unausſprechlichen Frieden in Ihm und einen Muth in mir, der einzig und allein von Gott kommt.

Gott ist mein Eigenthum. Durch den Wohlgeruch Seiner Salbe hat Er mich zu Sich gezogen, nun gehöre ich Ihm und danke Ihm. Demüthigungen gab es in der letzten Zeit fast gar nicht, und dieß machte mich zuweilen besorgt; allein auch das liegt in Gottes Hand. Ich habe Ihn gebeten, daß Er mich mit Demüthigungen nicht verschone, wo sie mir wegen der Eigenliebe, des Hochmuthes, der zu großen Ergötzlichkeit an innerer Freude u. s. w. nothwendig sind. Sie werden nicht ausbleiben, diese Prüfungen, doch dazu eben werde ich jetzt von Gott gestählt, um mit Muth und Vertrauen alles zu ertragen, was da immer kommen mag. Darum nehme ich es mir immer aufs neue vor, nicht an das Gefühl hoher Freude in Gott mein Herz zu fesseln, sondern zu Gott selbst erhebe sich mein Herz, dessen Liebe sich in Prüfungen eben so kund giebt, wie in Freuden, welche Er schenkt. Was immer kommt, ich gehöre dem HErrn, auf den ich mein Vertrauen setze und der mich nicht lassen wird. —

---

8. März. Die Freude in Gott ist die Stimmung meines Herzens seit längerer Zeit. Gott hat mich Gnade finden lassen vor Seinem Angesicht; darum darf ich mich auch freuen. In Seiner Hand liegt mein Leben; ich opfere es Ihm ganz, denn nichts will ich in meinem Leben suchen als Gott ganz allein. Auf Prüfungen bereite ich mich vor, und ich sehe ihnen ohne Bangigkeit entgegen, denn Gott ist mit mir; wer kann dann wider mich sein? Wohl weiß ich nicht, ob ich bestehen werde; aber hat Gott so Unendliches für mich gethan, sollte Er wohl zur Zeit der Prüfung mich verlassen wollen?

Nimmermehr! Ich vertraue auf Seine Hülfe, und Er wird mein Vertrauen nicht zuſchanden werden laſſen. — Eins wünſche ich, daß ich zur Zeit der Prüfung der heiligen Eliſabeth gleich werden und aus voller Seele dem HErrn Loblieder ſingen möchte. Anders ſollte es wenigſtens nicht ſein. O Gott, meine Hülfe und meine Freude, verlaß mich doch nicht!

---

19. April. Heilig ſollte mein Herz ſein, der ich dem HErrn an Seinem Altare dienen darf, und heilig müßte es ſein, weil der HErr ja mein Erbtheil geworden iſt und ich mich ganz Ihm hinzugeben gelobt habe. Sollte dennoch das Fleiſch den Sieg davon tragen und dem HErrn der Liebe, dem Gott meines Herzens die Herrſchaft entreißen können? Sollte es mich wirklich noch zur Hölle abführen können, während mir ein ſo ſeliger Himmel entgegenwinkt? Nein; das Fleiſch ſoll nicht Sieger werden. Es ſoll mir meine Freiheit nicht rauben. Gott allein will ich dienen; in Ihm will ich frei ſein. Frei bin ich, wenn ich die Selbſtherrſchaft über mich ganz aufgebe. (Servitium Dei summa libertas.) Zwar muß ich dieſen meinen Leib mit mir herumtragen, doch — und das will ich mir merken — er ſoll weder die Herrſchaft über mich haben, noch will ich ihn zu einem Dinge meiner Willkür machen. Wie einen fremden Leib will ich ihn betrachten, den ich in Ehren halten ſoll, der mir anvertraut iſt wie Gottes Heiligthum, das ich heilig halten ſoll. Er iſt alſo nicht mein Diener, und er iſt auch nicht mein Herr, ſondern er gehört Gott an, und damit bin ich frei. Ich athme, ich fühle, ich beſitze die Freiheit Gottes; aber heilig,

heilig will ich das mir anvertraute Gefäß halten. Es soll nicht bloß vor jedem Flecken bewahrt werden; in Ehren soll es gehalten werden, und Ehre soll es Gott als seinem HErrn machen.

---

31. April. Wie elend ist das eigene Gebet, wenn es nicht ein Seufzen des Heiligen Geistes in mir ist, und wie werthlos ist auch das schönste, von mir nachgesprochene Gebet, wenn es nur ein Lippengebet ist, wenn nicht Geist und Wahrheit ihm die himmelstürmende Kraft verleiht. Zum Lobe Seines Namens soll der HErr meinen Mund öffnen. Ja, etwas anderes will ich wahrhaftig nicht suchen im Gebet als den Namen des HErrn zu preisen. Lob und Preis und Dank und Anbetung — das soll alle Tage Grund und Inhalt meines Gebets sein, und in dem Bekenntniß meiner Hülflosigkeit, meiner Schwäche, meines Elends und in dem Suchen, Ringen und Bitten um die Hülfe und den Segen von oben, von Gott dem HErrn, darin werde ich den Namen des HErrn bekennen und Ihm als dem alleinigen HErrn und Gott und Helfer die Ehre geben. Der HErr soll mein Hirt sein; Er soll meine einzige Hülfe und Zuflucht sein; in Ihm werde ich Trost finden und Kraft und Leben, Vertrauen und alles, was mir nöthig sein wird. Der dreieinige, hochheilige Gott ist mein HErr und mein Gott; einen andern will ich nicht und kenne ich nicht, und will das Fleisch und die Welt mich bestürmen, Gott wird helfen, daß ich meinem einzigen HErrn, dem ich Treue geschworen, auch treu bleibe.

Abends, 22. April. Es ist der gegenwärtige Abend wohl der wichtigste meines bisherigen Lebens. Der nächst wichtige wird der letzte Abend meines Lebens sein. Heute wird die Welt verabschiedet. Morgen trete ich in den Kriegsdienst Christi. Ich darf also ein Triumphlied heute singen und ich thue das aus voller Seele. Christus ist nun mein einziger Herr, Er ist mein Führer, Er wird nun ganz mein Eigenthum. Die Welt verlasse ich. Ach, daß ich niemals mehr mich nach ihr umschauen möchte!

---

23. April. Nach der professio fidei gingen wir zur Beichte. Mit welcher Liebe kam auch hier der P. R. mir entgegen! Ich hatte ihm meinen Seelenzustand möglichst genau offenbart; allein trotz der Genauigkeit fürchte ich doch immer für besser gehalten zu werden, als ich beabsichtige, daraus folgt für mich die Lehre und Erfahrung, daß der letzte Richter und Rathgeber doch immer nur der HErr selbst im Herzen bleiben kann. Es kann auch nicht anders sein, denn wenn ich mich auch noch so genau oder noch so scharf beurtheile, wer bürgt mir dafür, daß ich mich richtig beurtheile? und wäre meine Erkenntniß auch noch so tief, der vollkommene Herzenskündiger ist doch allein Gott der HErr.

Herr P. R. hat mich besonders darauf aufmerksam gemacht, wie sichtbar die Gnade Gottes mich heimsuche, aber wie gefahrvoll auch gerade mein Weg sei; die Versuchung zur Selbstgefälligkeit und zu geistigem Hochmuth ist in solchem Zustand der Begnadigung unvermeidliche und lebenslängliche Begleiterin. Daher gilt es mit aller nur möglichen An-

ſtrengung nach wahrer Herzensdemuth zu ringen; ſich deſſen wohlbewußt zu bleiben, daß es nur Gnade von Gott iſt, die mich trägt, die mich aus der eigenen Schwachheit erhoben hat. Dankbar ſoll ich annehmen, was Gott mir ſchenkt, aber auch nicht muthlos werden, wenn Er ſolche ganz beſondere Gnadenerweiſungen mir entzieht und mich den Weg, den Er gewöhnlich zu führen pflegt, nun weiter führen will. Alſo Gnade, Schwachheit und Demuth, deſſen ſoll ich unaufhörlich mich erinnern und dazu ſoll ich nach Liebe ſtreben, nach immer innigerer Liebe. Das iſt der einzige Weg, um die Demuth zu erhalten und zu bewahren. Die Liebe zeigt uns, wie Gott uns liebt und wie unverdient dieß iſt, wie elende Sünder wir ſind. Sie giebt aber auch Muth und Vertrauen und die wahre Freudigkeit des Herzens, gegründet auf Gottesfurcht. Liebe iſt ohne Demuth nicht denkbar, daher der wahrhaft demüthige auch liebt, und die Demuth ein Prüfſtein der Liebe iſt.

Die Stimmung an dem Morgen der Weihe war, wenn auch feierlich und ernſt, doch eine frohe, zuverſichtliche, das Herz warm von Liebe und Gnade. Ohne Furcht, in dem Bewußtſein von Gott berufen zu ſein, habe ich mich in die Arme meines Gottes gelegt, um Ihm ewig treu zu ſein. Mit Rührung und großer Wärme und als ein wahrer Hirt ſeiner Heerde hielt der Biſchof ſeine Anſprache an uns, den ganzen ergreifenden Ernſt des Augenblickes noch einmal uns vor die Seele führend, und dann legte er uns als das Wichtigſte für unſer ganzes zukünftiges Leben die zwei Tugenden

der priesterlichen Reinheit und des priesterlichen Gebets ganz besonders an das Herz. Die ächt priesterliche Reinheit sollten wir als den köstlichsten Juwel für unser ganzes Leben betrachten und ihn hüten, daß auch nicht ein Hauch seinen Glanz trüben möge. Das Gebet aber sollten wir so pflegen, daß es mit goldenen Buchstaben von den Engeln aufgezeichnet werde. Das Wort, das Beispiel und das Gebet, sagt der heil. Bernhard, sind die Waffen in des Priesters Hand. Die wichtigste unter diesen aber ist und bleibt das Gebet.

---

31. Mai. Ein herrliches Vorbild für den Diakon ist der heilige Stephanus. Ein Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes wird er genannt. „Sie vermochten nicht," heißt es, „der Weisheit und dem Geiste, womit er redete, zu widerstehen." Siehe da die Frucht des Glaubens und des Heiligen Geistes. Glauben sollen wir haben gleich ihm. Glaube ist die Bedingung für unsere Weihe zum Diakon. Wer aber kann glauben, wenn es ihm nicht gegeben ist? Jesus, Du Grund meines Glaubens, meiner Hoffnung und meiner Liebe, an Dich glaube ich, o erhalte und mehre doch meinen Glauben. Morgen legt mir der Bischof die Hand auf und sagt: Accipe spiritum sanctum — ad robur. Daß ich doch etwas nur wüßte von diesem Heiligen Geiste, den ich empfangen soll; von diesem verheißenen Tröster, von diesem Führer in alle Wahrheit, von dieser Kraft Gottes, der von dem Vater und dem Sohne ausgeht, der da die Liebe ist, die der Vater zum Sohne und der Sohn zum Vater hat, von diesem Geiste, der die Kirche Gottes regiert und dessen Wehen und Wirken darin

so wunderbar herrlich ist. Dieser Geist soll auch mein Eigenthum werden; ich soll ihn empfangen, in Kraft dieses Geistes soll auch ich reden wie Stephanus. Ich bin zu gering, die Fülle dieser Gnade mir auch nur ausdenken zu können; ich glaube aber an diese Kraft des Geistes; sie ist ja der Grund der Hoffnung für meine ganze Wirksamkeit. Wie freue ich mich solche Gnade vor Gott gefunden zu haben, daß ich ein Werkzeug des Heiligen Geistes werden soll!

Wunderbar ist der Wille Gottes. Ich, der schwächste, soll doch so stark werden! Nun, des HErrn Wille geschehe! Eins allein kann mir diese Kraft rauben, und das wäre, wenn ich irgend etwas von dem, was der HErr durch mich zu wirken gedenkt, mir und nicht Gott zuschreiben würde, wenn ich ein solcher Verräther an der Ehre Gottes würde. O daß diese Schmach mich nicht treffen möchte! Lieber will ich mein ganzes Leben nichts wissen, als daß ich für meine eigene Ehre arbeitete. O Heiliger Geist, bald mein Eigenthum, bereite das Herz zu einem heiligen Gefäße und laß das eigene Ich darin ersterben. Gieb mir Geduld mit meiner Schwachheit und laß mich nicht anders mich kennen, als in dieser meiner Schwachheit; doch daß ich stark bin in Dir und in der Kraft des Glaubens, das führe mir stets zu Gemüthe. Amen.

---

14. August 1867. Um sechs Jahre älter, seit ich die Blätter dieses Buches schrieb. Ich fürchtete mich damals vor Eitelkeit beim Schreiben und wußte nicht, ob der Segen oder der Schaden eines solchen Tagebuchs größer sein werde. Doch heute sehe ich den Segen als größer an, indem das

Lesen heilsame Eindrücke in mir hervorruft. Schlecht war ich damals, und schlecht bin ich noch heute, und doch besteht ein Unterschied. Der Kern war damals die Gnade Gottes und drang sehnsüchtig nach Licht und Liebe durch die Schale hindurch. Heute ist der Kern auch noch die Gnade Gottes, aber sie liegt wie ein unbenutzter Juwel im Innern, an dessen eingebildetem Besitz ich mir genügen lasse; doch das eigene Ich, das Gefäß zu jenem Schatze, die Schale zu jenem süßen Kerne, ist schlechter, gottentfremdeter, nachlässiger, ist wie ohne Leben und Wärme. Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!

---

15. Oktober 1868. Die Sonnenstrahlen fangen an — aber auch nur dieß — ganz leise durch die Wolken des miserablen Ichs hindurchzubrechen. Ach möchte es wieder Licht und heller, heller Tag werden, damit ich mich von ganzem Herzen hassen, Gott aber fürchten und lieben, von ganzer Seele lieben lerne! — O Gott! gieb Licht und führe mich Deine Wege, nur Deine Wege, denn die meinigen hasse ich!

---

26. Oktober (während der Exercitien in Schweidnitz, für welche er in dem Bedürfniß nach gründlicher Sammlung des Geistes und Erneuerung sich Erlaubniß ausgebeten hatte). Ach HErr, schneide, brenne, schlage, daß ich fühlen könne! Ich möchte gern die ganze Abscheulichkeit meiner selbst recht klar erkennen und fühlen, damit ich Verlangen bekomme nach Deiner Hülfe! O HErr, wie kann ich denn hinabsteigen in mein Inneres? Ich bin zu thöricht, zu blind, zu gefühllos, wie von Erz und Stein, und ich möchte gern brennen in

allerheißester Glut, und wenn ich auch bitter darunter leiden muß. Ich will brennen, damit ich Deine Liebe fühle und Dich wieder liebe; ich will brennen, denn mehr kommt man vorwärts unter dem Drange und Brande der Liebe, als bei Gefühllosigkeit und geistigem Tode. O HErr, lieber nimm mir alles, alles und schlage lieber, wie Du willst, als daß ich so herz- und gefühllos bleibe!

Die Mauer, welche die süße Liebe Gottes, nach der mein Herz auf das dringendste verlangt, nicht durchdringen läßt, ist Vernachlässigung von empfangenen Gnaden, Kälte u. s. w., noch deutlicher gesagt, die menschliche Erbärmlichkeit, die ich pflege und deren Früchte ich ernte, anstatt daß Gott mich durchdränge und ich aufginge in Seiner Liebe, in Seinem Willen, in Seiner Wahrheit. O Gott, wie komme ich zu Deinem ungetheilten Besitze? Wie gewinne ich für Dich die Herrschaft über meinen Geist und meinen Leib? Ich will, will, möchte alles, aber mein Geist ist wie gefesselt und gebunden, als sei nichts, gar nichts mehr zu erringen. Und doch ist das Täuschung, denn alles, alles kann und soll und muß ich erringen durch Dich, der Du helfen kannst und willst. O hilf, hilf bald, hilf ganz, denn ich seufze in meiner Einsamkeit nach Dir und kann Dich doch nicht finden. Wo bist Du, daß Du Dich nicht finden lässest? Warum lässest Du mich so vergeblich seufzen und bitten? Verzeihe, HErr, daß ich es wage, so zu reden; ich weiß es ja, daß ich zu wenig, noch viel zu wenig bitte und verlange. Darum bitte ich zunächst, gieb mir doch Verlangen, heißes, inniges, lebendiges Verlangen,

brennenden Hunger und Durst nach Dir und Deiner Hülfe. Mache mich los von mir selbst, damit ich mich aufschwingen könne und Dich anbeten und mit ganzer Seele Dir dienen.

---

28. Oktober. Ich habe Gnade, habe Gott gefunden und bin sehr glücklich darüber und danke herzlich. Aber was ich suche, ist nicht das momentane Gefühl des Friedens Gottes, sondern viel mehr will ich und suche und bitte ich: bleibenden Besitz Gottes mit allem, was dieser Besitz in sich begreift und was sich wirksam zeigt in sämmtlichen Verhältnissen, Pflichten und Beziehungen meines Lebens. Will ich demüthig sein: Gott muß meine Demuth sein; brauche ich Weisheit: Gott ist die Weisheit selbst und in Ihm bin auch ich weise, wenn ich Ihn besitze; bedarf ich der Kraft, des Muthes, des Rathes: Er ist alles in allem. Wünsche ich für meinen natürlichen Menschen den Tod: Er ist das Leben und in Ihm wünsche ich zu leben, zu denken, zu handeln, zu streiten, zu siegen und selig zu werden.

Exercitien halten, beichten u. s. w. ist ohne Zweifel sehr gut und soll uns dahin führen, den alten Menschen auszuziehen und einen neuen Menschen in Gott anzuziehen, allein wichtiger noch ist, was Jesus sagt: „Bleibet in Meiner Liebe.“ Um zu bleiben in der Liebe, dazu gehört ein demüthiger, williger Sinn, der sich Gott ganz unterordnet und in Ihm sich bewegt, in Ihm athmet, in Ihm lebt und wirkt und handelt. Kehrt der Mensch zu sich selbst wieder zurück, übernimmt selbst wieder das Regiment, so tritt auch der alte

traurige Zustand wieder ein. Es ist weder der rechte Friede vorhanden, noch der rechte Eifer, noch das rechte Handeln, und der Mensch wird wieder die Creatur, die mit vollem Recht werth ist das Schicksal des Teufels zu theilen. HErr, rette mich vor mir selbst! Mit wahrer Angst denke ich an diesen schlechten Menschen, an das eigene Ich, das so boshaft ist, daß es dem heiligen Willen des lebendigen Gottes sogar widerstreben kann, und so stark zum Bösen, daß es alles Böse thun kann, während es zum Guten so ohnmächtig ist, daß es nichts vermag. Wie schrecklich betrügt man sich also, wenn man sich auf sich selbst verläßt! O wie sollte man sich selbst hassen! Denn wer sich selbst führt, sich selbst sich überläßt, der geräth ins ewige Verderben, anstatt in das ewige Licht zu kommen. O Du himmlisches, ewiges Licht! leuchte auf meinem Wege, daß ich nicht in die Irre gehe. Rette mich vor der eigenen Finsterniß und der eigenen Thorheit; halte mir die Augen offen, daß das Erschrecken vor mir selbst auch nicht einen Augenblick sich verliere, und ich immer Hülfe suchend bei Dir gerettet werde und Dir hier nicht Schande mache, sondern zu Deiner Ehre durch Dich wirke.

---

29. Oktober. Was ist es doch Schönes und Geheimnißvolles um das Himmelreich! aber das Geheimniß wird sich enthüllen, und die nur geahnte Schönheit wird unser ewiger Genuß werden.

Herr P. M. räth mir, eine kurze Lebensregel oder einen Wahlspruch mitzunehmen aus den Exercitien für das ganze

Leben, wie z. B. der heilige Aloysius den: „Was nützt mir dieß für die Ewigkeit?“ oder der heilige Ignatius den: „Alles zur größeren Ehre Gottes.“ Wäre der Wahlspruch nicht schön: „Ich muß abnehmen, Er aber muß zunehmen?“ d. h. ich sterben, Er leben; die eigene Herrschaft vernichten, der Seinigen sich unterwerfen; sich hassen, Ihn lieben; sich anklagen, Ihn verherrlichen und in Seiner Ehre aufgehen; alles auf sich nehmen, wenn nur Seinem Ruhme, Seinem Namen die Ehre gegeben wird; von Ihm alles hinnehmen, selbst wenn Seine Absichten nicht zu ergründen sind; auf den eigenen Willen verzichten, wenn nur der Seinige erfüllt wird. Das alles ist aber dem natürlichen Menschen so widerstrebend, daß ich den heiligen Johannes den Täufer nicht genug bewundern kann. Der natürliche Mensch wünscht wahrlich nicht abzunehmen, sondern zuzunehmen, und doch soll er abnehmen und sterben, wie er es verdient. Am allerschönsten aber ist der Wahlspruch und meiner ganzen Stimmung und meinem Verständniß am entsprechendsten: „Jesus im Herzen und im Bekenntniß.“ Nur mit Durchführung dieses Wahlspruchs werde ich selig werden.

2.

Antrittspredigt,

gehalten zu Hohenfriedeberg am 17. December 1866.

Der Friede Gottes, welcher alle Begriffe übersteigt, bewahre eure Herzen in Jesu Christo unserm HErrn.

Geliebte christliche Gemeinde, laßt mich euch heute, da ich euch wohl vollzählig versammelt sehe, noch einmal mit dem apostolischen Gruß begrüßen: „Gnade euch und Friede von Gott unserm Vater und dem HErrn Jesu Christo, dem da sei Ehre in Ewigkeit."

Ich sagte euch bei meinem Kommen bereits, wie ich dem Rufe Gottes hierher gern gefolgt sei, und wie es mir eine Freude sein werde, euch ein Führer auf dem Wege zum Himmelreich sein zu dürfen. Ist auch das Amt schwer und verantwortlich, und besitze ich auch von mir selber nicht so viel Weisheit und Kräfte, um auch nur eine einzige Seele zum Himmel führen zu können, denn das ist Menschen überhaupt unmöglich; so sagte ich euch doch, wie ich nicht auf eigene Weisheit und eigene Kräfte dabei baue, sondern auf Den, der in der Schwachheit mächtig ist, und der da Weisheit giebt, wenn man Ihn, wie Jakobus sagt, darum

bittet. Er soll also auch meine Stärke und meine Weisheit sein, und getrost in dieser Kraft und voll Freude über solch eine Hülfe will ich meine Thätigkeit unter euch beginnen, indem ich mir vornehme, gemäß dem Beispiel des Apostels (1 Cor. 2, 2) unter euch nichts zu wissen, als allein Jesum Christum, und zwar den Gekreuzigten, dem da sei Ehre in Ewigkeit. Denn ich glaube und bekenne mit unserer heiligen Kirche, daß dem Menschen kein anderer Name gegeben ist, dadurch wir selig werden könnten, und daß in keinem anderen Heil zu finden ist, als allein in Ihm, in dessen Namen sich nun aber auch beugen sollen alle Kniee, derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind.

Ich halte es für wichtig, in unserer ersten Betrachtung unser gegenseitiges Verhältniß auseinander zu setzen, damit ihr einerseits über das Wesen und die Wichtigkeit des seelsorgerlichen Amtes, das ich unter euch ausrichten soll, unterrichtet werdet und Vertrauen gewinnet, wenn ihr wißt, daß ich meiner Aufgabe unter euch mir bewußt bin, zu deren Erfüllung mir Gott Lust, Liebe, Kraft, Weisheit und Ausdauer verleihen wolle. Andererseits hoffe ich, werdet ihr durch unsere Betrachtung zu der Ueberzeugung geführt werden, daß den heiligen Pflichten des Seelsorgers gegenüber auch heilige Pflichten für die Gemeinde erwachsen, wie es also einer gegenseitigen Thätigkeit bedarf, wenn unser Verhältniß das werden soll, was in den Absichten Gottes liegt, und was die Bedingung für seinen Segen ist. Erfüllen wir von beiden Seiten diese Pflichten, so bin ich auch überzeugt, daß der Segen Gottes im reichen Maße uns wird zu Theil

werden, wie ich ſolches aus voller Seele wünſche. O Gott, der Du hörſt meine ſchwachen Worte, laß es an dieſem Segen nicht fehlen, damit wir zu einer heiligen Gemeinde heran wachſen, in deren Mitte Du wohnſt und geehrt und verherrlicht werdeſt, und wir auf dieſe Weiſe unſere Seelen retten für das ewige Leben. Amen.

Unſer HErr und Meiſter und Erlöſer faßt den Beruf eines Seelſorgers in die Worte zuſammen: „Wie Mich der Vater geſandt hat, ſo ſende Ich euch.“ Und als wen ſendet der Vater Seinen geliebten Sohn in die Welt? Er ſandte Ihn als den guten Hirten, der da die verlorenen Schafe ſuchen, ſammeln, weiden und ſelig machen ſollte. Und mit welcher Liebe, mit welcher Mühe, Treue und höchſter Opferwilligkeit hat Er dieß gethan, ſo daß Er wahrhaftig von Sich ſagen konnte: „Ich bin der gute Hirt, der gute Hirt giebt Sein Leben für Seine Schafe.“ Erſt ſuchte Er Seine Schafe, und wie mühſam und geduldig, dann nahm Er ſich derſelben an, als ſie in all ihrem Elend und Gebrechen zu Ihm ihre Zuflucht nahmen, wie wir erſt heute in dem Evangelium hörten: „Saget Johanni, was ihr geſehen habt: Blinde ſehen, Lahme gehen, Ausſätzige werden rein, Taube hören, Todte ſtehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Und was hat Er denn gethan und gelitten, um Seine Schafe zu retten? Das eigne Leben war Ihm nicht zu theuer, um es unter bittern Qualen zur Rettung Seiner Heerde dahin zu geben. Und noch immer trägt Er ſie ja alle in höchſter Geduld, nährt und ſtärkt ſie mit ſo wunderbarer Speiſe, und führt ſie alle, die ſich von Ihm führen

laſſen, bis zum Beſitz des ſeligen Paradieſes, das Er ihnen eröffnet hat. Wenn man dieſe Liebe und dieſes Verhalten Jeſu kennt, davon überzeugt iſt, und dann die Worte hört, die Er zu Seinen Jüngern und deren Nachfolgern ſpricht: „Wie Mich der Vater geſandt hat, ſo ſende Ich euch," da freilich könnte man verzagen und kleinmüthig werden und müßte nur mit dem Apoſtel Petrus ausrufen können: „HErr, gehe hinweg von mir, denn ich bin nur ein ſündiger Menſch." Denn wer iſt im Stande, in die Fußſtapfen Jeſu zu treten, oder wer iſt würdig, Sein Vertreter zu werden und deſſen Amt zu übernehmen? Wer könnte es auch nur von ferne ſo verwalten, wie Er, der anbetungswürdige höchſte Hirt! Und doch bedurfte Jeſus der Vertreter auf Erden, denn Er lebte ja nur dreiunddreißig Jahre auf Erden, und kehrte dann zu Seinem Vater in den Himmel zurück. Die Heerde aber wollte Er nicht verwaiſt laſſen, die ohne Hirt gar bald den Wölfen und Räubern, welche den Schafen Gottes nachſtellen, würde zur Beute gefallen ſein. Zwar wollte Er in unſichtbarer Weiſe bei den Seinigen bleiben allezeit: „Ich bleibe bei Euch bis an das Ende der Welt;" allein wie wenig achtet die Welt auf den unſichtbaren Hirten, und wie würde ſie noch viel mehr auf Abwege gerathen und ſich von Gott entfernen, wenn Er nicht auch ſichtbare Vertreter geordnet hätte, die Sein Amt auf Erden fortſetzen, denen Er den Auftrag und die Gewalt ertheilt hat, für Seine Schafe Sorge zu tragen, ſie zu ſammeln, zu hüten und zu nähren. Die Erſten, welcher Er ſich dazu bediente, waren Seine Apoſtel. Sie beſaßen weder Gelehrſamkeit, noch Macht, noch Weisheit.

Der gute Hirte ſtellte an ſie eine einzige Bedingung, da Er ihnen das Hirtenamt anvertraute, und welches war dieſe? Er ſprach zu Petrus, zu dem Felſen, auf den Er Seine Kirche baute: „Simon, Sohn Jonas, liebſt du Mich? Und Petrus antwortete: Ja, HErr, Du weißt, daß ich Dich liebe.“ Dreimal fragt Jeſus den Petrus, ob er Ihn liebe, und nachdem dieſer dreimal Ihm betheuert, daß er Ihn wahrhaftig liebe, überträgt Er ihm die Pflege Seiner Heerde. Zeigt das nicht, wie ſehr Ihm das Wohl Seiner Heerde muß am Herzen gelegen haben, da Er die Liebe zu dem HErrn der Heerde zur Bedingung ſetzt, aus der die Liebe zur Heerde und die treue Pflege und ein Weiden derſelben im Sinne des HErrn der Heerde von ſelbſt folgt? Darum ſagt z. B. der Apoſtel Paulus, der ſeinen HErrn über alles liebte (er bekannte ja: ich will nichts wiſſen, als Ihn, und er achtete alles andere für Koth gegen dieſe Erkenntniß): „Gott iſt mein Zeuge, wie ich euch alle mit der herzlichen Liebe Jeſu Chriſti umfange, und wie ich von Herzen bereit bin, nicht nur das Evangelium unter euch zu predigen, ſondern auch das Leben für euch hinzugeben.“

Wie werden daraus Petrus und die übrigen Jünger die Wichtigkeit ihres Amtes ſo klar erkannt haben, wie werden ſie ſich unwürdig gefühlt haben, ein ſo heiliges, unvergleichliches Amt zu verwalten, und den Auftrag Jeſu zu erfüllen! Was ſoll darum ich erſt ſagen, wenn der liebende Hirte auch mir einen Theil Seiner Heerde, wenn Er auch mir Hunderte von Seelen anvertraut hat, die vor Ihm ſo unendlich koſtbar ſind, die Er nach Seinem Ebenbilde erſchaffen, die Er ſo theuer erlöſt und mit Seinem Blute Sich erkauft hat, Seelen,

welche Tempel des Heiligen Geiſtes ſind, und die da berufen ſind, ſelige Bewohner des Himmels zu werden, die Er liebt, wie Seinen Augapfel, und die Er alle von mir einſt zurück verlangen will!

Ja, erhaben iſt die Würde eines Seelſorgers freilich — das werdet ihr einſehen — allein ſie iſt auch verantwortlich, wie keine andere, denn „Ich werde Meine Schafe aus den Händen Meiner Hirten zurück fordern," ſpricht der HErr (Ezech. 34, 10). „Sie iſt ſo ſchön," ſagt der heilige Chryſoſtomus, „daß Engel die Menſchen darum beneiden könnten, aber auch ſo verantwortlich, daß ebenſo ſelbſt Engel ſich davor fürchten müßten." Tröſtlich iſt aber das Bewußtſein: Gott hat mich geführt in meinen Stand und hat mir das Amt anvertraut, und ſo bete ich denn Seine Vorſehung an, will aber auch der Verantwortung nicht vergeſſen.

Habe ich euch nun die Würde und Verantwortung des prieſterlichen Standes gezeigt, ſo könnte ich euch auch leicht zeigen, daß dieſer Stand, abgeſehen von ſeiner Verantwortlichkeit, ſchwer werden kann. Dieſe Schwere beſteht nicht darin, daß viele Seelſorger von Morgen bis Abend anſtrengend beſchäftigt ſind, ſei es durch Beichthören, oder Krankenbeſuche, oder ſonſtige Mühe und Arbeit, oder äußere Sorgen und Kummer; nein, das trägt der ächte Jünger unſeres Heilandes gern, es iſt noch das geringſte Kreuz, es ſind die Bande, deren der Apoſtel ſich rühmt, die er gern trägt um Chriſti willen. Schwer aber iſt es, mit der rechten Weisheit zu handeln, daß man nicht die einen anzieht und die andern zurückſtößt, nicht auf der einen Seite aufbaut und auf der andern wieder nieder-

reißt, daß man nicht dem einen nützt und dem andern schadet, daß man nicht zu streng, aber auch nicht zu nachsichtig ist, daß man die christlichen Lehren anziehend und nicht langweilig und abstoßend macht. Aehnliches giebt es noch vieles. Mit einem Wort, schwer ist es, daß man, wie der Apostel von sich bekennt, „allen alles werde". Die Unschuldigen soll man suchen in ihrer Unschuld zu erhalten und zu befestigen; die Frommen soll man suchen in ihrer Frömmigkeit zu nähren und zu stärken; die Lauen soll man aufwecken und zum Eifer zurückzubringen suchen; auch die Verstockten soll man noch aufzurütteln suchen und die Irrenden auf den rechten Weg zurückführen. Und wenn nun ein Seelsorger mit seinen schwachen Kräften sich müht, diese Berge von Pflichten zu ersteigen, er wendet alle Mittel an, und es scheint doch alles vergeblich zu sein; man warnt und wird nicht verstanden, man belehrt und wird nicht gehört, man bittet und wird verachtet, man sucht und kann doch nicht finden, was man sucht; und wenn man schließlich den Grund davon, daß man keine Früchte erzielt, in sich selbst findet und weiß zugleich, wie man durch die eigenen Fehler, Schwächen und Sünden nicht nur sich, sondern andern auch noch mit schadet, und die Verantwortung dafür wächst — seht, da werdet ihr erkennen, daß das priesterliche Amt, wiewohl das schönste und gnadenreichste unter allen Aemtern, so, daß die Engel die Menschen beneiden könnten, doch gewiß auch nicht leicht ist.

Doch will ich dabei nicht vergessen, daß, wie ich eben andeutete, Gott dem Seelsorger auch so besondere Gnaden zu Theil werden läßt, die ihn im Vertrauen auf die göttliche

Hülfe bestärken sollen, daß Er ihm Vollmachten in der Gemeinde gegeben hat, die ihm sein Wirken erleichtern, daß Er ihn zum Verwalter der seligsten Gnadengeheimnisse gemacht hat, die ihn ermuthigen und erquicken, daß Er ihm Freuden verschafft an dem Führen der Seelen, die alle weltlichen Freuden weit übertreffen.

Wie reich wären nun diese Freuden, und wie wesentlich würde unser Amt uns erleichtert, und wie gern würde man der äußeren Beschwerden vergessen, wenn die dem Hirten anvertraute Heerde sich von demselben auch führen ließe, wenn alle auf die Stimme ihres verordneten Seelsorgers hören wollten und es an dem redlichen Streben nicht fehlen ließen, das zu befolgen, wozu sie im Namen Gottes ermahnt werden. Wie würde das dem Seelsorger sein Amt süß machen, wie würde seine Stellung ihm lieb werden, und wie würde er mit weniger Sorge seiner einstigen Verantwortung entgegen sehen. Wenn die Gemeinde ist, was sie sein soll, so wird sie dem Seelsorger eine Stütze zur Haupterfüllung seines Berufes werden. Z. B.: wenn eine Gemeinde von wahrer, gesunder Frömmigkeit durchdrungen ist, so wird das für den Seelsorger nicht nur erbauend sein, nein, es muß ihn ja ziehen, diesem heiligen Beispiele zu folgen. Oder achtet eine Gemeinde auf das, was sie in den Predigten hört, und zeigt sie Hunger und Durst nach Wahrheit und Gerechtigkeit, wird das nicht für den Prediger ein Sporn sein, die kostbare Seelenspeise des Wortes Gottes in würdiger Weise, mit Sorgfalt und Treue zu spenden? Oder üben die Gemeindeglieder Treue in ihren kirchlichen Pflichten, sind sie treu im Gebete,

treu in der Benutzung unseres hochheiligen Opfers, treu im oftmaligen Empfange des allerheiligsten Gnadenmahles, und suchen sie dann auch in ihrem bürgerlichen Leben gottgefällige Früchte aus dieser Saat hervorzubringen, welch eine Freude muß dieß für einen Seelsorger sein, wie wird er mit um so größerer Liebe die heiligen Geheimnisse verwalten und von um so größerer Liebe zu seiner Gemeinde durchdrungen werden!

Ihr werdet von der Wahrheit des Gesagten eben so überzeugt sein, wie ich selbst, und werdet darum auch gewiß wünschen und euch vornehmen, daß unser Verhältniß sich so gestalte, wie ich dieß eben ausgesprochen habe. Allein ich hebe noch hervor, daß es nicht die Rücksicht auf die Person des Seelsorgers und nicht der bloße Wunsch nach Frieden, Freundschaft und Zufriedenheit sein soll, was die Gemeinde zur Treue in ihrem kirchlichen Lebenswandel bewege, nein, ganz allein die Rücksicht auf Den, der ihr eigentlicher und höchster Hirte ist, und der es allen zur Pflicht macht, diejenigen zu hören, die Er in Seinem Namen sendet: „Wer euch hört," sagt Er darum zu ihnen, „der hört Mich, und wer euch verachtet, der verachtet Mich; wer aber Mich verachtet, der verachtet Den, der Mich gesandt hat." Es ist also hier von Pflichten gegen den Seelsorger die Rede, die Gott selber aufgelegt hat. Es ist in dieser Beziehung ja auch das vierte Gebot von Wichtigkeit, es ist uns allen in unserer Jugend eingeschärft worden, daß das vierte Gebot sich nicht nur auf unser Verhältniß zu unseren leiblichen Eltern beziehe, sondern auch auf andere Vorgesetzte, und namentlich auf diejenigen, die Gott in geistlicher Weise an uns zu vertreten

haben. Wiederum aber ist es hier nicht die Person, der die erste Ehre gebührt, sondern es ist das heilige Amt, das Gott der Person anvertraut hat. Die Ehre kommt also nicht dem Menschen, sondern Gott zu, den wir in Seinem Vertreter ehren, während der Segen, den die Erfüllung des Gebotes mit sich bringt, demjenigen zukommt, welcher dasselbe erfüllt. Gleichwohl möchte es klingen, als beanspruchte ich durch das Gesagte etwas für mich von euch, meine geliebte, mir anvertraute Gemeinde; doch das sei fern; ich will nichts anderes, als was unser göttlicher Meister sagt: „Ich suche nicht Meine Ehre, sondern die Ehre Dessen, der Mich gesandt hat," und gern spreche ich mit dem König David: „Nicht mir, o HErr, Deinem Namen sei Ehre." Wenn ich darum von Pflichten gegen den Seelsorger rede, so rede ich eigentlich von Pflichten gegen Gott. Von diesem Gesichtspunkte aus soll sich die Gemeinde leiten lassen, soll hören auf das Wort Gottes, soll annehmen geistlichen Rath, soll folgen der Einladung zur Erfüllung der religiösen Pflichten. „Gehorchet euern Vorgesetzten," schreibt auch der Apostel, „als solchen, die da zu wachen haben über eure Seelen und Rechenschaft einst davon geben müssen, und zwar geschehe es so, daß sie es mit Freude thun können und nicht mit Seufzen."

Will ich nun den Zweck und die Wirkung einer beiderseitig gesegneten Thätigkeit von Seelsorger und Gemeinde zusammenfassen, wo jener im Geiste Gottes seinen Samen streut, und der Boden, auf den er fällt, ein empfänglicher und fruchtbarer ist, so kann ich es nicht besser bezeichnen, als wenn ich hinweise auf den Weihnachtsgruß der Engel: „Ehre sei Gott

in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Ihr Wunsch wird erfüllt, wenn Hirt und Heerde ihre Pflicht thun. Ich kann wohl sagen, der Wunsch der Engel ist auch mein Wunsch für mich und Euch. Ich wünsche, Gott in Eurer Mitte zu verherrlichen. Möchte es mir in reichstem Maße gelingen unter dem Beistande Gottes! Euch aber wünsche ich jenen Frieden zu bringen, den die Engel verkünden, und von dem der Apostel in der heutigen Epistel sagt: „Der Friede Gottes, welcher alle Begriffe übersteigt, bewahre eure Herzen in Christo JEsu unserm HErrn!“ und von dem Jesus selbst sagt: „Ich gebe euch einen Frieden, wie ihn die Welt euch nicht geben kann.“ Doch haben die Engel wohl Recht, wenn sie sagen, der gute Wille müsse dem Frieden voraus gehen, oder wie Jesus sagt: „Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan.“ Zu denen, die guten Willens sind, hat Gott mich gesandt: ihnen will ich ein Hirte sein, so Gott mit Seiner Gnade mir zur Seite bleibt, und es soll meine Freude sein, ihnen recht nahe zu stehen.

So nehmet denn hin, was ich euch heute geboten habe, und in der Weise, wie es gemeint war. Die Predigt galt mir und galt euch. Sie erinnerte mich an meine Pflichten und euch an die eurigen. Suchet nur reich zu werden an gutem Willen und lasset ihn begleitet sein von der Treue im Gebete, so wird der Segen Gottes unser Wirken begleiten, wir werden Frieden nach außen und innen erhalten, und wie selig werden wir sein, wenn Gott nach den Tagen der Arbeit zur seligen Ruhe im Himmelreiche uns einführen wird! Amen.

3.

Leichenpredigt

gehalten zu Hohenfriedeberg am 11. März 1876

von

D. W. F. Besser,
luth. Pastor.

Das walte Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Amen.

2 Korinther 12, 9:

„Und Er hat zu mir gesagt: Laß dir an Meiner Gnade genügen, denn Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

In Christo geliebte Leidtragende! Werthe Trauerversammlung!

Mit diesem Spruche der Epistel des Sexagesima-Sonntags hat der HErr die Nacht gezeichnet, da das Unglück geschah, welches unsern geliebten Entschlafenen in, ach! so heiße Qualen versenken sollte, bis es, überwältigt von Gnade, zum heilsamen Eilmittel werden mußte, ihn zum seligen Glück des Paradieses heimzubringen, aus der Unruhe in die Ruhe, aus mühseligem Streit zu tiefem Frieden, aus dem Stande der Sehnsucht und der Hoffnung in den Stand des Genusses und des Schauens des ewigen Lebens.

Berufen zum ersten und letzten amtlichen Liebesdienste, meinem herzlich geliebten und innig verehrten Freunde zu er-

weisen an seinem Sarg und Grabe, blicke ich mit euch, theure Leidtragende, und mit euch allen, die ihr ihn gekannt und darum liebgehabt habt, in dieser Stunde des Hintennachsehens anbetend hin auf Gottes, des treuen Schöpfers und barmherzigen Erlösers, nun vollendete Arbeit an dieser auserwählten Seele. Und ich weiß, ihr empfangt mit mir dieß Wort des HErrn: „Laß dir an Meiner Gnade genügen" als solch ein Wort, worin sich die heilige Signatur seines Lebensganges von Anfang bis zu Ende hell und klar ausgedrückt findet.

Ja, der HErr hat zu ihm gesagt, und er hat zu sich sagen lassen: „Laß dir an Meiner Gnade genügen," zuerst in dem Sinne, daß ihm ungenügend und werthlos geworden ist alles, auch das menschlich Liebste und irdisch Beste, außer der Gnade seines HErrn Jesu Christi, in welche er eingepflanzt war durch die heilige Taufe, außer der versöhnenden, sündevergebenden, rechtfertigenden, heiligenden Gnade, die allein den sündigen Menschen in wahre Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott versetzt. „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott" — das war frühe der innerste Seelenausdruck unsers theuern Entschlafenen, und mit zarter, keuscher, lauterer Wahrhaftigkeit, der sich die Wahrheit zu erkennen gibt, konnte und wollte er an keinem Dinge sich genügen lassen, worin er nicht den Herzschlag aller wirklichen Religion verspürte, an nichts, was ihm nicht den Zugang zu Gott eröffnete, was ihn nicht einführte in den kindlichen, Abba klingenden Umgang mit dem Vater unsers HErrn Jesu Christi, was ihm nicht die selige Gewißheit versiegelte, daß er seines Heilandes Eigenthum sei auf ewig. Reich gemacht hatte

ihn Gottes Güte von Kind auf an den edelsten Gütern dieses Lebens: den Sohn und den Bruder umgab zärtliche Eltern- und innige Geschwisterliebe, und es ist seines Lebens süße Wonne und schöne Krone gewesen, daß die Verheißung des vierten Gebotes reichlich auf ihm ruhte. Der Freundschaft goldnen Schatz hat er glücklich gefunden und treulich behütet. Aber ausfüllen hat keine menschliche Liebe sein Herz können, nicht die Liebe, die er einflößte und empfing, nicht die Liebe, die er empfand und gab. „Du, o Gott, hast uns geschaffen zu Dir; darum ist unser Herz unruhig, bis es ruht in Dir," dieß Bekenntniß Augustin's kennzeichnet als erfahrene Wahrheit das inwendige Leben unsers nun vollkommen in Gott ruhenden seligen Freundes. Ihm war der Mariensinn gegeben, der ungestillt vom Trost der Creatur über die Natur sich schwingt, um das Eine zu finden, was noth ist und volle Genüge gewährt, der himmelwärts gerichtete Sinn, der alle Güter nur lieb und werth hält als Gefäße und Unterpfänder des einigen wahren Gutes. Darum ist ihm köstlich gewesen die Familienweihe, die seine Jugend gesegnet hat, auch mit dem Segen des heiligen Kreuzes. Als im Vorhofe des himmlischen Vaterhauses zusammenzuwohnen mit denen, die er mit starker, mit geheiligter Kindes- und Bruderliebe lieb hatte, nur diese Gnade hat ihm genügt zu beglückender Lebensfreude.

Er hat zu mir gesagt: „Laß dir an Meiner Gnade genügen." Zu dem heiligen Apostel hat der HErr so gesagt durch Offenbarung. Zu Seinen Christenleuten insgemein sagt Er gleich also durchs apostolische und prophetische Wort, das

Wort Seiner Gnade, und durch dieses Gnadenworts Inhaberin und Predigerin, die heilige Kirche. Unserm Entschlafenen hat der HErr das Ohr geweckt, die Eine Gnaden- und Heilsstimme aus den mancherlei Bethätigungen des hochwürdigen Befehls: „Weide meine Schafe" herauszuhören, selbst da, wo das Verstehen dieser Stimme durchs Geräusch fremder, schier übertäubender Stimmen erschwert wird. Die alleinseligmachende Gnade des guten Hirten hatte ihm das Herz gewonnen, so daß er das Siegel an der Stirn trug: „Meine Schafe hören Meine Stimme, und Ich kenne sie und sie folgen Mir, und Ich gebe ihnen das ewige Leben." Es hat jemand mit Bedauern von ihm gesagt: er habe „zu wenig katholische Luft geathmet;" die Wahrheit ist, daß er den Hauch des Geistes und Lebens Christi niemals in sich hat ersticken lassen. Als er — anfänglich einem weltlichen Berufe zugewandt — zur hohen Freude seines ehrfürchtig geliebten Vaters zum Dienste am Heiligthume dem HErrn sich dargab, da war es unter der römischen Hülle das wahrhaft katholische Heiligthum der allen Menschen erschienenen heilsamen Gnade und Seligkeit, wovon sein Herz voll war und sein Mund überging. „Die Liebe Christi dringt uns also," diese ächt priesterliche Stimmung war schon damals Meisterin im Gemüthe des Dieners Christi und des Haushalters über Gottes Geheimnisse, als die rechte, volle evangelische Kraft des Wortes: „Laß dir genügen an Meiner Gnade!" seiner Erkenntniß noch verborgen war. Aber, o Du treuer Gott, wie hast Du diese hochgeliebte Seele Dir erzogen und an ihr gethan nach der Zusage: „Wer da hat, dem wird gegeben,

daß er die Fülle habe." Ja, gegeben ist ihm worden, die allgenügende Gnade JEsu Christi mit erleuchtetem Christenherzen zu erkennen und dem Befehle: „Laß dir an ihr genügen" unweigerlich gehorsam zu werden, wo dieser genügsame Gehorsam ihn denselben Kampf bis aufs Blut kostete, den der heilige Paulus mit sich selbst durchzukämpfen hatte, bis er die Siegesfahne schwang und triumphirend ausrief: „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet; denn ich achte es alles für Schaden gegen die überschwängliche Erkenntniß Christi Jesu meines HErrn." Ihn zu gewinnen, in Ihm erfunden zu werden, in Seiner Gerechtigkeit zu leben aus Gnaden durch den Glauben, danach hat auch er — dem heiligen Paulus nach — mit allen Kräften sich ausgestreckt, und ergriffen von seinem Heilande, gezogen vom Magnet der gekreuzigten Liebe, hinangeleitet von Stufe zu Stufe des Heilsweges an der Hand des rechten Hirten und Bischofs der Seelen, hat er in der Schule der Anfechtung rechtschaffen gelernt, an der Gnade Jesu Christi sich genügen zu lassen. Die Liebe zum Gnadenstuhl hat ihn frei gemacht vom „schädlichen Stuhl." Nicht unempfindlich war er gegen den schmerzlichen Abbruch seiner geschichtlichen, äußerlichen Rebenstätte am Weinstocke; aber überschwänglich hat ihn der HErr getröstet und hat zu ihm gesagt: „Sei still, betrübe dich nicht! Ich bin der rechte Weinstock und du bist Mein Rebe — laß dir an Meiner Gnade genügen!" Um dieß Eine, an Christo, dem rechten Weinstocke, rebenlebendig zu bleiben, war es ihm gar zu thun, und wohl mit wehmüthigem Verlangen schaute er danach aus, ob nicht zu dieser Zeit, da

die falschen Weingärtner das Maß ihres Abfalls voll machen, in der alten Kirche der Weinstock Christus aus verborgener Wurzel hervorgrünen und neue Augen gewinnen möchte. Aber wo dieser Weinstock mit seinem himmlischen, auf Erden findbaren Schatze, nämlich der Gnade durch das Blut des Sohnes Gottes, nicht allein gepflanzt und gepflegt wird, da war des Bleibens nicht für die mit Gott in Christo verlobte Seele unsers Entschlafenen. Darum nahm er zu Herzen, was der HErr Jesus sagt von der schmerzhaften, doch erträglichen Krüppelgestalt der zum ewigen Leben Eingehenden, und schickte sich darein, mit neuem, leidsamem Gehorsam gegen das Wort: „Genügen laß dir an Meiner Gnade," dieser Gnade lautere und volle Spende zu empfangen in der Kirche, die mit Schmach und Ehren den Namen Martin Luthers trägt.

Aber anders als wir gedachten, hoch über unser — und auch sein — Bitten und Verstehen, hat der HErr das Wort: „Laß dir an Meiner Gnade genügen" vollendungsweise und mit glühender Klarheit in das Leben Seines begnadigten Knechts eingeschrieben, den Text voll ausdrückend: „Denn Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig" oder genauer, „vollendet sich in der Schwachheit." Wir erwünschten und erhofften ihm wohl eine Arbeitsstätte im Weinberge, wo er zum Lobe der ihm widerfahrenen herrlichen Gnade Christi seines Amts warten möchte nach der Weise: „Ich will's andern sagen, wie Er meine Klagen gnädig angehört; ich will armen Seelen hocherfreut erzählen, was Er mir gewährt. Und so wird Er, mein Hirt, durch mich noch auf Erden hochgepriesen werden." Was er selbst am tiefsten im Herzen be-

wegte in dieſer Zeit, hat er in einem Briefe ausgeſprochen, den er nach ſeinem letzten Geburtstage (31. Januar) an mich ſchrieb. Da frohlockt er über die Gnade, die ihm genügte, weil ſie ihn ſagen lehrte: „Mein Freund iſt mein, und ich bin ſein, der unter den Roſen weidet;“ aber heimwehmüthig eignet er ſich zugleich das Wort der Braut Chriſti zu: „Sage mir an, Du, den meine Seele liebt, wo Du weideſt, wo Du ruheſt am Mittage, daß ich nicht hin- und hergehen müſſe bei den Heerden Deiner Geſellen.“ Nun, der HErr Jeſus, ſeiner Seele ewiger Bräutigam, hat es ihm angeſagt, wo Er weidet und ruht und ruhen läßt in der verſengendſten Mittagsgluthitze. Allein die Anfechtung lehrt aufs Wort merken. Mit dieſem Gemerk iſt er hinausgegangen — aus ſeinen eigenen Gedanken — auf die Fußſtapfen der Schafe, die ihres Hirten Stimme kennen und ihm folgen, wo nur Er ihnen vorangeht und kein Fremder. Die vermeintliche Enge der Hirtenhäuſer, die ihm vorhin Bedenken gemacht hatte, konnte ihm nun nicht mehr den Einblick trüben in die Treue, welche hier Den beherbergt, den ſeine Seele liebte. O Gott, Dein Weg iſt heilig! Als ihr, theure Hausgenoſſen des Heimgegangenen, beim letzten Abendſegen vor ſeiner Abreiſe Jeſaia 55 mit ihm laſet, und da das Wort euch anrührte: „Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, und eure Wege ſind nicht Meine Wege, ſpricht der HErr; ſondern ſoviel der Himmel höher iſt denn die Erde, ſo ſind auch Meine Wege höher denn eure Wege und Meine Gedanken denn eure Gedanken,“ und das Schlußwort dieſes Capitels: „Es ſollen wachſen Myrthen für Dornen, und dem HErrn ſoll ein

Name und ewiges Zeichen sein, das nicht ausgerottet werde;“ als ihr dann am Abschiedsmorgen zusammen sanget: „Soll's uns hart ergehn, laß uns feste stehn! und auch in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen, denn durch Trübsal hier führt der Weg zu Dir“ — ob es euch in den Stunden umkleidet hat wie Rüstung auf das, was da kommen sollte? Habt ihr Amen gesagt, so hat euch der HErr beim Worte genommen, aber auch ihr den HErrn bei Seinem Worte.

Nicht ohne ehrfürchtige Scheu wage ich zu reden von den siebzehntägigen heißen Leiden unsers Vollendeten, deren Zeuge in der Nähe zu sein ich zwar entbehren mußte; doch weil ich nur dem Leibe nach fern war, so habe ich im Geiste mit- und nacherleben dürfen, was Gott an diesem seinem auserwählten Kinde gethan hat im Ofen des Elends. Und so will ich Zeugniß geben — denn „der Könige und Fürsten Rath und Heimlichkeit soll man verschweigen, aber Gottes Werk soll man herrlich preisen und offenbaren“ — Zeugniß geben davon, wie der HErr beide im Wetter des Unglücks und im sanften Sausen Seiner Tröstung zu ihm gesagt hat: Dennoch zürne Ich nicht mit dir — Ich habe dich je und je geliebt und dich zu Mir gezogen aus lauter Güte — du bist werth in Meinen Augen geachtet und mußt herrlich sein, denn Ich habe dich lieb — laß dir an Meiner Gnade genügen! Sehet, im Leibe der Krankheit und der Schmerzen hat sich an seiner gottseligen Seele die Allgenugsamkeit der Gnade seines Heilandes kräftiglich erwiesen — vollendete Gotteskraft in äußerster menschlicher Schwachheit! Und der Heißgeprüfte hat sein Tentamen bestanden, da er gewürdigt ward auf die

Frage: „Haſt du Mich lieb?“ mit der That des Erduldens zu antworten: „Ja, HErr, Du weißt, daß ich Dich lieb habe“ und ihm das Gelübde zu halten: „Ich liebe Dich nicht nur in Freuden, und wenn Du mich mit Zucker ſpeiſt, ich will Dich lieben auch im Leiden, und wenn Du mich zum Sterben weihſt.“ Einmal hatte er früher geäußert: er habe das beſtimmte Gefühl, daß ihm noch große körperliche Schmerzen zu ſeinem Heile zugedacht wären, und er bete ſchon jetzt darum, daß ihm der HErr durchhelfen möchte, wenn ſie kämen. Es iſt geſchehen, was ihn geahnt und wie er gebetet hat.

Von einem Pfahl in ſeinem Fleiſch redet der heilige Apoſtel und ſteigert unſer Erbeben vor der Plage, welcher Gott erlaubt hatte, ihn zu ſchlagen, indem er hinter dem Vorhange äußerlicher leiblicher Qual ſataniſche Anfechtung entdeckt. Ob es der HErr einem böſen Engel geſtattet hat, auf Seinen und unſern gemarterten Freund mit feurigen Pfeilen zu zielen, ihm Zweifel an Gottes väterlicher Güte und Barmherzigkeit einzuflüſtern, ihm zuzuraunen: „Konnte Gott nicht verſchaffen, daß ein Engel vor der Lohe dich beſchirmte?“ — und ſo ſeine brennenden Wunden als Zorn- und Verdammniß-Zeichen ihm ins Fleiſch einzubohren — das weiß ich nicht, denn ſein Mund hat davon nichts verlauten laſſen. Es ſähe ihm ganz ähnlich, wenn den Kampf ſeine einſame Seele mit Jeſu allein ausgekämpft hätte, und nur der Sieg ſeinen Lieben kund geworden wäre. Aber vielleicht hat der HErr zu dem Argen geſagt: Bis hieher und nicht weiter! Taſte Mir Meinen Geſalbten nicht an und thu Meinem Augapfel kein Leid! Vielleicht wäre es übermenſchliche

Versuchung gewesen, wenn Gott Sein Angesicht vor dem leiblich Gequälten verborgen und ihn in ungelinderte Seelenpein hingegeben hätte. Gewiß ist, daß Gott ihm Geduld, große Geduld verliehen hat, alles, die furchtbarsten Schmerzen zu ertragen, nicht nur ohne Murren, sondern auch ohne Verstummen des Grundtons in seinem Gemüthe: „Der HErr sei hochgelobt!“ Zwar wimmerte er mehr als einmal: „Ach, es ist schwer, sehr schwer!“ und der Seufzer: „Mea culpa!“ schwebte auf seinen Lippen. „So wird man gestraft,“ sagte er wohl einmal, „ich habe das und noch mehr mit meinen vielen Sünden verdient.“ Aber nur zum Schwichtigen aller Ungeduld und Unzufriedenheit, nicht zum Dämpfen des Geistes des Glaubens mußte ihm die Vertiefung in der Erkenntniß gereichen, daß im Leibe der Schmerzen und des Todes der sündliche Leib sich zu fühlen giebt. So völlig umfing ihn die Liebe seines Heilandes, daß die Furcht, welche Pein hat, ihn nicht peinigen durfte. Der Zusprache des Wortes: „Fürchte dich nicht, Ich bin bei dir!“ begegnete er mit der Antwort: „Nein, ich fürchte mich nicht; vor wem sollte ich mich fürchten? ich fürchte mich nur vor mir selbst.“ Und von sich selbst erlöst von Stunde zu Stunde, versetzt und versenkt in Jesum Christum, durch dessen Wunden er heil geworden, schmeckte er reichlich das Wort: „Wenn ich mitten in der Angst wandle, erquickst Du mich, HErr,“ und seine Seele wurde wie ein stilles Meer, voll von Gottes Preis und Ehr. Mit herzinnigem Danke nahm er die dienende und pflegende Liebe an, welche ihn Tag und Nacht umgab und auch aus der Ferne ihn begrüßte — was war es für eine Wonne, ihm bei seiner

gründlichen Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit Liebe beweiſen zu können! — doch ſein Gott ſuchendes Auge blickte durch alle, auch durch die ſüßeſten Liebesgaben hindurch auf zu dem Geber, den zu lieben und zu loben er ſeine letzten Kräfte ſammelte. „Te Deum laudamus iſt die herrſchende Stimmung in mir," tröſtete er freundlich die Seinigen inmitten der zunehmenden Leiden. Zwei Tage vor ſeinem Ende ſagte er zu ſeinem lieben Bruder und treuen Pfleger: „Wenn ich dieß überſtehe, ſo will ich Gott preiſen; und wenn ich's nicht überſtehe, will ich ihn auch preiſen. Sein Wille geſchehe!" Am Fußende ſeines Schmerzensbettes, unter Hohenfriedeberger Frühlingsgewächſen, von mitverwundeter Liebe ihm zugeſandt, hatte die Mutterhand Blätter — unverwelkliche — mit darauf geſchriebenen Tagesſprüchen aus Gottes Wort ihm vor die Augen gehängt, zu allerletzt — als den Ausdruck der von ihm bisher bezeugten Stimmung — den Spruch: „Lobe den HErrn, meine Seele!" Den Mund von Krämpfen feſtgeſchloſſen, nickte er zuſtimmend und gab zu erkennen, wie dazu ſeine ganze Seele Amen ſagte. An ſeinem neunten Leidenstage, nach der Nacht, da der Tod die kalte Hand nach ihm ausſtreckte, einer Schreckensnacht für die erzitternden Seinigen, wies er am Morgen deren ausgeſprochene Bekümmerniß über die ſchwere Nacht mit den Worten zurück: „Nein, eine liebliche Nacht!" Der Himmel hatte ſich über dem Menſchen in Chriſto geöffnet, hingerückt war er worden unter die Menge vieler tauſend Engel und ſeligen Seelen. „Ich komme, ich komme!" hatte er denen entgegen frohlockt, die droben auf ihn warteten. Doch nicht dieß Wonnegefühl

paradieſiſchen Vorgenuſſes, welches ihm ja wieder entſchwand, hat ihn hindurchgetragen durch die Flut ans Ufer. Eine folgende Nacht, die er äußerlich ruhiger zubrachte, und nach welcher ſeine betrübten Lieben ein wenig aufathmeten, nannte er „eine ſchwere Nacht.“ Seine Seele hatte mit Gott gerungen um genügende Kraft zum Beharren bis ans Ende, und er hatte gefleht, der HErr möchte es nur nicht dazu mit ihm kommen laſſen, daß er ſchreien müßte: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen?“ Und der HErr hat zu ihm geſagt: Sei getroſt! Dazu wird es nimmermehr mit dir kommen, das habe Ich übernommen für dich; darum wirſt du nicht verlaſſen, Ich bin bei dir in der Noth — laß dir an Meiner Gnade genügen! Wahrlich ja, hindurchgebracht und aus der Angſt errettet hat ihn ganz allein die Gnade ſeines HErrn Jeſu Chriſti, die im geſagten Worte und gehandelten Sacramente ihm zugeſchworene Gnade, in welcher er geborgen und verwahrt ward aus Gottes Macht durch den Glauben. Als er die Wegezehrung zum Gange durch die letzte finſtere Thalſtrecke empfing im heiligen Abendmahl, da geſchah ihm neuteſtamentlich, was wir 1 Moſe 8 von Noah's Taube leſen: „Da aber die Taube nicht fand, wo ihr Fuß ruhen konnte, kam ſie wieder zu ihm in den Kaſten; da that er die Hand heraus und nahm ſie zu ſich in den Kaſten.“ Hier in der Arche der Gnade hat er Ruhe gefunden für ſeine gejagte Seele, Erquickung und Labſal mitten im Verſchmachten. So volle Genüge hat die Gnade JEſu Chriſti ihm eingeſchenkt, daß einmal, als die Augen der Seinigen auf ſeinem Schmerzensantlitz bekümmert ruhten, und man ihn fragte: „Liebſter Carl,

iſt dir ſehr weh?“ er zur Antwort gab: „Ich war eben durch und durch ergriffen von dem Gedanken, daß Gott ſo unausſprechlich gut iſt. O daß ich doch ſein völliges Eigenthum werden möchte!“ Gelobt ſei — nicht er, unſer erlöſter Mitſünder; ich fühle, wie er mir den Mund zuhalten würde, wollte ich ihn rühmen — aber gelobt ſei Gott, ein ſolcher Gott, wie unſer Gott in Chriſto Jeſu iſt, der ein armes Menſchenherz ſo reichlich tröſten, ſo friedensvoll machen kann. Ja, der Gott der Märtyrer lebt noch, und einen Nachfolger mehr hat an unſerm Vollendeten der greiſe Polykarp gefunden, der, als die Flammen des Scheiterhaufens ihn anzüngelten, ſtandhaft ſich weigerte, ſeinem lieben HErrn Jeſu zu fluchen, der ihm nur Gutes und niemals etwas Leides gethan habe. Nichts hat unſer entſchlafener Freund an ſeinem Heilande zu tadeln gehabt in ſeinem ganzen Leben, nichts in den ſiebzehn Tagen ſeiner Vollendungsleiden. Wohl hat er darum bekennen dürfen: „Wenn der HErr mich jetzt zu Sich nimmt, ſo weiß ich genau, warum ich alle dieſe Wege geführt worden bin.“ Er hat vollendet, denn er iſt vollendet. Oder hätte er jemals, und wenn noch dreißig oder vierzig Erdenjahre ihm beſchieden geweſen wären, mit Wirken mächtiger, erbaulicher, ſeelengewinnender zeugen können von der Herrlichkeit der Gnade eines ſolchen Heilandes, wie dieſer Jeſus iſt, als er nun mit Leiden und Erdulden und endlichem Ueberwinden gethan hat? Ueberwunden hat er, hochgelobt ſei Gott! Seine Arbeit ging zu Ende und der Sabbat brach ihm an; die durchgrabnen Füß und Hände haben alles für ihn gethan. Als beim letzten harten Kampfe, da ein Seufzer Miserere mei! nach dem

andern aus seinem gepreßten Herzen quoll, die sein Sterbebett umgebenden, mitkämpfenden Seinigen die geliebte Seele dem durchmarterten Leibe bald entronnen glaubten, und ihm leise vorgesagt wurde: „Jesus, meine Zuversicht," da fuhr er langsam deutlich fort, „und mein Heiland ist im Leben" — und als dann seine liebste Menschenstimme das Lied seines Trostes bis zu den Worten: „Läßet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht?" ihm zugesprochen, flüsterte er leise bittend: „Weiter!" Noch den dritten Vers:

„Ich bin durch der Hoffnung Band
Zu genau mit Ihm verbunden,
Meine starke Glaubenshand"

(auch die allerschwächste Glaubenshand ist stärker als der Tod)

„Wird in Ihn gelegt befunden,
Daß mich auch kein Todesbann
Ewig von Ihm trennen kann" —

sog seine dürstende Seele ein; dann sprach er sein letztes deutliches Wort: „HErr Jesu, erbarme dich meiner!" und der Abschiedsodem sanften Entschlafens kündete die Heimkunft der erlösten Seele in die Arme ihres Erbarmers. Wir preisen ihn selig, der erduldet hat. Ihm ist das Loos gefallen aufs Liebliche, ein schön Erbtheil ist ihm worden. Gott hat ihm mit gewaltiger und dennoch sanfter Hand kund gethan den Weg zum Leben, wo er nun erlöst von allem Uebel und von der Sünde Arbeit frei jubilirt: „Vor Dir ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zu Deiner Rechten ewiglich" — wo der lautere Strom der göttlichen Heiligkeit ihn ganz durchwalt und die allgenügende Gnade JEsu Christi seines

demüthigen, durch Christi Blut reinen Herzens sehnlichstes Verlangen stillt: „Ich aber will schauen Dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache nach Deinem Bilde.“

* * *

Auch für euch, theure Leidtragende, ist aller Trost beschlossen in diesem Worte: „Laß dir an Meiner Gnade genügen,“ und ihr mögt dies Sexagesima-Wort annehmen als ein Vermächtniß eures geliebten Entschlafenen. Dir, ehrwürdige Mutter dieses Sohnes, der zum Freunde deines Herzens dir geworden war, so daß du nun zum andern Male wie verwittwet dich fühlst — du gesegnete Mutter, die du so viel in ihm verloren hast, weil dir so viel in ihm gegeben war — dir erbietet sich der HErr mit der Zusprache: „Laß dir an Meiner Gnade genügen, denn Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ zum gewissen, jeden Widerspruch niederschlagenden Troste. Christus dein Ein und Alles — dir wird nichts mangeln! Wo Gott solches thut, wie er dir gethan, wo der himmlische Weingärtner mit so tief verwundendem Schnitte die Reben seines Weinstocks reinigt, auf daß sie mehr Frucht bringen: o da muß Er Seine väterliche Herrlichkeit auf eine neue Weise und in gesteigertem Maße offenbaren wollen. Siehe, wir warten darauf, die erbauliche Herrlichkeit an dir zu schauen, daß du — ob auch unter Thränen und des Mitleids unsers barmherzigen Hohenpriesters bedürftig — mit neuer Treue am Bekenntniß deines Lebens halteſt: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde,“ und in dem Lichte, welches deinem Abende aus großem Trübsalsdunkel hervor scheint, den köstlichen Beruf

erkenneſt, deinen geliebten ſeligen Carl weiter zu lieben in deinen durch Gottes Vatergüte dir gebliebenen Kindern. Und nur noch eine kleine, kleine Weile, ſo wird alle deine Traurigkeit in Freude verkehrt werden, und unter den Freudengarben deiner Thränenſaat wird die ſchon eingeheimſte edelſte Garbe in deinen Armen prangen. „Und Er gab ihn ſeiner Mutter" — von dem das im Evangelio geſchrieben ſteht, derſelbe iſt auch dein Gott und Heiland. Und euch, theure Geſchwiſter — die entfernten grüßt dieß Wort in euch gegenwärtigen mit — denen mit dem geliebten Bruder die Krone eurer brüderlichen und ſchweſterlichen Freude ins Grab ſinkt, wie könnte euch Beraubten der HErr Geringeres zum Erſatz bieten, als Sich ſelbſt und Seine Gnade? O füllt mit nichts anderem die Lücke in euern blutenden Herzen aus! Dieſe Gnade, euers ſeligen Bruders Carl Kleinod im Leben und im Sterben, mit entſchiedenem Glauben zu ergreifen und zu behalten, dazu zieht euch der HErr mit ſanftgewaltigem Zuge. Wie habt ihr ihn ſo lieb gehabt! Aber hättet ihr ihn nicht gern noch völliger lieb gehabt, eure Liebe nicht gern ihm noch viel treuer bewieſen? Nun, für alles, was ihr ihm ſchuldig geblieben wäret, bietet euch ſein Gedächtniß eine vollgültige Anweiſung: Sehet da eure Mutter! ruft es euch zu; und ihr werdet in ihr zugleich euern Herzensbruder ehren und lieben.

Zuletzt ihr alle, Verwandte und Freunde, die ihr dem Entſchlafenen nahe geſtanden, ihn gekannt und geliebt habt — denn ihn kennen und ihn lieben war eins; inſonderheit ihr Armen und Betrübten, denen er ein lindiger Wohlthäter, ein freundlicher Helfer, ein ſanftmüthiger Ermahner ge-

weſen iſt, die ihr oft die lieben Hände geküßt habt, deren Todeswunden ihr, o wie gern! gekühlt hättet: laßt euch zum Abſchiede von dieſem Sarge ſegnen durch das Zeugniß unſers nun gekrönten Dulders von der allein, aber auch vollkommen genügenden Gnade JEſu Chriſti. Die Gotteskraft, welche in der Schwachheit ſich vollendet, müſſe von ſeinem Gedulds- und Ueberwindungsbette her viele anrühren und zur Gerechtigkeit weiſen. Und noch Eins laßt mich hineinrufen in dieſe große Verſammlung, das Wort des HErrn Jeſu: „Geſchieht das am grünen Holze, was will am dürren werden?“ Führt Gott Seine lieben Kinder durch ſolche Leidenshitze, auf daß ihr Glaube bewährt und viel köſtlicher erfunden werde denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewährt wird: ach! was würde aus uns werden, wenn wir uns nicht rechtſchaffen zum HErrn Jeſu bekehrten, wenn wir im Unglauben, ohne einen Heiland zu haben, erfahren müßten, daß es ſchrecklich iſt, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen? O HErr, laß es nicht zu, daß auch nur einer unter uns ſein Herz verſtocke gegen Deine Stimme, die heute ſo gewaltig und ſo lockend von Gericht und von Gnade zu uns redet! Pflanze uns ins Herz den Sinn, mit dem heiligen Paulus und mit unſerm ſelig vollendeten Bruder endlich zu warten und zu hoffen, daß mit aller Freudigkeit Chriſtus hochgeprieſen werde an unſerm Leibe, es ſei durch Leben oder durch Tod. Gelobt ſei JEſus Chriſtus! — in Ewigkeit. Amen.

Druck von Pöſchel & Trepte in Leipzig.

Ave

$\bar{x}$/30